GABRIELE v. BÜLOW

GEBORENE V. HUMBOLDT

ADELHEID UND GABRIELE VON HUMBOLDT

1809 in Rom von Gottlieb Schick gemalt

Gabriele von Bülow

Tochter Wilhelm von Humboldts

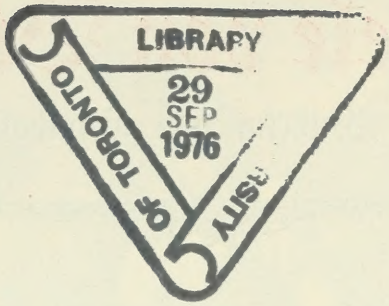
Ein Lebensbild

Aus den Familienpapieren Wilhelm
von Humboldts und seiner Kinder

1791–1887

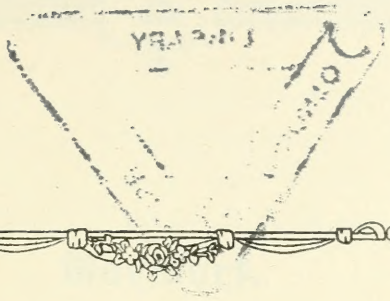
Vierzehnte Auflage — (32. bis 34. Tausend)
Mit acht Bildnissen und Abbildungen

Berlin 1911
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–71



Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

DD
422
B8
1911



Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau Großherzogin von Baden

Prinzessin von Preußen

in tiefster Ehrfurcht zugeeignet

Vorwort.

Das vorliegende Lebensbild verdankt seine Entstehung der Anregung der hohen Frau, der es gewidmet ist, und die für die Persönlichkeit und die Erlebnisse der Frau v. Bülow allezeit die huldvollste Theilnahme gehegt hat.

In diesen Blättern sollte zunächst den Angehörigen das Andenken der verehrten Frau, die lange Jahre hindurch der Mittelpunkt eines großen Familienkreises gewesen war, lebendig erhalten und den Nachkommen ihres Geschlechts ihr edles Bild vergegenwärtigt werden. Wenn dennoch dieses Buch nun auch der Oeffentlichkeit übergeben, das Bild eines reichgesegneten Lebens auch weiteren Kreisen mitgetheilt wird, so geschieht dies in der Ueberzeugung, daß jeder Leser gern den Eindruck einer so edlen Persönlichkeit empfangen und nicht ohne tiefere Antheilnahme diese echt deutsche Frau auf ihrem Lebenswege begleiten wird. — Es fehlt, äußerlich betrachtet, diesem Lebensgange nicht der Reiz, der Glanz, die eine hohe Stellung, ein weiter Umblick auch auf den Gang der Zeitgeschichte sowie nahe Beziehungen zu bedeutenden und historischen Persönlichkeiten verleihen. Der höhere Werth liegt jedoch in dem Charakter selbst, in der Seele dieser Frau: edel und von sittlicher Größe in allen Lagen, wie sie es zeitlebens war, wurzelnd in dem Boden eines festen Gottvertrauens und zugleich den schönsten menschlichen Pflichten treu, Segen verbreitend, so weit ihr Wirkungskreis sich ausdehnte.

Es hat in der vorliegenden Lebensbeschreibung bei der großen Fülle des Stoffes wohl manches nebensächliche Erlebniß, manche Einzelheit Raum gefunden, die scheinbar nur für die Näherstehenden von Werth ist, aber aus kleinen häufig charakteristischen Zügen setzt sich das Gesammtbild zusammen, und je klarer und lebensvoller die Erscheinung einer solchen Frau dem Leser entgegentritt, um so mehr wird sie Freude und Erquickung auch dem Fernerstehenden gewähren, auch dem, der sie nur aus diesen Zeugnissen ihrer eigenen Briefe kennen lernt.

Tegel, im September 1892.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. **Das Elternhaus 1791—1802** . . . . . 1—25

Heirath Wilhelm v. Humboldts S. 1. — Reisen in Spanien und Frankreich S. 3. — Rückkehr in die Heimath S. 25.

II. **Gabriele** . . . . . 26—72

Kindheit in Rom 1802—1810 S. 26.

III. **Gabriele** . . . . . 73—101

Aufenthalt in Wien 1810—1814 S. 73. — Reise durch die Schweiz nach Berlin 1814 S. 85. — Leben in Berlin 1814 und 1815 S. 87. — Adelheids Heirath 1815 S. 89. — Briefe Gabrielens an ihren Schwager Hedemann 1815 S. 96. — Einsegnung und Uebersiedelung nach Frankfurt a. M. 1816 S. 100.

IV. **Heinrich v. Bülow** . . . . . 102—119

Heinrich v. Bülows Elternhaus S. 102. — Kindheit und Jugend-Erinnerungen S. 104. — Eintritt in die Armee 1813 S. 104. — Im Humboldtschen Hause in Frankfurt 1816 S. 108. — Bülows Werbung um Gabriele S. 110. — Verlobung S. 112. — Erster Brief Bülows an seine Braut S. 117. — Neue Reise- und Zukunftspläne S. 119.

V. **Brautstand 1816—1821** . . . . . 120—176

Trennungsschmerz S. 120. — Bülow an seine Braut S. 122. — Gabriele an ihren Verlobten S. 129. — Ankunft in Rom 31. Mai 1817 S. 131. — Gabriele wieder in Rom S. 133. — Auf der Insel Ischia S. 138. — In Neapel, Besteigung des Vesuvs S. 140. — Rückkehr nach Rom Ende September 1817 S. 143. — Trennung von Adelheid S. 145. — Winterleben in Rom 1817 S. 146. — Briefe von Frau v. Humboldt an

Seite

Friederike Brun 148. — Abschiedsstimmung S. 152. — Tod Fohrs Juli 1818; Reise nach Nocera S. 155. — Zurück nach Rom. Erkrankung der Frau v. Humboldt S. 157. — Frau v. Humboldts Geburtstagsfeier und römischer Karneval 1819 S. 159. — Brief Gabrielens an ihren Verlobten S. 159. — Bülow in London S. 162. — Letzter Abschied von Rom. Brief Gabrielens an Bülow aus Florenz S. 165. — Reise nach Frankfurt a. M. S. 167. — Humboldts am Rhein. Heimkehr nach Tegel September 1819. Leben in Berlin S. 169. — Humboldts Verabschiedung 31. Dezember 1819 S. 171. — Brief Bülows an seine Braut S. 172. — Endliche Wiedervereinigung des Brautpaares in Tegel September 1820 S. 177.

VI. Die ersten Jahre der Ehe 1821—1828 . . . . . 177—197

Gabrielens erster Besuch bei den Schwiegereltern S. 177. — Geburt der ersten Tochter Gabriele 7. Januar 1822 S. 180. — Sommer in Tegel S. 182. — Weitere Vergrößerung der Familie S. 184. — Bülow wird zum Gesandten in London bestimmt S. 186. — Bülows Ankunft in London S. 189. — Gabrielens Vorbereitungen auf die Pflichten ihrer neuen Stellung S. 190. — Bülow, kurze Zeit in Mecklenburg, übernimmt das väterliche Gut in Düssin S. 192. — Gabriele allein in Berlin Winter 1828. Alex. v. Humboldts Vorlesungen S. 194. — Uebersiedelung nach London. Unterwegs Aufenthalt in Paris S. 196.

VII. Bülows in London 1828—1833 . . . . . 198—314

Ueberfahrt nach Dover S. 198. — Gabriele in der Londoner Gesellschaft S. 200. — Abreise der Eltern Humboldt. Brief Gabrielens an ihre Mutter S. 202. — Briefe der Eltern an Gabriele S. 204. — Gabriele an ihre Mutter S. 207. — Brief Frau v. Humboldts an ihre Tochter aus Gastein S. 208. — Sommerfrische am Meer 212. — Gabriele an ihre Mutter S. 214. — Audienz bei der kleinen Königin von Portugal S. 218. — Englisches Landleben S. 220. — Schwere Erkrankung der Frau v. Humboldt S. 223. — Tod der Frau v. Humboldt S. 231. — Brief Gabrielens an ihren Vater S. 235. — Brief Gabrielens an ihre Schwester Caroline S. 237. — Die Humboldtsche Grabstätte in Tegel S. 239. — Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele S. 240. — Gabriele an ihre Schwester Caroline S. 242. — Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele S. 243. — Briefe der Herzogin von Cumberland S. 252. — Brief Gabrielens an ihre Schwester S. 254. — Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele S. 257. — Bülows auf dem Lande beim Herzog und der Herzogin von Clarence S. 258. — Gabriele an ihre Schwester Adelheid S. 258. — Zerstörte

Seite

Reisepläne 262. — Krankheit des Königs Georg IV S. 264. — Gabriele über den Tod Georgs IV. S. 266. — Gabriele über englische Sitten S. 268. — Beisetzung des Königs in Windsor S. 273. — Ordenskapitel in St. James's S. 275. — Ein Tag aus dem Londoner Leben S. 276. — In Brighton S. 278. — Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele S. 280. — Gabriele an ihren Vater S. 282. — Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele S. 288. — Gabriele an ihre Schwester Adelheid S. 291. — Auf dem Drawingroom der Königin S. 292. — Krönungsfeierlichkeit in der Westminster-Abtei S. 294. — Stiller Winter 1831—1832 S. 296. — Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele S. 298 — Geburt und Taufe der fünften Tochter S. 301. — Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele S. 302. — Gabriele an ihre Schwester Adelheid S. 309. — Bülows Gäste der Majestäten in Windsor S. 311.

VIII. **Gabrielens Besuch in Deutschland 1833—1835** 315–354

Reiseerlebnisse S. 315. — Düssin S. 321. — Ankunft in Berlin S. 323. — Daheim in Tegel S. 325. — Brief der Königin Adelheid an Gabriele S. 330. — Winterleben in Berlin S. 332. — Gabriele an ihren Mann über seine dienstlichen Verhältnisse S. 335. — Wilhelm v. Humboldt über Bülows dienstliche Verhältnisse S. 338. — Gabrielens Geburtstag in Tegel S. 341. — Bülow, auf Urlaub, trifft in Tegel ein September 1834 S. 343. — Bülow kehrt nach London zurück Februar 1835 S. 345. — Wilhelm v. Humboldts letzte Tage S. 346. — Wilhelm v. Humboldts Tod 8. April 1835 S. 349. — Erbtheilung S. 351. — Bülow an seine Frau S. 353.

IX. **Noch ein Jahr in London 1835—1836** 355–361

Taufe des ersten Sohnes. Seine Erkrankung S. 357. — Tod des kleinen Wilhelm S. 359. — Rückkehr nach Deutschland S. 361.

X. **Trennungszeit 1836—1841** 362–488

Tod der Schwester Caroline S. 362. — Gabriele an ihren Mann S. 365. — Bülow über seine amtlichen Pflichten S. 371. — Gabriele an ihren Mann S. 373. — Tod des Königs Wilhelm IV. S. 375. — Gabrielens Erwiderung auf die Todesnachricht S. 376. — Der kleine Prinz Friedrich Wilhelm in Tegel S. 378. — Lever bei der jungen Königin Viktoria S. 380. — Bülow über seine Beziehungen zum verewigten König S. 383. — Schluß des Parlaments durch die junge Königin S. 385. — Bülow am Hofe der jungen Königin S. 387. — Bülow auf Urlaub in der Heimath S. 389.

Seite

— Einsegnung der beiden ältesten Töchter S. 391. — Hedemanns Versetzung nach Posen S. 395. — Geburt eines Sohnes 1838 S. 398. — Sommer 1838 in Tegel S. 401. — Taufe des Sohnes S. 405. — Frau v. Bülow an ihren Mann S. 406. — Bülow bei der jungen Königin in Windsor S. 411. — Bülow über seine Stellung in den holländisch-belgischen Verhandlungen S. 413. — Brief der ältesten Tochter Gabriele an Bülow S. 414. — Frau v. Bülow über ihre Kinder S. 418. — Bülows energisches Auftreten in den Konferenzen S. 423. — Bülows Tagebuchnotizen über seine diplomatische Thätigkeit 1838 S. 425. — Bülows Tagebuchnotizen über seine diplomatische Thätigkeit 1839 S. 427. — Frau v. Bülow an ihren Mann aus Berlin S. 428. — Bülow über den holländisch-belgischen Vertrag S. 433. — Bülows Gesundheit leidet durch Ueberarbeitung S. 438. — Endliche Unterzeichnung des holländisch-belgischen Vertrages S. 445. — Bülow mit längerem Urlaub bei den Seinen S. 446. — Frau v. Bülow an ihre Schwester S. 449. — Bülows Pläne für die Zukunft S. 453. — Frau v. Bülow an ihren Mann S. 455. — Die letzten Tage König Friedrich Wilhelms III. S. 460. — Tod König Friedrich Wilhelms III. S. 463. — Sommer 1840 in Burg-Oerner S. 465 — Bülow auf Urlaub S. 467. — Bülows letzter Aufenthalt in London S. 469. — Bülow zum Jahreswechsel an seine Frau S. 471. — Verlobung der Tochter Gabriele S. 473. — Erkrankung der Tochter Therese S. 475. — Therese v. Bülows Tod 1841 S. 477. — Bülows Heimkehr S. 479. — Frau v. Bülow über Theresens Tod S. 481. — Frau v. Bülow an ihren Mann nach Frankfurt S. 484. — Bülow an seine Frau S. 486.

XI. **Bülows letzte Jahre im Staatsdienst 1841—1845. Krankheit und Tod 1846** . . . . . 489—507

Bülows in Frankfurt S. 489. — Hochzeit der Tochter Gabriele in Tegel S. 493. — Bülow Minister des Auswärtigen S. 495. — Großmutterfreuden S. 496. — Traurige Folgen der Kissinger Kur S. 499. — Des Königs Antwort auf Bülows Abschiedsgesuch S. 501. — Brief der Prinzeß von Preußen S. 503. — Fortschreitende Umnachtung S. 505. — Bülows Tod 6. Februar 1846 S. 506.

XII. **Wittwenzeit 1846—1887** . . . . . 508—561

Uebersiedelung nach Potsdam S. 509. — Die Märztage 1848 S. 511. — Bernhard v. Bülow S. 515. — Noch eine Reise nach Italien 1853 S. 517. — Zum letzten Mal in Rom S. 518. — Erkrankung der Frau v. Loën S. 520. — Tod der Tochter Gabriele v. Loen 1854 S. 523. — Krankheit und Tod der Frau

Seite

v. Hedemann S. 525. — Heirath der Tochter Constance 1857 S. 527. — Alexander v. Humboldt im Familienkreise S. 529. — Alexander v. Humboldts Tod 1859 S. 531. — Alexander v. Humboldts Begräbniß S. 533. — Frau v. Bülow am Hofe 1861 S. 535. — Heirath des Sohnes S. 537. — Das Kriegsjahr 1866 S. 538. — Tod des Schwiegersohnes Heinz 1867 S. 540. — Kriegsruhm 1870 S. 543. — Hochzeiten in Tegel S. 545. — Burg-Lerner S. 547. — Letzter Besuch in Ottmachau S. 551. — Der Kober S. 553. — Enthüllung der Humboldt-Denkmäler 28. Mai 1883 S. 555. — Zwei Briefe an eine Enkelin S. 557. — Der letzte Sommer in Tegel S. 559.

Namen- und Sachregister 563–572

Stammbaum 573

Verzeichniß der Abbildungen.

Adelheid und Gabriele v. Humboldt. 1809 in Rom von Gottlieb Schick gemalt . . . . . Titelbild

Ottmachau . . . . . zwischen S. 126 u. 127

Gabriele v. Humboldt als Braut. 1817 in Rom von Schadow gemalt . . . . . zwischen S. 134 u. 135

Tegel . . . . . zwischen S. 184 u. 185

Grabstätte im Part zu Tegel . . . . . zwischen S. 238 u. 239

Frau v. Bülow. 1831 in London von August Grahl skizziert zwischen S. 292 u. 293

Saal in Tegel . . . . . zwischen S. 328 u. 329

Gabriele v. Bülow, geb. v. Humboldt . zwischen S. 550 u. 551

I.

Das Elternhaus 1791–1802.

Heirath Wilhelm v. Humboldts. — Reisen in Spanien und Frankreich. — Rückkehr in die Heimath.

Wilhelm v. Humboldt vermählte sich am 29. Juni 1791 mit Caroline v. Dacheröden, einziger Tochter des Kammerpräsidenten v. Dacheröden und einer geborenen Gräfin Hopfgarten. Das junge Paar zog sich auf das väterliche Gut Burg-Oerner bei Mansfeld zurück, um ausschließlich sich selbst und seinem häuslichen Glück zu leben, denn Humboldt hatte mit dem Titel eines Legationsraths den Staatsdienst verlassen. Am 16. Mai 1792 wurde ihnen zu Erfurt das erste Kind, eine Tochter, geboren, welche den Namen ihrer Mutter, Caroline, erhielt. In den nun folgenden Jahren theilte sich der Aufenthalt des jungen Paares zwischen Burg-Oerner, Auleben, einem anderen Dacherödenschen Gut in der Goldenen Aue, Erfurt und Jena, wohin Humboldt im Januar 1794 um Schillers willen übersiedelte, mit dessen Frau und Schwägern, den Schwestern v. Lengefeld, auch Frau v. Humboldt schon aus der Mädchenzeit eine innige Freundschaft verband. Am 5. Mai 1794 kam dort ein Knabe, Wilhelm, zur Welt. Ein Jahr fast wurde dann bei der alten Frau v. Humboldt, der Mutter Wilhelms und Alexanders, in Tegel, dem Schauplatz ihrer Kindheit, zugebracht. Es war dies das letzte Zusammentreffen mit der Mutter, die am 14. November 1796 starb. Am 19. Januar 1797 wurde

in Jena ein zweiter Sohn, Theodor, geboren. Nach der Geburt dieses Kindes war die Mutter lange Zeit sehr krank, und die Familie begab sich deshalb Anfang Juni nach Dresden; dennoch wich das schleichende Fieber, das Caroline befallen, nicht von ihr, und ihr Mann, nach dem Tode seiner Mutter nun auch im freien Besitz ziemlich bedeutender Mittel, faßte den Plan zu einer größeren Reise mit mehr Bestimmtheit ins Auge. Die Hoffnung, ein gänzlicher Wechsel des Klimas und der Lebensweise werde seine Frau wiederherstellen, der Wunsch, die Kinder mitzunehmen, dem in späteren Jahren die Nothwendigkeit geregelten Unterrichts Schwierigkeiten bereitet hätte, bestimmten ihn, Dresden Anfang August mit seiner Familie zu verlassen und sich zunächst nach Wien zu begeben. Von hier aus sollte nach mehrwöchigem Aufenthalt die Reise nach Italien angetreten werden. In Wien erlitt dieser Plan jedoch eine große Aenderung. Napoleons Heldenthaten in Ober-Italien machten ein Reisen jenseits der Alpen jetzt unmöglich. Rom mußte aufgegeben werden, und statt dessen machte man sich im Oktober auf den Weg nach Paris und langte Mitte November glücklich dort an. Der Friede — von Campo Formio — zwischen Oesterreich und Frankreich war mittlerweile geschlossen, und war auch die Regierung Frankreichs seit dem Staatsstreich vom 18. Fructidor von Neuem jakobinisirt, so bot Paris doch jetzt noch eher Sicherheit als vordem unter der Autorität der schwachen Direktoren, und nichts hinderte Humboldt und die Seinen, sich auf das Beste und Angenehmste in Paris einzuleben. Als Alexander v. Humboldt im Mai 1798 ebenfalls nach Paris kam, fand er das Haus des Bruders als Mittelpunkt einer geistreichen Gesellschaft und ließ sich dort bis Ende Oktober fesseln, wo er dann nach Marseille und Spanien aufbrach.

Die Sommermonate wurden von Humboldts auf dem Lande in der Umgegend von Paris verlebt, und in der Stadt bildeten den Hauptanziehungspunkt die Kunstschätze, die Napoleon aus Italien entführt, und deren Auspacken und Aufstellen mit größter Spannung von dem kunstliebenden Paare verfolgt wurde. Man plante für den Mai 1799 einen Ausflug nach England, wollte auf dem Rückwege wieder in Paris die sich stets mehrenden italienischen Kunstschätze sehen und dann über Italien nach Deutschland heimkehren. Allein auch dieser Plan erlitt eine Aenderung; der Sommer wurde noch in Frankreich verlebt, und im

September finden wir die ganze Familie auf dem Wege nach Spanien. Frau v. Humboldt schreibt ihrem Vater aus:

„Barèges in den Pyrenäen, den 1. Oktober 1799.

Theuerster und innigst geliebter Vater!

Den Abend vor unserer Abreise aus Paris empfing mein Mann Ihren gütigen und liebevollen Brief. Seitdem hat es uns Beiden immer an Zeit gefehlt, Ihnen, wie wir es gewünscht hätten, Nachricht von uns zu geben, und ich benutze heute den ersten freien Tag, seitdem ich aus Paris bin. Dies sind nun volle drei Wochen. Wir reisten von da über Orléans, Limoges und Périgueux nach Bordeaux. Dieser Weg ist ziemlich uninteressant und gemein, allein wir zogen ihn dem schöneren über Tours und Angoulême vor, weil diese Gegenden noch etwas durch die letzten Unruhen agitirt waren. Bordeaux gewährt einen sehr schönen Anblick von dem entgegengesetzten Ufer aus und mag sonst eine sehr angenehme Stadt in jeder Rücksicht gewesen sein. Jetzt, wo der Handel sehr gelitten hat, ist sie todt, und wenn auf der Rhede nicht etwa 120 Schiffe unter preußischer Flagge lägen, so möchte sie ziemlich leer sein. Die Bordeauxer sind außerordentlich gastfrei und lieben und ehren die Fremden. Die vier Tage, die wir da waren, sind wir von Diners und Déjeuners und Partien aller Art nicht zu uns selbst gekommen. Das Kurioseste, was wir in Bordeaux sahen, war ein englisches sehr schönes Schiff, was etwa 100 Centner Thon geladen hatte und unter dänischer Flagge segelte und was, von einem französischen Kaper aufgebracht, vor der Rhede von Bordeaux lag. Die Engländer führten auf diesem Schiffe etwa 30 Chinesen. Wir bestiegen das Schiff, um dieses zu sehen, und ich kann Ihnen nicht genug sagen, welchen Eindruck es uns machte, diese vielleicht auf immer von ihrem Vaterlande und ihren Familien verschlagenen Menschen so fröhlich und unbefangen zu sehen. Zwei von ihren Leuten konnten etwas Englisch, durch dieses Moyen verständigten wir uns mit ihnen. Sie hatten Alle eine Nationalphysiognomie, zurückweichende Stirnen, kleine, weit auseinanderliegende Augen, eingedrückte und platte Nasen und einen großen, ziemlich aufgeworfenen Mund. Ihre Haare sind außerordentlich lang und schlicht, und sie tragen sie in Zöpfen geflochten, die herunterhängen. Alle, die wir sahen, hatten schwarze Haare. Wir bewegten sie, uns einige National-

lieder zu singen, und zwei von ihnen tanzten auch uns zu Gefallen, wozu sie sich Masken von Pappe aufsetzten, die sie selbst verfertigt hatten und wovon die eine einen monströsen Froschkopf, die andere eine Aehnlichkeit mit einer Schildkröte hatte. Sie schrieben auf unsere Bitte und holten sich dazu chinesische Tusche und einen Pinsel. Der französische Aufseher des Schiffes sagte uns, daß sie Alle lesen und schreiben könnten und daß sie sich noch nie seit zwei Monaten, da er sie kenne, untereinander verneinigt hätten. Geld wollten sie schlechterdings nicht nehmen, und nachdem Humboldt dem Einen mit der äußersten Mühe einen Laubthaler aufgedrungen hatte, begegneten wir ihm, als wir ans Land zurückfuhren, auf einem kleinen Boote, als er von der Stadt zurückkam und Humboldt für seinen großen Thaler einen kleinen in Münzen zurückbrachte, die er ihm ausgewechselt hatte. Für das Uebrige hatte er sich und seinen Kameraden Wein geholt, und Humboldt sollte schlechterdings den kleinen Thaler zurücknehmen.

Von Bordeaux aus sind wir über Agen, Auch und Tarbes nach Bagnères de Bigorre gereist, welches ein Bad ist und am Fuße der Pyrenäen, fast im Eingange des wegen seiner Schönheit so berühmten Thales Campan liegt. Dort haben wir die Kinder gelassen, und Humboldt und ich sind tiefer in die Berge vorgerückt, wo es unmöglich wird, mit einem Wagen fortzukommen, und man sich nur noch mit den kleinen Pferden des Landes oder Mauleseln weiterbewegt. Daher komme ich seit vier Tagen nicht vom Pferde, und so ungewohnt ich in dieser Art zu reisen bin, so gut bekommt sie mir, und wir haben in diesen vier Tagen unendlich viel Schönes und Merkwürdiges gesehen. Heute machten wir einen Ruhetag. Morgen, wenn uns das Wetter günstig ist, denken wir den Pic du midi zu besteigen und durch das Thal von Cauterets nach Bagnères zurückzukehren, wo wir unsere Kleinen wieder finden. . . .

Das Schönste, was wir bis jetzt sahen und was nach der Meinung vieler Reisenden, die auch alle Winkel der Schweiz durchkrochen haben, vielleicht einzig in seiner Art ist, ist das Thal von Barèges bis Gavarnie. Die Strecke ist von 6 Lieues, der Weg führt in einem bald weiteren, bald so schmalen Thale, daß die Felsen sich zusammenzuneigen drohen, neben einem reißenden Bergstrom, den man in der Sprache des Landes Gave nennt. Fast alle hohen Gebirge haben von unten herauf die

blühendste Vegetation, und unzählige Herden weiden an den fürchterlichsten Abgründen. Aber auf diesem Wege ist eine Linie, wo alle und jede Vegetation aufhört. Ungeheure Felsenmassen steigen schnurgerade in die Höhe auf der einen Seite, auf der anderen Seite scheinen die Häupter der Felsen durch eine fürchterliche Erschütterung heruntergeworfen zu sein. Felsen wie die größten Häuser im Umfange liegen zu Tausenden da. Der Weg schlingt sich mühsam um diese Felsstücke herum, oft darunter weg. Die Gave wälzt sich mit besonderem Geräusch in der Tiefe und fällt von einem herabgestürzten Felsen auf den anderen. Man kann sich die Wildheit dieser Natur und ihre furchtbare Oede nicht stark genug denken. Es ist der Anblick einer zusammengesunkenen Schöpfung.

Haben Sie die Gewogenheit, theuerster Vater, meinem lieben Bruder diesen Brief mitzutheilen und ihm zu sagen, daß ich ihm aus Bayonne schreiben würde. Unsere spanische Reise kommt mir und Humboldt, da wir nirgends länger zu bleiben gedenken, als es nöthig ist, um das Land zu sehen, nur wie ein Vorüberflug vor, und in weniger als einem Jahre denken wir wieder bei Ihnen zu sein. Ich bitte Sie, mich bald Nachrichten von Ihrem theuren Wohlbefinden empfangen zu machen. Meinen Bruder und seine Frau umarme ich, und Ihnen, theuerster Vater, küsse ich die Hand. —

Humboldt empfiehlt sich tausendmal. —

Caroline."

Caroline v. Humboldt an ihren Vater:

„Madrid, den 11. November 1799.

Theuerster und innigst geliebter Vater!

In Escorial, wo ich den 27. Oktober mit meiner Familie glücklich und wohlbehalten ankam, hatte ich das unaussprechliche Vergnügen, Ihren liebevollen Brief vom 15. September vorzufinden, den man mir von Paris aus nachgeschickt hatte. Ich hoffe und wünsche, daß ein umständlicher Brief, den ich Ihnen, geliebtester Vater, aus Barèges in den Pyrenäen geschrieben habe, Ihnen richtig zugekommen sein wird. Er war vom 1. oder 2. Oktober. Wir machten nachher, da das Wetter uns nicht günstig genug war und es besonders die vorhergehenden Tage zu stark geschneit hatte, um den Pic du midi zu besteigen, nur

noch eine Reise nach Cauterets, einem Bade, das äußerst romantisch und schön in den hohen Pyrenäen liegt, und nach dem Lac de Gaule, zu dem der Weg zu schwierig ist, um auf irgend eine Weise ihn reitend zu machen. Mein Mann ging zu Fuß, und ich ließ mich in einer Art Portechaise durch vier Menschen, abwechselnd durch zwei und zwei, tragen. Obgleich der Weg drei Stunden lang über enorme Felsen und Abgründe geht, so kann ich nicht sagen, daß mich einen Augenblick Angst angewandelt hätte, ein solches Vertrauen gewinnt man zu der Geschicklichkeit der Träger von Cauterets. Sie berühren kaum mit ihren Füßen die Erde, und obgleich sie barfuß gehen, straucheln sie nie.

Vom Lac de Gaule kamen wir abends nach Cauterets zurück, und am folgenden Tage ritt ich mit meinem Mann nach Bagnères zurück, wo ich zu meiner großen Freude meine lieben drei Kleinen gesund und fröhlich antraf. Wir ruhten drei Tage in Bagnères aus und reisten darauf über Pau nach Bayonne. Unterwegs bekamen meine Kinder die Windpocken, daher ihnen drei Tage Ruhe und Pflege in Bayonne, wo wir allerlei Veränderungen und Arrangements für das weitere Fortkommen machen mußten, sehr wohl bekamen. Sie haben einige Narben von den Windpocken behalten, dafür sind sie aber auch mit einem leichten Fieber ohne alle Medizin losgekommen und seitdem wieder unausgesetzt wohl. Theodor hat sogar merklich zugenommen und ist trotz der spanischen Küche fett geworden. . . . Wir brachten einen großen Theil unserer Morgen in Bayonne am Ufer des Meeres zu, das nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist, und obgleich ich diesen Anblick schon einmal bei unserer Reise nach Stralsund und der Insel Rügen gehabt habe, so muß ich doch gestehen, daß jenem Meere ein großer Theil seiner Schönheit und Majestät fehlt, da es keine Ebbe und Fluth hat, und daß man es in dieser Rücksicht mit dem Anblick des Oceans nicht vergleichen kann. Für dieses rastlose Treiben, für diese Größe und Unendlichkeit hat in Wahrheit die Sprache keinen Ausdruck. Es hat mich sehr ergötzt und gerührt, zu bemerken, wie dieser große Anblick auf Keinen von uns seinen Eindruck verfehlte und wie er auf Emilien (das Kindermädchen), so ungebildet sie ist, und sogar auf die Kinder, bei denen doch so schwer irgend etwas tief haftet, gleich groß war. Die älteren wurden ernst und still und schauten mit unverwandten Augen auf die immer wachsenden Meereswellen. Theodor

allein fürchtete sich, was man seiner Unverständigkeit bei dem mächtigen Toben wohl zu gut halten kann. In Bayonne ließen wir unseren Wagen unter der Aufsicht des preußischen Konsuls und mietheten eine coche de colleras mit sechs Mauleseln, um damit die Reise hierher zu machen. Dieses ist die gewöhnliche Art in Spanien, zu reisen, und obgleich die Kutschen bei Weitem nicht so bequem sind als eine gut gemachte aus unserem Lande und namentlich als unser ganz vortrefflicher Wiener Wagen, so schont man dafür seinen eigenen und reist fast um die Hälfte wohlfeiler, da ein solcher Lohnkutscher immer eine Retourfuhre findet und darauf rechnet; auch gewinnt man beträchtlich an Platz für das Gepäck, denn man muß einen solchen spanischen Reisewagen gesehen haben, um zu begreifen, was sich darauf packen läßt. Nachdem wir ihn mit drei Koffern, worunter zwei sehr große sind, zwei Taschen und einem Bettsack beladen hatten, frug der Kutscher, ob das Alles sei, und meinte, das sei ja nur ein Spaß. So reisten wir denn am 14. Oktober über St. Jean de Luz, Tolosa, Burgos, Valladolid, Segovia, St. Ildefonso nach dem Escorial, wo wir den 27. ankamen. In Burgos, Valladolid, Segovia blieben wir einen halben Tag und in Ildefonso einen ganzen. Dies langsame Reisen mit den Maulthieren, die, ob sie gleich stark und groß genug gebaut sind, sich nur sehr selten in Trab setzen und auf den schönsten und wohlunterhaltenen Chausseen, die man größtentheils in Spanien findet, nur immer einen festen und gemessenen Schritt gehen, ist allerdings sehr langweilig. Unangenehmer sind noch die schlechten Wirthshäuser. Indessen sind sie doch nicht so schlecht, als man sie im Auslande ausschreiet. Ueberall, auch in ganz kleinen Oertern, in denen wir außer den Städten, die ich genannt habe, übernachteten, fanden wir immer hinlängliche Betten, deren wir immer wenigstens fünf Stück brauchen, reine Bettwäsche, so daß ich nie meine eigene Bettwäsche ausgepackt habe, und wo es nichts zu essen gab, wenigstens frische Eier, Trauben und Melonen, und in welcher Vortrefflichkeit! Die eigenthümlich spanische Zubereitung der Speisen mit Oel ist ebenso unangenehm wie widrig, daß trotz meiner großen Philosophie im Essen ich mir sie nie gefallen lassen konnte, denn das Oel muß riechend sein, um daß es ein spanischer Gaumen gut finde. Glücklicherweise fanden wir unterwegens meistens Menschen, die den besten Willen hatten, uns das Essen nach unserem Geschmack zuzubereiten.

Wir hielten uns dann an die allereinfachsten Speisen, mitunter half Emilie kochen, zuweilen aßen wir von unserem eigenen Vorrath, der in geräuchertem Fleisch bestand. Wo wir etwas Leidliches fanden, nahmen wir einen Braten mit, auf folgenden Tag, und so sind wir ganz leidlich, wenigstens sehr gesund und froh, bis nach Escorial gekommen. Es war erst unser Wille, nur drei Tage dort zu bleiben, wir sind aber vierzehn Tage geblieben, weil Humboldt, der es nicht wohl evitiren konnte, sich dem Könige und seiner Familie vorzustellen (da Alexander mit so außerordentlicher Distinction und Güte hier aufgenommen), für nöthig fand, nach der Präsentation einen Galatag, den Namenstag des Königs, abzuwarten. Dieser fiel den 4. November; den 5. reisten wir darauf ab und kamen abends hier an. Für mich fand ich im Escorial einen solchen Schatz von Gemälden, daß ich in den zehn Vormittagen kaum damit fertig werden konnte.

Ich bekam einen besonderen königlichen Einlaßbrief, da Frauen ohne diesen nicht in das Kloster, wo die größte Menge dieser Bilder aufbewahrt ist, gehen dürfen. Mehrere der Mönche wurden mir wegen meiner Assiduité, die Gemälde zu besehen und aufzuzeichnen, so gut, daß sie Humboldt versicherten: so eine Frau sei ihnen noch gar nicht vorgekommen, und der uns eigentlich herumgeführt hatte, nahm mit Thränen von uns Abschied.

Die Kirche des Escorial hat etwas sehr Großes und Ernstes. Mit das Schönste ist das Begräbniß der Könige, zu dem eine ziemlich breite, steinerne Treppe hinunterführt. Die Seitenwände sind von oben bis unten Marmor. Man steigt gerade hinunter in einen runden, mäßig großen Saal, der durch einen kostbaren Kronleuchter erhellt wird. Alle Wände sind ebenfalls Marmor wie der Boden, den man betritt. In den Wänden sind Nischen, in denen die Särge stehen, immer vier übereinander, der Breite nach gesetzt. Sie sind von Marmor mit vergoldeten Franzen, Handhaben und Schilden, auf welche die Namen der Könige und Königinnen gegraben sind. Die leeren Schilde erwarten noch ihre Bestimmung. Nur die Königinnen, die den Königen Kinder geboren haben, liegen in dieser Gruft. Die anderen werden mit den Infanten und Infantinnen in ein anderes Grabmal daneben gesetzt. Dies Pantheon, wie man es gewöhnlich nennt, hat etwas sehr

Ernstes und Großes, und ich kann nicht leugnen, daß ich es mit einem gewissen Schauer betrat.

Ueber die Gemälde habe ich Vieles aufgezeichnet, was ich mit nach Hause bringen werde. Ein unglaublicher Schatz ist in diesem reichen Kloster vor den Augen der Welt vergraben. Vier große Bilder von Raffael außer einigen kleinen, Guidos, Titians, Tintorettos in großer Menge, und die spanischen Maler lernt man erst hier im Lande kennen und schätzen. In Escorial sah ich die Abende viel Gesellschaft. Unser Gesandter, der Baron Forell aus Dresden und der neapolitanische Minister mit seiner Gemahlin haben sich beeifert, uns viele Höflichkeiten zu bezeigen. Eine spanische Komödie sah ich den Abend am Namenstage des Königs. Da ich noch wenig Spanisch kann, so war die Komödie das weniger Interessante, aber der Anblick eines vollen Hauses und zwei Reihen Logen, wo alle Frauen mit Diamanten bedeckt waren, war nicht wenig glänzend. Der Hof besucht nie ein Schauspiel, weder hier noch auf den Lustschlössern. Was die Gesandtenposten hier nicht wenig unangenehm macht, ist die Verpflichtung, die die meisten Gesandten haben, den Hof überall zu begleiten, und da er zwei bis dreimal im Jahre einen Monat hier ist und die übrige Zeit zwischen dem Escorial und St. Ildefonso und Aranjuez vertheilt, so sind diese Deplacements nicht allein sehr unangenehm, sondern auch sehr kostspielig. Fremde Frauen können nie am Hofe präsentirt werden und die Gesandtenfrauen nur zweimal, bei ihrer Ankunft und beim Abschied. Cour-Tage giebt es daher gar nicht, überhaupt eine ganz andere Etiquette als bei uns. Alexander steht hier in sehr gutem Andenken und großem Ansehen. Wir haben die Beruhigung gehabt, zwei Briefe von ihm hier zu finden und einen dritten während unseres Aufenthaltes in Escorial durch einen Reisenden zu bekommen. Der letzte war aus Cumana in Südamerika, und er gedachte, sich wegen der Schönheit des Klimas und der Mannigfaltigkeit einer für ihn ganz neuen Vegetation zwei bis drei Monate aufzuhalten. . . .

Humboldt empfiehlt sich Ihnen, geliebtester Vater, aufs Herzlichste und wird Ihnen mit Ehestem schreiben. Die Kinder empfehlen sich Ihrem gnädigen Andenken und der Fortdauer Ihrer Liebe. Ich hoffe, sie werden Ihnen viele Freude machen, wenn ich sie künftiges Jahr 1800 nach Deutschland zurückbringe. Ich küsse Ihnen die Hände, mein bester

und theuerster Vater, und bitte Sie, mir sogleich hierher zu schreiben. Wir denken bis zum 15. Dezember hier zu bleiben und unseren Rückweg über Cadix, Valencia und Barcelona zu nehmen. Ich bin ewig mit den zärtlichsten Gesinnungen

Ihre unterthänig gehorsamste Tochter
Caroline."

Caroline v. Humboldt an ihren Bruder Ernst v. Dacheröden:

„Madrid, den 12. November 1799.

Theuerster und geliebtester Bruder!

Trotz meines besten Willens ist es mir nicht möglich gewesen, Dir von Bayonne aus zu schreiben, wie ich es mir vorgenommen und unserem lieben Vater in meinem Briefe aus Barèges geschrieben hatte. Die Zerstreuungen auf dieser Reise sind so mannigfaltig gewesen und die Beschäftigungen mit den Kindern so häufig, daß ich gar wenig Muße gefunden habe. Desto angenehmer ist mir der Aufenthalt, den wir hier zu machen gedenken, und die kleine häusliche Einrichtung, die wir uns haben verschaffen können. Wir wohnen in einem bürgerlichen Hause, bei einer Irländerin, und haben für Madrid, wo Chambres garnies eine sehr seltene Sache sind, ein ganz leidliches Quartier und überdem in einem Zimmer das Glück, ein Kamin zu besitzen, welches gar nicht gleichgültig ist, wenn es kälter werden sollte, und hier eine wahre Seltenheit ist. Bis jetzt ist es aber noch so gelinde, daß wir kein Feuer brauchen, und es ist allerdings für uns ein neuer Anblick, fast in der Mitte November noch alle Bäume grün und belaubt zu sehen und Früchte im Ueberfluß zu haben. Da ich mich nicht zu der spanischen Küche verstehen konnte, so lasse ich Emilien hier kochen, und wir leben daher mitten in Spanien auf eine sehr deutsche Weise. Madrid ist aber für Lebensmittel und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse eine der theuersten Städte, die es giebt, und die Preise der meisten und gewöhnlichsten Dinge sind um die Hälfte, oft um das Doppelte theurer als in Paris.

Die Stadt ist nicht groß, ungefähr oder nur ein Weniges größer als Dresden. Es giebt sehr breite Straßen und mitunter schöne und große Gebäude. Die Straßen sind reinlich, die Art der Spanier, sich

zu kleiden, macht den Anblick einförmig. Fast alle Einländer tragen Mäntel, die sie mit vieler Kunst zu werfen wissen. Frauen tragen durchgängig eine Basquiña, das ist ein schwarzer Rock mit einem sehr kurzen Leib und langen Aermeln, auf dem Kopf eine Mantilla, die weiß oder schwarz sein kann. Diese Tracht ist so durchgängig, daß sich ihr keine Frau entziehen kann, die zu Fuße geht, und die größere Eleganz besteht nur in dem Stoff, aus dem diese Nationaltracht gemacht ist, und die Koketterie weiß sich unter einer Mantilla so gut als unter dem raffinirtesten Kopfputz einzuschleichen. Unsere Reise von Bayonne bis hierher war ziemlich langweilig, nur die Provinz Biscaya ist schön, überall findet man reinliche und wohlgebaute Dörfer und Städte, überall Spuren von Wohlhabenheit, gutmüthige und freundliche Menschen. Castilien ist desto trauriger, obgleich sehr fruchtbar; eine solche öde Plaine bei schönem Boden erinnere ich mich nie gesehen zu haben. Wie wir nach Segovia kamen, hatten wir uns des Anblicks von Bäumen, die in Castilien äußerst selten sind, so entwöhnt, daß wir außer uns vor Freuden bei dem Anblicke von Segovia kamen, das doch am Ende mehr barock als schön ist. Das Merkwürdigste in dieser alten Stadt ist der Aquädukt, der, mitten durchgeführt, noch ein Werk der Römer und sehr groß und schön ist. Er nimmt eine beträchtliche Entfernung vor der Stadt seinen Anfang und ist so wohl erhalten, als wäre er nicht längst gebaut. Es ist ein großes und kühnes Werk, das den schönsten Anblick gewähren würde, wenn nicht die Einwohner von Segovia ihre Hütten und Häuserchen daran gemauert hätten. Man sagt, daß der König, der vor nicht langer Zeit in Segovia war, um einem großen Stiergefecht beizuwohnen, die Häuser alle wolle niederreißen lassen, um den Anblick des Aquäduktes in aller seiner Größe wiederherzustellen.

In St. Ildefonso waren wir einen ganzen Tag, um das Schloß (das übrigens elend ist), den Garten, der Aehnlichkeit mit dem Versailler hat, die berühmte große Spiegelmanufaktur und besonders die Sammlung von antiken Statuen, die in den unteren Zimmern des Schlosses aufbewahrt werden, zu sehen. Das Berühmteste und Schönste in dieser Sammlung ist die Gruppe des Castor und Pollux, von der Du den schönen Abguß, der durch Mengs besorgt worden, in Dresden und Cassel gesehen haben wirst. Es stehen neun oder zehn Zimmer voll Statuen und unter diesen viele gute. Das Original des berühmten Faun und

eine wunderschöne Leda, von der ich mich nicht deutlich erinnere, ob ein Abguß in Deutschland existirt, stehen auch da. In Escorial waren wir elf Tage und sahen außer dem großen Schatz von Gemälden, über die ich ein Wort in dem Brief an unseren lieben Vater gestern gesagt habe, noch das sogenannte Haus des Prinzen, welches der jetzige König als Prinz von Asturien gebaut hat und in dem eine sehr niedliche Sammlung von Gemälden aufbewahrt wird. Die Zimmer sind alle klein, das Ameublement mitunter sehr prächtig, doch sieht Alles ein wenig wie colifichet aus und ist bei Weitem nicht so geschmackvoll, wie man ähnliche kleine Häuser in Paris sieht. Das Merkwürdigste ist unstreitig ein Tafelaufsatz, der von Lapis lazuli und Bronze verfertigt ist und in dem mit mehr königlichem Aufwande als ästhetischem Sinne eine der kostbarsten Sammlungen geschnittener Steine eingefaßt ist. Man setzt diesen Aufsatz an großen Festivitäten auf die Tafel; da man aber geschnittene Steine schlechterdings, um sie ganz zu sehen und zu beurtheilen, in der Hand und oft gegen das Licht halten muß, so geht das Schönste für den Künstler und Kenner verloren.

Hier in Madrid habe ich noch nichts gesehen als Straßen, die große Promenade, die man Prado nennt und die sehr schön ist, und abends habe ich mehrere Gesellschaften besucht. . . .

Adieu, liebster Bruder, Humboldt wünscht Dir tausend Schönes, und ich bin mit einem Herzen voll Liebe ewig Deine treue Schwester

Caroline."

Wilhelm v. Humboldt an seinen Schwiegervater:

„Madrid, den 15. November 1799.

Verehrungswürdigster Herr Vater!

Sie werden durch die zwei Briefe, welche meine Frau Ihnen von den Pyrenäen und von hier aus geschrieben hat, bereits ersehen haben, daß wir mit unseren Kindern gesund und vergnügt allhier angekommen sind. Hier hätte ich Ihnen selbst, theuerster Herr Vater, schon Nachricht von mir geben sollen, allein die Beschäftigungen und Zerstreuungen, die eine Reise durch ein neues und in vieler Rücksicht merkwürdiges Land, dem wir doch nur eine kurze Zeit widmen können und wollen, veranlaßt, werden mir hoffentlich bei Ihnen zu einiger Entschuldigung dienen. Unsere allseitige Gesundheit ist, Gott sei Dank, sehr gut.

Meine Frau befindet sich sogar leidlicher als sonst gewöhnlich um diese Jahreszeit, und die Kinder sind vollkommen gesund und munter. Auch hat uns die Witterung sehr begünstigt. Wir haben, seitdem wir hier sind, sehr gutes und schönes Wetter und so gelinde Luft gehabt, daß wir nicht einmal Kaminfeuer gebraucht haben. Erst jetzt fängt es an etwas kälter zu werden. Meine Frau wird Ihnen geschrieben haben, daß ich im Escorial dem König und der Königin vorgestellt worden bin. Ich glaube aber nicht, daß sie Ihnen etwas Ausführliches über die Ceremonie des sogenannten Handkusses gemeldet hat, die in der That für einen, der nur deutsche Höfe gesehen hat, sehr wunderbar ist. Diese Ceremonie geschieht sechsmal im Jahr; nämlich am Geburts- und Namenstage des Königs, der Königin und des Prinzen von Asturien. Der König sitzt alsdann in einem großen Saal an einem mit einer reichen Sammetdecke bedeckten Tische. Auf der anderen Seite des Tisches sitzt die Königin, gegenüber sind die Garden und Hofbedienten und zur Seite hinter dem Könige die Gesandten und Fremden, von welchen Letzteren ich jetzt wohl ziemlich der Einzige war. Der König und die Königin sind mit Diamanten überdeckt. Alles, was sonst an einer Mannskleidung von Stahl oder Metall zu sein pflegt, Knöpfe, vier Sterne neben- und untereinander, die Agraffe des Huts und des Ordensbandes auf den Schultern, das Degengefäß, der Stockknopf, die Schnallen ꝛc., Alles ist von Diamanten, und die Königin trägt ihrer so viel auf dem Kopf, daß es ihr in der That sehr inkommodiren muß. So werden die Thüren des Saales geöffnet, und nun kommen diejenigen, welche dem Könige die Cour machen wollen, hinein und küssen mit einer Kniebeugung dem Könige und der Königin die Hand. Diesmal waren nur etwa 300 Personen zum Handkuß gegenwärtig, sonst aber hat man bis 600 und darüber gezählt. Nach geendigtem Handkuß spricht König und Königin mit den Gesandten und Fremden. Auch soll sich die Königin nicht übel nehmen, manchmal zu sagen: „A présent je m'en vais laver toutes ces cochonneries.“ Sowohl der König als die Königin waren sehr gnädig gegen mich und sprachen viel mit mir. Sie erinnerten sich meines Bruders und schienen viel Antheil an seiner Reise zu nehmen.

Hier beschäftigen wir uns vorzüglich mit der ungeheuren Menge von Gemälden, die sich hier zusammen befinden. Es ist in der That wunderbar.

welche Schätze von Malerei der König von Spanien besitzt. Was in den gewöhnlichen Reisebeschreibungen angeführt steht, ist bei Weitem der geringste Theil. Meine Frau schreibt sehr genau die Sujets und die Ausführung der merkwürdigsten auf, und ich hoffe, es wird auch Ihnen einmal Freude machen, bei unserer Zurückkunft diese Beschreibung, die jetzt schon mehrere Hundert Gemälde enthält, anzusehen. Ich beschäftige mich noch genauer mit der Litteratur, die man beinah in Spanien selbst studiren muß, weil es fast überall an Büchern dieser Gattung mangelt. Es ist nicht zu leugnen, daß es einige recht gelehrte und aufgeklärte Leute hier giebt, die weniger prätensionsvoll und absprechend sind als wie Gelehrte in Frankreich. Weil aber noch immer ein großer Druck und gar keine Freiheit herrscht und weil ferner das Publikum im Ganzen weder aufgeklärt noch gebildet genug ist, fast gar kein Buchhandel existirt, so haben die meisten von diesen Männern wenig oder nichts geschrieben und können also außer Spanien nicht bekannt sein und kaum es werden. Der König wendet eine äußerst große Summe des Geldes auf die Wissenschaften und Kunst; einige Universitäten sind außerordentlich reich dotirt; die von Salamanca z. B. hat gegen 60 000 Rthl. Fondsmasse, was bei der geringen Menge von Professoren sehr ansehnlich ist. Aber auf allen diesen Anstalten ruht eine Art Unglück. Denn trotz dieses Aufwandes geschehen doch schlechterdings keine Fortschritte, und namentlich die Universitäten sind außerordentlich schlecht, wie jeder Spanier selbst einzugestehen bereit ist. Die Chemie und Mineralogie wird jetzt unstreitig einige Fortschritte machen, da der König nicht nur zwei neue Lehrstellen für diese Wissenschaften errichtet, sondern auch zwei fleißige und gelehrte Männer darin zu Professoren ernannt hat.

Da wir nicht lange hier zu bleiben gedenken, so haben wir nicht viel Gesellschaft besucht. Doch giebt es einige Häuser, in denen wir manchmal die Abende zubringen. Zu diesen gehört hauptsächlich das des dänischen Gesandten, des Barons von Schubart, des Schwagers des Grafen v. Schimmelmann, das des amerikanischen Herrn Humphreys, des französischen Guillemardet und von spanischen das der Prinzessin Castelfranco, der Marquise Santa Cruz, des Marquis Granda und Marquis Colonella.

Die Prinzessin Castelfranco und Marquise Santa Cruz sind Deutsche, die Erstere eine Gräfin Stolberg, die Andere eine Gräfin

Wallenstein aus Böhmen. Der Marquis Granda macht zugleich Banquiergeschäfte. Er ist ein Mann, der wahrscheinlich über 15 000 000 Livres im Vermögen besitzt; weil es aber hier unmöglich ist, wegen der vielen zum größten Schaden der Landeskultur bestehenden Majorate große Güter zum Kauf zu finden, so muß er sein Vermögen im Handel geltend machen. Er ist zugleich Staatsrath und hat den Titel Exzellenz, wird aber jetzt leider gar nicht gebraucht, was um so mehr zu bedauern ist, als er ein überaus kluger Mann ist und sehr ausgedehnte Kenntnisse im Finanzfache besitzt. Der jetzige Staatsminister Urquijo ist, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, ehemals Gesandtschaftssekretär in England gewesen und hat dort meinen Bruder gekannt, was diesem Letzteren die Erlaubniß, nach Amerika zu reisen, erleichtert hat. Er hat auch mich mit vieler Artigkeit behandelt und mich gleich zum Essen gebeten, was sonst hier nicht gewöhnlich ist.

Ueber die neuliche Veränderung in Frankreich werden auch Sie, verehrungswürdigster Vater, sich gewundert haben. Sie ist Jedermann sehr unerwartet gekommen. Ob ich sie gleich in ihren Ursachen und wahrscheinlichen Folgen von hier aus nicht beurtheilen kann, so freut mich dennoch das gar sehr daran, daß mehrere mir persönlich bekannte Leute von unverkennbaren Talenten an die Spitze der Geschäfte gekommen sind und daß auch zum Frieden mir die Hoffnung größer scheint. Wenigstens habe ich jetzt keinen Zweifel, daß ich werde durch Frankreich nach Deutschland zurückgehen können. Vielleicht kann ich sogar im Sommer über Frankfurt gehen; wo nicht, so muß ich den Weg über Wesel wählen, was mir aber unangenehm sein würde; denn da ich auf alle Fälle unmittelbar und zuerst zu Ihnen, theuerster Herr Vater, eilen möchte, so wäre dieser Weg auf alle Fälle ein Umweg. Wir freuen uns unendlich auf diese Rückkehr, die gewiß im Sommer gegen den Herbst statthaben wird, da wir Spanien mit dem Frühjahr verlassen werden. Wir bleiben jetzt etwa nur noch drei Wochen hier in Madrid und reisen alsdann in die mittäglichen Provinzen Spaniens, um uns so Barcelona und den Grenzen Frankreichs zu nähern.

Caroline küßt Ihnen tausendmal die Hände sowie auch die Kinder. Ich empfehle mich Ihrem gnädigen und wohlwollenden Andenken und verbleibe ewig mit der kindlichsten Ehrfurcht

Ihr gehorsamster Sohn
Humboldt."

Wilhelm v. Humboldt an seinen Schwiegervater:

„Paris, den 22. April 1800.

Verehrungswürdigster Vater!

Mit doppelter Freude ergreife ich heute die Feder, Ihnen, theuerster Herr Vater, zu Ihrem heute aufs Neue eingetretenen Geburtstag meinen herzlichen Glückwunsch abzustatten, da ich es aus Paris thue und Ihnen dadurch zeigen kann, daß ich nicht nur Ihnen jetzt näher bin, sondern mich auch in der That auf meiner endlichen Rückreise befinde. Ich habe es lebhaft gefühlt, wie, alles Vertrauens ungeachtet, das Sie auf meine Vorsicht und Sorgfalt setzen mögen, Sie doch unmöglich ohne alle Besorgnisse Ihre Tochter und uns Alle in so großer Entfernung haben denken können, und wenn etwas das Vergnügen dieser sonst sehr interessanten Reise zu mindern im Stande war, so war es dieser Gedanke. Jetzt indeß sind wir seit drei Tagen, am 18. April glücklich hier wieder zurückgekommen, und wenn wir das Glück genießen könnten, Sie hier unter uns zu besitzen, so würden Sie gewiß weder an meiner Frau noch den Kindern Spuren der Ermüdung von dieser Reise bemerken. Vielmehr sind die Kinder so gesund, munter und stark, als es nur immer möglich ist. Sie sind Alle erstaunlich gewachsen, vor Allem der älteste Junge, über dessen Größe sich Jedermann wundert. Caroline ist gleichfalls wohler, als da sie fortging. Wir haben hier jetzt ein sehr hübsches, bequemes und freundliches Quartier und werden die Sommermonate noch hier zubringen, um Paris in seiner neuen Gestalt zu sehen und zwischen dem beständigen Reisen, dessen man auch zuletzt müde wird, eine kleine Pause zu machen. Aber gegen die Zeit, daß Sie, theuerster Herr Vater, von dem Lande zurückkehren, denken wir uns in Bewegung zu setzen, sehr bald nach Ihnen in Erfurt einzutreffen und, wenn Sie es gütigst erlauben, einige Zeit bei Ihnen zuzubringen. Mit welcher Sehnsucht ich diesen Augenblick, wo ich in Ihre Arme zurückkehren und das Glück genießen werde, Ihnen eine innigst geliebte Tochter und meine Kinder entgegenzuführen, erwarte, würde mir unmöglich sein, mit Worten auszudrücken. Möge der Himmel Sie nun, theuerster Herr Vater, dies ganze Jahr, das mit dem heutigen Tage für Sie beginnt, und eine lange Reihe von folgenden Jahren hindurch in vollkommener Gesundheit und Heiterkeit erhalten, und möge es Ihnen die Freuden schenken, die

am meisten im Stande sind, Ihr Leben angenehm und glücklich zu machen. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich zu diesen auch unsere Zurückkunft und die Aussicht, jetzt mehr und öfter mit uns zu leben, rechnen dürfte.

Mit künftigem Frühjahr 1801 denke ich nach Tegel zu gehen und dort dann ruhig so lange zu leben, bis man vielleicht auf den Gedanken kommen könnte, mich irgendwo brauchen und anstellen zu wollen. Dies würde ich auf einen solchen Fall immer mit Vergnügen annehmen, nur werde ich mich freilich nicht leicht entschließen, es ängstlich und mühsam zu suchen. Dies ist meinen und, wie ich sicherlich weiß, auch Ihren Grundsätzen, theuerster Herr Vater, zuwider.

Frankreich habe ich nicht nur mit einer anderen Konstitution, sondern überhaupt in durchaus verschiedener Gestalt angetroffen. Ich habe zum Theil bei der Rückreise dieselben Provinzen durchreist, durch die ich auf dem Hinwege gekommen war, und habe daher die Vergleichung ziemlich genau anstellen können. Schon sehr angenehm für den Reisenden war es, gar nicht mehr mit Vorzeigen der Pässe und anderen solchen Vorsichtsmaßregeln behelligt zu werden. Aber auch die Bewohner des Landes selbst fand ich im eigentlichsten Verstande in Hoffnungen und Aussichten auf die Zukunft wie neu geboren. Vorzüglich merklich war der Unterschied in dem sonst immer durch die Terroristen sehr berüchtigten Toulouse und in Orléans. Orléans hatte ich bei meiner Hinreise völlig todt und einsam gefunden, und auf der Rückreise traf ich die Hauptstraßen so lebendig als die Pariser. Indessen muß ich freilich hinzusetzen, daß dies Beispiel aufgelebter Industrie nur partiell ist, es liegt, wie ich nach Erkundigungen höre, an den vielen in Orléans befindlichen Zuckerraffinerien, die seit dem 18. Brumaire wieder mehr in Gang gekommen sind. Hier stockt zumal Industrie und Alles, was dahin gehört, noch sehr, und es fehlt an Geld und Kredit. Die Schläge des vorigen Jahres haben Alles zu sehr gelähmt, und vor der Schließung des Friedens ist an ein eigentliches Aufleben des inneren Fleißes nicht zu denken, so thätig auch das Gouvernement darauf hinarbeitet. Der Friede aber scheint sich mehr zu entfernen als näherzukommen, und hier scheint die allgemeine Meinung die, daß erst ein für beide Theile sehr ausgezeichnet günstiger Feldzug ihn herbeiführen und vorbereiten müsse. Dies ist um so unglücklicher für

Deutschland, das nur allzu wahrscheinlich der Schauplatz dieses neuen Krieges sein wird. Auch mir ist es unangenehm, da es mich vermuthlich hindern wird, über Mainz und Frankfurt nach Hause zu reisen, und ich mich genöthigt sehen werde, den beschwerlichsten und minder angenehmen Weg über Wesel durch Westfalen und das Hannöversche zu wählen. Von unserer spanischen Reise seit Madrid wird Ihnen meine Frau die Details geschrieben haben. Mich, theuerster Herr Vater, müssen Sie ja gnädigst entschuldigen, daß ich diese ganze Zeit über geschwiegen habe. Da wir, um desto früher nach Paris zurückzukehren, sehr schnell reisten, so blieb mir äußerst wenig Zeit zum Schreiben übrig. Ob wir indeß gleich uns nur kurze Zeit an jedem Orte aufgehalten haben, so habe ich doch überall die interessantesten Gegenstände sehen und die merkwürdigsten Männer sprechen können. Ganz vorzüglich hat mir Catalonien gefallen, das von der Natur begünstigt und zugleich durch seine weit industriöseren Einwohner besser als irgend eine andere spanische Provinz kultivirt ist. Nach dem Zeugnisse aller Reisenden, die Holland gesehen haben, ist der Kunstfleiß der Catalonier dem holländischen gleich, und man hat schon oft diese Provinz deshalb das Holland des Südens genannt.

Mit herzlichem Verlangen, verehrungswürdigster Herr Vater, sehe ich einem Briefe entgegen, mit dem ich Sie uns recht bald zu erfreuen bitte.

Erhalten Sie mir Ihr gnädiges Wohlwollen und Ihre liebevolle Güte, empfehlen Sie mich auf das Herzlichste und Freundschaftlichste Ihrem Herrn Sohn und seien Sie versichert, daß ich ewig mit der ehrerbietigsten Achtung und Liebe sein werde

Ihr gehorsamer Sohn
Humboldt."

Caroline v. Humboldt an ihre Tante, Frau v. d. Goltz, geborene v. Dacheröden:

„Paris, den 29. Mai 1800.

Gnädigste Tante!

Ich muß in Ihren und Ihrer theuersten Frau Schwester Augen unendlich strafbar erscheinen, so werthe und liebe und langersehnte Briefe als die lieben Ihrigen vom Ende Januar vorigen Jahres so lange un-

beantwortet gelassen zu haben. Mit Reue und Beschämung trete ich zu Ihnen, um Sie deshalb um Verzeihung zu bitten. Entschuldigen will ich mich nicht, sondern bloß Sie versichern, daß mein Herz wenigstens keinen Antheil an dieser Verspätung hat, daß es trotz meines Stillschweigens noch immer ebenso warm für Sie schlägt und ewig dasselbe unauslöschliche Andenken Ihrer Güte und Gewogenheit in sich trägt. . . .

(Folgt die Beschreibung des ersten Theiles der Reise.)

. . . . In Madrid, wo wir uns beinahe zwei Monate aufhielten, genossen wir auch die Annehmlichkeiten eines ausgesuchten, sehr angenehmen gesellschaftlichen Cirkels in den Häusern mehrerer fremder Gesandten, so daß es uns daselbst gar gut ging. Wir lernten so viel Spanisch, daß wir uns auf unseren weiteren Reisen recht gut auszudrücken verstanden. Mein lieber Mann hatte schon vor unserer Abreise Spanisch erlernt, eines meiner Kinder hat die Sprache so gut erlernt, daß es überall Bewunderung erregt hat. Es ist bewunderungswürdig, welch eine Leichtigkeit Kinder für Sprachen haben. Theodor weiß sich nun auch schon leidlich auszudrücken; da er sich aber zu gleicher Zeit in drei Sprachen übt und selten eine Phrase in einer Sprache sagt, sondern auf einmal französisch, deutsch und spanisch spricht, so wird seine Art, sich auszudrücken, sehr bunt, und für uns ist sie sehr possirlich. . . .

. . . . In den allerletzten Tagen des Dezember reisten wir von Madrid ab und gingen über Aranjuez, das so berühmte Lustschloß des Königs, Córdoba, Sevilla nach Cadix. Auf dieser Reise, die fast ganz Spanien durchschneidet, nahm der Anblick und der Genuß einer fremden südlichen Natur für uns immer zu. Wir haben freilich durch schlimme Wege viel gelitten, da der Regen sie sehr verdorben hatte; allein seit dem neuen Jahre empfanden wir keine Kälte mehr, und ein wonniger Frühling hat uns vier Monate lang begleitet. Orangen- und Citronenbäume, Palmen und Cypressen, Oelbäume in ungeheurer Menge begleiteten uns von Córdoba an und dann von Cadix die ganze Küste bis Barcelona hinauf. Cadix ist einer der wunderbarsten und niedlichsten Oerter, die man sehen kann. Rings vom Ocean umschlossen, liegt die Stadt auf einer Insel. Sie ist von einer Reinlichkeit, von der ich noch kein ähnliches Beispiel gesehen habe. Nach zehn heiteren Tagen, die wir in der liebenswürdigsten Gesellschaft daselbst zugebracht hatten, verließen wir es wieder und gingen nach Málaga hinauf, was

in einem himmlischen Klima, unter einem fast ewig wolkenlosen blauen Himmel, hart am Ufer des Mittelländischen Meeres liegt. Von Málaga richteten wir unseren Lauf nach Granada, der alten Hauptstadt der maurischen Könige, deren Palast noch jetzt erhalten ist. Die Pracht dieser maurischen Baukunst ist eine durchaus eigene, die sich mit keiner anderen vergleichen läßt. Wir sahen Granada in einem wirklich einzigen Moment. Der Frühling schmückte alle Bäume, die die Blätter wechseln, mit neuem Laube, und die Orangen- und die Citronenbäume prangten mit ihren Früchten. Denn nur für das Ausland pflückt man diese Früchte; was im Lande bleibt, läßt man bis zur höchsten Reife hängen. Granada erhebt sich in einer fruchtbaren Ebene auf mehreren Hügeln. Die Alhambra liegt auf der erheblichsten Höhe, und die Ebene, in der die Stadt liegt, ist mit einem Kranz hoher Eisgebirge umgeben. Wie schön dieser Kontrast der blühendsten Fruchtbarkeit und einer ewigen Oede und Leere aller Vegetation diese Gegend macht, kann ich nicht genug wiederholen.

Von Granada gingen wir nach Múrcia, einer der reichsten, wohlhabendsten Städte Spaniens. Von Múrcia nach Alicante, das wegen seines Weines mit Recht so berühmt ist, von Alicante nach Valencia. In Valencia blieben wir ziemlich lange, da es einen ungemeinen Schatz von Kunstsachen besitzt und auch die außerordentliche Kultur des Landes, das mit der Sorgsamkeit eines Gartens bebaut ist, recht interessant zu sehen ist. Außerdem ist die Luft in Valencia von einer solchen Milde, daß es Einem über Alles wohlthut, sie zu athmen. Man fühlt nie Kälte, und zwischen 10 und 11 Uhr morgens erhebt sich regelmäßig ein frischer Wind vom Meere und macht, daß die Hitze nicht drückend wird. Von Valencia durchstrichen wir fast immer hart am Ufer des Meeres Catalonien, die schönste und am reichsten und vollkommensten angebaute Provinz Spaniens. In Barcelona selbst blieben wir zehn Tage und traten von da über Narbonne und Toulouse unsere Rückreise nach Frankreich an. Wir kamen glücklich, sammt und sonders Alle gesund und froh, den 18. April hier in Paris an. Aber was werden Sie nun, geliebteste Tante, zu meinem weiteren Exploit sagen, denn nach einer solchen weiteren Reise denken Sie gewiß, würde ich mich schön ausgeruht haben. Die Ruhe mußte mir aber wohl vergehen, denn ich kam am 17. Mai mit einer Tochter nieder. Das kleine Geschöpf ist außer-

ordentlich groß und stark zur Welt gekommen, und obgleich ich viel gelitten habe, so bin ich doch so weit hergestellt, daß ich fast den ganzen Tag auf sein kann und mich mehr erhole. Die Kleine heißt Aurora Rafaele Adelheid, bei letzterem Namen, als einem echt deutschen, wird sie genannt. Rafaele ist ein sehr gewöhnlicher spanischer Name, der uns wegen einer liebenswürdigen Spanierin, mit der wir sehr viel umgegangen sind, sehr geläufig und lieb geworden ist, und Aurora haben wir sie theils deshalb genannt, weil es ein französischer Name ist, auch weil die Kleine mit Anbruch des Tages geboren ist. Lassen Sie sich, theuerste Tante, diese kleine Neugeborene sowie meine übrigen Kinder auf das Angelegentlichste empfohlen sein und schenken Sie ihnen Ihre Gewogenheit und gnädiges Andenken. Meiner lieben Tante Hacke schreibe ich mit dem nächsten Posttage. Ich küsse ihr indessen sowie auch Ihnen mit meinem lieben Manne ehrerbietigst die Hand. Erlauben Sie mir, gnädigste Tante, hier aufzuhören und Sie noch zu versichern, daß ich mit der zärtlichsten Ehrerbietung nie aufhören werde zu sein, gnädigste Tante,

Ihre unterthänig gehorsamste Dienerin und Nichte
Caroline v. Humboldt geb. v. Dacheröden."

Caroline v. Humboldt an ihren Vater:

„Paris, den 29. Mai 1800.

Theuerster und innigst geliebter Vater!

Ich nehme heute mit einem doppelten Vergnügen die Feder, weil ich hoffe, daß nach der Nachricht, die Humboldt Ihnen von meiner Entbindung gegeben hat, es auch Ihnen, geliebtester Vater, doppelt erfreulich sein wird, so bald wieder einige Zeilen von meiner Hand zu sehen und diesen Beweis mehr meiner schnellen Wiederherstellung zu haben. In der That habe ich kein glücklicheres Wochenbett als dieses gehabt, so schnell stellen sich meine Kräfte, meine ganze Heiterkeit und Gesundheit wieder ein.

Die kleine Adelheid ist außerordentlich wohl, groß und stark. Sie sieht eher einem Kinde von zwei Monaten als einem zwölftägigen ähnlich. Ihre Verwunderung über dieses Evenement, bester Vater, habe ich mir lebhaft gedacht. Allein wir glaubten es Ihrer sorgsamen Liebe schuldig zu sein, Ihnen meinen Zustand zu verbergen, da wir uns nun einmal, ohne ihn zu ahnen, in dieser Reise embarquirt hatten.

Von meinem Schwager Alexander erwarten wir mit Sehnsucht Nachrichten. Wir wissen indessen durch Briefe des Marquis Granda aus Madrid, daß mehrere Paquetboote ausgeblieben und wahrscheinlich genommen sind, sonst würden wir in Sorgen über sein Stillschweigen sein.

Sie äußern in Ihrem letzten Briefe an meinen Mann die Besorgniß, die Sie wegen unseres Quartiers und des Pariser Staubes haben. Allein Sie dürfen darüber in vollkommener Ruhe sein, denn das Corps de Logis, das wir au rez-de-chaussée bewohnen, ist von der Straße und Boulevard durch einen mehr als wie dreißig Schritt langen Hof getrennt. Dies ist überhaupt bei den meisten und schönsten Hotels in Paris der Fall und trägt meinem Sinne nach nicht wenig zum Agrément der Wohnungen bei. Ich kann Ihnen versichern, daß ich noch nie eine so stille und geräuschlose Wochenstube als dieses Mal gehabt habe. Meine Schlafstube und daranstoßender Salon gehen auf den Garten und gewähren mir zugleich eine Aussicht aufs freie Feld und einen niedriger liegenden Theil der Stadt. . . . Ich bitte Sie, die Einlage an die Tante recht bald zu besorgen. Meine Kinder empfehle ich der Fortdauer Ihrer Gewogenheit. Die älteren sind auch alle wohl und machen auch einige Fortschritte in dem, was sie lernen. . . . Der Augenschein wird Sie überzeugen, zu welch einer ausgezeichnet glücklichen Mutter mich der Himmel durch sie gemacht hat. Sie haben freilich ihre Fehler und sind munter wie alle Kinder ihres Alters, allein die gute Natur hat ihnen auch so bestimmte Vorzüge und Anlagen bei einer ausnehmend glücklichen und alle Menschen ansprechenden Bildung gegeben, daß ich mit recht heiterem Blick in die Zukunft zu sehen wage. Die beiden älteren legen ein paar Zettelchen bei, an denen sich wohl sehen läßt, daß sie es selbst geschrieben haben. Die Reise hat sie in Rücksicht auf das Wenige, was sie wußten, zurückgebracht, allein für andere Dinge hat sie sie auch merklich entwickelt, und das Versäumte wird bald in der Ruhe und häuslichen Existenz, deren sie hier genießen, nachzuholen sein. Ihre Rührung, als sie mich den Tag nach meiner Entbindung so schwach sahen, daß ich kaum ein Wort herausbringen konnte, ihre Sorge, ihre Thränen werden mir ewig eine süße und rührende Erinnerung sein. Jetzt freuen sie sich an der Neugeborenen wie an einem erfreulichen Spielzeug, und die Li macht tausend Pläne, wie sie sie erziehen will. Da ein Unterschied von acht Jahren zwischen ihnen statthat, so wird

dies auch allerdings dereinst der Fall sein. Die Kleine hat wie ich dunkelblaue Augen und braunes Haar. Sie scheint meinem ältesten Sohne zu ähneln. Wie innig ich und alle die Meinigen uns auf die Aussicht freuen, in fünf bis sechs Monaten wieder bei Ihnen zu sein und uns Ihrer Nähe, Ihres Wohlseins, Ihrer Liebe zu erfreuen, kann ich Ihnen nicht sagen. Schon jetzt sprechen wir oft davon, und wenn Sie es erlauben, so ist es unsere Absicht und unser Plan, den größten Theil des künftigen Winters mit Ihnen zuzubringen. Die Arbeiten des Museums gehen hier seit Bonapartes Zurückkunft zwar langsam, aber sie gehen doch fort. Man hat die Venus vom Kapitol, die berühmte Amazone, den Apollo und Laokoon und mehrere Andere aufgestellt. Auch die schönste Madonna von Raffael, die im Palast Pitti in Florenz hing, ist glücklich hier angekommen. Es ist das wohl das schönste Frauengesicht, das der Phantasie eines Künstlers vorgeschwebt hat. In der That erschrickt man recht eigentlich vor der ungeheuren Menge von Kunstsachen, die sich hier häufen. Ich bin keineswegs mit dieser Plünderei der Franzosen in Italien zufrieden; da es aber darum doch nicht weniger geschieht, ich mag es sein oder nicht, so freue ich mich freilich, daß ich davon profitiren und die schönen Kunstsachen sehen kann.

Ich küsse Ihnen die Hand und empfehle mich und meine Kleinen Ihrer Gewogenheit.

Caroline."

Caroline v. Humboldt an ihre Tante, Frau v. d. Goltz:

„Paris, den 28. November 1800.

Theuerste, innigstgeliebte Tante!

Nur die Hoffnung, Ihnen die sichere Nachricht unserer Abreise von hier zu geben, hat meine Antwort auf Ihren so unendlich gütigen und erfreulichen Brief vom 23. Juli verspätet. Allein, da wir noch immer nicht vermögend sind, den bestimmten Tag anzugeben, und ich durch einen unserer zurückgehenden Landsleute eine sichere Gelegenheit nach Deutschland habe, so will ich es nicht länger anstehen lassen, Ihnen auf das Zärtlichste für diesen neuen Beweis Ihrer unschätzbaren Liebe und Ihres theuren Andenkens zu danken. Wir hatten uns bestimmt, im September von hier zu meinem lieben Vater nach Erfurt zu reisen, um den größten Theil des Winters bei ihm zuzubringen. Allein da wir

wegen der auf dem Wege von Paris nach Deutschland grassirenden Epidemie mein jüngstes Kind erst hier inokuliren zu lassen wünschten und dieses erst Ende September wegen der fürchterlichen Hitze dieses Sommers thun konnten, so verspäteten wir uns schon dadurch. Die kleine Adelheid spielte uns den Streich, erst nach dem dritten Versuch der Inokulation die Pocken zu bekommen, und darüber ging also wieder viel Zeit verloren. Sie überstand die Krankheit glücklich, allein da indeß die Jahreszeit weit vorgerückt war, verlangte unser Arzt, ein hier etablirter Deutscher, daß wir noch volle 14 Tage anständen, ehe wir die Reise unternähmen, weil er befürchtete, daß die unausgesetzte Wirkung der freien Luft einem so zarten Kinde nach einer Krankheit wie die Pocken, die vorzüglich die Haut angreift, schädlich werden könnte. In dieser Zeit nun wurde der Hofmeister unserer Kinder gefährlich krank und liegt dermalen noch darnieder, ohne daß wir absehen können, wie lange es dauern wird. Der strengste Winter und der schlimmste Zustand der Wege kommen darüber heran, und ich habe bei diesen Umständen wenig Hoffnung, daß wir uns vor dem März werden auf den Weg machen können. Wahrscheinlich werden wir also, statt einen Winteraufenthalt bei meinem guten Vater zu machen, den größten Theil unseres Zusammenseins in Auleben und Burg-Oerner genießen und vier Monate später in unser einsames Tegel kommen.

Glauben Sie ja nicht, theuerste Tante, daß ich oder mein lieber Mann mit einer solchen Vorliebe für Frankreich und Paris zurückkommen, daß wir darüber die Vorzüge und den Werth guter deutscher Sitten und Gewohnheiten aus den Augen verlören. Im Gegentheil; wir freuen uns Beide sehr auf diesen neuen Genuß, und was übersteigt in der ganzen weiten Welt den, welchen man an der Seite und in der Unterhaltung treuer und verehrungswürdiger Freunde und geliebter Verwandten findet? Gewähren Sie mir im voraus die süße Hoffnung, daß Sie mich in Allem, was Empfindung des Herzens ist, unverändert finden und in allem Anderen durch die Zeit und das Leben und die Erfahrung gereift, noch würdiger Ihres Vertrauens und Ihrer unschätzbaren Gewogenheit.

Meine Kinder empfehle ich Ihrem gnädigen Andenken. Die beiden älteren, obgleich der Wilhelm zwei Jahre jünger ist als Caroline, sind von einerlei Größe, und Caroline ist nichts weniger als klein für ihr

Alter. Wilhelm erregt bei Allen, die ihn sehen, die allgemeinste Bewunderung und Respekt für die Kraft einer nordischen Natur. Theodor, den ich als Ihr Pathchen besonders Ihnen zu Füßen lege, ist dadurch sehr auffallend, daß er bei den blondesten, silbergelockten Haaren dunkelbraune Augen hat. . . .

Ich küsse Ihnen ehrfurchtsvoll die Hand und bin mit den Gesinnungen der innigsten Liebe, gnädigste Tante,

Ihre treugehorsamste Nichte und Dienerin
Caroline v. Humboldt, geb. v. Dacheröden."

So verstrich noch ein Winter in Paris, und der Humboldtsche Salon ward abermals zum „Point de ralliement" der Deutschen und aller irgend bedeutenden Fremden. Auch im Frühling 1801 kam die geplante Abreise noch nicht zur Ausführung; fast schon im Begriff, nach Deutschland aufzubrechen, wandte sich Humboldt noch einmal gen Süden und eilte nach den Pyrenäen zurück, um sein Studium der baskischen Sprache abermals an der Quelle fortzusetzen. Seine Forschungen fesselten ihn dort mehrere Wochen, welche die Seinen in Paris verlebten, und so kam der Sommer heran, ehe man Abschied von dort nahm. Nach glücklicher Reise ward die Heimath im August erreicht. Die folgenden Monate wurden in Weimar, Erfurt, Burg-Oerner und Tegel zugebracht, und für den Winter richtet sich die Familie in Berlin ein. Hier wurde am 28. Mai 1802 das fünfte Kind, die dritte Tochter — Gabriele —, geboren.

II.

Gabriele.

Kindheit in Rom 1802—1810.

Die Geschwister, in deren Kreis Gabriele trat, waren durchaus verschieden und die Wirkung ihrer Charaktere auf den ihren sehr mannigfach.

Caroline, still, sinnig und klug, zuweilen von scharfem Witz, immer von tiefer Empfindung, hatte doch nicht so glänzende Gaben wie ihr Bruder Wilhelm, dem Aller Herzen zuflogen. Dieses wunderbar begabte und früh entwickelte Kind war ein besonderer Liebling des Vaters, der ihn meist selbst unterrichtete und ihn beständig, namentlich auf den langen Reisen, um sich hatte. Gleich schön von Körper und Geist, hatte er überall, auch auf der spanischen Reise, das lebhafteste Interesse erweckt, und nach vielen Jahren, als er längst schon in römischer Erde schlief, klang ihm aus Spanien die ergreifende Klage eines einfachen Mannes nach, der das strahlende Bild dieses deutschen Kindes im Herzen bewahrt hatte und nun von einem Reisenden, der in den abgelegenen Winkel seines Landes verschlagen ward, seinen Tod erfuhr; er konnte sich nicht trösten, daß auch dieses „Kind der Sonne" hatte in den Tod sinken müssen. — Sein früher Tod verklärte noch all seine Vorzüge im Andenken der Eltern und Geschwister, in deren Gemüth seine lichte Gestalt unauflöslich mit der Erinnerung an Rom verbunden blieb.

Theodor war von fast beängstigender Lebendigkeit, seine spätere Kindheit viel durch Krankheit getrübt.

Adelheid, die durch Alter und Erziehung Gabrielen am nächsten stand, werden wir später noch genauer kennen lernen. Das Kinderleben der beiden Schwestern ist so eng verflochten, daß man sie nicht getrennt betrachten kann.

Gabriele, selbst von der größten Schwäche und Zartheit, kostete ihrer Mutter fast das Leben.

Es war um diese Zeit, daß Humboldts Wunsch nach einer öffentlichen und „gewöhnlichen Thätigkeit" dem des Königs, ihn wieder im Staatsdienst zu brauchen, begegnete. Er ernannte ihn daher zum Geheimen Legationsrath und Residenten in Rom, und am 14. September 1802 trat Humboldt mit seiner Familie die Reise nach dem langersehnten Italien an. Seine älteste Tochter Caroline hat später die damaligen Erlebnisse aufgezeichnet wie folgt:

„Im Sommer des Jahres 1802 erhielt der Vater den Gesandtschaftsposten in Rom. Ich war damals zehn Jahre alt, und der Gedanke, Italien zu sehen, war mir entzückend. Mit Herrn Riemer, der damals Hauslehrer bei uns war, standen wir gerade im Unterricht bei diesem Lande, dessen Lage, Bewohner und geographische Bedeutung in der neuen und alten Welt nun um so eifriger und fleißiger vorgenommen wurde, denn diese Reise erfüllte ebenfalls alle Wünsche und Hoffnungen unseres Lehrers. Mein geliebter seliger Bruder Wilhelm war acht Jahre, der Liebling der Eltern und seiner Lehrer, da er für sein Alter schon viel wußte und überhaupt voller Fähigkeiten war, so daß er es, wenn Gott ihn am Leben erhalten, gewiß in den Wissenschaften weit gebracht hätte. Der Vater hatte ihn im Griechischen selbst unterrichtet, was er nachher, als des Vaters Geschäfte sich häuften, bei Riemer mit großem Erfolg fortsetzte. Sein Sprachtalent zeigte sich bereits in Spanien, wo er doch erst fünf Jahre alt war; er sprach fertig spanisch und war immer mit den Maulthiertreibern im eifrigsten Gespräch. Alle diese Leute liebten den schönen Knaben, und fromme Frauen, die ihm auf den Straßen oder in den Kirchen an der Hand der Mutter begegneten, frugen, ob dies ihr Kind sei, und auf die bejahende Antwort priesen sie die Mutter selig (beata), die ein solches Kind besitze, denn, meinten sie, es wäre ein Engel. . . .

Niemand, und am wenigsten er selbst, konnte ahnen, daß Italien, wozu er sich so freute, sein nur zu frühes Grab werden würde und er die Heimath als ausgebildeter Jüngling nicht wiedersehen sollte! Die Eltern wußten ja nicht, wie gefährlich das dortige Klima im Sommer für Kinder sei, und vorzüglich für ein so gesundes kräftiges Kind, wie er es war. Theodor war fünf Jahre und immer noch zart, da er ganz klein schon sehr krank gewesen. Du, liebe Adelheid, warest zwei Jahre, hübsch, aber dem Anschein nach auch zart, obgleich gesund. Du, theuere Gabriele, warest zur Zeit der Abreise noch nicht ganz vier Monate. Die geliebte Mutter stillte Dich noch, aber ihr Arzt wollte auf der langen Reise das Selbstnähren nicht zugeben, weil er besorgte, daß sie sich zu sehr angreifen werde. So mußte denn die liebe Mutter sich zu einer Amme entschließen, was sie höchst ungern that, und diese war denn auch sehr schlecht und unsorgsam.

Am Abend vor der Abreise führte uns Riemer noch auf den Hof, wo die Sterne hell und golden funkelten und wir uns an dem schönen Himmel erfreuten. So verließen wir denn Tegel am 14. September (1802) morgens und fuhren gerade nach Potsdam. Da wir viel Menschen waren, hatten wir zwei Wagen, einen großen geschlossenen und eine Chaise, in welcher gewöhnlich Riemer mit den beiden Knaben saß; es wurde aber oft mit den Plätzen gewechselt. Außer der Amme hatten wir einen Bedienten aus Berlin, welcher Friedrich hieß, und ein Kindermädchen, Emilie, die die Mutter schon lange hatte und die uns Allen anhing. Sie hatte schon die Reisen in Spanien und Frankreich mitgemacht. Eigentlich war sie ein Bauernmädchen aus Auleben, hatte sich aber doch schon durch die Reisen gebildet, und obgleich sie etwas streng mit uns war, so liebten wir sie doch. Früh morgens, wenn wir in der Dämmerung ausfuhren, wurde erst geforscht, ob die Gesellschaft vollzählig sei. Der Vater frug immer Riemer, wie viel Kinder er hätte, und sagte, wie viele bei ihm wären. Solange wir in Deutschland waren, hatte die Amme noch Milch, aber in Italien verlor sie diese so sehr, daß sie kaum etwas für die Nacht hatte. Unmuthig hierüber, fing sie an Wein zu trinken und zwar so, daß sie meist betrunken war und Dich schlug, sobald Du schrieest. Die liebe Mutter erfuhr dies und wagte nun nicht mehr, sie aus den Augen zu lassen, sondern fuhr beständig im großen Wagen, obgleich sie manchmal gern

im offenen gefahren wäre. In Mailand fand sie die Weinflaschen im Bett der Amme versteckt und die kleinen Kinderjäckchen davon befleckt, ein Beweis, daß sie Dir heimlich Wein als Nahrung gab.

Wir blieben ungefähr vierzehn Tage in Mailand, da der Vater für ganz Italien akkreditirt war und also Geschäfte dort hatte.

Am 25. November gegen Abend kamen wir in Rom an, eben als die untergehende Sonne nach einem wunderschönen milden Tage die Kuppeln der Kirchen und die Paläste mit ihren letzten Strahlen vergoldete. Die Nähe der einzigen Stadt verkündet sich schon durch die großartigste Gegend. Von La Storta, der letzten Station, an ist man in immerwährender Spannung. Die Campagna di Roma macht den tiefsten melancholischsten Eindruck durch ihre Oede und Einsamkeit. Viele Reisende haben es zwar getadelt, daß sie nicht angebaut ist, aber dadurch würde sie ihren eigenthümlichen Charakter ganz verlieren; es wäre nicht mehr dieselbe Gegend.

Mit einem Gefühl der Ehrfurcht und Bewunderung fährt man über Ponte Molle, dieses prachtvolle Werk aus der Römerzeit. Die Tiber wälzt sich langsam und stolz daher, selbst ihre schmutzig-gelbe Farbe paßt zu Rom, zu dem melancholisch wehmüthigen und doch so großartigen Eindruck, den diese ewige Stadt auf das Gemüth eines sinnigen und tieffühlenden Menschen machen muß. Der Soracte erhebt sich stolz in der schönsten Form; das Albanergebirge zieht sich hin in den herrlichsten Linien, mit allen den kleinen Ortschaften; hinter St. Peter, Monte Mario mit Villa Mellini und Villa Madama, Beide Ueberbleibsel einer verfallenen Größe. Die Ankunft in Rom ist so oft beschrieben worden, daß ich mich nicht weiter darauf einlasse, und ich schreibe ja für Euch, geliebte Schwestern, in Eurer Brust klingt bei der Erinnerung an jene schöne Zeit gewiß derselbe wehmüthige Ton an, der in diesem Augenblick meine Seele durchbebt. Im zarten unbewußten Kindesalter umgab Euch diese stille, feierliche Pracht; umringt von den Meisterwerken der Kunst im Verein mit der schönsten Gegend habt Ihr die schönen Anlagen in Euch immer mehr gebildet und entwickelt, und dieser Aufenthalt so vieler Jahre war für Euch segensreich, geleitet von solchen Eltern, denen wir angehören.

Von La Storta aus fuhren beide Eltern im offenen Wagen und nahmen Wilhelm zwischen sich, als ahnten sie, daß das liebe Kind diese

Stadt nicht wieder mit ihnen verlassen werde. Die Einfahrt in Rom ist gewiß einzig in der Welt. Gleich beim Thor die schöne Kirche Maria del Popolo, dann öffnet sich der Blick auf die drei gleichlaufenden Straßen mit den beiden Kirchen an den Ecken. Der Obelisk auf dem Platz war uns etwas ganz Neues und versetzte uns wie in eine andere Welt. Ueber dem Thore ist die Inschrift: Felici fausto Ingresso.

Am Thor fand der liebe Vater einen Zettel seines Vorgängers Uhden, worin dieser ihm meldete, daß unsere Wohnung in der Villa di Malta bereitet sei, woselbst er uns erwarte. So fuhren wir denn durch die Strada del Babuino über den Spanischen Platz, bei San Giuseppe vorbei, auf den Monte Pincio, auf welchem Hügel diese schöne Villa gelegen ist. Langsam fuhren unsere Wagen die schwere Salita herauf, in den großen Hof und hielten endlich vor der Thür still. Die Zimmer fanden wir sehr freundlich, aus allen Fenstern die schönsten Aussichten auf Rom. Um die eine Seite des Hauses läuft eine breite Terrasse mit einer kleinen Treppe, welche in den Garten führt. Wir hatten die Aussicht auf diesen Garten mit seinen schattigen Gängen und seiner schönen Fontaine in der Mitte. Wir liefen in den Stuben umher und erfreuten uns an den großen unbeweglichen Lehnstühlen, die an den Wänden standen. Wir trugen alle Vier auf der Reise Knabenkleider, und der Bequemlichkeit halber mußten wir sie in den ersten Tagen noch anziehen, ehe wir etwas eingerichtet waren. . ."

Ueber die Ankunft in Rom findet sich in dem Buch: „Römisches Leben"*) von Friederike Brun, einer gescheiten und liebenswürdigen dänischen Schriftstellerin, die bald in warme freundschaftliche Beziehungen zu den Humboldts trat, folgende an ihre Tochter Ida gerichtete Beschreibung:

„. . . Kaum waren wir in unserer schönen pincischen Villa di Malta eingewohnt, als solche außer dem äußeren Reize der schönsten Lokalität noch einen inneren der interessantesten Nachbarschaft erhalten sollte. Diese alte Sommerwohnung der Malteserritter ist in viele abgesonderte Wohnungen getheilt; es sind größere für ganze Familien darin, und dann giebt's noch kleine reizende Künstlernestchen, welche hinter

*) Römisches Leben. Von Friederike Brun. I, S. 171 bis 176.

ausgebauten Balkonen sich befinden, und alle, die großen wie die kleinen, haben herrliche Aussichten.

In einer der Ersteren, nur durch einen Gang von uns getrennt, und eine gemeinschaftliche Treppe habend, wurde der Freiherr Wilhelm v. Humboldt mit seiner Gemahlin und fünf Kindern erwartet. Wir hatten genug zum Ruhme dieses Ehepaares gehört, um nicht mit Vergnügen der Ankunft des preußischen Gesandten entgegenzusehen; allein die Hoffnungen der Kindheit, unverkümmert durch Erfahrung, haben noch ein ganz anderes Leben. Du konntest Tag und Stunde, welche Dir die neuen Gespielen bringen sollte, nicht erwarten. Jedes rollende Rad rief Dich seit Tagen schon ans Fenster. Endlich fährt ein schwerbepackter Reisewagen langsam den steilen Hügel hinan. „Wie viele Mädchen mögen da sein?" flüsterst Du mir zu, indem der Wagen auf den Hof fährt und nun vor der gemeinschaftlichen Hausthüre hält. Der Vater ist schon ausgestiegen; man reicht ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, sorgsam eingewickeltes, aus dem Wagen den ausgestiegenen Wärterinnen hin. Nun springen eins, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, und alsdann steigt die reiseermüdete sorgsame Mutter aus. Weinend beinahe über die fehlgeschlagene Hoffnung, wendest Du Dich mit den Worten: „Lauter Jungens!" ins Zimmer zurück und willst nichts mehr von den Ankömmlingen wissen. —

Bald beim ersten Besuche bei den lieben neuen Nachbarn erzähle ich der Frau v. Humboldt Dein Leid, worauf sie mir erwidert: ihr ältestes Kind sei allerdings ein Mädchen, nur der Bequemlichkeit halber als Knabe während der Reise gekleidet, und gerade von Deinem Alter Nun bat die heitere, kinderfrohe Mutter, Dich im Irrthume zu lassen und die Entwickelung der kleinen lieblichen Irrung abzuwarten. Der geglaubte Knabe, den wir Dir Carl genannt, erscheint im Gärtchen; unschuldig, nicht wissend, wofür sie galt, und schüchtern begierig auf den Anblick der auch ihr verheißenen Gespielin, wandelt Caroline da zwischen den Orangen, Mimosen und anderen Bäumen und Gebüschen herum. „Darf ich hinunter, Mutter?" sagtest Du. „Vielleicht ist's doch ein guter Junge." — „Gern, mein Kind, mache nur Bekanntschaft." Nun schlüpftest Du hinab, und wir beiden Mütter jede an ihr Zimmerfenster. Es war eine liebliche Idylle, welche da vor uns gespielt ward. Die Blumenbeete des kleinen Gärtchens waren in krausen Buchsbaum-

schnörkeln angelegt, welche die Römer noch heute, wie ehemals schon Plinius Secundus, den Myrthen vorziehen; innerhalb dieser hatte die schüchterne blöde Caroline sich verschanzt und bewegte sich langsam kreisend, noch vor Dir fliehend, doch im Fliehen sich nach Dir umsehend. Nach und nach werden die Kreise enger, man nähert sich; weicht sich zum Scheine noch nachlässig aus; endlich begegnet man sich; wir hörten nichts, wir Mütter, allein Du, die weniger Blöde, magst wohl zuerst einen „guten Tag" hingeworfen haben, denn wir sahen Euch nun ganz ernsthaft nebeneinander gehen, Dich und die liebe verkannte Li, welche, an die Knabenkleider auf der langen Reise erst durch Spanien und nun von Berlin her gewöhnt, gar nicht daran dachte, Dich aus dem Irrthume zu ziehen. Ihr verließet einander bald, und man sah sich an dem Tage nicht mehr.

Allein wie Du nun am folgenden Morgen ein Mädchen, größer und ausgebildeter als Du, wiewohl nur drei Monate älter, zwischen zwei Knaben im Gärtchen spielen sahst, wurdest Du ganz irre und fragtest mich: „Aber, Mutter, was ist er denn eigentlich?" Nun ward Dir endlich die Wahrheit gesagt, und leicht wie ein Lüftchen flogst Du in den Garten herab, die schüchterne Caroline mit einem Feuer zu umarmen, dessen sie sich nach der gestrigen kühlen Bewillkommnung gar nicht versah. Bald war die Freundschaft gemacht, ward innig und dauernd, wie ich hoffe, für Euer Beider Leben; denn Caroline v. Humboldts Herz ist ein Schatz, der sich immer reicher erweist, je mehr man sein genießt, und in kindlicher Unschuld war sie voll Tiefe. Auch die beiden jüngeren Brüder, der Engel Wilhelm und der schelmische kleine Amorin Theodor, waren Dir bald liebe, traute Gespielen, und ein neues Leben der Freundschaft begann von den Kindern aus uns Alle zu umschlingen.

Caroline v. Humboldt, die Mutter, ist eine jener seltenen Frauen, auf deren Art Deutschland unter allen mir bekannten Nationen vielleicht einzig das Recht hat, stolz zu sein. Kenntnißreich in einem Grade, daß sie nur, für eine Gelehrte gehalten zu sein, wollen dürfte; einen Verstand besitzend, der die Region männlichen Ernstes und männlicher Umfassungskraft so erreicht, daß nur liebenswürdige Weiblichkeit es uns verbirgt, wie bedeutend die Eroberungen auf diesem streng von den Herren der Welt bestrittenen Boden seien; mit einem Sinn für das

Höchste und Schönste in Poesie und Kunst begabt, wie ihn der Himmel nur seinen Lieblingen verleiht; dazu kommt eine Persönlichkeit, welche, diese seltenen Gaben des Geistes ankündigend, solche mit dem gewinnendsten Ausdrucke einer Herzensgüte vereinigt, welcher noch nie über das reiche Vermögen zugemuthet ward. Welche Hausmutter ist dies! wie treu, wie selbstvergessend, wie ganz den süßen Pflichten hingegeben! Wie oft finden wir die noch gar nicht von der schweren Brustkrankheit, die sie in Berlin ausstand, zu Kräften Gekommene mit den zwei kleinsten Kindern auf dem Schoße, der holden, Leben lächelnden Adelheid von etwa $2^1/_2$ Jahren und der sechsmonatlichen Gabriele, deren halbverlöschtes Leben nur solche Muttertreue erhalten kann. Immer heiter, immer geduldig in allen unangenehmen Details der Einrichtung eines so zahlreichen Hausstandes, konnte nur der Rauch, welchen leider alle Kamine ihrer Wohnung ausströmen, ihr einige Worte des Unmuths entlocken.

Allein Gott segnete die Mutterſorge; denn kaum war unsere geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wir trotz aller Tag- und Nachtmühe das schöne, Geist und Liebe blickende Auge sich beleben, die kastanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wangen wieder frisch geröthet und den so ausdrucksvollen feinen Mund vom frohen, oft so reizend muthwilligen Lächeln umspielt sahen. . . ."

Humboldt betrat Rom zu einem Zeitpunkt, wo der unter österreichischem Schutz erwählte neue Papst Pius VII. mit Bonaparte das Konkordat geschlossen hatte. Es war zwar somit eine Art Waffenstillstand in den Feindseligkeiten Frankreichs gegen den heiligen Stuhl eingetreten, aber Frankreich blieb immer der gefürchtete und verhaßte Feind, und Humboldt wurde daher allein schon als Vertreter einer Frankreich und dem Umsturz feindlichen Macht doppelt warm in Rom empfangen, so daß es ihm nicht schwer ward, schnell eine der beliebtesten Persönlichkeiten, sowohl am päpstlichen Hofe als in der römischen Gesellschaft, zu werden. Seine amtliche Thätigkeit sagte ihm in ihrem meist unpolitischen Charakter ungemein zu und ließ ihm genug Zeit und Muße, der ewigen Stadt mit ihren Alterthümern, ihren Kunstschätzen, ihrer großen geschichtlichen Vergangenheit und damit wieder vor Allem sich und seiner Selbstbildung zu leben. An interessanten Menschen aller Nationen fehlte es auch nicht, und bald war das Haus des

preußischen Gesandten der glänzende Mittelpunkt einer edlen Geselligkeit. Nicht den kleinsten Antheil hieran hatte Frau v. Humboldt, die es überall verstand, durch Anmuth und Geist anzuziehen und durch Herzensgüte und wahre Liebenswürdigkeit für immer zu fesseln. Anfangs gab es allerlei kleine Schwierigkeiten zu überwinden, und die häusliche Einrichtung war für sie nicht ohne Mühe, wie wir aus ihren Briefen an den Vater erfahren.

Sie schreibt ihm über ihre Ankunft und erste Einrichtung:

„Rom, den 3. Dezember 1802.

Wir sind gestern vor acht Tagen, den 25. November, hier angekommen, theuerster und innigst geliebter Vater, und nur meine vielfachen häuslichen Geschäfte haben mich abgehalten, Ihnen tags darauf unsere Ankunft zu melden. Denn es giebt hier nur einen einzigen Posttag wöchentlich, und dieser ist der Freitag. Kaum eine Stunde nach unserer Ankunft besuchte uns ein Geistlicher, Monsignor Ferilli, der Geschäftsträger des Kurfürsten von Aschaffenburg hier ist und der Humboldt einen Brief von selbigem brachte. Herr Uhden*) hatte uns ein Absteigequartier genommen, so daß wir hier in kein Wirthshaus gekommen sind. Wir wohnen in der Villa di Malta und haben aus unseren Fenstern und von einer Terrasse, die an unsere Zimmer stößt, die Aussicht auf ganz Rom, auf viele schöne Villas, sogar bei klarem Wetter auf das Meer. Wir werden indessen dieses Haus wieder verlassen und Ende künftigen Monats in Herrn Uhdens Quartier ziehen, weil wir theils zu eng hier wohnen, theils aber auch zu luftig und kalt, wenn das Wetter rauher werden sollte. Herrn Uhdens Quartier haben wir auf ein Jahr genommen, in welchem es sich dann finden wird, ob wir es länger behalten oder uns ein anderes suchen müssen. Rom ist gar nicht so großstädtisch, daß man Alles fertig findet, im Gegentheil, man hat recht viele Mühe, sich hier einzurichten.

Der Weg, den wir von Florenz aus über Perugia und Terni bis hierher gemacht haben, ist als Weg sehr schön und voll der reizendsten Aussichten. In Perugia waren wir $1\frac{1}{2}$ Tag und erfreuten uns sehr der prächtigen, über allen Ausdruck schönen Freskogemälde von Pietro Perugino, dem Lehrmeister des großen Raffael. In Terni blieben wir

*) Der bisherige preußische Gesandte in Rom.

einen Tag, um den schönen Wasserfall zu sehen, den man für den höchsten in Europa hält; doch zweifeln wir an der Richtigkeit dieser Angabe. Den zweiten Tag darauf kamen wir in Rom am Nachmittag an und hatten zu unserem Einzuge gerade einen sehr schönen sonnigen Tag. Rom nimmt sich von Weitem wegen der unsäglichen Menge von Thürmen sehr prächtig aus. Allein wenn man hineinkommt, findet man sich nicht von Rom befriedigt, wenn man es als moderne Stadt betrachtet. Der Korso und einige Plätze ausgenommen, fällt nichts in die Augen, selbst die prächtigsten Paläste stehen entweder in Winkeln oder haben schlechte Eingänge oder andere hervorstechende Fehler. Der Schmutz auf den Straßen ist auch meistentheils daran schuld, daß Rom Einem mißfällt, denn es ist nicht der Schmutz, der nothwendig in einer großen Stadt durch das häufige Fahren und Gehen entstehen muß, sondern er rührt von anderen Ursachen her. Allen Staub und Schutt aus den Häusern, alle Abgänge aus den Küchen wirft man auf die Straße. Dann das unsägliche Elend, die zahllosen Bettler, ich kann Ihnen nicht sagen, einen wie trostlosen Anblick diese geben. Die Theuerung ist unsäglich. Das erste Bedürfniß des Lebens, Brot, kann das Volk nicht mehr essen. Sie werden das glauben, wenn ich Ihnen sage, daß wir täglich für 18 Sgr. Brot brauchen, und wir sind an unserm Tisch drei große Personen und vier Kinder, die wenig Brot essen, und beköstigen nur drei unserer Domestiken, und es gehört sogar eine strenge Aufsicht dazu, um daß wir mit Brot für 18 Sgr. ausreichen. Alle übrigen Lebensmittel sind mit Ausnahme einiger weniger in eben diesem Verhältniß theuer, und von Neujahr ab, wo das Kupfergeld abgeschafft werden soll, wird Alles noch um ein Drittel theurer werden. Noch bin ich hier wenig ausgewesen, in Gesellschaft nirgends als bei dem kaiserlichen Minister, der uns schon in Mailand, wo wir ihn auf seiner Reise trafen, sehr freundschaftlich entgegen kam. Gesehen habe ich hier noch nichts als das Colosseum und die Peterskirche, aber man hat viel gesehen, wenn man diese beiden Monumente alter und neuerer Größe gesehen hat. Unser Bücher- und Wäschekasten, den wir damals packten, als wir das Glück hatten, Sie, geliebtester Vater, bei uns in Tegel zu sehen, ist noch nicht angekommen. Der Nordwind, den er braucht, um herzukommen, will noch gar nicht wehen. . .

Den 9. Dezember.

Ich werde den übrigen Theil dieses Monats außerordentlich beschäftigt sein. Wir haben Herrn Uhdens zurückgelassene Möbel an uns gekauft. Allein noch fehlen uns zu unserer Einrichtung alle Betten — d. h. Matratzen —, Fußteppiche, Küchengeräth und mancherlei andere Kleinigkeiten. Alles dieses muß bis 1. Januar in Stand kommen. Die Matratzen, so man hier zu Lande meistens aus Ziegenhaaren zu stopfen pflegt, müssen im Hause gemacht werden. Mehr oder weniger geht denn doch Alles durch meine Hände. Wenn indessen meine Gesundheit nur so gut bleibt, so ist es mir nicht leid, mich um Alles zu bekümmern. Mit der Sprache geht es schon recht leidlich. Man lernt wegen der schönen reinen Aussprache der Römer hier sehr schnell. Auch nehme ich vielleicht, wenn ich erst die Zeit dazu habe, auf einige Monate einen Lehrmeister. Wir haben Herrn Uhdens Bedienten angenommen, der das Lob eines sehr treuen Menschen hat; dies ist hier zu Lande wichtig, weil in einem Hause, wo es keinen maître d'hôtel giebt, immer ein Bedienter den Einkauf der Küche besorgt. Emilie kocht, und zwar sehr gut, und soll mir nicht leid darum sein, zehn bis zwölf Schüsseln von ihr gemacht zu bekommen. Der Bediente, den wir von Berlin mitgenommen haben, hat sich unterwegs sehr gut aufgeführt, so daß wir recht sehr mit ihm zufrieden sind. Außerdem habe ich nur noch die Amme und ein italienisches Mädchen. Allein die Amme werde ich in Kurzem zurückschicken, denn sie ist eine durchaus unbrauchbare Person. Gabrielle ist gesund, aber sehr klein und zart, und macht mir doch dadurch mancherlei Besorgnisse.

Ich empfehle mich mit Humboldt und meinen Kindern der Fortdauer Ihrer Gewogenheit. Leben Sie wohl, bester Vater, und denken Sie mit Liebe

Ihrer unterthänig gehorsamen Tochter
Caroline."

Frau v. Humboldt an ihren Vater:

„Rom, den 13. Januar 1803.

Ich bin, theuerster Vater, durch unser Einziehen in das Haus,*) das wir gemiethet haben, verhindert worden, Ihnen schon vorige Woche

*) Palazzo Tomati, Via Gregoriana auf Trinità di Monte.

zu schreiben und Ihnen meine herzlichsten und innigsten Glückwünsche zu dem Wechsel des Jahres darzubringen. . . .

Wir haben uns auf den Fuß gesetzt, Mittwoch und Sonntag immer zu Hause zu bleiben und zu empfangen. Die andern Tage sind mit hiesigen „conversazioni" besetzt, wo man sich doch zuweilen sehen läßt, oder es sind Posttage. Wir sind nun eingezogen und haben uns nothdürftig eingerichtet. Allein es ist unglaublich, wie viel die simpelsten Dinge hier kosten, und wie viel man Geld ausgiebt. Ein Haus — ich meine zu essen zu geben — könnten wir mit unseren Revenüen, die doch jetzt 7000 Thaler betragen, gar nicht machen. Auch verlangt es Niemand hier. Die reichsten inländischen Häuser geben kaum ein- oder zweimal im Jahr zu essen, viele gar nicht, und von fremden Ministern keiner als der französische und der Ambassadeur von Portugal. Aber wie werden auch diese bezahlt! Letzteres Haus ist sogar für mich ein recht angenehmes. Wenn ich noch etwas eingerichtet sein, d. h. wenn meine Wäsche und viele Dinge angekommen sein werden, die wir in Livorno gekauft haben, und noch ein Zimmer möblirt sein wird, so noch nicht fertig werden konnte, werde ich meinen Mittwochs- und Sonntags-Thees mehr Extension geben, d. h. Gefrorenes und allerlei Backwerk hinzufügen, und so werden sie sich schon vor den römischen conversazioni distinguiren. Bei Torlonia, einem Banquier, der Millionen besitzt und der zweimal in der Woche mindestens hundert Personen bei sich sieht, bietet man Einem auch nicht ein Glas Wasser an. Für meine Landsleute mache ich mit dem Essen einen Unterschied. Die Künstler, die hier sind, und einige andere Deutsche bitten wir einmal die Woche zum Essen. Schrecklich ist es, daß unser großer Kasten aus Hamburg noch nicht ankommt. Wir haben immer noch gemiethete Wäsche. Bettzeug hatte ich zum Glück nothdürftig in meinen Koffern mitgenommen, so daß wir wenigstens auf unseren eigenen Betten schlafen. Die nöthigen Matratzen haben uns allein 450 bis 480 Rthl. gekostet. Gabrielle wird viel stärker und sieht wohler aus. Ich habe das Glück, ein sehr gutes italienisches Mädchen zu ihr bekommen zu haben. Die anderen Kinder empfehlen sich Ihrem gnädigen Wohlwollen, sie fangen schon jetzt an, sich im Italienischen auszudrücken. In Kurzem werden sie sich die Freiheit nehmen, Ihnen selbst zu schreiben. Das Wetter ist so milde, daß ich nur des Abends Kaminfeuer machen lasse. Alle Gärten sind grün und voller Blumen, im Winter hören

hier die Veilchen und Hyazinthen gar nicht auf zu blühen. Für heute höre ich auf, weil ich noch an die guten Tanten schreiben will. . . .

Mit innigster Liebe und Ehrfurcht küsse ich Ihnen die Hände als

Ihre unterthänig gehorsame Tochter

Caroline."

Die Freundschaft mit Friederike Brun und ihrer Tochter, die, lebenslang fortgesetzt, beiden Theilen viel Freude bereitete, hatte in ihrem Anfang wenig angenehme Folgen und verursachte Frau v. Humboldt zum Beginn ihres römischen Aufenthalts sorgenvolle Wochen. Sie berichtet darüber:

„Rom, den 17. Juni 1803.

Theuerster und innigst geliebter Vater!

Meine unangenehmen häuslichen Umstände haben mich verhindert, schon vorigen Posttag Ihren mir überaus theuren und erfreulichen Brief vom 6. Mai zu beantworten. Ich habe einige sehr beschwerliche Wochen verlebt. In der Mitte des Maimonats begab es sich, daß die Tochter einer fremden Dame, die acht Monate hier zugebracht, Madame Brun, die Frau des reichen Banquiers dieses Namens in Kopenhagen, an dem Tage, an dem sie von hier ihre Rückreise antreten wollte, krank wurde. Die Masern erschienen drei Tage darauf. Wir hatten mit Madame Brun viel Umgang gehabt, besonders war ihre Tochter, ein liebenswürdiges und zwischen zehn und elf Jahren stehendes Kind, die intime Freundin Carolinens geworden. Dennoch sahen wir uns in der Periode der Krankheit nicht, weil ich sie zu vermeiden suchte. Als aber die kleine Brun wieder genesen war, bat mich ihre Mutter so sehr, so inständig und dringend, ihr Caroline auf einige Tage anzuvertrauen, um ihrer Kleinen die Zeit zu verkürzen, daß ich es nicht abschlagen konnte. Ueber Caroline glaubte ich ganz sicher zu sein, denn sie hatte nach dem Ausspruch des Hofraths St. die Masern gehabt. Ich trennte mich also auf einige Tage von ihr und gab sie Madame Brun. Den vierten Tag kam der Arzt und sagte mir, Caroline sei krank geworden und liege mit heftigem Fieber zu Bett. Sie bekam die Masern in einem fremden Hause so heftig, wie man sie haben kann, und denselben Tag legte sich Wilhelm in meinem eigenen Hause. Ich wanderte fünfzehn Tage lang von einem Haus zum andern und von einem Bett zum andern. Den

sechsten Tag hinter dem Wilhelm her legte sich Theodor. Des Nachts schlief ich bei Carolinen. Den Tag, wo ich sie endlich wieder ins Haus zurückbrachte, legte sich Adelheid. Gabrielle hat die Masern bis jetzt noch nicht bekommen, ist aber seit drei Wochen an Fieber, Windpocken und allerlei anderem Ausschlag krank und macht mir viele Sorgen. Durch die Masern sind die vier älteren Kinder so gut gekommen, obgleich sie alle die Krankheit so heftig und mit so starkem Fieber gehabt haben, als man sie überhaupt haben kann, daß sie auch nicht einen Tropfen Medizin genommen haben. Der Arzt versicherte in Einem fort, solche Naturen seien ihm noch nicht vorgekommen. Ach! meine Gabrielle ist aber nicht von demselben Schrot und Korn. Sie ist um Weniges größer jetzt, als Sie sie vor zehn Monaten in Tegel gesehen haben, und die Sorge um ihr Leben und ihre Gesundheit weicht mir nicht vom Herzen. So gerne möchte ich sie doch auch behalten, so reich ich auch durch die vier Anderen bin. Aber ich weiß nicht, noch kann ich nicht recht feste Hoffnung fassen. . . . Den 1. Juli denken wir Rom zu verlassen und für drei oder vier Monate aufs Land zu gehen. Wir haben einen Ort dicht hinter Albano gewählt, L'Ariccia genannt, wo wir ein Haus genommen haben, das in der Mitte eines Gartens liegt und die allervorzüglichste Aussicht hat. Der Prinz von Mecklenburg hat ein Sommerquartier in Albano genommen. Diese nahe Nachbarschaft wird uns freilich allerlei Kosten machen, aber uns auch manche Annehmlichkeit schaffen. Der Prinz ist persönlich sehr liebenswürdig, gebildet, hat viele glückliche, natürliche Anlagen, und ich glaube sagen zu dürfen, daß er uns während seines Aufenthaltes sehr lieb gewonnen hat. Ich will hoffen, daß er mit uns in Albano nicht weniger als in Rom zufrieden sein wird.

Was übrigens den hiesigen Posten anbetrifft, so ist das Einzige, was ich an ihm auszusetzen habe, die ungemein große Entfernung von Hause und eigentlich doch auch nur von Ihnen, geliebter Vater, meinem guten Bruder und meinen lieben Anverwandten und Freunden, die uns mit der Zeit eine Veränderung wünschenswerth machen würde. Sonst weiß ich an der Annehmlichkeit des Lebens hier nur Eins auszusetzen: die ungemeine Theuerung, und diese muß durch die Zeitumstände, durch den unseligen Krieg zunehmen, dazu die häufige Veränderung des Wohnortes mit einer so zahlreichen Familie wie die unsrige. Wenn wir nicht

über die meisten Dinge, die man gewöhnlich zur Annehmlichkeit des Lebens als unerläßlich betrachtet, so bescheiden und ich darf sagen so gleichgültig wären, so könnten wir gar nicht auskommen.

Wir haben freilich mehr Revenüen wie ehemals, aber wahrlich, wir sind darum nicht reicher, weil wir nichts übrig haben. Gegen alle römische Sitte halten wir uns nicht einmal Wagen und Pferde, sondern haben mit einem Remisewagen einen Akkord. Auch in Domestiken will ich das Haus sehen, was so genügsam eingerichtet ist. So knapp es indessen an Tagen, wo wir Leute sehen müssen oder selbst in Gesellschaft gehen, mit der Aufwartung hergeht, so lasse ich mir das Alles gern gefallen, allein an der Erziehung meiner Kinder kann und will ich nichts versäumen. Für heute muß ich schließen. Ich küsse Ihnen, geliebtester Vater, die Hand und empfehle mich mit Humboldt und meinen Kindern der Fortdauer Ihrer Gewogenheit.

Caroline."

Im Sommer zog die Humboldtsche Familie nach L'Ariccia hinaus und hatte dort eine Zeit der Angst und Schmerzen durchzumachen, die in allen Gemüthern die tiefsten Spuren zurückließ. Das römische Klima forderte von den armen Eltern ein furchtbares Opfer. Hören wir Frau v. Humboldt selbst darüber an ihren Vater berichten:

„Rom, den 2. September 1803.

Theuerster und innigst geliebtester Vater!

Nie ist mir ein Brief schwerer geworden als dieser. Meine Hand zittert, indem ich die Feder nehme und den ewigen Schmerz, den ich mit mir herumtrage, auch in Ihre Seele legen muß. Am 15. August $1^3/_4$ Uhr nachmittags entriß mir der Tod meinen geliebten ältesten Sohn Wilhelm, und seitdem ist mein Leben ein Gewebe voller Leiden, denn tags vorher, den 14., legte sich mein zweiter Sohn Theodor, und erst seit vorgestern schöpfen wir Hoffnung zu seiner Genesung. Ich bin Ihnen, geliebtester Vater, eine umständliche Erzählung des unerwarteten Todesfalls schuldig, und ich will suchen, ob ich die Kräfte habe, sie Ihnen zu machen.

Wir leben seit dem Juli auf dem Lande in L'Ariccia, drei Stunden von Rom in einer himmlischen Gegend, und in dem Ort,

der vor allen, die man zum Sommeraufenthalt wählt, für den gesundesten gehalten wird. Wilhelm hatte einen Anfall von schlimmem Hals mit einem kleinen Fieber zwei Tage lang gehabt, deshalb ich ihn größerer Aufsicht wegen nebst Adel mit mir nach Rom nahm, wohin ich den 5. August ging, um den Kasten auszupacken, den wir vor einem Jahr mit Wäsche und Büchern von Tegel absendeten und dessen Sie sich vielleicht noch erinnern. Dieser Kasten kam eben erst an. Der Prinz von Mecklenburg, der eine halbe Stunde von L'Ariccia in Albano wohnt, kam den 7. August zu Mittag in die Stadt, bei mir zu essen, und brachte mir Caroline und Theodor mit. Er unterrichtete uns von einem sehr sonderbaren Evenement, was sich in unserm Hause begeben hatte. Der deutsche Bediente, den wir mit aus Berlin genommen hatten, hatte Freitags nach unserer Abreise einen Spazierritt gemacht und war mittags in der brennendsten Hitze nach Haus gekommen, hatte über Kopfweh geklagt und den Kindern und dem Hofmeister nicht bei Tisch aufgewartet.

(Folgt die Erzählung der Erkrankung des Dieners, der seinen Kopfschmerz durch große Dosen Opium zu betäuben gesucht hatte und trotz ärztlicher Hülfe nach achtstündigen fürchterlichen inneren Krämpfen am 7. August früh verstarb.)

Wir ließen, nachdem wir dieses Evenement erfahren, noch selbigen Tags die kleine Gabrielle mit ihrer Wärterin kommen, weil das Haus klein war und wir sie in der großen Hitze nicht der Gefahr aussetzen wollten, in der Nähe eines todten Körpers zu sein. Emilie und den Hofmeister ließen wir draußen. Da ich indessen nicht vollkommen wohl war, es hier in Rom sehr konfus zuging, da ich alle Kinder und nur einen Theil unserer Mobilien hier hatte, wie Betten, Küchengeräth ꝛc., so entschlossen wir uns, die Kinder den 10. abends mit einem unsrer treuesten und ergebensten Bekannten, einem Schweizer Namens Keller, wieder nach L'Ariccia zu schicken.

Der Bediente war in der Nacht vom 8. auf den 9. hierher auf den Kirchhof der Protestanten gefahren und beerdigt worden, und durch die Umstände seines Todes konnte man wohl nicht an die Möglichkeit einer bösartig vorwaltenden Krankheit in ihm glauben. Die beiden Knaben mit dem eben erwähnten Herrn Keller und Gabrielle gingen also Mittwoch abends zurück und sprachen im Durchfahren bei dem Prinzen in Albano vor, der mir tags darauf schrieb, er habe die Kinder nie so schön und blühend gesehen, doch habe Wilhelm über Kopfweh geklagt.

Donnerstag den 11. hatte er sich nach der Aussage aller Menschen ganz wohl gefühlt, und abends in der Kühle war er mit seinem Bruder Theodor, dem Hofmeister und Herrn Keller nach dem See von Nemi geritten. Dieser Spazierritt hatte etwa $2^1/_2$ Stunden gedauert, und die Knaben waren froh und gesund zu Bett gegangen. Freitag den 12. hatte Wilhelm über Kopfweh geklagt, nicht frühstücken wollen und sich auf Emiliens Bitten in sein Bett gelegt. Der Hofmeister hatte den Arzt aus Albano rufen lassen; dieser war der Meinung gewesen, es sei ein kaltes Fieber, und hatte ihm sogleich ein Dekokt von China gegeben. Mittags Sonnabend bekam ich durch einen sich hier aufhaltenden Fremden von unsrer Bekanntschaft einen Brief vom Hofmeister und von Keller mit der Erzählung der Unpäßlichkeit Wilhelms und den wiederholtesten Versicherungen, daß das Fieber ganz unbedeutend sei. Ich bat einen jungen, außerordentlich geschickten deutschen Arzt, der sich hier als Reisender aufhält, mich Sonntag mit dem Frühesten nach L'Ariccia zu begleiten, und meine Meinung war, Wilhelm und vielleicht auch Theodor mit mir wieder hereinzunehmen, damit er die Pflege des Arztes haben könne. Humboldt, der acht Tage lang einen sehr entzündeten Hals und Fieber gehabt hatte, blieb in Rom. In Albano stieg ich einen Augenblick beim Prinzen ab und hörte, Wilhelm habe den Sonnabend wieder einen Fieberanfall gehabt, sei aber abends munter gewesen.*) So kam ich in L'Ariccia an, in das Zimmer meines Wilhelm, der, als er den Wagen gehört und Emilie ihm gesagt hatte, die Mutter kommt, vor Freuden aus dem Bett gesprungen war. Er war in einer sonderbar heftigen Wallung, die wir in den ersten Momenten für Wirkung der Freude hielten, allein nach einer Viertelstunde deklarirte mir der Arzt, daß sein Fieber so heftig sei, daß er zweifle, daß er zu transportiren sei. Wir bemerkten, daß er delirirte, doch hatte er sehr helle Augenblicke; mich und den Arzt kannte er immer, und alle seine Phantasien waren kindlich und heiter. Er fing an, aus der Nase zu bluten, und Emilie, die nebst Keller des Nachts bei ihm

*) a. a. O. „Der Kammerherr erzählte ihnen, daß beide Knaben mit Keller den Tag vorher beim Prinzen gewesen, und ihm wäre es vorgekommen, als hätte er Wilhelm nie so schön gesehen; sein lockiges Haupt sei wie von einer Glorie des Lichts umflossen gewesen. Auch der Prinz wäre ganz davon ergriffen worden. Am Nachmittag hätten sie gehört, daß er krank geworden, aber nicht bedeutend."

gewacht hatte, sagte mir, daß er schon des Nachts einige Male geblutet habe.

Ableitende Bäder (nach wenigen Minuten schon war das Wasser, in dem er badete, roth von seinem Blut), kühlende Medizin, Alles wurde angewandt, das Bluten nahm zu, der Puls wurde immer schneller und kleiner, das Herzklopfen war ängstlich. Er verlangte unaufhörlich nach dem Vater. Ich schickte meinen Wagen zurück und bat Humboldt, mit dem Frühesten zu kommen. Der Arzt hielt ihn für gefährlich, gab ihn aber noch nicht auf. Seit drei Uhr nachmittags war es uns geglückt, das Blut zu stillen, es schien, als wenn die Natur ihm Schweiß und Schlaf schenkte, er wurde ruhiger und hatte nur einzelne Nervenbewegungen, die sehr ängstlich anzusehen waren. Er war blaß, aber seine Augen glühten vom schönsten Feuer, seine Stimme war rein und stark wie in den Tagen seiner Gesundheit. In diesem Zustand kam abends 7 Uhr heran. Da verlor er wieder eine große Menge Blut. Er lehnte seinen Kopf an meinen, und die Kälte des Todes breitete sich über ihn aus. Wir trugen ihn auf ein Bett ins Nebenzimmer, die belebendsten Mittel, mit denen er gerieben, gewaschen wurde, das Reiben und Bürsten über den ganzen Leib brachten ihn nicht allein wieder zu sich, sondern es fand sich nach und nach eine durchaus egale Wärme wieder ein. Er öffnete die Augen, er sprach mit uns, er verlangte nach seinem Vater und mir. Obgleich sehr blaß und blutlos, war er nie so entzückend schön gewesen. Sein Gesicht leuchtete wie von einem himmlischen Glanz belebt. Mit einem Wort, wir fingen an wieder Muth zu schöpfen. Der Arzt versicherte mir sein Leben, wenn er fünf Uhr morgens erlebte. Der Prinz, der dagewesen, hatte Humboldt auf meine Bitte einen reitenden Boten geschickt. So saßen wir um sein Bett, horchend auf jeden Athemzug, der Arzt, Keller und ich. Um 1 Uhr verwandelte sich sein Puls und wurde kleiner, die Wärme seines Körpers schwand mehr und mehr von Sekunde zu Sekunde, er lag in einem tiefen Schlummer, aus dem er mit einigen Nervenzuckungen erwachte. Er phantasirte, sprach von dem Bedienten, der sich vergiftet habe, rief seinen Bruder: „Theodor, komm, wir wollen uns vor Friedrich retten", und ein andermal: „Komm mit mir, Theodor, komm zur Pyramide" (die Pyramide des Cajus Cestius, um welche herum die Protestanten begraben werden).

Dann wurde er wieder ruhig, und wie er wieder die Augen öffnete, sah er mich mit unbeschreiblich heiteren Blicken an. Den Arzt faßte er ans Kinn und zog ihn zu sich, küßte ihn und flüsterte: „Kohlri, Kohlri, hilf mir doch! Liebe Mutter, Vater, Vater, Vater", rief er aus und bekam einige Zuckungen in den Armen und Beinen, er fing an zu röcheln, sein Kopf sank tiefer an meine Brust, und nach drei oder vier Sekunden war er todt. —

Wenige Minuten darauf kam Humboldt an. . . .

Ich sage nichts von unserm Zustand, unserm Schmerz, Sie sind ja Vater und haben auch einen hoffnungsvollen Sohn verloren. Aber die Schmerzen der mütterlichen Brust sind die tiefsten des menschlichen Lebens, und Sie wissen, ob ich für etwas Anderes als für meine Kinder gelebt habe. Nun ist mir der schönste, der zärtlichste, der stärkste und blühendste entrissen. Sein Körper war die Bewunderung Aller, die ihn sahen, seit einem Jahr war er so gewachsen, daß er nur noch ein wenig kleiner war als ich, und in demselben Verhältniß war er stark. Nun führt man dies außerordentlich schnelle Wachsen als einen mitwirkenden Grund seines schnellen Todes an. Mein armer lieber Humboldt fand ihn nicht, und auch daß der Knabe nicht mehr die Freude gehabt hat, seinen Vater zu sehen, und der Vater sein Kind, ist vermehrte Bitterkeit in dem Kelch dieser Leiden. Wilhelm war sein liebstes Kind; seitdem wir hier sind, war er der Einzige, der ausnehmend um ihn war, und besonders seit Riemer uns verlassen hat, gab Humboldt trotz seiner vielfachen Geschäfte dem Kleinen noch den Unterricht, den sein Hofmeister, welchen wir nur ad interim genommen hatten, ihm nicht geben konnte. Humboldts Schmerz ist der Schmerz eines Mannes, der sein Schicksal trägt, aber der Seinige und der Meine sind fürs Leben. In der Nacht vom 17. zum 18. ist er bei der Pyramide an einer einsamen Stelle unter Bäumen begraben worden. Die beiden Herren, die den Prinzen begleiteten, haben ihn hingebracht, und Keller arbeitet nun an einem kleinen Denkmal, das ihm Humboldt setzen läßt.

Die Geschichte unsrer Leiden ist noch nicht aus. Am Tage, wo ich mit dem Arzt nach L'Ariccia kam, hatte sich Theodor eine Stunde vor meiner Ankunft gelegt, und er brachte den 14. August in einem todtenähnlichen Sopor und heftigem Fieber zu. Den 15. August an Wilhelms

Todestag war er leidlicher, und wir entschlossen uns schnell, ihn nachmittags nach der Stadt zu bringen. Er lag in einem zugemachten Wagen in einem Bett und kam solchergestalt mit Emilien und dem Arzt nach dreistündigem Fahren in Rom an, wo ich eine halbe Stunde früher angekommen war. Die Natur der Krankheit decidirte sich schnell, es war ein hitziges Nervenfieber, das nicht einen Augenblick aussetzte. Bis zum zwölften Tage lebten wir Alle in Hoffnung, allein den dreizehnten verschlimmerte er sich auf die fürchterlichste Weise, und den 13., 14., 15., 16. und 17. sahen wir seinem Ende entgegen. Das Fieber stieg bis zu 132 Pulsschlägen, und von der tödtlichen Ermattung, die darauf folgte, können Sie sich keinen Begriff machen. Sein Anblick war der eines Todten. Heute ist der einundzwanzigste Tag, und wir leben mit der Hoffnung seines Lebens wieder auf.

Nun ein Wort von dem Arzt, damit, wenn Sie ihn je in Deutschland sehen sollten, auch Sie ihm den innigsten Dank sagen können. Er ist ein Hannoveraner und heißt Kohlrausch und hat trotz seiner Jugend — er ist 25 oder 26 Jahre alt — eine ungemeine Erfahrung, weil er als Arzt und Chirurgus mehrere Jahre bei der Armee war und daher die wichtigsten Fälle gesehen und behandelt hat.*) Zu dieser so seltenen frühen Erfahrung fügte er das emsigste Studium in Göttingen und in Wien hinzu, und sein persönlich einnehmendes Betragen hat ihn zum Schüler und Freund der größten Aerzte gemacht, die jetzt existiren. Er ist aus einer angesehenen, wohlhabenden Familie, und sein ganzes Benehmen trägt die Spur einer sorgfältigen Erziehung. Er kam als Fremder hierher, wurde uns empfohlen und ging gern mit uns um, und wir mit ihm. Humboldt brauchte ihn zuerst bei einem sehr schlimmen Halse als Arzt, und dann führte ich ihn nach L'Ariccia. Ach! obgleich seine Bemühungen nichts fruchteten, so hat er mir doch durch das, was er that, durch seine Besonnenheit, seine Geistesgegenwart, den einzigen Trost gegeben, den ich bei diesem Verluste empfinden kann,

*) Kohlrausch erklärte, Theodor habe einen nervösen Typhus, wie er ihn nur auf dem Marsche bei todtmaroden Soldaten gesehen. Derselbe Bericht erzählt uns weiter: „19 Tage lag Theodor in seinem Todtenschlaf, die Haut war wie Leder anzufühlen, er roch wie eine Leiche. Der hinzugezogene römische Arzt und andere Italiener zogen wieder und wieder die Mutter von seinem Bette fort, indem sie ihr sagten, sie müsse sich fassen, er wäre ja todt, Gott habe ihr zwei Söhne genommen. Sie aber verließ ihn nicht, und Kohlrausch nur spürte noch Leben in dem schwachen Puls, den er beständig mit der Uhr in der Hand beobachtete."

den, daß keine Kunst ihn mehr retten konnte. Und als Mensch ist er mir unaussprechlich theuer geworden. Seiner Sorgfalt, seiner Besonnenheit danke ich Theodors Leben, denn in den fürchterlichen Tagen seiner Krankheit, wo sein Leben nur noch ein schwaches Ringen mit dem Tode war, kam es auf die unausgesetzte Geistesgegenwart an, und die Minuten wurden entscheidend. O Gott! was haben wir gelitten! Auch Caroline legte sich während Theodors Krankheit und hat jetzt noch ein Quartanfieber. In den allerschlimmsten Tagen brach bei Adelheid ein Fieber aus, ein so heftiges, daß sie zwei Tage lang den Kopf nicht heben konnte, ohne von einem ängstlichen Zittern ergriffen zu werden. Wenn Sie zu dieser Situation meiner Familie nun noch hinzunehmen, daß Emilie und das italienische Mädchen, die Gabrielle wartet, vor 14 Tagen an einem und demselben Tage krank wurden, daß ich mich ihrer noch nicht wieder, weder im Hause noch in der Küche, bedienen kann, daß ich Gabrielle entweder selbst tragen oder sie einer fremden Person überlassen muß, daß auch diese sehr empfindlich ist, daß sie von Natur so schwach und im stärksten Zahnen begriffen ist, so werden Sie sich zwar ein Bild meiner Lage machen, aber auch eingestehen müssen, daß ein härteres Schicksal selten Jemand betroffen hat. Eine große Wohlthat des Himmels ist es, die ich auch mit gerührtem Herzen erkenne, daß in dieser schrecklichen Situation meine Geistesgegenwart mich nie verlassen und meine Gesundheit allen Fatiguen so vieler durchwachten Nächte und den traurigsten Tagen widerstanden hat. Auch Humboldt, der Ihnen künftigen Posttag schreiben wird, ist wohl und empfiehlt sich der Fortdauer Ihrer Gewogenheit.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen erst heute den Tod unseres Wilhelm melde. Allein solange der Ausgang mit Theodor ungewiß war, vermochte ich es nicht. . . .

Theodor, an dessen Bett ich geschrieben habe, sagt, ich soll den Großvater und Dunker grüßen. Noch weiß er nicht, daß sein Bruder todt ist, täglich fragt er nach ihm. . . ."

„Rom, den 14. September 1803.

Wir haben es nicht gewagt, geliebtester Vater, Ihnen die beiden vorigen Posttage zu schreiben und die Qualen unseres Herzens Ihnen mitzutheilen. Theodor lebt, aber seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, hatte er zwei tödtliche Recidive, besonders war der letzte so, daß der Arzt

alle Hoffnung der Rettung aufgab. Sie können und Sie werden sich unseren und auch seinen Zustand denken, da dieser theuere Mensch nun sechs Wochen für nichts als Theodors Leben lebt, an das er wohl fühlt, daß das Meine gekettet ist. O Gott! diese Zeit der Prüfung ist sehr schwer. Theodor liegt steif und fest im Bett, allein das Fieber, von dem wir nebenbei noch fürchten mußten, daß es hektisch werden würde, hat ihn endlich verlassen, und obgleich er blaß und mager bis zur Unkenntlichkeit geworden ist, haben seine Augen wieder Feuer und seine Züge wieder ihren vorigen Zustand angenommen. Wir sind wieder hoffend. Caroline hat endlich ihr viertägiges hartnäckiges Fieber überwunden, und auch Adelheid ist wieder hergestellt. Gabrielle ist ungefähr noch in demselben Zustand. Von unserer Seelenstimmung kann ich eigentlich wenig sagen. Sie werden am besten fühlen, theuerster Vater, daß ein Verlust wie der, den wir erlitten haben, ein Verlust fürs Leben ist. Ein so blühender Knabe, die Freude und die Lust und die Bewunderung Aller, die ihn sahen!

Wenn Zeichen der Theilnahme und das Mitgefühl ein Trost sind, so muß ich bekennen, daß wir davon in reichem Maße hier bekommen haben, und wenn sie schon mein zu tief gebeugtes Herz nicht trösten, so bin ich doch nicht weniger dankbar dafür. Humboldt ist still und gefaßt, aber in seinem Innersten tief bewegt. Wilhelm war ihm doch von allen Kindern das liebste und war am meisten um ihn. Seine und meine Gesundheit haben sich vielleicht nur durch den fürchterlichen Drang der Umstände und die schreckliche Gefahr, in der Theodors Leben schwebte, erhalten. Seitdem Theodor außer Gefahr, empfinde ich wenigstens tief die tödtliche Ermattung meiner Kräfte. . . .

Mit innigster Sehnsucht sehen wir Nachrichten von Ihrem Ergehen entgegen. Ich küsse Ihnen die Hand und bin ewig

Ihre gehorsame Tochter

Caroline v. H."

Ein bedenklicher Rückfall in ein hartnäckiges Wechselfieber, den Theodor im Laufe des Winters abermals erlitt, die Besorgniß, daß er infolge dieser zerstörenden Anfälle zum Hektischen neigen möchte, zwang die Aerzte, auf eine monatelange Abwesenheit von Rom und seinem verderblichen Klima zu dringen. Frau von Humboldt entschloß sich daher im März 1804, mit ihrem Sohne nach Deutschland zu reisen.

Ihre älteste Tochter Caroline, der treubewährte Arzt Kohlrausch und ein deutsches Dienstmädchen, das ebenfalls das römische Klima nicht vertragen konnte, begleiteten sie. Der Wagen glich einem wandernden Hospital, denn Theodor war so krank, daß er nur in Betten verpackt reisen konnte. Nach wenigen Tagereisen jedoch verließ ihn das Fieber, kehrte nur selten und immer schwächer zurück, und als Frau v. Humboldt am 6. April bei ihrem Vater in Erfurt anlangte, konnte sie den Sohn als genesen betrachten.

Humboldt, den seine Geschäfte fesselten, war allein mit Adelheid und Gabriele zurückgeblieben. „Stützen", diese moderne Abhülfe einer modernen Schwäche, gab es in jenen glücklichen Zeiten noch nicht, ebenso wenig die schreckliche Erfindung der Kindergärtnerinnen, unter deren Leitung unsere armen Kinder heute sogar das Spielen methodisch lernen müssen, und die kleinen Schwestern standen mit ihrem einfachen italienischen Kindermädchen unter Humboldts persönlicher Aufsicht. Aus Fürsorge um ihr körperliches Wohl nahm er noch einen jungen Kandidaten der Medizin ins Haus, der die kleinen Leiden und Beulen des Kinderdaseins kurirte und von Adelheid tyrannisirt wurde, indem sie ganz von ihm Besitz ergriff, ihn bald mit Gunst überschüttete, bald in Ungnade fallen ließ. Das Leben des Vaters mit seinen kleinen Mädchen gestaltete sich zu dem innigsten, das sich denken läßt. Verstand es Humboldt doch wie wenige Männer, sich mit Kindern abzugeben. Wahrhaft rührend ist es zu sehen, wie der vielbeschäftigte Diplomat und Gelehrte seine Aufmerksamkeit auch häuslichen Sorgen zuwendet und bis in die kleinste Einzelheit das leibliche und geistige Wohl der Kleinen im Auge behält. Fast immer hat er sie bei sich, sie spielen in seinem Zimmer, während er arbeitet, er ist zugegen bei ihrem Erwachen und Einschlafen, er wendet stets seine ungetheilte Aufmerksamkeit den Freuden und Leiden ihres Kinderlebens zu und berichtet treulich der fernen Mutter von ihrem Ergehen.

„Mai 1804, Rom.

Gabrielle und Adel sind wohl und immer bei mir. Adel ist göttlich und macht mir unendliche Freude, nur tyrannisirt sie mich sehr, heute habe ich schon um zwei Uhr essen müssen, und fast alle Tage muß ich broccoli essen. Einen kleinen niedrigen Tisch habe ich für sie bestellt und habe ihr und Gabriellen Hüte gekauft und gestern ein kleines Plätteisen ganz eigen für sie machen lassen müssen.

Eben lacht die Adel aus vollem Halse mit Gabrielle zusammen, könntest Du sie doch einmal hören! Sie sind allerliebst zusammen, die Adel geht wie mit ihrem Kinde mit ihr um und sorgt dafür, daß sie alle Tage spazieren gehen muß. Erst fragt sie mich deutsch um Erlaubniß und dann geht sie zu Vicenza: „Dice così: dovete andare a spasso, ma nel sole no!“ („Er sagt so: Ihr sollt spazieren gehen, aber in die Sonne nicht.“) . . .

Adel ist von übersprudelnder Heiterkeit. Für sich spricht sie immer italienisch, nur mit mir deutsch, und fängt auch da oft italienisch an, und wenn man nicht so mit römischem Accent spricht wie sie, so sagt sie gleich: „Ma dite bene, dite così!“ („Aber sprecht ordentlich, sagt so!“)

Sie singt unglaubliche Lieder und erzählt ganze Geschichten. Gabrielle kommt jetzt regelmäßig zu mir selbst gegangen, und wenn die Thüre zu ist, klopft sie an und ruft: „Papà, zucchero“, dann mache ich auf, und sie geht mit mir an Dein Büreau, und wenn sie den Zucker sieht, will sie sich todt lachen.“

Schon in dem zarten Alter zeigte sich bei Adelheid Sinn für Ordnung und ein Talent, die praktische Seite des Lebens frisch und energisch anzufassen, woraus auch leicht eine Neigung zum Herrschen entstand, die sie hin und wieder in Kampf mit der kleinen Gabriele brachte, als auch diese sich ihres Willens bewußt ward. So schreibt der Vater im Juni 1804:

„Die kleine gute Adel hat diese Woche etwas gethan, was ich Dir ausdrücklich erzählen muß, weil es gar zu hübsch ist. Sie hatte bemerkt, daß an einem Hausrock eine Naht unterm Arm aufgerissen war. Ohne mir etwas davon zu sagen, hat sie ihn Vicenza, wie ich einmal ausgewesen bin, so lange gezeigt und immer „Cucire, cucire, rotto, povero papà“ („Nähen, nähen, entzwei, armer Papa“) gesagt, bis die es zugenäht hat, und als ich zurückkam, war sie ganz außer sich vor Freude, schleppte mich beim Rock hin und zeigte, daß nun Alles zugenäht sei. Sie hat wirklich einen unglaublichen Verstand. Nun verträgt sie sich seit vierzehn Tagen aber nicht mit der kleinen Gabrielle und will nicht mit ihr zusammen sein, was auch Vicenza machen mag. Freilich ist die kleine Gabrielle auch sehr heftig, und die Puppen sind ein ewiger Zankapfel. Mir thut es leid, weil ich so die Kleine weniger sehe. Indeß habe ich es für besser gehalten, nachzugeben, weil sie so von

selbst wieder Lust bekommen wird, sie zu sehen, als sie zu zwingen. Gabrielle ist wohl und überaus lustig, nur wächst sie gar nicht und sieht doch nie recht derb aus. Es ist wunderbar mit dem Kinde; jetzt, da sie allein geht und an zu sprechen fängt und sehr eigene Ideen und eigenen Willen hat, ist es ordentlich komisch, in einem so putzigen kleinen Dinge eine Art Selbständigkeit zu sehen. . . ."

Für den Sommer und Herbst zog Humboldt nach Marino, einem kleinen Ort unweit Albano, um die Kinder die Landluft genießen zu lassen. Dort nahm Gabriele zur Zeit der Weinlese wieder Weinbäder, und die erste Erinnerung ihres Lebens, die sich hieran knüpft, ist eigenthümlich genug. Auf einem Stühlchen sitzt sie im gärenden Most, um sich die hohen Wände der Tonne, über sich Italiens blauen Himmel. Hin und wieder neigt sich das braune freundliche Gesicht eines halbnackten Winzers, der mit den Füßen die Trauben ausquetscht, über den Rand der Tonne, und er reicht der kleinen Gefangenen Weintrauben hinab in ihr seltsames Verließ. Diese Kur hat den kleinen Körper außerordentlich gekräftigt, und der Vater schreibt aus Marino:

„Gabrielle ist von einer Lustigkeit hier, die unbeschreiblich ist, sie lacht und spricht durch das ganze Haus. Nur wachsen thut sie nicht. Sie muß aber wirklich in Marino heirathen, denn es hat einen unglaublich guten Einfluß auf sie und ihre Gesundheit. . . . Die Adel hat hier einen ganz sicheren Balkon, auf dem sie manchmal steht, und der nach der Straße geht. Von da herab hält sie Konversationen mit den Kindern, die sich unten versammeln, wirft auch wohl manchmal einen Bajocco hinunter, aber selten, weil sie das Aufheben liebt. Neulich hatte sie eine göttliche Scene. Sie erzählte den Kindern sehr weitläufig, daß sie in Paris geboren wäre — das ließen sie nun so hingehen —, daß sie einen Mann hätte — da lachten sie schon — und daß sie sechs Kinder hätte. Darüber machten die unten einen großen Lärm. Adel nahm das aber so übel, daß sie sich auf die Erde warf und fürchterlich weinte. Wie sie indeß sah, daß das Weinen nicht half, sprang sie auf einmal auf, lief wieder hin und schimpfte nun aus vollem Halse: „Maledette bestie" und Gott weiß was für entsetzliche Schimpfwörter, und immer dazwischen: „È vero, è vero, ho sei creature" zum Todtlachen. . . ."

Gabriele war von nicht geringerer Lebhaftigkeit als ihre Schwester,

allein schon in frühester Kindheit war ihr eine gewisse Selbstbeherrschung eigen, die sie leidenschaftsloser als Adelheid erscheinen ließ. Während Adelheid Freude und Schmerz stets mit wahrhaft südlichem Feuer äußerte, verschloß Gabriele, gerade was sie am tiefsten traf, in ihrem Herzen, und diese Scheu, von dem zu sprechen, was sie im Innersten bewegte, blieb ihr bis auf die letzten Jahre ihres Lebens eigen. Schon in dem winzigen Wesen läßt sich solche Zurückhaltung erkennen, wenn ihr Vater im September 1804 von ihr schreibt:

„Wenn ich von Rom komme, bringe ich immer etwas mit, ein Spielzeug, eine Puppe oder sonst eine Kleinigkeit. Ich gebe es gewöhnlich nur Adel, Gabrielle spielt hernach doch auch damit, und Adel kommt mir meist entgegen und fragt. Das letzte Mal, als ich für Adel auspackte, was ich gebracht hatte, ging Gabrielle dabei herum, und als nun Adel Alles in Händen hatte, schlich sie sich ganz sachte zu Vicenza und sagte: „Papà tutto per Adelaide, a me niente“ (Alles an Adelheid, für mich nichts) und zuckte mit den kleinen Schultern, aber ganz ruhig und ohne zu weinen. Seitdem, kannst Du denken, bekommt sie etwas Eigenes. Ich dachte wirklich nicht, daß sie darauf achtete. . . .

Bis jetzt glaube ich gewiß, hat Deine Abwesenheit keinen eigentlichen Schaden für die Kleinen gehabt. Für das Physische wollte ich wohl mit Gewißheit dafür einstehen, wieviel aber das Entbehren Deines Anblicks, Deiner süßen Liebe für zarte, empfängliche und schon jetzt feinfühlende Geschöpfe ist — wer freilich kann das berechnen? Gewiß bin ich wenigstens, daß, wenn Du wiederkommst, Deine Nähe unglaublich wirken wird. Du findest Beide mit erschlosseneren Sinnen, mit reizbareren Seelen wieder, und sie werden Dich dann ganz haben und behalten. Adel ist mäßiger, ruhiger und sanfter geworden, ohne an Lebhaftigkeit verloren zu haben. Gabrielle ist ein unendlich lebhaftes und selbständiges Ding; sie ist wie ein kleiner Löwe im Kasten, und wenn man sie ruft, dreht sie sich erst zehnmal im Kreis herum, ehe sie kommt.“

Häufig begegneten die Kinder auf ihren Spaziergängen dem Papst, der in Castel Gandolfo seine Sommerfrische genoß und öfter seine Promenaden nach Marino hin ausdehnte. Da warfen sich denn die kleinen Mädchen mit dem Kindern eigenen Nachahmungstrieb am Weg auf die Kniee, und der heilige Vater bemerkte Adelheids ungewöhnliche

Grazie. „Da hat einer der Begleiter des Papstes, der für seine lockeren Grundsätze bekannt ist und die Adel kannte, sie dem Papst präsentirt und sie gefragt, warum sie sich immer für den Papst hinkniete, indem er hinzugefügt hat: „Voi non credete al Papa“ (Ihr glaubt nicht an den Papst). Die Adel hat, ohne sich zu decontenanciren, geantwortet: „Io si, ma voi no“ (Ich wohl, aber Ihr nicht), was denn ein unendliches Lachen unter allen Anwesenden erregt hat, da es sich so gut paßte.“

Begreiflicherweise machten die Kinder auch in den römischen Kirchen alle äußeren Formen des katholischen Gottesdienstes mit, wenn sie mit ihrer Wärterin im Vorübergehen in eine Kirche traten oder auch, wenn es das Wetter nicht anders erlaubte, im St. Peter ihren Spaziergang machten. Manchen inbrünstigen Kuß haben Adelheid und Gabriele da auf die schon ganz flach geküßte große Zehe des heiligen Petrus gedrückt, und Gabriele erinnerte sich noch in ihrem Alter, eine ganz besondere Vorliebe für diese Art der Devotion und die dunkle regungslose Gestalt des Heiligen gehabt zu haben. Welch eine Welt von Eindrücken für ein erwachendes Kindergemüth, allein diese Kirche!

Frau v. Humboldt hatte inzwischen nach einem zweimonatlichen Aufenthalte bei ihrem Vater Deutschland wieder verlassen und war Mitte Juni mit Caroline, Theodor und Dr. Kohlrausch in Paris eingetroffen, wo am 2. Juli ein Mädchen — Luise — geboren ward. Dieses Kind hat der Vater nie gesehen, denn obgleich kräftig und stark, lebte es nur drei Monate, und die Mutter bettete es in der Ferne zur letzten Ruhe auf einem Gute einer befreundeten Familie unweit Paris. Alexander v. Humboldt, der ebenfalls auf einige Monate nach Paris gekommen war, stand seiner Schwägerin in dieser schmerzlichen Zeit mit der herzlichsten brüderlichen Theilnahme bei, und nachdem ihre Gesundheit sich erholt, kehrte sie, nicht reicher, wie sie gehofft, sondern mit tief wundem Herzen zu ihrem Manne nach Rom zurück. Ueber die Ankunft am 29. Januar 1805 und das Wiedersehen berichtet sie ihrem Vater:

„Rom, den 16. Februar 1805.

Drei Ihrer theueren Briefe liegen vor mir, bester und innigst geliebter Vater, ohne daß ich bis jetzt einen Augenblick Zeit gefunden, sie zu beantworten; doch hoffe ich, sollen Sie wegen meiner Reise-

schicksale außer aller Furcht sein und meinen Brief aus Turin empfangen haben, der Ihnen die Nachricht meiner glücklichen Ueberkunft über die Alpen mit allen Meinigen ankündigt. Von Turin war meine Reise ebenso glücklich. Ich war vierundzwanzig Stunden nach meiner Abreise aus Turin in Mailand, blieb dort zwei Tage, um mich auszuruhen und um einen guten Vetturin zu finden. Mit diesem reiste ich in sechzehn Tagen über Bologna, Rimini längs dem Adriatischen Meer nach Rom und erlitt keine andere Unbequemlichkeit, als wegen des schnellen Anschwellens des Tajo fünf Miglien vor Parma zwei Tage in einem schlechten Wirthshause liegen bleiben zu müssen. Der Strom hatte die Nacht vor meiner Ankunft die beiden Schiffbrücken mitgenommen, und wir mußten ihre Wiederherstellung abwarten. Uebrigens hatten wir schönes, mildes Wetter seit Mailand, bis auf wenige Stellen sehr gute Wege, himmlische Gegenden, theils am Ufer des Meeres, theils an den Apenninen und in allem Uebrigen gute Laune und frischen Muth. So kamen wir den 29. Januar nachmittags zwei Uhr in Rom an. Mein Mann kam mir mit den beiden Kleinen zwei Stunden weit in seinem Wagen entgegen, und ich überlasse es Ihnen, zu denken, wie süß uns dies Wiedersehen gegenseitig war. Mein Mann sieht ganz unverändert aus, meine beiden Kleinen haben sich desto mehr verändert, aber ganz zu ihrem Vortheil. Adelheid ist wenigstens einen halben Kopf größer geworden und hat eine der schönsten Gestalten, die ein Mädchen haben kann. Sie ist nicht schön, aber sehr lieblich und hat einen Ausdruck von Klugheit und Lebhaftigkeit in den großen blauen Augen und in der unbeschreiblichen Beweglichkeit ihres Gesichts, so daß sie gewiß ein sehr reizendes Mädchen werden wird. Gabrielle ist noch immer außerordentlich klein und, obgleich sie im Mai drei Jahre alt werden wird, nicht größer, als gewöhnlich ein Kind von anderthalb bis zwei Jahren ist, allein sie ist jetzt ebenso fett und prall, als sie sonst schmächtig und mager war; sie hat ein Fleisch von einer Festigkeit, daß man es nicht eindrücken kann, und eine blühende Gesichtsfarbe. Ihr Gesicht ist Alles, was man Schönes denken kann. Große blaue Augen mit langen schwarzen Augenwimpern, den lieblichsten Mund und auf dem linken Backen ein tiefes Grübchen. Dazu ist sie, so klein sie auch ist, doch auf das Allervollkommenste proportionirt und hat die niedlichsten Hände und Füßchen, die man sehen kann. Das Deutsche ist aber ganz

vergessen. Adelheid versteht zwar noch Einiges, wird aber gewaltig böse, wenn man ihr anmuthet, etwas zu beantworten. Gabriele achtet auf gar kein fremdes Wort. Daß Beide hingegen mit der größten Volubilität italienisch sprechen, brauche ich nicht zu sagen. Da nun Theodor nur mit Mühe deutsch spricht, weil er in Paris die größte Geläufigkeit im Französischen bekommen, so lasse ich Sie erwägen, geliebter Vater, ob nicht ordentlich eine babylonische Sprachverwirrung in unserem Hause herrscht. Wenn Sie nur einem unserer Mittagessen beiwohnen könnten, bin ich überzeugt, Sie würden sich noch lange mit Fröhlichkeit und Lachen dessen erinnern. Theodors Gesundheit hat sich die Reise hindurch sehr gut gehalten. Er ist freilich eher mager als fett zu nennen, allein sein Wachsthum ist auch so außerordentlich, daß er nicht sehr an Fettigkeit zunehmen kann, und er hat eine gute und gesunde Gesichtsfarbe. Gott helfe uns nur weiter, wenn der Sommer kommt. Caroline ist beinahe so groß wie ich. . . . Von meinem Schwager Alexander habe ich keine Nachricht, seitdem ich Paris verlassen habe, und wir erwarten ihn beinahe täglich selbst. Ich muß hier abbrechen. Es ist heute der erste Tag im hiesigen Carneval, wo die Masken erlaubt sind. Ich will den Kindern die Freude nicht nehmen, mit ihnen im Korso herumzufahren, und muß späterhin bei der Herzogin von Cumberland essen. Ich schreibe künftigen Posttag wieder und empfehle mich und meine Kinder bis dahin der Fortdauer Ihrer Gewogenheit. Leben Sie innigst wohl, theuerster Vater. Ich bin ewig treu

Ihre gehorsame Tochter

Caroline."

Das Jahr 1805 gestaltete sich zu einem der glänzendsten und interessantesten von Humboldts römischem Aufenthalte. Wenn es schon überhaupt nie vorher und nie nachher in Rom ein Haus gegeben hat, das wie das Humboldtsche der Mittelpunkt aller geistigen Interessen, aller hervorragenden Vertreter von Kunst und Wissenschaft war, so erhielt es in diesem Jahre noch einen besonderen Magnet durch die Gegenwart Alexanders v. Humboldt, der seinen Bruder auf mehrere Monate besuchte. Die hervorragenden Geister aller Nationen schaarten sich um den großen Reisenden, um mit gespanntem Interesse seinen Erzählungen über das recht eigentlich von Neuem entdeckte Amerika und die Wunder der dortigen Natur zu lauschen.

Von dem häuslichen Leben dieser Zeit und ihren mannigfachen Pflichten giebt ein Brief von Frau v. Humboldt an eine ihrer Tanten ein lebendiges Bild. Sie schreibt:

„Rom, den 30. Mai 1805.

Theuerste, innigst geliebte und verehrteste Tante!

Ich muß sehr um Verzeihung und Nachsicht bitten, daß ich einen so theuren und lieben Brief, wie den Ihrigen vom 18. Dezember, erst heute beantworte. Ich fand ihn bei meiner Ankunft hier vor, und gewiß, mein Wille war es nicht, so spät zu antworten. Ich wünschte umständlich zu schreiben, und eben darum kam ich nicht dazu. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur das Eine erwähnen: daß sowohl die Führung und Aufsicht eines ziemlich groß gewordenen Hauswesens als auch die Aufsicht und größtentheils der Unterricht der Kinder auf mir allein beruht, und daß, bis ich für das Letztere eine Hülfe durch den Hofmeister bekomme, meine Zeit sehr knapp zugemessen ist. Und doch kann ich es nicht anders einrichten. Meine Tochter Caroline und auch Theodor sind Beide in einem Alter, wo das eigentliche Lernen und die Uebung des Erlernten höchst nothwendig ist, und da wir in einem fremden Lande leben, so finden sich natürlicherweise gar keine Lehrer, die Deutsch unterrichten, und Vieles beschränkt sich daher auf mich, da Humboldt zu sehr mit Geschäften überhäuft ist, um sich damit abzugeben. Die nächsten drei Monate muß ich das noch so fort treiben, dann aber bekommen wir den Hofmeister, den ich so glücklich war in Paris zu finden. Ich erwarte ihn den 1. September und sehe von dieser Zeit an einer freieren Lebensperiode für mich entgegen. Meine Kinder, groß und klein, machen mir indessen ebenso viel Freude als Mühe. . . .

Meine Reise von Paris hierher über die Alpen und den Mont Cenis habe ich glücklich und ohne alle Unfälle zurückgelegt und bin mit der innigsten Freude in die Arme meines geliebten Mannes zurückgekehrt. Ich that sehr wohl, nicht länger in Paris zu verweilen, um auf meinen Schwager Alexander zu warten, denn seine vielfachen Geschäfte haben seine Abreise in der Art verspätet, daß er erst am 29. April bei mir ankam. Seit dieser Zeit besitzen wir ihn aber auch recht, und jetzt beginnt hier auch die ruhigere Zeit, weil viele der Fremden abreisen.

Diesen Winter haben wir deren ungemein viele gehabt, und be-

sonders zwei Damen, die für uns sehr zeitkostspielig gewesen sind, die eine, die Frau v. Staël, die wir von sonst her kannten,*) und die allerdings eine sehr geistreiche und, was die Welt nicht so weiß, auch eine innigst gute Frau ist, die mir schon allein durch ihre unaussprechliche Liebe für ihren Vater und ihre grenzenlose Anhänglichkeit für sein Andenken interessant und lieb wird. Die andere war Frau v. d. Recke, geb. Gräfin Medem, die sich Cousine mit mir nennt, die ich aus meiner frühen Jugend her kenne und die eine sehr liebe Frau und eine warme Freundin ihrer Freunde ist. Diese beiden Damen finden ihre einzige gesellschaftliche Ressource in unserem Hause, und wenn Sie, liebste Tante, nun erwägen, daß beinahe alle Abende der Gesellschaft angehörten, die Vormittage meinen Kindern und der Anordnung meines Haushaltes, so haben Sie ein Bild der vier verflossenen Monate. Gottlob, daß meine Gesundheit dauerhaft gut war. Seit Jahren erinnere ich mich keiner so ununterbrochenen Periode von Wohlsein. Eine gleiche genießt mein guter Mann, der sich Ihnen, geliebte Tante, zu Gnaden empfiehlt. Wenn uns die Kinder gesund bleiben, so wollen wir den Sommer hier auf unserem Pincio bleiben, wo nächst Monte Cavallo die beste römische Luft ist, und wollen erst in der Mitte September nach Tivoli gehen, um dort bis Mitte November zu bleiben. Tivoli ist schon so weit, daß man nicht gut im Sommer hinausziehen kann, weil Humboldt alle Woche einmal herein und hinaus muß. Allein mit Ende September fangen seine sechswöchentlichen Ferien an, und um diese Zeit nehmen wir uns vor, den wirklich himmlischen Aufenthalt zu benutzen.

Ich möchte Ihnen mündlich viel politisch Interessantes erzählen, was sich nicht schreiben läßt. Italien möchte wohl bald der Schauplatz großer Begebenheiten werden.

Künftig werde ich pünktlicher schreiben, und in dieser ganz gewissen Hoffnung wage ich es, Sie, geliebte Tante, um ein gütiges Wort und die erneute Versicherung Ihrer unwandelbaren Liebe innigst und angelegentlichst zu bitten. Mit herzlicher Ehrfurcht und Liebe meiner gnädigen Tante

unterthänigste Nichte
Caroline v. Humboldt."

*) Von dem ersten Pariser Aufenthalte 1798 her.

Das Jahr 1806 brach für die Humboldtsche Familie sehr fröhlich an. Am 7. Januar wurde der Kreis der Geschwister noch um einen Knaben vergrößert, und voll Dankbarkeit blickt die Mutter auf ihre Lieben und schreibt:

„Wirklich darf ich ohne Stolz sagen, daß es nicht möglich ist, eine schönere Familie zu sehen. Wenn Gott sie mir erhält, was mein Morgen- und Abendgebet ist, so bin ich glücklich. Caroline ist ein wahres Bild der Gesundheit, Theodor hat sich vollkommen erholt und applizirt sich bei seinem neuen Lehrer, Adelheid ist ein außerordentlich munteres, wohlgebautes und ganz ausgezeichnet kluges Kind, und Gabrielle ist ein Engel an Sanftmuth und Schönheit, sie ist schön vor allen meinen Kindern. Mein kleiner neugeborener Sohn ist sehr groß und stark, an meinem eigenen Geburtstage, dem 23. Februar, wurde er in meiner Wohnstube getauft. Der Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha, Frau von der Recke, der Graf Wengersky und der hiesige kaiserliche Gesandte Graf Khevenhüller hielten ihn zur Taufe, die ein durchreisender englischer Bischof verrichtete, und gaben ihm die Namen: Friedrich Constantin Gustav. Wir waren Alle in der herzlichsten Freude über meine diesmal so schnell und glücklich abgelaufene Entbindung und das Wohlbefinden und die außerordentliche Stärke des Neugeborenen. Ach, und schon zwei Tage darauf, am 25., empfing ich die Nachricht des Hinscheidens meines guten Bruders und Ihrer theueren Frau Schwester, meiner so innig geliebten Tante. Ach, wie könnte ich Ihnen meine Empfindungen schildern! Die qualvollste Angst um meinen würdigen Vater, die zärtlichste Theilnahme an Ihrer Trauer, geliebte Tante, Schmerz und Thränen um die, welche nicht mehr sind, obwohl ihnen, wie ich gewiß hoffe und die innere Stimme meines Herzens sagt, wohl besser ist, als es ihnen je hier sein konnte, Alles das stürmte zusammen auf mich ein, und nichts würde mich gehindert haben, zu meinem Vater selbst zu eilen, wenn mein Zustand es mir irgend erlaubt hätte. Aber denken Sie sich in meine Lage, und beurtheilen Sie selbst, ob ich es konnte. Nie hat wohl eine Abwesenheit mehr gelastet, als die meinige mir. Allein bei diesen Zeitumständen und mit einem kleinen Kinde an der Brust muß ich nun fürs Erste so ausharren.

Meines geliebten Bruders Tod hat bei meinem Manne den Gedanken erregt, da uns der Himmel jetzt wieder mit einem Sohne beschenkt hat,

meinem Vater vorzuschlagen, den Einen zu adoptiren und ihm zu dem Namen Humboldt den seinigen beizulegen. Billigen Sie nicht diesen Gedanken, der meinem Manne wahrlich aus keinem eitlen Stolz, sondern in der Hoffnung eingekommen ist, daß es meinen lieben Vater ein wenig erheitern würde, seinen würdigen Namen auf eins dieser Kinder überzutragen, da ihm nicht das Glück hat werden sollen, Enkel von meinem Bruder zu sehen? Mein Mann wird die Sache in Berlin durch das Ministerium betreiben. Freilich tritt ein adoptirter Sohn nicht in die Lehnsfolge; da in dieser nur männliche Descendenz folgen kann, so bleibt er davon ausgeschlossen. . . .

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen zu Gnaden und hofft, daß sein Brief, in dem er Ihnen die Geburt Gustavs gemeldet, bei Ihnen angekommen sein wird, obgleich Erbrechungen auf der Post mit diesem und mehreren Briefen vorgefallen sind. Ich küsse Ihnen die Hand und bin ewig meiner gnädigsten Tante gehorsamste Dienerin und Nichte

Caroline v. Humboldt."

Der Sommer dieses Jahres wurde in Rom zugebracht, nur durch kurze Besuche in Frascati bei Lucian Bonaparte unterbrochen, der dort nahe dem alten Tusculum in der Villa Ruffinella mit seiner liebenswürdigen Familie ein stilles und zurückgezogenes Leben führte. Im Herbst gingen Humboldts wieder auf einige Wochen nach Albano.

Humboldt erhielt im Laufe dieses Jahres, ohne die geringsten Schritte dazu gethan zu haben, den Titel eines Ministre plénipotentiaire, gleichzeitig den Posten eines Geschäftsträgers in Neapel und eine bedeutende Gehaltserhöhung. Solchen Gnadenbeweisen gegenüber durfte er nicht daran denken, in diesem kritischen Augenblick seinen Posten mit längerem Urlaub zu verlassen, so sehr auch der alte Schwiegervater darauf drang und um Hülfe in seinen verwickelten Geschäften bat. Bange Wochen brachen nun auch für die „Römer" an, während in Deutschland der Krieg tobte. Wohl erhielten sie die Kriegsnachrichten verhältnißmäßig rasch und genau durch den Kurier, den Napoleon seinem Bruder Josef nach Neapel täglich sandte, aber über die Schicksale der Verwandten und Freunde drang wochenlang keine Kunde zu den geängstigten, von allem persönlichen brieflichen Verkehr Abgeschnittenen.

Einem alten treuen Sekretär ihres Vaters schreibt Frau v. Humboldt:

„Rom, den 26. November 1806.

Mein lieber Dunker!

Ich kann Ihnen nicht genug für Ihren Brief vom 30. v. M. danken. Er hat mir zuerst das Herz wieder erleichtert nach Wochen allerbangster Sorge und des tiefsten Kummers. Seit dem eigentlichen Anfange dieses Krieges waren es die ersten Zeilen; unaufhörlich, Tag und Nacht dachte ich an meinen alten lieben Vater und ängstigte mich um sein Schicksal in dieser Zeit des Jammers und des Elends. Ich kann dem Himmel nicht genug danken, daß der erste Schrecken für die Gesundheit des würdigen Greises noch so leidlich vorübergegangen ist. Versäumen Sie nicht, guter treuer Dunker, mir alle acht oder zehn Tage zu schreiben, wenn mein Vater es nicht selbst kann, und geben Sie mir auch Nachrichten von dem Ergehen der Personen in Erfurt oder auf den Gütern und in der nächsten Verwandtschaft, die zu Ihrer Kenntniß kommen. Wie mag es in Burg-Oerner aussehen? Der Schaden in Talebra*) ist freilich sehr groß, aber was hilft es, in dieser Zeit muß man sich mit Muth und Ergebung waffnen. Wie geht es dem armen B. (Pächter von Talebra)? Wird er von seinen Wunden genesen?

O Gott! in welchem Zustande ist unser armes, so gutes und so braves Deutschland! Wer kann jetzt für die Ereignisse des künftigen Tages stehen! Diesen Ereignissen mit dem Muth entgegen zu gehen, den allein das Gefühl und das Bewußtsein unverletzter Pflichten giebt, ist mein einziges Bestreben, und in dem Sinne erziehe ich auch meine Kinder, denn ich ahne, daß auch sie viel erleben werden.

Auch wir, mein lieber Dunker, sind der Meinung, daß die großen Veränderungen, die Deutschland erleidet oder noch erleiden wird, unserem Aufenthalte hier ein Ende machen können. Nur werden Sie und mein theurer Vater erwägen, daß wir für jetzt nichts thun können, als abwarten, wie sich die Verwirrung löst. Für meinen Mann giebt es schlechterdings nichts, als in dem Posten und auf der Stelle zu bleiben, die ihm anvertraut ist, und er könnte sie, so unnütz er auch gleich eigentlich jetzt ist, nicht verlassen, ohne seine persönliche Ehre zu kompro-

*) Ein Dacherödensches Gut, das vom Feinde schwer gelitten hatte.

mittiren; und es ist jetzt wichtiger als je, diese aus dem Drang der Umstände ohne irgend einen Flecken oder Makel zu retten. Von Gehalt ist natürlich und kann jetzt nicht die Rede sein, Humboldts Kapitalien zahlen keine Interessen, wir sind daher in sehr eingeschränkten Mitteln; meines Vaters Vermögen wird viel leiden, und wir bescheiden uns selbst, daß er uns nicht wird aushelfen können. Dazu die Ungewißheit, wie lange es hier noch dauern kann, ob die Stelle überhaupt bleiben wird, die Rücksichten, auch selbst in ökonomischer Hinsicht, nicht eine Reise zu machen, wenn ich etwa wieder hierher zurückreisen müßte; dies Alles zwingt zum ruhigen Abwarten.

Grüßen Sie alle Hausgenossen, halten Sie sich meiner und aller Meinigen Verbindlichkeit versichert und geben bald wieder Nachricht

Ihrer verpflichteten

Caroline v. Humboldt."

Die Zeit von Preußens Erniedrigung ging an den kleineren Kindern ziemlich spurlos vorüber, denn wenn auch die Erzählungen der Plünderung Tegels, der Verwüstung Burg-Oerners und der anderen Güter, die Lebensgefahr, in welcher der Großvater Dacheröden geschwebt, die älteren Kinder mit Schauder und Empörung erfüllte, so daß Theodor sich ein Schwert wünscht, um den Franzosen zu Leibe zu gehen, „denn ich habe doch echtes deutsches Blut, ob ich gleich in Rom bin", so waren Adelheid und Gabriele doch noch zu klein, als daß die Ereignisse, von denen sie nur in der Ferne hörten, einen bleibenden Eindruck auf sie hätten machen können. Für sie verstrich das Jahr 1807 theils in Rom, theils in Albano in glücklichem Kinderfrieden; im November aber wurden auch sie mitberührt in der Trauer um den kleinen Bruder. Am 12. November beschloß der kleine Gustav sein kurzes Leben, in dem ihm die römischen Leute infolge seiner sanften Güte den Beinamen „il santarello" (der kleine Heilige) gegeben. Viel beweint von Eltern und Geschwistern, ward auch er an der Cestius-Pyramide neben den Bruder gebettet.

Dort dachte auch Humboldt mit seiner Li einst zu ruhen; es war der Wunsch seines Herzens, sein Leben in Rom zu beschließen, und freiwillig hätte er es auch jetzt nicht verlassen; war es doch so recht eigentlich der Boden, auf dem dieses unvergleichliche Paar sich heimisch fühlen und das innerste Wesen entfalten konnte, selbst glücklich und beglückend

für Unzählige Der alte Präsident v. Dacheröden aber, durch den Tod seines einzigen Sohnes jedes Beistandes beraubt, fühlte sein Ende nahen (er starb im November 1809) und verlangte dringend nach seinem Schwiegersohn, um seine Geschäfte zu ordnen. So mußte sich denn Humboldt entschließen, nach Erfurt zu reisen. Seine Absicht war, so bald wie möglich nach dem geliebten Rom zurückzukehren. Wie es anders kam, wie das Vaterland Wilhelm v. Humboldt brauchte, ihn rief, was er dafür gethan, das sind Dinge, die in der Geschichte Preußens unvergeßlich aufgezeichnet stehen. Nur insoweit die damit verbundenen Veränderungen in das Leben seiner Familie eingriffen, sollen sie hier Erwähnung finden.

Das Schicksal, das Europa umgestaltet, hielt auch an den Thoren des ehrwürdigen Rom nicht inne. Am 2. Februar 1808 ward die Stadt von französischen Truppen besetzt, das päpstliche Militär entwaffnet und das ganze päpstliche Gebiet wie eine eroberte Provinz behandelt. Pius VII. war in seiner eigenen Residenz ein Gefangener. Im Oktober dieses Jahres verließ Humboldt Rom. Die Seinigen blieben dort zurück, aber der Geschwisterkreis ward getrennt, indem Theodor, der nun schon das elfte Jahr zurückgelegt hatte, den Vater begleitete, um eine deutsche Erziehung zu genießen. Nun blieben die drei Mädchen ausschließlich unter dem Einfluß der Mutter, deren Persönlichkeit von solchen, denen es nicht vergönnt war, ihr im Leben zu begegnen, selten oder nie richtig erkannt worden ist. Und das sehr begreiflicherweise. Eine Frau, die so in der Kunst schwelgte, ein so umfassendes Wissen besaß, dazu ein feines Urtheil, dem ein Mann wie Goethe den höchsten Werth beimaß, — eine solche Frau erweckt leicht die Vorstellung, als erschöpfe sich auf diesen Gebieten ihre Kraft, und man vermuthet nicht, daß sie daneben oder vielmehr vor Allem, die treueste, sorgsamste Mutter, die praktische Hausfrau war, die sich um Alles kümmerte, von Allem wußte; dehnte sie doch sogar diese mütterliche Fürsorge auf die materiellen Bedürfnisse der jungen Künstler aus, die in ihrem Hause eine wahre Heimath fanden. Niemand hat sie so tief gekannt wie Humboldt, deshalb kann auch keine Beschreibung ein richtigeres und lebendigeres Bild ihres Wesens geben als die Aeußerungen, die er zu verschiedenen Zeiten über sie gethan, und so mögen denn einige davon hier Platz finden.

(1808.) „Wieder jetzt in Deutschland, wo ich doch viele Frauen gesehen, überall fühle ich, daß Du einzig bist, daß so viel Selbständigkeit und so viel Liebe, so viel tiefe Größe und so viel himmlische Weiblichkeit nirgends auf der Welt sind als in Dir."

Nach einem Wiedersehen in Weimar 1810 mit Caroline v. Wolzogen, deren Eigenart er sehr schätzte und liebte, vergleicht er beide Frauen und schreibt:

„Es ist unglaublich, wie sehr ich immer denselben Unterschied, den ich schon bei meiner ersten Bekanntschaft unter Euch fand, noch jetzt bestätigt sehe. Du wirst immer unglaublich mehr, ja mehr *sein*, als sie nur fassen und begreifen kann. Denn, daß Du bei dieser himmlischen Treue, bei diesem einfachen Beschränken auf den häuslichen Kreis, bei dieser Liebe und dieser Lust an dem Beschäftigen mit den Kleinen, ja an ihrem Warten und Stillen die unbeschränkteste Ansicht, den höchsten und freiesten Schwung des Geistes und der Phantasie, ja die vollkommene Freiheit des Herzens bewahrest, das muß ihr verborgen, oder wenigstens die Möglichkeit davon muß ihr räthselhaft bleiben. Wie sie ist, ist sie sehr eigen, allein das Höchste, was man bei einer Frau empfindet, giebt sie nicht."

Mit solchen Ansichten über Caroline v. Humboldt stand ihr Mann nicht etwa allein, etwas von ihrer unvergleichlichen Güte und Größe hat wohl Jeder empfunden, der ihr nahe kam, und in allen Kreisen erweckte ihr Name Aeußerungen unbegrenzter Liebe und Verehrung, von denen ihr Mann ihr hin und wieder berichtet:

„Neulich hörte ich Prinz G. auf eine so hübsche und rührende Weise über Dich sprechen, daß er mein Herz wirklich wieder sehr gewonnen hat. Er erklärte im Grunde geradezu, daß Du die erste Frau in der Welt seiest, und das bist Du auch sehr gewiß, daß Niemand mehr so schön spräche, daß Du über allen Dingen schwebtest und doch rein menschlich in jedes eingingest, mit einem Wort, das Beste, was er besitzt, einen gewissen Geist und ein gewisses Gemüth, mit dem er Anderes auffaßt, sprach sich in dem Besten aus, was ihm je vorkommen kann, und was gewiß auch auf ihn tief gewirkt hat.

Goethe grüßt Dich herzlich, er hat Dir seinen neuesten Roman „Die Wahlverwandtschaften" durch einen Reisenden geschickt, und man sah ihm an, daß ihm daran gelegen hat, den Roman von Dir gelesen

zu wissen. Er hat auch lange über Deine Beschreibung der spanischen Bilder gesprochen. Er nennt es nie anders wie einen Schatz, und die der Raffaelschen Bilder ein wahres Meisterstück, und das sind sie auch. Er sagt, er habe nie Beschreibungen gelesen, die Einem so Alles geben, das Bild zu beurtheilen. Die der Madonna del Pez hat ihn vor Allem erfreut. Er hat nun auch die Farben daraus kennen gelernt, und ihre Wahl paßt in seine Theorie. So siehst Du, mein Holdes, was Du für ein prächtiges Kind bist. Ich sage es ja immer, aber Du willst mir so oft nur nicht glauben. Es ist aber doch so: einzig in aller Art, und daß Du dabei doch so weit mit mir zufrieden bist und mich so liebst, das ist rührend und entzückend zugleich. —

Ich habe so oft und tief gefühlt, wie im edelsten Sinne des Wortes deutsch Du bist, und wie sich in Dir klar und bestimmt zeichnet, was die Grundlage des Besten und Höchsten in unserem Denken und Empfinden ist. Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem Einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat, als deutsche Weiblichkeit in Dir."

So liefen die Kinder denn auch keine Gefahr, durch den langen Aufenthalt in der Fremde deutsche Art zu verlernen, wenn auch die deutsche Sprache, einmal von der italienischen überwunden, nicht wieder zur Herrschaft gelangte. Vergebens waren seit ihrer Rückkehr 1805 die Bemühungen der Mutter, sich mit ihren beiden kleinen Mädchen auf Deutsch zu verständigen, Adelheid und Gabriele zeigten den größten Abscheu vor den barbarischen Lauten, und Letztere zog sich sofort unter den Tisch zurück, wo sie als „Wilde unter dem Palmbaum", wie die Geschwister sie nannten, schweigend verharrte, bis andere bekannte Laute an ihr Ohr drangen. Die Bedienung, die Hausbewohner und ein großer Theil der Gäste, die im Hause verkehrten, Alles bediente sich der französischen oder italienischen Sprache, welche beiden Frau v. Humboldt ganz wie ihre eigene beherrschte. So war denn keine Möglichkeit, dem Deutschen wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, und nach mehreren, Mutter und Kind gleich angreifenden Versuchen wurde auch der erste Unterricht auf Italienisch gegeben. Im November 1808 schreibt Gabriele ihren ersten Brief an ihren Vater mit zollgroßen Buchstaben, in dem sie sich für eine Venezianer Halskette bedankt.

„Roma, 19. Nov. 1808.

Carissimo Papà!

Io non so ben scrivere ancora, ma tanto vi voglio dire quanto vi voglio bene a Voi e a Teodoro, e quanto desidero il vostro ritorno. Vi ringrazio delle catene con le quali farò la madamina. Adelaide impara il tedesco, che non mi piace niente. Noi dormiamo in camera vostra, e il Sig. Dottore ci porta spesso li dolci la mattina. Addio, caro Papà, amate vostra buona Gabriella e salutate Teodoro."

(Lieber Papa! Ich kann noch nicht gut schreiben, aber das will ich Euch doch sagen: wie ich Euch lieb habe, Euch und Theodor, und wie sehr ich Eure Rückkehr wünsche. Ich danke Euch für die Ketten, mit denen ich mich wie eine Dame putzen werde. Adelheid lernt Deutsch, was mir nicht gefällt, gar nicht. Wir schlafen in Eurem Zimmer, und der Herr Doktor bringt uns oft des Morgens Süßigkeiten. Adieu, lieber Papa, liebet Eure gute Gabriele und grüßt Theodor.)

Frau v. Humboldt selbst hatte durch den frühen Tod ihrer Mutter eine freudlose Kindheit und Jugend gehabt. Das einsame Leben auf dem Lande mit dem pedantischen Vater, dem nüchtern trockenen Bruder, die strenge Zucht einer völlig geistlosen französischen Gouvernante boten ihrem lebhaften Geist und Gemüth nichts als Zwang und unsägliche Langweile, und es ist ein Beweis für die Kraft ihrer ursprünglichen Natur, daß sie sich davon nicht zu Boden drücken ließ, sondern auch in dieser stagnirenden Umgebung eine eigenthümliche Frische und nie versiegende Heiterkeit behielt. Wenn sie jedoch im späteren Leben mit Schaudern ihrer lichtlosen und unterdrückten Jugend gedachte, so war es eine natürliche Folge, daß sie sich bestrebte, ihre Kinder so viel Heiterkeit und Frohsinn genießen zu lassen wie nur möglich. Und eine sonnige Kindheit haben Adelheid und Gabriele gehabt, nicht nur erhellt von der italienischen Sonne, sondern erwärmt und durchleuchtet von der Sonne mütterlicher Liebe. Sie sind niemals einer Erzieherin überantwortet worden, und da naturgemäß die mannigfachen Ansprüche an die Mutter diese verhinderten, sie unausgesetzt zu beobachten, so konnten sie sich viel eigenartiger und selbständiger entwickeln. Der Einfluß der Mutter war doch immer da und umgab sie wie die Luft, die sie

athmeten. Im Jahre 1809 erhielten sie Unterricht von verschiedenen Lehrern. Der Stundenplan erscheint für so kleine Mädchen sogar recht lang, aber es wurde ihnen nie zu viel. Beide stürzten sich mit ganz besonderem Eifer auf das Lernen, und „die Lehrer sind entzückt von Gabrielles unerschöpflichem Witz und Adelheids Aufmerksamkeit. Außer den Stunden sagt die Adel häufig zur Gabrielle: „Adesso facciamo una lezione insieme", und dann dozirt sie." Wie innig die beiden kleinen Schwestern aneinander hingen, wie der Einen nicht ohne die Andere wohl war, zeigte sich bei jedem Anlaß. So schreibt die Mutter Januar 1809:

„Gabrielle ist ganz erstaunend rührend bei der kleinen Krankheit ihrer Schwester. Sie ißt alle Mittag mit Adelheid, und heute zum ersten Male habe ich sie beredet, mit mir auszufahren. Wir hatten sie mit in die Gallerie genommen, aber essen wollte sie nichts ohne Adelheid, und den ganzen Tag sitzt oder steht sie an Adelheids Bette, liest ihr vor, erzählt ihr Fabeln und läßt die selbst ausgeschnittenen burattini (Marionetten) manövriren. Ein attachanteres liebenderes Geschöpf giebt es nicht als diese kleine Gabrielle. . . .

Gestern war Canova bei mir, er blieb wie entzückt vor Gabriellen stehen und ging mit dem großen chapeaubas-Federhut immer rings um sie herum, versichernd, solche Arme, solchen Nacken habe er noch bei keinem sterblichen Kinde gesehen. Ich versichere Dir, es war zum Todtlachen. Er konnte nicht begreifen, wie Rauch und Thorwaldsen nicht schon versucht hätten, eine Kinderfigur nach ihr zu machen. Er war durchaus ganz außer sich."

Damals wurden die beiden Schwestern von Gottlieb Schick, einem hochbegabten, leider früh verstorbenen Künstler, gemalt; noch heute ist es das schönste, lieblichste Bild, das man sehen kann, und eine Hauptzierde des Tegeler Schlosses.*) Frau v. Humboldt selbst schreibt darüber:

„Es ist der Triumph eines gruppirten Portraits und nach Schicks eigener Ansicht das Beste, was er je gemacht an Wahrheit, Lebendigkeit und Innigkeit. Gabrielle lehnt an die Schwester. Das ist das Bild der lieben Fröhlichkeit und ich möchte sagen der Wirklichkeit, so lieblich in sich versenkt, so kindlich süß und zufrieden. Unbegreiflich wahr und

*) Dieses Bild ist dem Werke in einer Lichtdruck-Nachbildung beigefügt.

tief hat Schick den Unterschied dieser beiden blühenden Gesichter aufgefaßt. Das Bild erregt wirklich die Bewunderung von ganz Rom."

Zwei Jahre später sah Theodor Körner dieses Bild in Wien und wurde von „diesem Freudenquell", wie er es nannte, so hingerissen, daß er folgendes Sonett darauf dichtete:

„Schönes Bild, das mir so theuer worden,
Seh' ich Dich, ruft stiller Ahnung Walten
Aus den wunderlieblichen Gestalten
Mir in süßen, himmlischen Akkorden.
Nein, kein Sänger sagt's mit Klang und Worten,
Wie sie blühend sich umschlungen halten
Und voll Südens Anmuth sich entfalten,
Stille Blumen aus dem heil'gen Norden.
Ist die Sage wahr von jenen Wesen,
Die, im Frühling schon der Welt entnommen,
Sich der Herr zu Genien erlesen:
Nenn' ich Euch als Engel mir willkommen,
Ausgeschmückt mit allen Wundergaben,
Und kein Himmel kann sie schöner haben!"

Am 23. April 1809 erhielt der Geschwisterkranz seinen Abschluß durch die Geburt eines Knaben, der zwei Monate später in Ermangelung eines evangelischen Geistlichen im St. Peter nach katholischem Ritus getauft wurde und den Namen Hermann erhielt. Diesen Knaben stillte die Mutter nach italienischer Sitte zwei Jahre und einen Monat zum Entsetzen der Wiener Damen.

Der Sommer dieses Jahres ward abermals in Albano verlebt, wo dann die Mutter den Unterricht der Mädchen übernahm, während Rauch, der sie auch aufs Land begleitete, den Zeichnenunterricht überall mit gleicher Gründlichkeit fortsetzte.

Gewaltige Veränderungen hatte Rom inzwischen gesehen. Pius VII. war als Gefangener nach Frankreich geführt worden; der Kirchenstaat hatte aufgehört zu sein, und damit fiel auch Humboldts Gesandtenposten weg. Auch das gesellschaftliche Leben in Rom war unter französischer Herrschaft ein anderes geworden; die Schaar der Fremden hatte sich bedeutend gelichtet. Obwohl es nun auch Frau v. Humboldts Stellung nicht mehr erheischte, ein offenes Haus für Alle zu haben, so ward doch im Winter die alte Lebensweise wieder aufgenommen, und allabendlich vereinigte der Zauber der „unvergleichlichen Li" eine bunte Gesellschaft junger Künstler im Palazzo Tomati. In diesem heiteren

Kreise fehlten die Kinder niemals, und in einem Alter, wo andere noch in der Kinderstube ein abgesondertes Leben führen, lernten sie schon, sich frei und natürlich in Gesellschaft bewegen. Welcher Frohsinn, welch glänzender Witz entfaltete sich unter den talentvollen jungen Leuten, wie lebhaft wurde da gestritten um Alter oder Werth eines neuentdeckten Kunstwerks! Manche kostbare Antike kam damals in den Besitz von Frau v. Humboldt. Trotz ihrer geringen Einkünfte erübrigte sie immer noch genug, um antike Skulpturen zu kaufen und durch deren Restauration den Künstlern Arbeit zu verschaffen oder ihnen auch direkt mit ihren Mitteln zu helfen. Nie hat es wohl dankbarere und glücklichere Schuldner gegeben. Von beiden Seiten that Jeder Alles, was er konnte, und wieder und wieder wünscht Frau v. Humboldt: „Gott! ich möchte recht reich sein, und ginge doch immerfort in meinen perkalenen Kleidern — aber um den Leuten so recht zu helfen.“ Eins jener kleinen harmlosen Künstlerfeste beschreibt sie in einem Briefe an ihren Mann vom 3. Januar 1810:

„Gestern war Rauchs Geburtstag, da hab' ich ihm eine kleine Fête gegeben, die in nichts bestand, als daß ich die Künstler, mit denen er am meisten umgeht, und außerdem Ackerblad, Werner und einige Andere zum Abend gebeten hatte. Ein paar kalte Braten und Bischof nebst einem Lichterkuchen war das Ganze. Aber Rauch hat sich sehr daran erfreut und ergötzt. Früh beim Glückwunsch habe ich ihm gesagt, daß Du mir erlaubtest, seine kleinen Schulden zu bezahlen, er möge mir sagen, wieviel er brauche, und was er noch bei uns aufgezeichnet habe, sollte er wie getilgt ansehen. Ich versichere Dich, daß er so gerührt war, daß er weinte, — es ist ein guter und innig dankbarer Mensch, der Gemüth und Anhänglichkeit hat. — Abends, wo Musik gemacht wurde und Caroline recht schön sang, geriethen alle Menschen in Verwunderung, wie Adel mit völliger Assurance und Takt auch eine kleine Arie sang und sich hören ließ.“

In diesem Jahre bewies Rauch Frau v. Humboldt seine Dankbarkeit durch ein Geschenk zu ihrem Geburtstage, 23. Februar.

„Rauch“, schreibt sie, „schenkt mir Adelheids Figur erst in Thon, sitzend in natürlicher Größe als Psyche mit einem Schmetterling in den lieben Händchen. Die Aehnlichkeit des Kopfes ist auffallend und schön genommen. Die Jugendlichkeit, Kindlichkeit und Reinheit der Gestalt

ist sehr schön; sie ist halb bekleidet, nur Nacken, Arm und Brust sind bloß. Du kannst wohl denken, daß sie nie dazu gesessen hat, als nur zum Kopf, allein er hat ein Modell genau wie Adel an Alter und Wuchs. Wenn es angeht, will ich sie in Marmor machen lassen."

Dies ist in der That geschehen, und noch im hohen Alter hatte Rauch die größte Freude an diesem Jugendwerke, wenn er es in Tegel wiedersah, und versicherte oft, es sei doch das Reizendste, was ihm je gelungen.

Dieser beständige Umgang mit Künstlern, der stundenlange Aufenthalt in den Ateliers von Rauch und Thorwaldsen, die ganze Atmosphäre der Schönheit, in der sie lebten, weckte schon früh bei Adelheid und Gabriele ein lebhaftes Interesse für die Kunst, und es nahm Niemand Wunder, daß sie von der Mutter verlangten, noch in alle Museen und Galerien geführt zu werden, ehe sie Rom verließen. Dieser Zeitpunkt schien nicht mehr fern, denn wenn es auch zweifelhaft war, ob Humboldt im Staatsdienst bleiben würde, so sahen die Eltern es doch für eine Pflicht an, einige Jahre im Vaterlande zuzubringen, „um die Kinder nicht ganz der Deutschheit zu entziehen, denn Adel und Gabrielle müssen wir mit dem bekannt machen, was nur durch das Leben dort ihnen eigenthümlich werden kann."

Vor dem Verlassen Italiens wollte Frau v. Humboldt jedoch noch Neapel kennen lernen, und so begiebt sie sich am 10. März 1810 mit allen vier Kindern dorthin auf die Reise. Rauch, der seit einem Jahre überhaupt ganz ihr Hausgenosse geworden, begleitet sie auch dahin, und Alle haben unendlichen Genuß an der Schönheit der Gegend. „Die Freude der Kinder daran", schreibt die Mutter, „und wie der Anblick sie wie mit Zauberbanden fesselt, würde Dich sehr verwundern. Neapel ist wirklich himmlisch, es ist eine Grandiosität und Lieblichkeit in dieser Natur, die sich nicht mit Worten ausdrücken läßt. An schönen heiteren Tagen übertrifft nichts den Schmelz, der dann auf den Bergen ist, aber die Tiefe, die Unerschöpflichkeit von Rom hat es nicht. Rom ist und bleibt die ewige Stadt. — Wir sind letzt in Nola gewesen, aber das war eine manquirte Partie, ein Tag des Unglücks und der Widerwärtigkeit. Das Museum und die Scavi zu, der Weg schlecht, wir geriethen in ein Dreckloch, und der Wagen mußte mit Ochsen herausgezogen werden. Auf dem Rückwege brachen wir ihn und gingen vier Miglien, ungefähr fünf römische, zu Fuß. Aber göttlich sind die kleinen Mädchen bei solcher Gelegenheit, immer lustig und infatigable, klettern wie die Gemsen.

Man könnte, sagt immer Rauch, mit ihnen eine Reise um die Welt machen."

Sie wurden auch überall mitgenommen und lernten die ganze herrliche Umgegend Neapels, auch Salerno, Bajä, Pästum, Herkulanum und Pompeji und Sorrent kennen, ja sie bestiegen sogar mit der Mutter den Vesuv, über welche anstrengende Partie diese berichtet:

„In Neapel mußte ich noch zwei Tage zugeben, um doch auf dem Vesuv gewesen zu sein. Das Wetter war ungünstig. Endlich den 3. Mai unternahmen wir diese Tour. Wir fuhren um Mittag nach Portici, ließen dort Hermann mit seiner Wärterin, und ich und die beiden Kleinen nahmen dort Esel und Führer, und so ritten wir hinauf zu dem Eremiten. Caroline war nicht mit, M. hatte es nicht zugeben wollen, die Fatigue sei ihr zu groß, und in der That ist sie es so, daß ich überzeugt bin, sie wäre nicht hinaufgekommen. Beim Eremiten restaurirt man sich mit sehr gutem Lacrimä-Wein, reitet dann noch anderthalb Miglien zwischen lauter Lava weiter und gelangt so an den Fuß des Berges. Die letzte Lava, die vor sechs Monaten geflossen ist, hat den Weg so verdorben, daß er nie schlimmer gewesen ist, wie die Führer selbst sagen. Die Fatigue ist ungeheuer, weil man größtentheils keinen festen Fuß fassen kann. Indessen sind wir doch recht gut mit Ausruhen hin und her heraufgekommen. Die kleinen Mädchen laufen wie die Mäuse. Alexander würde sich sehr freuen, wenn er sähe, wie sie wacker sind. Der Anblick des Vesuvs, diese ungeheure, furchtbare Unfruchtbarkeit hat wirklich etwas tief Erschütterndes. Der Wind war uns günstig und trieb den Schwefeldampf und Rauch vor uns abwärts, so daß wir der allerherrlichsten Aussicht genossen. Die Sonne sank hinter Corcello ins Meer, und lange vorher spiegelte sich ein zweites täuschend wahres Sonnenbild im Meer. Die ganze Pracht der allerherrlichsten Gegend lag vor uns. Ach, wie habe ich Dich, mein Theurer, zu uns gewünscht!" —

Am 9. Mai kehrte Frau v. Humboldt wohlbehalten und sehr befriedigt nach Rom zurück und begann nun ernstlich Anstalten zum endgültigen Aufbruch von dort zu treffen. Die beständig schwankenden dienstlichen Verhältnisse Humboldts indessen machten es immer noch unmöglich, den Tag der Abreise fest zu bestimmen. Es schien möglich, ja wahrscheinlich, daß Humboldt genöthigt sein würde, seinen Abschied zu fordern. In dem Falle hätte er dann die Seinigen selbst aus

Rom abgeholt. Bei der unglaublichen Langsamkeit der Posten dauerte es fast zwei Monate, ehe die Antwort auf einen Brief erfolgte. Als Frau v. Humboldt die im Juni stattgehabte Ernennung ihres Mannes zum Minister und außerordentlichen Gesandten in Wien erfährt, ist bereits der heiße Sommer da, und es muß nun noch auf die günstigere Jahreszeit zum Reisen gewartet werden.

Inzwischen werden die kleinen Mädchen schon in Gesellschaften mitgenommen, und es heißt öfter in Briefen vom Juni 1810:

„Wir waren in der Villa Aldobrandini. Adel und Gabrielle tanzten die Santarella auf römische Art und die Tarantella zu aller Menschen Lust. Vorgestern haben sie mit mir beim Prinzen von Sachsen gegessen, wo sie sich allerliebst ausnahmen. Werner meint immer, er könne sich auf nichts so freuen, als wenn es ihm möglich wäre, die beiden Kleinen bei ihrer Ankunft in Berlin mit anderen Kindern zu sehen, die Römerinnen nennt er sie. Werden sie denn nach Berlin kommen? oder wohin? Ich komme mir beinahe wie die Latona vor, die kein Eiland aufnehmen wollte.“ Und später:

„Wir waren auf einem Ball und Konzert bei der livländischen Familie in Villa Aldobrandini. Der Garten war reizend geschmückt. Der Vollmond war aber das Beste dabei, und die selige Klarheit, die er ausstrahlte, goß mir alle Süßigkeit der Sehnsucht ins Herz. Die jungen Leute tanzten nachher, und Adelheid und Gabrielle sind schon als gute Tänzerinnen bekannt. In Wien werden sie das Walzen in noch größerer Perfektion lernen. Die kleinen leichtfertigen Mädchen haben Lust am Reisen bekommen und können ihre Ungeduld kaum mehr zügeln. Adel fragt mich immer: „Ma in somma quando andiamo? mi secca di non veder le vostre cose andar avanti!“ (Wann endlich werden wir reisen? Es langweilt mich, Eure Angelegenheiten nicht fortschreiten zu sehen.) Und die Gabrielle erzählt Allen: „Noi andiamo nak Deuschelande!“ Die Verschiedenheit in den Anlagen der beiden Schwestern tritt immer mehr hervor, ohne daß dadurch die zärtlichste Liebe zwischen Beiden sich verändert hätte. Schon jetzt mit zehn Jahren nahm Adelheid sich des Hauswesens an.

„Die kleine Krabbe besorgt hier das Meiste. Sie bestellt ohne mein Wissen Mittag- und Abendbrot, und wenn der Bediente kommt und mir sagt, was sie will, so ist es immer so gut und so ordentlich über-

dacht, daß ich selten etwas zu ändern finde. Habe ich aber etwas geändert, so sieht sie bei Tische mit einem fragenden Blick Riga (den Diener) an, er winkt dann auf mich, und sie wird feuerroth. Ich lasse die Mädchen jetzt täglich einen Brief schreiben, theils der Orthographie wegen, theils damit sie ihre Einfälle und Gedanken lernen zu Tage zu bringen. Da schreibt mir die Adel immer Beschreibungen von Wien, von den Spaziergängen dort, der Gegend, dem Hause, wie Du und Theodor sie empfangen, wie viel Bediente da sind ꝛc. ꝛc., mit einem Wort ein wahres Romantalent.

Gabrielle schreibt immer Liebesbriefe. Der caro amante geht in den Krieg, die Schöne lamentirt — ma — bisogna andar alla guerra ingrata — (aber er muß in den grausamen Krieg). Dann macht die Gabrielle auch niedliche Verse."

An den Vater und Bruder schreiben die kleinen Mädchen häufig und gern und natürlich ohne jede Hülfe oder Korrektur, und mit acht Jahren weiß Gabriele sich schon ganz hübsch auszudrücken und schreibt wie gestochen:

„Roma, 22. Giugº 1810.

Caro Papà.

Vi auguro un felice giorno natalizio, e vi fo sapere che sto bene, come spero, che fate lo stesso. Mamma vuole andare a Frascati, ma io non ci vado, perchè mi piace più di stare a casa mia, e poi l'ho già visto. Mi dispiace di non potervi venir a trovare presto, come si diceva. Il Pupo si è fatto più bello e più grande, ma è un poco pallido per li denti. A me mi piace più Napoli che Roma e al Signor Raucho gli piace più Roma.

Dite a Teodoro che mi scriva, che io gli sciverò. Avrò molto piacere di stare a Berlino in mezza ad un giardino. Salutatemi tutti di casa, come fanno questi qui. Mariuccia vi bacia la mano, e saluta Teodoro.

Addio, caro papà mio. State bene. Addio.

Gabriella di Humboldt in Roma
bella e buona!"

(Ich wünsche Euch einen glücklichen Geburtstag und thue Euch zu wissen, daß es mir wohl geht, wie ich hoffe, Euch ebenfalls. Die Mutter will nach Frascati gehen, ich gehe aber nicht hin, denn ich bleibe lieber in

meinem Hause, und dann kenne ich es schon. Es thut mir leid, nicht bald kommen zu können, um Euch zu sehen, wie es erst hieß. Der Säugling ist schöner geworden und größer, nun ist er aber etwas blaß, wegen der Zähne. Mir gefällt Neapel mehr als Rom, aber dem Herrn Rauch gefällt Rom mehr. Sagt Theodor, daß er mir schreiben soll, dann werde ich ihm auch schreiben. Es wird mir viele Freude machen, in Berlin in einem Garten zu wohnen. Grüßt mir alle Hausgenossen, so wie es die hiesigen thun. M. küßt Euch die Hand und grüßt Theodor. Adieu, mein lieber Papa, lebet wohl! Adieu!

Gabriele v. Humboldt in Rom, schön und gut.)

Es war der 24. September geworden, als Frau v. Humboldt nach der Heimath aufbrach. Mit der Verödung des Hauses auf Trinità di Monte ging Vielen in Rom die Sonne unter, vor allen Anderen Rauch, dessen Vereinsamung und Schmerz, als er sie von Florenz aus, wohin er sie noch geleitet, ziehen lassen mußte, keine Grenzen kannte. Die Reise ging gut und verhältnißmäßig rasch von statten. In Venedig und Klagenfurt nur mußten längere Aufenthalte gemacht werden wegen der Reparaturen des Wagens, und der 21. Oktober war nach zweijähriger Trennung der lang ersehnte Tag des Wiedersehens in Wien. Humboldt selbst war erst einige Tage, Theodor, der in Berlin in Pension gewesen, wenige Stunden vorher eingetroffen, und so war endlich die Familie wieder vereinigt, und Humboldt lernte nun erst seinen jüngsten Sohn kennen.

III.

Gabriele.

Aufenthalt in Wien 1810 bis 1814. Reise durch die Schweiz nach Berlin 1814. Adelheids Heirath 1815. Einsegnung. Reise nach Frankfurt a. M. 1816.

Aehnlich wie damals Rom fand Humboldt jetzt Wien in einem Zustand der Abspannung, der Erschöpfung. Dem heldenhaften und doch vergeblichen Kampf war eine tiefe Ermattung gefolgt. Napoleons gewaltige Hand hatte Oesterreich niedergedrückt, und kein Gedanke an eine Wiederauflehnung, an einen neuen Krieg konnte aufkommen, seit Metternich Oktober 1809 auf Wunsch Napoleons die Leitung des auswärtigen Ministeriums übernommen hatte. Preußen seinerseits war nicht minder daniedergebeugt, erschöpft und verzagt. Die Hauptaufgabe des Gesandten bestand jetzt nur darin, still zu beobachten und allmählich eine Annäherung zwischen den beiden geknechteten Ländern vorzubereiten. Jede Geschäftigkeit wäre hier nur vom Uebel gewesen, und Humboldt hatte daher vollauf Zeit, seinen Privatstudien, die sich jetzt hauptsächlich den Sprachen zuwandten, nachzugehen, wie er es in Rom getrieben hatte. Machte sich auch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Leben der Vergangenheit und Gegenwart schmerzlich fühlbar, so entschädigte das Glück des Zusammenseins die Familienglieder für den Verlust von manchem Umgang und manchem Genuß, den Rom geboten hatte und den man in dem modernen Wien mit seinem flüchtigen geselligen Verkehr entbehren mußte. Im Hause rief Alles die römische Zeit zurück, in der man doch noch in Gedanken lebte. So blieb auch das Italienische noch lange die Hausprache der Familie, und Adelheid und Gabriele

kostete es keine geringe Anstrengung, sich in diese plötzliche Verpflanzung in anderen Boden zu finden. Sie mußten fleißig lernen, und zu all dem Neuen kam nun auch noch das Griechische hinzu, dessen Erlernung als etwas ganz Selbstverständliches angesehen wurde, da sowohl Mutter als Tochter Caroline es konnten und mit Genuß und Verständniß die alten Klassiker lasen. Noch heute finden sich Schreibübungen, Uebersetzungen und Vokabeln in der festen kindlichen Handschrift der kleinen Mädchen. Um das Ohr an die deutschen Laute zu gewöhnen und zugleich eine schöne, edle Sprache kennen zu lernen, wurden sie öfter ins Theater geführt, und Schillers Wilhelm Tell trug Gabriele einen Spitznamen ein, der ihr längere Zeit verblieb. Stumm und in athemloser Spannung folgte sie dem Schauspiel. Adelheid dagegen mit südlicher Leidenschaft zerfloß in Thränen des Mitleids für Tell und des Zornes über Geßler. Außer sich, die Schwester nicht auch so erregt zu sehen, ruft sie ihr zu: „Sei crudele, sei come il Landvogt.“ Dieser Name blieb Gabriele eine ganze Zeit, und sie war auch so daran gewöhnt, daß sie sich oftmals mit: „Il Landvogt non può adesso“ entschuldigte, wenn man sie rief und sie keine Zeit hatte. Später wurden ihre Beinamen poetischer, monatelang war sie Schneewittchen und dann sogar Undine.

Der kleine grausame Landvogt überstand den Wechsel von Süd nach Nord sehr gut, und unter Lernen und Erholung gingen fast zwei Jahre in ungestörter Ruhe dahin. Theodor Körner verkehrte viel im Humboldtschen Hause und hatte die größte Freude an den schönen klugen Kindern, die mit vollendeter Anmuth und Grazie kleine Komödien und Wechselgesänge, die er zu Geburtstagen und dergleichen Festen für sie dichtete, aufführten. Sein erster dramatischer Versuch ist für Adelheid und Gabriele geschrieben, und er ist entzückt, wie „diese graziösen Kinder auch das Unbedeutendste bedeutend machen“. Im Juni 1812 schreibt er den Seinen: „Die Kleinen bei Humboldts spielten mein Gelegenheitsstückchen, sie haben unendliches Talent, vorzüglich Gabriele.“ Diese berichtet darüber an ihren Vater in deutscher Sprache, wenn auch noch mit lateinischen Buchstaben.

„Lieber Vater!

Montag haben wir Deinen Geburtstag freudig gefeiert. Nämlich Adel und ich haben eine kleine Komödie gespielt, von Körner gemacht.

Adelheid war die Donaunymphe und ich die Tibernymphe. Die Donaunymphe singt ein kleines Liedchen mit der Guitarre, dann sagt sie einen Monolog, und dann komme ich von Italien und bedauere, daß Du nicht mehr da bist, und wir winden einen Kranz für Dich.

Lebe wohl, liebster Vater, Du glaubst nicht, wie sehr ich Dich liebe und wünsche, daß Du hier wärst.

Lebe wohl, ich küsse Dich
Gabriele."

Die eben erwähnte kleine Dichtung liegt im Manuskript vor, und da sie sich in den neueren Ausgaben von Körners Werken nirgends findet, mag sie auch hier noch Platz haben.

Zum 22. Juni 1812.

(Eichengezweige bilden eine kleine Laube. Die Donaunymphe sitzt auf einer Rasenbank, Eichenblätterzweige in der Hand und Schilfblätter in den Haaren.)

Die Donaunymphe singt zur Guitarre:

Es flüstern die Wellen
Im sterbenden Glanz
Vorüber, vorüber
Den flüchtigen Tanz.
Still neigen die Blumen
Zum Strome das Haupt,
Er sucht sich die Schönste
Und hat sie geraubt.

Und wehmüthig schau' ich
Der Glücklichen nach,
Und Thränen und Sehnen
Hält 's Auge mir wach.
Es stürzt sich der Liebste
Muthwillig vorbei,
Ich darf ihm nicht folgen,
Doch bleib' ich ihm treu

Und bau' am Gestade
Mein blühendes Haus
Und schmück' es mit Liebchens
Geschenken mir aus.
Es reiht sich die Muschel
In blendendem Glanz,
Aus flüsterndem Schilfe
Wind' ich mir den Kranz.

Und Blumen der Wiese
Vermähl' ich im Strauß
Mit sinnender Liebe
Und wandre hinaus.
Und werf' sie dem Liebsten
Zum schaukelnden Tanz,
Er küßt sie und scheidet
Mit Herzen und Kranz.

Da sitz' ich nun traurig
Von morgens an früh,
Er kommt und er scheidet,
Weiß selber nicht wie —
Denkt nicht, daß das Kommen
Das Scheiden versöhnt!
Wer hat sich ans Kommen
Und Scheiden gewöhnt?

Sie spricht:

Da träum' ich schon wieder
Und singe die Lieder,
Die ich schon vor grauen Jahrhunderten sang,
Und dennoch wird mir das Leben nicht lang.
Ein neuer Tag glüht am Himmelsdom
Mit jedem erwachenden Morgen,
Und neue Wellen entführen den Strom
Und ziehen vorüber und horchen.
Ach! ausgestorben ist jene Zeit,
Wo mich die Völker verehrten
Und oft das Lied der flüsternden Maid,
Ihr Leben und Lieben und Freud' und Leid,
An sinnige Worte und Töne gereiht,
Im Winde, im säuselnden, hörten.
Jetzt herrscht auf der Erde ein nüchtern Geschlecht,
Wollen Alles besser wissen,
's ist ihnen im Leben gar nichts recht,
Und das ererbte heilige Recht
Und Glauben und Treue entrissen.
Mich halten sie für einen düstern Traum:
Aus fremden entlegenen Zeiten,
Drum muß ich die Menge meiden.
Sie gönnen mir das Plätzchen kaum
Hier am entheiligten deutschen Baum
Und haben doch Alle im Grabe Raum!
Hätt' nicht mein Liebster dort unten
Manch bessern Freund sich gefunden,
Ich hielt's nicht länger hier oben aus,
Ich zög in mein ewiges Vaterhaus.
Was rauschend hereintritt in die Welt,
Was sich der Purpur erkoren,
Ein Herrscher, ein freies Volk, ein Held,
Das kommt auch zu meinen Ohren,
Das bringt auch in meinen stillen Hain.
Doch was Kunst und Liebe geboren
Und sich in den heitern Tempel gestellt,
Das geht mir in meiner Verbannung verloren.
Das dämmert in meine Nacht nicht herein,
Will auch nicht gehört, will empfunden sein.
Da erzählt mir mein Liebster zuweilen
Und nennet mir manch wackeren Mann,
Dessen Namen ich dann in der Stille
Recht inniglich preisen kann.

Die Tibernymphe erscheint, südlich geschmückt, und spricht:

Vom fernen Süden komm' ich hergezogen,
Italien, aus Deinem Blüthenland

Hat mich des Zephyrs Flügel hergetragen,
Ungern verließ ich, Tiber, Deine Wogen.
Du schäumst nun einsam durch die Felsenbogen,
Von einer ausgestorbnen Welt geschlagen,
An deren Traum manch dunkle Dichtersagen,
Manch glühend Herz sich liebend festgesogen.
Ich darf jetzt nicht in Deinem Thau versinken,
Nicht Deiner Wellen sanftem Murmeln lauschen,
Nicht Deines Athems leise Kühlung trinken!
Hier, wo die dunklen fremden Wogen rauschen,
Trieb es mich her, wie mir die Götter winken,
Gruß, Kuß und Liebe mit dem Freund zu tauschen.

Die Donaunymphe:

Wer ist die Fremde? — Lorbeerzweige
Nennen ein südliches Vaterland,
Und doch sind die Züge mir lieb und bekannt!
Sei mir willkommen in meinem Land,
Sei mir willkommen in meinem Reiche,
Wenn das Auge nicht trügt, so sind wir verwandt?

Die Tibernymphe:

Das Auge hat die Schwester nicht betrogen,
Und so erwidr' ich schwesterlich den Gruß
Fern aus Hesperien komme ich gezogen,
Die stille Priesterin am Tiberfluß,
Und suche jetzt am Ufer Deiner Wogen,
Was ich in meinem Reich entbehren muß.
Mein blühend Land, trotz allen seinen Schätzen,
Kann mir den Freund, den theuren, nicht ersetzen.

Die Donaunymphe:

Und kenn' ich ihn?

Die Tibernymphe:

Wie wirst Du *ihn* nicht kennen,
Ihn, den die Besten Deiner schweren Zeit
In ihrem Kreis mit Stolz und Freude nennen,
Der halb dem Leben, halb der Kunst geweiht,
Was Andre schwer in *einem* Streben können,
Die goldnen Bilder der Vergangenheit,
Und was die Gegenwart sich Edles wählte,
In seines Wissens Blüthenkranz vermählte.

Die Donaunymphe:

Oh! nun kenne ich den theuren Mann,
Mein Liebster hat ihn oft gepriesen
Und will ihn preisen, solange er kann,
Solange die Wellen noch fließen.

Sein Wissen hast Du wohl billig geehrt,
Doch viel ist mir übrig geblieben,
Von schönerem Leben hab' ich gehört
Im stillen Kreise der Lieben.
Auf ihrem glänzenden Angesicht
Da ist's, wo die Stimme des Friedens spricht,
Da hab' ich es deutlich gelesen,
Wie glücklich, wie froh er gewesen!

Die Tibernymphe:

Ja, diesen such' ich, Schwester! — Freundestöne
Aus meinem Blüthenland ihm zuzuwehn,
Daß ich mit diesen Zweigen ihn bekröne,
Ließ mich der Gott von seiner Seite gehn.
Noch blüht es dort in unverwelkter Schöne
Und sehnt sich still und will ihn wiedersehn,
Denn längst hat er zu Dir sich hergewendet,
Drum hat man mich an Deinen Strom gesendet

Die Donaunymphe:

Schwester; da bist Du zu spät gekommen!
Schon manche Sonne tauchte hinab,
Seit er von den Lieben Abschied genommen
Und mir die letzten Grüße gab.
Wandle nur hin zum verödeten Kreise,
Da liest Du es deutlich in jedem Blick,
Und sprechen auch die Herzen nur leise,
Das feuchte Auge ruft laut ihn zurück.

Die Tibernymphe:

Oh, so trieb die Hoffnung mich vergebens,
Denn nicht weiter darf ich nordwärts ziehn,
Wenn auch alle Kränze meines Lebens
Freudig dort im Duft der Heimath blühn.
In die fernen Kreise seines Lebens
Mag der Sehnsucht Wunsch hinüber fliehn,
Was die Thränen fließend niederthauen,
Nur den Winden kann ich das vertrauen.
Zwar — zu Dir wird er ja wiederkehren,
Sag' ihm dann der Schwester freundlich Wort,
Mög' er's gern aus Deinem Munde hören,
Mag das Glück der friedliche Akkord
Meiner Liebe feindlich nicht zerstören,
Sag' ihm Alles, sieh, mich treibt es fort —,
In den Kranz der vaterländ'schen Eiche
Wind' ihm dann auch diese Lorbeerzweige

(Sie giebt ihr Lorbeerzweige.)

Die Donaunymphe (indem sie aus Eiche und Lorbeer einen Kranz bindet):

Ja, schnell sei dem Edlen der Kranz
Zur blühenden Krone gewunden
Und mit des Südens schimmerndem Glanz
Die deutsche Treue verbunden.
Er prangt so stolz, so blüthenbelaubt!
Schwester, er findet kein würdiger's Haupt!

Die Tibernymphe:

Sag' ihm denn, wenn er sich wieder nahte,
Was der Süden, was der Norden schenkt. —
Aber sieh'! wer steht dort am Gestade
Wie in süße Träume tief versenkt?
Schwester! Schwester! ob ich's wohl errathe,
Wer sie ist, und ach! woran sie denkt?
Glaube nicht, daß ich mich noch betrüge,
Nein, ich kenne diese theuren Züge!

Die Donaunymphe:

Ja, sie ist's! Auf, ihr entgegen!
Bringen wir ihr des Kranzes Geflecht,
Zu ihren Füßen wollen wir's legen
Und küssen dann den ew'gen Segen
Auf ihre Stirn nach Geisterrecht!

Die Tibernymphe (auf die Mutter zueilend)

Nimm diesen Kranz, er ist für ihn gewunden.

Die Donaunymphe:

Und sag's ihm, wie wir die Gefühle getauscht.

Die Tibernymphe:

Bald enden sie, der Trennung bitt're Stunden.

Die Donaunymphe:

Bald hab' ich Dich wieder im Glück belauscht.

Die Tibernymphe:

Und wenn der Nebel dieser Zeit verschwunden,

Die Donaunymphe:

Und eh' der Mond wechselnd vorüberrauscht,

Die Tibernymphe:

So flüstern mir der Ahnung stille Lieder:

Die Donaunymphe:

Er liegt Dir am Herzen, wir haben ihn wieder!

Theodor Körner.

Adelheids Liebreiz fesselte damals schon den jungen Adjutanten des Prinzen Wilhelm von Preußen, Herrn v. Hedemann, der für Humboldt 1809 in Königsberg eine glühende Verehrung gefaßt hatte, die, von diesem mit herzlicher Zuneigung erwidert, den Wunsch erweckte, den jungen Mann auch in seine Familie einzuführen. Auf einem Besuch, den Hedemann 1811 in Wien machte, um Frau v. Humboldt kennen zu lernen, sah er Adelheid zuerst, trat dann mit ihr in einen Briefwechsel, um die deutsche Sprache zu üben, und verlor sein Herz an dieses alle Menschen bezaubernde Kind.

Aber auch Gabrielens Wesen verfehlte nicht, ihm Eindruck zu machen, und indem er sich bei der Mutter für eine Zeichnung bedankt, die Gabriele als Tibernymphe*) darstellt, charakterisirt er sie treffend mit den Worten: „Ich kann Ihnen nicht genug sagen, meine verehrte Freundin, wie herzliche Freude mir Gabrielens Zeichnung gemacht, sie ist so überaus schön und das ganze Leben des lieben Kindes, in einem Augenblick zusammengedrängt, so treu wiedergegeben, wie ich Sie versichern kann in meinem Leben keine Zeichnung gesehen zu haben. Ganz das Fromme und Demüthige in den niedergesenkten dunklen Augen und das kindlich Schelmische im Munde, und im Ganzen die Regsamkeit und die Tiefe des lieben kleinen Gemüths bei der himmlischen Ruhe, die auf der Stirn thront. Rauch war ganz entzückt davon Wenn nur erst Adelheids Bildniß angekommen wäre!"

Die Vorgänge 1812 und 1813 versetzten Humboldt in eine der schwierigsten Lagen, und es bedurfte seiner ganzen Persönlichkeit, um die Aufgaben, die an ihn herantraten, zu lösen. Preußens Geschichte trägt die Spuren seines erfolgreichen Wirkens, wie hätte es ohne tiefen Eindruck auf die Seinigen bleiben können? Als des Königs Ruf: „An mein Volk!" erschallte, griff es auch denen, die fast über Italiens Reizen die Heimath vergessen hatten, ans Herz, und in dieser großen Zeit der Sorge und der Hoffnung lernten auch die Kinder deutsch fühlen, und wunderbar gereift gingen sie aus dieser Schule hervor. Wie wäre es auch anders möglich gewesen bei der Spannung, mit der die Mutter allen Vorgängen folgte, bei dem tiefen, richtigen Blick, mit dem sie die Bedeutung der Gegenwart erkannte. Ihre Briefe an Humboldt ins

*) Jetzt ebenfalls in Schloß Tegel befindlich.

Hauptquartier und nach Prag im Sommer 1813 geben das schönste Zeugniß dafür, wie alle persönlichen Interessen in den Hintergrund treten und nur das Wohl des Vaterlandes ihr am Herzen liegt.

„Wien, Juni 1813.

Wir leben ziemlich einsam. Die Fliegen, die nur nach dem Licht schwärmen, haben uns meist verlassen. Das Licht sind die Neuigkeiten, und deren sind jetzt keine hier zu holen. Wir gehen am Abend viel spazieren und lesen oder sprechen viel zusammen, wenn wir am Abend allein sind. In den Kindern entwickelt sich unaussprechlich viel Gemüth und die reinste Gesinnung.

Ich denke, sie sollen noch eine Zeit erleben, wo man sich ihrer nicht schämen darf, und ein ausgerungenes Herz im Busen zu tragen, ist immer eine schöne, wenn schon zuweilen eine schwere Empfindung. . . .

Ich darf das Eine gewiß von mir sagen, daß mein Gemüth ganz frei ist von allem Bedürfniß nach dem eitlen Prunk der Erde. Daß die Knaben für nichts ihr Leben opfern als für das Rechte, daß die Mädchen einst nur Männern angehören, die ebenso gesinnt sind, das ist das Einzige, wonach ich trachte. Denn einmal siegen muß doch das ewig Wahre und Rechte. O, daß ich den Beginn dieses Sieges mit meinem Herzensblut erkaufen könnte! Die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche! . . .“

„19. Juli 1813.

Bis zu Deinem 50sten Jahre Dich wenigstens Preußen zu geben, halte ich für eine unerläßliche Pflicht, zumal in so gewaltiger und ernster Zeit. Ich wünsche es aus reinem Interesse für das Gute. Nöthigen Dich aber die öffentlichen Umstände, ganz zurückzutreten, so glaube mir, mein theurer Wilhelm, daß es für mich nur das Schmerzliche haben wird, Dich für Preußen verloren zu denken (für Preußen, das mir um der Masse von schönen, wahren und heiligen Gefühlen und Empfindung des Rechten, mit dem Tausende seiner Bürger in den Tod gegangen sind oder ihr Liebstes dem Schicksal dargebracht haben, unbeschreiblich lieb geworden ist); aber sonst weißt Du wohl, daß das Aufgeben einiger Bequemlichkeiten des Lebens oder einigen Glanzes, der Einem mehr für Andere, die man liebt, als für sich selbst etwas werth ist, mir keine harten Kämpfe kosten wird. . . .“

„1. August 1813.

Ich werde überall glücklich sein, wo ich mit Dir bin, aber aus reinem Interesse für das Gute wünsche ich, daß in dem Lande, zu dem Du gehörst, ein Denkmal Deiner Gesinnungen, Deines Herzens und Verstandes bleibe. Ein edler Mann, recht auf seinem Platze, bildet in Kurzem einen Kreis von ähnlichen Menschen um sich, und im flüchtigen Leben ist das einzig Bleibende, was Andere belebt und befruchtet hat, daß sie mit lebendiger Thätigkeit es weiter pflanzen. — Nach einigen Jahren gehen wir dann in die Schatten der Bäume, die wir selbst über der Hülle der Liebsten gepflanzt haben, und die uns beschatten werden nach den heißen Tagen des Lebens. — Das Alles wird sich künftig entwirren. Allein wissen muß man doch, daß nach diesem Kriege die wichtigste Periode für das Land anhebt, von dem die Rede ist.

Man trägt in das Gefühl des Lebens keine Einheit, wenn man die Gegenwart sozusagen nicht schon als gewaltige Geschichte betrachtet — ach, die Schmerzen des Herzens, die, die es treffen, und die, die es ahndet, widerstreben dieser großen Ansicht, und doch drängt sich's Einem mit jedem Moment auf, daß es so ist, und daß das gewaltige Schicksal jeden Moment, den des unaussprechlichsten Schmerzes wie den der höchsten Freude, nur immer zurückdrängt in die Vergangenheit. So geht es vorwärts, entgegen dem stürzenden Strom der Zeit, und die abfließenden Wellen nehmen uns, bald vielleicht, mit in ihre Kühle. — Wenn die Anstrengungen der Lebenden Geistesfreiheit, Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Menschlichkeit zurückbringen dem künftigen Geschlecht, so muß man glücklich preisen die, welche mit ihrem Blut so Hohes und Schönes erringen. Von dem Glauben soll mich nichts trennen, daß nur das Gute siegt, und daß kein schönes, reines Gefühl in dem Menschen, der es ernst mit sich meint und Eitelkeit und Selbstsucht in sich niederkämpft, verloren geht."

Gesinnungen wie diese mußten auf die Kinder übergehen, griff doch auch in ihr Leben die Noth des Vaterlandes ein. Den Vater wußten sie mitwirken in den wichtigsten Entscheidungen — mit den Waffen des Geistes kämpfen für das Wohl des Vaterlandes, den Bruder trotz seiner sechzehn Jahre im Felde sein Leben für die Freiheit einsetzen und ehrenvolle Wunden davontragen. Körner, den treuen Freund, sahen sie in den Kampf ziehen, und sein Heldentod hat die jungen Gemüther tief

bewegt in Begeisterung und Schmerz. Je ernster die Zeit ward, desto mehr zog sich Frau v. Humboldt von der oberflächlichen Gesellschaft Wiens zurück, lebte den Winter 1814 nur ihren Kindern und einigen wenigen näheren Freunden und folgte mit dem Herzen allen Verhandlungen auf dem Friedenskongreß in Chatillon, über deren Fortgang sie regelmäßige und genaue Berichte erhielt. „Im Uebrigen", schreibt sie, „ich rede nicht viel davon, aber Du kannst mir's glauben, mir ist sonderbar zu Muthe. Ein Weltgericht wird gehalten, wie noch nie eins war, und hier beschäftigen sich die Leute damit, sich Galakleider sticken zu lassen!"

Adelheid und Gabriele benutzten diese ernsten Jahre, um fleißig bei ihrem deutschen Hofmeister zu lernen, sie lasen Homer, Ariost und Tasso in der Ursprache und die deutschen Dichter und lernten namentlich aus Goethes und Schillers Dramen ganze Scenen auswendig. Sie lernen sie nicht nur aus eigenem Antriebe, sondern führen sie auch auf, und Gabriele besonders entwickelt dabei „ein etonnantes dramatisches Talent und unbegreifliche Stimmeninflexionen". Schillers Maria Stuart war eine von Gabrielens wirkungsvollsten Rollen, während Adelheid mit königlichem Anstand die Elisabeth gab. Auch aus dem Tasso führten sie mit Vorliebe Einzelnes auf. Natürlich fand dies Alles nur in der Stille des Hauses statt, aber auch bei so eingezogenem Leben lenkten die heranblühenden Schwestern die Aufmerksamkeit auf sich. Im Februar 1814 schreibt Frau v. Humboldt an ihren Mann:

„Ueber die kleine Gabrielle und die Adoration, die man ihr zollt, mußt Du Dich nicht so sehr wundern. Adelheid fällt mehr in die Augen, auch weil sie schon erwachsener erscheint, dann die schöne Haltung, ein port de reine, überhaupt den bewunderungswürdigen Anstand, der nicht erlernt wird, sondern von innen herausstrahlt; allein Gabrielle hat etwas unbeschreiblich Anziehendes, Süßes, Schwärmerisches und ist seit einigen Monaten auch bedeutend gewachsen. Koreff*) z. B., der ihr den Beinamen Undine gegeben hat, ist ganz wie verzaubert von Gabrielle, da er sich nur ehrerbietig vor Adelheid neigt. Gentz war neulich Abend wie außer sich über des Kindes Lieblichkeit."

Noch immer war Humboldt auf dem Pariser Kongreß gefesselt; von

*) Ausgezeichneter Arzt.

dem Gesandtenposten in Wien war er abberufen, und so verließ Frau v. Humboldt diese ihr unsympathische Stadt am 14. Mai 1814 für immer. Die Aussicht, daß der Kongreß in Wien tagen würde, der dann unvermeidliche große Verkehr, dem weder ihre Mittel noch ihre Gesundheit gewachsen waren, bildete einen Grund mehr, das Leben in Wien aufzugeben. Die Reise ging zunächst nach der Schweiz, theils um ihre angegriffene Gesundheit herzustellen, theils auch um Paris näher zu sein, falls Humboldt oder ihr Theodor einmal Zeit und Urlaub hätten, sie zu besuchen. Währte die Trennung doch nun schon fast wieder zwei Jahre. Der Hausstand in Wien wird also aufgelöst und der große Reisewagen wieder in Stand gesetzt. Er muß ziemlich die Größe einer Arche Noah gehabt haben, und da er zu Zeiten die Heimath und den festen Wohnsitz vertrat, so mag das ganz angebracht gewesen sein. Auch jetzt war die Reisegesellschaft zahlreich genug: Frau v. Humboldt mit ihren drei Töchtern, der Hofmeister, die französische Jungfer und ein Diener. Dazu noch der kleine Hermann, dessen außergewöhnliche Größe und Dicke ihn noch weniger als seine fünf Jahre zum überzähligen Schoßkinde geeignet machten. Die Reise geht über Salzburg, Innsbruck, Bregenz und Zürich, und der langentbehrte Anblick schöner Natur macht auf die empfänglichen Gemüther der Kinder einen ganz außerordentlichen Eindruck. Ihren zwölften Geburtstag verlebt Gabriele in Bern, und die Mutter schreibt an diesem Tage:

„ . . . Jeder Mensch muß das mit sich ausmachen, und es giebt Abgründe in einer Brust, wo Flächen in der anderen sind. Allein das selbstgewählte Gehen aus dem Leben hat etwas so Geheimnißvolles, der Tod hat überhaupt dies Geheimnißvolle, der Tod gehört so eigentlich zum Leben, obgleich er dann das Einzelne verschwinden macht, gehört er doch dazu, daß man sich kein Leben ohne Tod denken kann. Ach Gott! es giebt Schmerzen und Verworrenheiten im Menschenleben — daß doch ja Keiner richten wolle über den Anderen! Jede Hülfe leisten, jede Freude spenden, mit der man vom Herzen zum Herzen dringt, jede Thräne ehren, jedes Gemüth, soweit man es erkennt, zu begreifen suchen, streng gegen sich, nachsichtig gegen Andere, so wünsche ich, daß die lieben Mädchen seien, und in Adelheid und Gabrielle bildet sich ein solches Gemüth. Gabrielles Geburtstag ist heute. Ein Reichthum an Liebe und Innigkeit ist in dem zarten Wesen. Ich möchte freundliche

Gewalten noch ganz besonders für sie anrufen, denn ich finde alle Anlagen tiefer Leidenschaftlichkeit in ihr. — Ich lasse sie selbst deshalb weniger deklamiren als vorher. Es ist unmöglich, diese Stimmen-Inflexionen zu hören, ohne zu erkennen, daß diese Stimme mit Tieferem zusammenhängen muß. Gott gebe ihr Glück in Einem, sonst würde mir sehr bange um Gabrielle sein. Zwar kann auch das leidenschaftlichste Gemüth geläutert hervorgehen aus dem Labyrinth von Qualen, was ein unergründlich Geschick neben das Paradies gestellt hat, allein wie viele gehen auch unter darin! Für Adelheid bin ich ruhiger.

. . . Hedemann erwarte ich mit Liebe und Freude. Ich werde nichts dazu thun (Du weißt, was ich meine), ich glaube, das sind Dinge, die man bei so edlen Charakteren gewähren und sich von selbst entfalten lassen muß. Es freute sie sehr, daß Hedemann käme, uns zu sehen, aber mehr kindlich, als daß sie irgend eine andere Idee damit verbände. Er ist ein edler Mensch, und wenn sie sich lieben, so gönne ich sie ihm. Es ist ein Schatz von Liebe und Frohsinn und zugleich von Tiefe in ihr." —

Hedemann aber konnte seinen Plan, einen Besuch in der Schweiz zu machen, nicht ausführen, und Adelheid durfte noch ungestört im Paradies unbefangener Kindlichkeit verharren.

Mitte Juni besuchte Theodor die Seinen in Bern, und Ende Juli konnte auch Humboldt auf wenige Tage mit seiner Familie zusammen sein.

Nach allen Richtungen hin wurde das Berner Oberland durchstreift, dann ging es nach Lausanne. In Coppet besuchte man Frau v. Staël, bei der sich außer dem interessanten Rocca, mit dem sie im Geheimen verheirathet war, gerade August Wilhelm Schlegel und Sismondi befanden. Nach abermaligem Aufenthalte in Bern verließen die Reisenden die Schweiz am 20. September und gingen über Schaffhausen und Freiburg nach Heidelberg. Hier fand sich eine ganze Gesellschaft alter Freunde zusammen. Vor Allen Goethe, der Frau v. Humboldt seit zehn Jahren nicht gesehen hatte, dafür jetzt aber auch vom Augenblicke ihrer Ankunft an fast unausgesetzt in ihrer Gesellschaft blieb. Schlosser, Paulus und Voß gehörten mit zu dem Kreise, der sich alsbald um die Reisenden bildete, und die still zuhörenden Kinder mögen da manches kluge und gute Wort in sich aufgenommen haben. Anfang Oktober ging es dann über Frankfurt a. M. nach Rudolstadt.

Mit der Fürstin verband Frau v. Humboldt eine langjährige innige Freundschaft, sie wohnte daher auch bei ihr und sah in ihrem Hause die Freundinnen aus Jena, Caroline v. Wolzogen und Frau v. Schiller, und Beider Mutter, Frau v. Lengefeld, wieder.

Ein höchst unangenehmer Zwischenfall entstand während dieses Besuches dadurch, daß die Jungfer den Verstand verlor und von der entsetzlichen Vorstellung gequält wurde, sie müsse den kleinen Hermann, der ihrer besonderen Obhut anvertraut war, ermorden. Wie ein böser Geist fuhr diese Versuchung in sie; lange schon hatte sie im Stillen dagegen angekämpft, nun aber warf sie sich mit dem Messer in der Hand ihrer Herrin zu Füßen und flehte sie an, das Kind nicht bei ihr zu lassen, sonst müsse sie es erstechen. Dieser Vorfall verursachte begreiflicher Weise viel Aufregung, und mit wahrem Kummer mußte man sich von der langjährigen treuen Dienerin trennen und sie in einem Irrenhause unterbringen. Von da an mußten die Reisenden nun jede weibliche Aufwartung entbehren, was damals, wo jedes Nachtquartier einem gelinden Umzuge glich, nicht wenig sagen wollte. Frau v. Humboldts zarte Gesundheit hatte auch durch den Schreck gelitten, sie konnte das Lärmen des kleinen Hermann nicht ertragen, und so mußten die Töchter Vieles besorgen, den kleinen Bruder ankleiden und sich untereinander helfen; die Mutter aber, die an allen Dingen die Lichtseite zu finden wußte, meint dazu nur: „Es ist freilich unbequem, aber die Noth lehrt die Kinder Manches, was auch nicht übel ist."

So kam man Mitte Oktober in Erfurt an und ging dann auf die Güter Auleben, Talebra und Burg-Oerner, die Frau v. Humboldt seit dem Tode ihres Vaters November 1809 allein besaß, und wo ihre Gegenwart wegen Neuverpachtungen u. s. w. nothwendig war. Am 2. November 1814 endlich trifft Frau v. Humboldt mit den Ihrigen in Berlin ein, bezieht eine Wohnung Unter den Linden und findet, „daß der freudige Geist, der einen Jeden belebt, den man sieht, und der seinen Platz ausgefüllt hat, das Gemüth erquickt. Ich muß es immer beklagen", meint sie, „nicht die Aufgeregtheit des Jahres 1813 und 1814 hier gesehen zu haben."

Die jungen Mädchen werden nun schon mit der Mutter zu kleinen Thees bei Prinzeß Wilhelm und den Prinzessinnen Charlotte und Luise befohlen, sie deklamiren und singen, erregen überall Aufsehen und werden

auf alle Art verzogen, und es ist ein Beweis für die gute und auf Höheres gerichtete Erziehung, die sie genossen, daß sie bei diesen Triumphen ebenso einfach, bescheiden und kindlich-fröhlich blieben, wie sie es stets gewesen. Das Lernen nahm auch dabei ungestört seinen Fortgang, und der Religionsunterricht bei Schleiermacher, der einzige Unterricht außer dem Hause, wurde sehr ernst aufgefaßt.

„Des Morgens", schreibt die Mutter, „sind die kleinen Mädchen unerbittlich und nehmen keinen Besuch an, sie sind immer im Nebenzimmer und arbeiten. Es ist diese Lust an Beschäftigung und Eingezogenheit überhaupt ein sehr hübscher Zug an den Kindern. Sie freuen sich jedes Mal, wenn wir einen Abend unter uns sind oder nur noch mit einem Einzigen, wie Rauch z. B., der wie zur Familie gehört und noch in diesen Jahren an innerer, schöner und zarter Bildung gewonnen hat. Es ist ein Schönes am Menschen, daß die Grade der Vervollkommnung, des Besser- und Reinerwerdens, des Aufgehens an innerem Frieden und Klarheit schon hier an kein Alter, an keine Lage, an nichts Irdisches gebunden sind und doch so herrlich und einzig bleibend eigentlich auf alles Irdische einwirken."

Der März des Jahres 1815 brach an, noch immer schien der Wiener Kongreß seinem Ende nicht näher, da drang durch Europa die Kunde von Napoleons Flucht und versetzte alle Gemüther in die größte Aufregung. Von den Treugesinnten und Scharfblickenden wurde dies Ereigniß fast freudig begrüßt, denn nun mußte sich die Meinung eines Jeden klar darthun; die Unaufrichtigen, die Doppelzüngigen wurden entlarvt, die Spreu vom Weizen gesondert, und daß ein letzter blutiger Kampf unausbleiblich war, konnte sich Niemand verhehlen. Die sich überstürzenden Ereignisse brachten auch plötzlich eine gewaltige Veränderung in dem Familienleben von Frau v. Humboldt und ihren Kindern hervor. Mit dem Prinzen Wilhelm kehrte auch dessen Adjutant, Herr v. Hedemann, nach Berlin zurück, um sich zum Feldzuge zu rüsten. Die Aussicht, den Freund aus Kindertagen, der ihr durch einen immer fortgesetzten Briefwechsel nicht fremd geworden, wiederzusehen, beschäftigt die kleine Adelheid sehr. Wie sie ihn wiedersehen, wie sie ihn empfangen wird, was er ihr sagen, ob er sie hübsch entwickelt finden wird, wie es ihm wohl vorkommt, daß sie nun deutsch spricht, das sind Fragen, die sie in kindlichster Naivetät immer wieder aufwirft.

Und als er dann kam und seinen Augen nicht trauen wollte, daß diese Knospe, die er schon vor fast vier Jahren geliebt, sich zu so entzückender Lieblichkeit entwickelt habe, fand er keine Worte für sie, sondern wandte sich an Gabriele, um ihr fast heftig zu wiederholen, sie habe ganz, ganz ihre Physiognomie behalten, und er würde sie unter Tausenden erkannt haben.

„Die Schwestern weinten vor Freude, und er selbst war unbeschreiblich bewegt", schreibt die Mutter an Humboldt nach Wien, „Adel warf sich mir gestern beim Schlafengehen in die Arme und sagte: »Ach, liebe Mutter, er ist unaussprechlich liebenswürdig, warum muß er doch nur wieder fort!« Sie war tief ergriffen, aber doch bin ich überzeugt, daß sie noch gar nicht ans Heirathen gedacht hat."

Hedemann war so rasch in seiner Werbung, wie es die stürmische Zeit verlangte. Vier Tage lang war er unausgesetzt mit und bei Humboldts und am 2. April erhält er in Tegel von Adelheid das Jawort. Zwei Briefe gehen darauf an den Vater nach Wien ab:

„Berlin, den 4. April 1815.

Geliebtester bester Vater!

Du wirst wohl sehr über den Inhalt dieses Briefes erstaunen, allein ich hoffe, Du wirst Deiner Adelheid nicht zürnen. Hedemann ist erst seit dem 30sten wieder hier, ach, lieber Vater, und schon vorgestern hat er mir seine innige Liebe, seine treue Liebe entdeckt, die er von so frühen Kinderjahren her für mich gefaßt hat. Ich bin bestürzt und erfreut gewesen. Wir waren in Tegel, die gute Mutter hat ihm erlaubt, mit mir zu sprechen, ich meinte zu träumen, liebster Vater, die Mutter giebt mir Hoffnung, daß Du nichts gegen eine Verbindung mit einem so edlen Mann haben wirst, so bitte ich Dich denn nun um Deine Zusagung und Deinen Segen. Ich wußte selbst nicht, wie theuer er mir war, ich sah ihn und erkannte in seinem Anblick mein ganzes Herz. Mein ganzes Leben soll ihm gehören und Dir, lieber Vater, und der Mutter, die Ihr mich zur Würdigung eines solchen Glücks, von solch einem Manne geliebt zu werden, erzogen habt.

Verzeih mir, daß ich nicht mehr sage, gieb mir bald ein Zeichen Deiner Liebe und der Gewährung meiner Wünsche, denn bei aller Freude ist es mir doch sehr trüb im Herzen, denn es liegt dieser furchtbare Krieg wie ein Abgrund vor mir, in dem mir alle Lebenslust und Freude

untergehen kann. Lieber guter Vater, stärke mich durch den Segen Deiner Liebe.

Ich küsse Dir die lieben Hände.

Deine gehorsame Tochter

Adelheid."

August v. Hedemann an Wilhelm v. Humboldt:

„In dem Vertrauen auf Ihre Liebe und mit dem Bewußtsein eines treuen Willens wende ich mich zu Ihnen, Sie um die Zusicherung meines schönsten Glücks und meines schönsten Friedens herzlich und dringend zu bitten, um Ihre Einwilligung zu meiner Verlobung mit Adelheid und um Ihren väterlichen Segen. — Von der Zeit an, da ich sie vor vier Jahren in Wien verließ, habe ich im tiefsten Gemüth still den Wunsch gehegt, einst Adelheids Hand zu erwerben, die, damals ein Kind, in schönster Lieblichkeit heranblühte. Sie hatten mit Ihrer großen Liebe und Güte für mich, eben wie Ihre Gemahlin, mich schon mit allen Banden treuer Dankbarkeit und Theilnahme an Ihr ganzes Haus gefesselt, und Adelheid konnte unter den Augen so lieber Eltern nur herrlich sich entwickeln. Durch die Nacht der trüben Zeit und durch die Glorie der letzten Jahre hat mit gleicher Innigkeit der Gedanke an Adelheid in meinem Herzen fortgelebt; so hatte ich sie mir in der Idee und nach ihren Briefen fortgebildet, und mit inniger Sehnsucht und mit klopfendem Herzen ging ich dem Augenblick endlichen Wiedersehens entgegen — wird sie sein, wie mir der Geist sie zeigt, und wird sie dann mich lieben können? Der ewige Gott, der wie ein liebender Vater bis hierher mein Leben geleitet, hat zu aller unendlichen Gnade mir seinen schönsten Segen, seinen freundlichsten, hinzugegeben. Weit über alle und jegliche Erwartung sehe ich Adelheid heraufgeblüht, wie einen Engel hold und schön, und über ihr ganzes Wesen den Ausdruck des tiefsten Seelenadels verbreitet, und es ward ganz klar in mir, daß nur in ihrem Besitz fortan mein Glück und meine Freude zu finden sei. Meine Mutter und alle die Meinigen hatten sie schon so lieb gewonnen wie eine Tochter. Die Zeit aber drängt, und eine neue Trennung steht mir nahe bevor, da habe ich denn in Gottes Namen und mit wahrhaftiger und aufrichtiger Seele der lieben Adelheid meine Liebe gestanden und sie gefragt, ob ich sie von den Eltern als meine Braut fordern dürfe. Sie hat mir ihre Einwilligung dazu gegeben und die gute Mutter ihren Segen

Entziehen Sie ihn mir nicht, theuerster, verehrtester Freund, machen Sie mein Glück fest und gewiß, indem Sie mir Ihren Segen zusichern, und seien Sie mir ein zweiter Vater; mein ganzes Leben soll angewandt sein, Ihnen ein edles Vertrauen zu lohnen; ich fühle es, was Sie mir geben, was Sie mir anvertrauen, ach! ich fühle es in tiefster, tiefster Seele, wie ich mein Glück erkenne und fühle, aber auch ich bin mir klar und fest bewußt, daß ich mit ewig gleicher, unerschütterlicher Treue und Liebe Adelheid führen werde durch das ganze Leben, wie es Gott von mir fordert, wenn er sein herrlich liebes Kind mir anvertraut; dadurch will ich mich werth machen seiner unendlich segensreichen Gnade, daß ich mein ganzes Leben und alle meine Kräfte aufbiete zu ihrem Glück, sie durch Liebe und Treue mir zu verdienen.

Die liebe Mutter giebt mir die trostreiche Hoffnung auf Ihren Vatersegen, aufrichtig und vertrauensvoll habe ich mich ihr und Adelheid genähert, mit gleichen Gesinnungen wende ich mich zu Ihnen, die Bestätigung meines schönsten Glücks und meines Seelenfriedens von Ihnen erbittend und den künftigen Namen Ihres Sohnes.

Mit unbegrenzter Hochachtung und inniger Liebe

Berlin, den 4. April 1815. A. v. Hedemann."

Mit dem Kindern eigenen Scharfblick hatte Gabriele erkannt, was zwischen dem Liebespaare vorging, und ehe noch die Verlobung stattgefunden, ahnt ihr liebendes Gemüth allen künftigen Kummer, der ihre Lieben treffen könnte.

„Gabrielle", schreibt die Mutter, „ist in einem sehr aufgeregten Gemüthszustand. Sie weinte beinahe den ganzen Sonntag Nachmittag, wo sie doch eigentlich noch nicht wußte, was sich entscheiden sollte. Wie ich mit ihr allein ging und sie befragte, was ihr sei, sagte sie: „Ach Mutter, es drückt mich dieser Krieg und zerdrückt mir das Herz!" Ich verstand das liebe Kind nicht gleich und erwiderte: „Wie so?" — „Ach!" sagte sie, „Du bist doch nur am vorigen Krieg so krank geworden, nun kommen zu allen den alten Sorgen so viel neue. — Adelheid liebt Hedemann, das sehe ich wohl, Hedemann liebt auch die Adel, und wenn wir ihn nun verlieren, ach Mutter! da verliere ich ja Adel und Dich." Das liebe Kind hat mich unbeschreiblich bewegt. Gott wird es ja anders wenden. Wenn er bliebe, es wäre mehr als furchtbar! Wie schwere Lasten fällt es mir zuweilen aufs Herz, daß der Tod das Glück und

die Luft des Lebens und den Becher überschäumender Freuden liebt. Ich habe nie gewünscht, daß Adel vor dem sechzehnten Jahre heirathen möchte, aber doch komme ich jetzt auf andere Gedanken. Es liegt ein furchtbarer, naher Krieg vor uns, eine chaotisch dunkle Zeit, und mehr als je hat der arme Mensch nur den flüchtigen, entscheidenden Augenblick der Gegenwart. Diese Beiden haben sich gefunden, gestatte, daß sie jenen seligen Augenblick festhalten, ehe der Drang dieser gewaltigen Zeit ihn mit sich fortreißt. Wohl gehören sie sich an auch unvermählt, und Du weißt wohl, daß ich's nicht bin, die ihre Treue binden will. Aber den Muth, die Freudigkeit des Lebens und des Todes laß uns ihnen retten, wenn menschliche Kräfte es vermögen, aus solcher sturmbewegten Zeit. Er ist ein Mann und vereint alle zarte Liebe und den unwandelbaren unerschütterlichen Willen in seiner Brust, auch weiß er, daß sie sein ist, und wird in unendlichem Schmerz durchdrungen bleiben von seiner und ihrer Liebe. Vor unserem geliebten Kinde aber wird sich's aufthun wie ein Abgrund, den all meine Sorgfalt, meine Liebe, den selbst mein Muth ihr nicht wird verdecken können, denn er ist da — und es hängt an jeder Stunde der Trennung vielleicht sein Leben! Darum bitte ich, gieb Deine Einwilligung, daß wir sie womöglich noch trauen lassen können. Die Lage bleibt dieselbe, er geht dem Ruf seiner ernsten Pflichten entgegen, sie bleibt an meinem Herzen. Aber sie trägt seinen geliebten Namen, und sollte er verwundet werden, so kann ich sie ihm bringen, sie ihm sogar unter sicherer Geleitung schicken, wenn es mir unmöglich wäre, sie ihm zu bringen. Geböte Gott über sein theures Leben, so fände im ungeheuersten Schmerz sie doch noch einen Moment der Seligkeit in der Erinnerung, und in den bürgerlichen Verhältnissen des Lebens wäre selbst dann, wenn sie uns einmal verloren haben wird, nichts, was sie nöthigte, eine andere Verbindung einzugehen. Sie liebt ihn unaussprechlich und wird es erst dann ganz erkennen, wenn er nun nicht mehr da ist und die Sehnsucht ihr das Herz in der Brust wird sprengen wollen. Jetzt ist sie in dem rührenden Zustand, in dem sie sich noch kaum selbst erkennt. Die Möglichkeit der Heirath ist da, Hedemann hat auf meine Veranlassung mit Schleiermacher gesprochen, der sie in der uns noch bis zu seiner Abreise gegebenen Zeit einsegnen kann und will, alles andere Nöthige von Dispensation des Aufgebotes kann ich durch Schleiermacher und Nicolovius besorgen lassen, und so

fehlt es uns an nichts als an dem königlichen Konsens und Deiner Zustimmung. Die Gewalt der Umstände, das dunkle Drängen des Schicksals, das man, ich weiß nicht wie, mit der Luft, die man athmet, in sich zieht, bewegt Einen tiefer über alle eigenen und theuersten Verhältnisse; — hier übereilen wir uns nicht, in Hinsicht der glücklichen Wahl unserer Adelheid, wir gehen nur den raschen Schritt, mit dem ja Alles jetzt geht."

Solchen Vorstellungen gegenüber konnte der Vater seine Einwilligung nicht versagen, hatte er doch schon, als seine Töchter noch ganz klein waren, gemeint: „Adelheid wird bald sagen: „Io star in casa mi fa un non so chè" und heirathen, dann folgt Gabrielle gewiß, was Caroline betrifft, so weiß ich nicht. Ich glaube, es wird schwer halten, einen Mann zu finden, mit dem sie recht glücklich ist, und recht glücklich müssen unsere Kinder alle sein. Ich bin es so sehr gewesen und bin es noch immer und werde es sein, solange ich Dich habe, mein theures Herz, daß ich eine auch nur gleichgültige Heirath für die armen Mädchen nicht erdulden könnte."

Hier nun war er der Liebe auf beiden Seiten und der ausgezeichneten Persönlichkeit Hedemanns gewiß; so erfolgte denn bald seine Zustimmung, und die kleine Braut schreibt ihm darauf einen Dankesbrief:

„Berlin, den 15. April 1815.

Den innigsten, besten Dank, theurer, lieber Vater, für Deine Genehmigung zu meiner Verbindung mit dem lieben August und Deine Einwilligung zu meiner baldigen Heirath, die nun wohl, sobald ich werde eingesegnet sein und der Konsens des Königs angekommen ist, statt haben wird. — Ich kann Dir gar nicht sagen, lieber, guter Vater, wie leid es mir thut, daß Du nicht hier sein kannst und das Glück Deiner Adel nicht siehst. Meine Liebe, mein Zutrauen zu August wächst mit jedem Tage, ich erkenne mehr und mehr in ihm den edelsten, besten Menschen, den es wohl geben kann, und sehe nun, von ihm geführt, jedem Sturm der Zeit ruhig entgegen. Ich habe das bestimmte Gefühl, daß mein geliebter August aus diesem Kriege wohlerhalten zurückkommen wird; Gott kann mir nicht ein solches Glück gegeben haben, um es mir so bald wieder zu nehmen, und welches Glückes wollen wir mit unserer Liebe dann genießen! — Hoffentlich auch mit Dir und der Mutter und meinen Geschwistern vereint. Die gute Caroline hat mir bei dieser

Gelegenheit rührend ihr ganzes liebendes gutes Herz offenbart, und wie gütig sie sich mir jetzt mehr als sonst anschließt, das kannst Du nicht glauben. Du wirst wohl bemerkt haben, daß Theodor dem lieben August gar nicht gut war, nun verträgt er sich, seitdem er angekommen, recht gut mit ihm, was mir, wie Du denken kannst, nicht wenig lieb ist. Wie gütig aber, liebevoll und zuvorkommend die gute Mutter gegen August und mich ist, kann ich gar nicht sagen, und ich weiß ihr nicht genug meinen innigsten Dank auszudrücken.

Doch lebe wohl, lieber, guter Vater, ich habe jetzt so wenig Zeit wegen Schleiermacher und dem Maler, der mein Portrait vor Augusts Abreise fertig haben muß. Gedenke ferner in Liebe Deiner gehorsamen Dich innig liebenden Tochter

Adelheid."

So wurden denn die nothwendigsten Vorbereitungen getroffen, ein kleines Quartier in dem elterlichen Hause gemiethet und am 24. April die Trauung vollzogen, leider ohne die Gegenwart Humboldts, dem seine Frau über die Feierlichkeit berichtet:

„Berlin, kurz vor Mitternacht 24. April 1815.

Adelheid ist getraut, mein theurer Wilhelm, und vor einer halben Stunde habe ich sie dem geliebten Mann in die Arme geführt. — Nachdem ich Dir letzthin geschrieben, kam Dein geliebter Brief mit der Beilage von Thiele, die Du August einschlossest. Ich schickte sie ihm, er kam augenblicklich zu uns und fand eben Schleiermacher bei mir, der seine letzte Stunde gegeben und zwei Stunden später Adelheid in der Kirche einsegnen sollte. Die Trauung wurde also an den Montag bestimmt, da Schleiermacher auf den vorgezeigten Brief von Thiele kein Bedenken keiner Art haben konnte. Sonnabend, den 22. um 2 Uhr nachmittags, wurde sie eingesegnet, nachdem Schleiermacher erst eine allgemeine Vorbereitung für das Abendmahl, das den Sonntag gehalten werden sollte, von der Kanzel abgehalten hatte. Er ging darauf herunter, trat vor den Altar, vor dem sie allein saß, und redete sie mit kurzen, aber unendlich schönen Worten an und ließ sie ihr Glaubensbekenntniß ablegen. Außer Hedemanns Familie und uns war, das fremde Publikum abgerechnet, Prinzessin Wilhelm nach der Kirche gekommen und gab durch ihre tiefe Rührung zu erkennen, welchen An-

theil sie an Augusts Glück, an Adelheids kindlicher Liebe und Unschuld und der ganzen Handlung nahm.

Den 23. kommunizirte Adel. Ich und Caroline haben mit ihr das Abendmahl genommen. Heute nun wurde sie von Schleiermacher in derselben Kirche getraut. Prinz und Prinzeß Wilhelm hatten gewollt, daß die Hochzeit auf dem Schlosse sei. Beide waren gegenwärtig, alle königlichen Kinder ohne Ausnahme, Prinz Radziwill, Prinzeß Luise mit ihren Kindern, mit einem Wort Alles. Die Kirche war außerdem gedrängt voll Menschen. Der Prinz schickte einen Staatswagen, um Adelheid mit August, Augusts Mutter und mich abzuholen. Schleiermachers Rede war wundervoll, ganz diesem Brautpaare angemessen, nicht so, daß es ihre Bescheidenheit hätte stören können, doch so, daß sie für kein anderes Paar gepaßt hätte, so individuell hineinverflochten war die Erwägung seines Standes, der gewaltigen Zeit, ihrer zarten Jugend, Deiner Freundschaft und Deines Vertrauens auf August. Tief und innig waren Alle davon ergriffen, der Prinz, die Prinzessinnen und die königlichen Kinder Alle so gerührt, daß ich das gar nicht aussprechen kann. — Auf dem Schloß war Alles festlich, eine äußerst schöne Kollation (das eigentliche Souper hatte August verboten), es wurde zwischeninne ein wenig getanzt. Um 11 Uhr nahm Prinzeß Luise der Braut den Kranz ab, der dann ausgetanzt wurde. (Ihr Brautkleid war weiß mit Silber gestickt und mit schönen Spitzen besetzt, sie sah wie eine Fürstin aus, das ist wahr.) Noch einmal wurde auf des jungen Paares Gesundheit getrunken, und unter Pauken und Trompeten führte Prinz Wilhelm die liebe Kleine bis zur Treppe, und somit stiegen wir in unseren Wagen und fuhren nach Haus. . . .

Unaussprechlich wehmüthig macht es mich oft, daß Du das holde Kind nicht jetzt sehen und sein Glück und seine Innigkeit mit genießen kannst. Doch hat es, ich will's Dir nicht leugnen, auch was Schmerzliches, wenn sich das eigenste und tiefste Leben, das Kind, das man mit seinem eigenen Leben und seiner Liebe gepflegt und großgezogen hat, nun gleichsam abtrennt vom mütterlichen Herzen.

Man wird mir tausendmal sagen, daß es nicht so ist, doch ist alles Leben ein Aufkeimen, Wachsen, Blühen, in voller Ueppigkeit Stehen und wieder Vergehen, — und es ist keine Freude auf Erden, keine, der nicht die tiefste Wehmuth beigemischt wäre. Das muß auch so sein,

das ist das Band, woran der Himmel uns hält und leise uns zu sich zieht. —

Gabrielle ist sehr lieblich in diesen Tagen gewesen, es geht sehr viel im Innern dieses holden Wesens vor, sie ist wie verloren in den Anblick von Augusts liebendem Ausdruck für Adel, und ich suche sie mehr und mehr an mich zu ziehen und ein wenig abzulenken von jener Betrachtung, denn es ruht eine Fülle tiefer Leidenschaftlichkeit in diesem wunderbaren Geschöpf, die mich selbst wie mit wehen Ahndungen übernimmt. Sie hat etwas Geheimnißvolles in den jugendlich blühenden Zügen, ein Insichgekehrtsein, und doch dabei eine fröhliche Beweglichkeit nach außen hin. Adel ist vielleicht schöner und wird wahrscheinlich immer den Vorzug einer ausgezeichneteren höheren Gestalt behalten, allein Gabrielle ist inniger und süßer, ihr Gesicht hat etwas ungemein Tiefes, Reizendes und Anziehendes, um sie her weht es wie ein Geheimniß, das nur die Liebe vertrauen könnte. — Sie sinnt und trauert über die Trennung der Schwester. Ja, es macht einen Riß in ihr zartes Leben!"

In der That stand Gabriele an einem bedeutenden Lebensabschnitt. Mit Adelheids Heirath schloß auch für sie die Kindheit, und sie empfand dies und die Trennung von der Schwester sehr schmerzlich. Dem neuvermählten Paare waren fünf Wochen des Beisammenseins vergönnt, in denen sie so vielfach gefeiert wurden, daß sie hin und wieder auf einen Tag nach dem stillen Tegel flüchteten, um wenigstens etwas von der kurzen Zeit, die sie sich angehören durften, allein zuzubringen. Dort wird auch am 17. Mai Adelheids fünfzehnter Geburtstag gefeiert, und sie setzt alle Menschen in Staunen durch die Würde und Haltung, mit der sie alle Huldigungen entgegennimmt, wie sie auch in ihrem Hause fürstlichen Besuch zu empfangen und sich auf Hoffesten zu bewegen weiß.

Am 30. Mai schlägt dem jungen Paare die Abschiedsstunde. Hedemann begleitet seinen Prinzen nach Paris ins Hauptquartier, ohne seinen Schwiegervater noch gesehen zu haben. Dieser konnte erst Ende Juni die Seinen auf wenige Tage besuchen, dann ging auch er nach Paris. Aeußerlich gestaltete sich nun das Leben der Schwestern wieder ziemlich so wie vor Adelheids Heirath. Diese blieb zwar in ihrem eigenen Quartier wohnen, nahm aber alle Mahlzeiten bei der Mutter und brachte wieder wie sonst den größten Theil des Tages mit Gabriele zu. Dennoch war es ganz anders als früher. Der Unterricht hatte auf-

gehört, Schreib- und Rechenstunden wären doch ehrenrührig für die Frau Majorin gewesen, und so beschränkte sich auch Gabriele auf Musik und Griechisch, wozu noch der Religionsunterricht bei Schleiermacher kam. Adelheid betrieb die Besorgung ihrer Ausstattung und hatte den Kopf voller Pläne für die Zukunft, an der wie natürlich Gabriele keinen Theil hatte. Aber die Leiden und Freuden der Gegenwart theilte sie treulich mit Adelheid, sie bangte mit ihr um Nachrichten aus Paris, jubelte mit über die Ankunft eines Briefes und begleitete sie auch täglich zu ihrer Schwiegermutter, obgleich ihr diese Besuche grenzenlose Langweile verursachten. Dafür nahm Adelheid in ihrer Frauenwürde sie aber auch hin und wieder allein nach Tegel mit, und die beiden Kinder hausten dort in der ganzen übersprudelnden Lustigkeit ihrer fünfzehn und dreizehn Jahre.

Gabrielens warmes Herz umfaßte mit schwesterlicher Liebe den Mann ihrer Adelheid, sie schreibt ihm häufig, und ihre Briefe zeigen, wie sehr sie in dem Leben jener Zwei aufging.

„Berlin, den 14. Juni 1815.

Ich will Dir meinem Versprechen nach schreiben, mein theurer, lieber August, gern hätte ich es schon früher gethan, allein ich hatte keine Zeit. Ach, lieber August, ich kann Dir nicht ausdrücken, wie mir zu Muthe wurde, als ich den Dienstag Morgen hinaufkam und die gute, liebe Adelheid blaß wie eine Leiche und weinend auf dem schwarzen Sofa sitzen sah. Und die Stuben so verlassen, so öde. Wie unaussprechlich bedauere ich Dich und die arme, arme liebe Adelheid.

Ach Gott, wenn dieser Krieg doch schon zu Ende wäre, wie unendlich viel gäbe ich darum. Der bloße Gedanke, Dich, mein theurer August, mit Deiner lieben Frau vereint zu wissen, entzückt mich, und ich möchte mich gern selbst aufopfern, wenn ich dadurch erlangen könnte, daß Du mit Adelheid immer ungestört leben könntest. Sonntag waren wir mit Wolfarth und Mlle. K. in Tegel. Es war recht hübsch, allein sehr, sehr traurig, denn Du, lieber, bester August, fehltest ja.

Gestern bekam die liebe Mutter einen Brief vom Vater, welcher schreibt, er würde künftige Woche hier sein. Es würde mich unendlich freuen, wenn er zu seinem Geburtstag hier sein könnte, da wir diesen schon seit drei Jahren nicht mit ihm feiern konnten.

Nun lebe wohl, mein theurer lieber Bruder, ich muß leider aufhören, da es schon ziemlich spät ist und ich noch einige Stunden nehmen muß. Lebe wohl und gedenke manchmal in Güte Deiner Dich innig liebenden Schwester Gabriele."

„Berlin, den 20. Juli 1815.

Mein theurer, lieber August!

Keine Worte können beschreiben, welche unendliche Freude mir Dein Brief gemacht hat. Wie lieb und gut ist es von Dir, trotz der vielen Geschäfte, die Du hast, mir zu schreiben, da es Dir doch gewiß viel mehr Freude macht, Deiner lieben Frau zu schreiben, als mir.

Jawohl, mein guter August, das hätte ich nicht gedacht, daß unsere braven Preußen so bald in Paris sein würden, es ist wirklich über alle Erwartungen schnell und gut gegangen, und es ist fast ganz gewiß, daß wir in kurzer Zeit Alle wieder zusammen sein werden. Ach Gott! wie wird das schön und herrlich sein! und wie unendlich glücklich wirst Du, Deine liebe Frau, Loën und die gute liebe Albertine sein! — Ich könnte nicht eben sagen, daß es nöthig wäre, Deine Adelheid an Dich zu erinnern oder ihr zu sagen, daß sie Dir schreiben möchte, denn wirklich, so oft man in ihre Stube tritt, findet man sie an ihrem Schreibtisch sitzen und Dir schreiben, und wenn wir Beide zusammen sind, so ist immer August das dritte Wort. Deine Frau befindet sich so ziemlich wohl, ihre Freude ist immer sehr groß, wenn sie von Dir einen Brief bekommt. Mit den lieben Deinen sind wir jetzt sehr oft, meistens sind Deine Frau und ich bei ihnen, wenn die Mutter mit Carolinen bei Wolfarth ist. Grüße doch den Onkel Alexander recht sehr von mir. Der muß sich wohl recht gewundert haben, als Du ihm sagtest, Du hättest Adelheid geheirathet oder verheirathet, wie Hermann immer sagt.

Ich muß leider schon schließen, da Adelheid meinen Brief haben will. Leb' wohl, mein lieber guter August, nochmals danke ich Dir für Deinen lieben, lieben Brief.

Ewig Deine Dich herzlich liebende
Gabriele."

„Berlin, den 5. August 1815.

Schon wieder, mein liebster bester August, schreibe ich Dir, doch glaube ja nicht, daß ich es darum thäte, um eine Antwort von Dir zu erhalten, denn ich weiß ja, daß Du so sehr viel Geschäfte hast und jeden freien Augenblick, den Du hast, dazu anwendest, um Deiner lieben guten Frau zu schreiben, was ich auch sehr natürlich finde, denn es muß Dir ja selbst eine große Freude und ein wahres Bedürfniß sein. Deine liebe Frau befindet sich so ziemlich. Es ist wirklich rührend, mit welchem frommen Sinn und Selbstüberwindung sie ihr hartes Schicksal, von Dir getrennt zu sein, trägt, und daß sie sich unaussprechlich nach Dir sehnt, kann sie gar nicht verbergen, denn selbst ihre Züge tragen das Zeichen der Sehnsucht. Sehr oft finde ich sie auch weinend. Ach, und wie es scheint, so sieht es doch sehr aus, als wenn der Krieg noch nicht beendet wäre. Das ist nun schrecklich, daß noch so viel Blut fließen muß, ehe wir einen langen und dauerhaften Frieden erlangen. Wenn ich bedenke, daß, wie doch die größte Wahrscheinlichkeit dazu da ist, der Vater als Gesandter nach Paris kommen könnte, so wird mir, ich weiß nicht wie; es wäre doch wirklich schrecklich, unter diesem Volke zu leben, was uns so viel Schmerzen und Leiden verursacht hat. Doch ich könnte es wirklich wünschen, daß der Vater hinkäme, wenn nur dadurch der Frieden erlangt würde, ach, das wäre ja wohl das kleinste Opfer, was man bringen könnte!

Gestern Abend waren wir bei der Ludolffen mit den Deinigen, es war recht sehr hübsch dort, man sang Mehreres, auch Deine Adelheid sang einige Lieder und so hübsch, daß Albertine sagte, sie wolle Dir heute schreiben, um Dir zu sagen, wie hübsch Deine Frau sänge. . . .

Nun lebe wohl, mein theurer guter Bruder, ich muß jetzt leider aufhören, da es schon 10 Uhr ist und ich gleich Musikstunde haben werde. Ach, weißt Du noch, wie ich so oft beim Frühstück hereinkam und Deine Frau rief, sie möchte zur Mlle. Sebold gehen, ach, der glücklichen, fröhlichen Zeit!

Sei so gut und grüße den lieben Vater und den Onkel herzlich von mir und gedenke manchmal

Deiner Dich innig liebenden Schwägerin

Gabriele."

„Tegel, den 6. September 1815.

Aus tiefer Einsamkeit schreibe ich Dir, mein lieber theurer August, ich habe mich nämlich unter dem Schutz der Frau Majorin auf einige Tage hier herausbegeben, wo es wirklich sehr hübsch ist, obgleich das Wetter nicht eben besonders schön ist. Adelheid führt hier mit großer Würde die Wirthschaft und wird vollkommen als Hausfrau angesehen, doch schreibt sie Dir so fleißig, daß sie noch gar nicht oder ich glaube nur einmal auf einen Augenblick den großen hohen Weinberg besucht hat. Rauch, der, wie Du weißt, sehr boshaft ist, sagt öfters, wenn er sie nicht im Zimmer sieht: „Die Frau Majorin sitzen wohl wieder tief im Tintenfaß." Es ist aber auch wahr, sie that nichts Anderes als schreiben.

Wir haben ja die himmlisch schöne Hoffnung, Euch bald, bald wiederzusehen, wie sehr mich das freut, kann ich Dir nicht mit Worten beschreiben, der Gedanke bloß, Dich endlich wieder mit Deiner Adelheid vereinigt zu sehen, macht mich überaus glücklich. Aber so froh mich auch dies macht, so traurig wird mir auch zu Muthe, wenn ich denke, daß die Mutter und ich Euch bald wieder verlassen werden müssen, um nach Paris zu reisen, doch es ist auch wahr, daß der liebe gute Vater auch endlich will wieder mit der lieben Mutter vereinigt sein, aber es ist doch für mich sehr traurig. Ich hoffe indessen, es wird sich bald so machen, daß der Vater nach Berlin käme; ach, was wäre das doch schön und herrlich! Ich kann Dir wirklich versichern, mein geliebter Bruder, nirgends hat es mir je besser gefallen als in Berlin.

Deine Frau ist die letzte Zeit her nicht recht wohl gewesen, sie hatte ein kleines Flußfieber, allein jetzt ist sie wieder ganz wohl, sie ist, finde ich, recht gewachsen, seitdem Du fort bist, Du kannst Dich nur darüber trösten, denn das macht ihre Gestalt sehr schön. Sonst finde ich nicht, daß sie sich verändert hätte, bloß an den Armen ist sie etwas magerer geworden; sie ist wirklich wunderhübsch. Vor einigen Tagen hatte sie eine Haube auf, in welcher sie so frauenmäßig wie nur möglich aussah. Du würdest Dich gewiß recht sehr gefreut haben, sie zu sehen. . . .

Nun aber leb' wohl, mein theurer lieber August, grüße den lieben Vater herzlich von mir und gedenke manchmal

Deiner Dich liebenden Schwester

Gabriele."

Als Hedemann im Oktober nach Berlin zurückkehrt, bezieht er mit seiner jungen Frau ein anderes Quartier, so daß nun auch räumlich erst eine wirkliche Trennung der Schwestern entsteht. Adelheid, eifrig mit ihrer Haushaltung beschäftigt, kommt nur noch zum Besuch und ist so erfüllt von der Wonne, ihren Gatten unversehrt wieder zu besitzen, daß alles Andere in diesem Gefühle untergeht. Gabriele, die ihre Beschäftigungen für sich allein wieder aufgenommen hat, inquirirt immer scharf, was das Paar zu Hause thut; wenn sie dann hört, daß sie zwei, drei, auch vier Stunden auf dem Sofa beisammen gesessen und nichts gethan haben, so dreht sie sich in einer Sekunde drei Mal auf dem Absatz herum und ruft: „Ei, da muß man ja ganz dumm und dämlich werden, das ist ja nicht zum Aushalten, ein solches Küssen müßt' ich mir doch verbitten. Die Adel wird noch ganz stupid."

Der Winter ging vorüber, und am Gründonnerstag, den 11. April 1816, wird Gabriele in der Dreifaltigkeitskirche von Schleiermacher eingesegnet. Wohl war sie noch sehr jung, allein die ungewisse Zukunft machte es nothwendig, die Einsegnung noch in der Heimath zu vollziehen. Humboldt, der noch immer seit dem November 1815 im Bundestage saß, war der Gesandtenposten in Paris in Aussicht gestellt, und Frau v. Humboldt brach im Mai von Berlin auf, um in Frankfurt a. M. sich mit ihrem Manne zu vereinigen und dann von dort aus die Reise nach Paris gemeinsam anzutreten. Der Reisewagen, der wieder in seine Rechte trat, bot jetzt überflüssigen Raum, Hermann, dem Alter des Schoßkindes nun völlig entwachsen, war in Pension gegeben, und mit ihm fiel auch der Hauslehrer fort. Frau v. Humboldt ging zunächst auf ihre Güter und war da noch von Hedemanns begleitet, die aber im eigenen Wagen fuhren und sich in Burg-Oerner von den Anderen trennten. Caroline, deren Leben seit Jahren eine Kette von Leiden war, sollte eine Kur in Karlsbad brauchen, und so wendete sich die Fahrt dorthin. Es fand sich daselbst ein großer Kreis Berliner Bekannter, und der Umgang mit diesen, mit Hardenberg, Gneisenau und den schönen Prinzessinnen von Kurland gestaltete das dortige Leben zu einem sehr angeregten und geselligen. Um Blücher bei seiner Ankunft eine Ovation zu bereiten, wird Gabriele mit noch einigen Berliner jungen Mädchen ausersehen, ihm einen Strauß zu überreichen, dessen Blumen das Wort Belle-Alliance bilden, und der alte

Held ist so von „dem Romantischen“ in ihr bezaubert, daß er, an eine alte Verwandtschaft anknüpfend, scherzend seinen Anspruch auf die „Nièce“ geltend macht und droht, „die Kleene zu entführen, meine Frau ist so so alleene, da gäb' es doch was Niedliches im Hause, die schwarzen Ogen muß sie aber helle waschen, das ist Tagesbefehl“.

Nach sechswöchigem Kurgebrauch geht die Reise wieder weiter, und am 6. August langt Frau v. Humboldt mit Caroline und Gabriele in Frankfurt an.

IV.

Heinrich v. Bülow.

Leben in Frankfurt a. M. Verlobung 30. Oktober 1816.

Hier in Frankfurt sahen sich nun zum ersten Mal zwei Menschen, die das Schicksal füreinander bestimmt hatte. Seit Humboldt dort war, arbeitete bei ihm als Sekretär ein junger Mecklenburger, Heinrich v. Bülow, von dessen Fleiß und Brauchbarkeit Humboldt schon manchmal in Briefen an die Seinen Erwähnung gethan. Nie haben zwei Menschen eine verschiedenere Kindheit verlebt als Gabriele und Bülow. Während ihr alle Reize des Südens, alle Schönheit des Lebens sowohl äußerlich als innerlich zu Theil wurden, erwuchs im kalten Norden inmitten zurückhaltender, nüchterner Menschen ein Knabe, der nicht anders als in Gedanken über die engen Grenzen seines Vaterlandes blicken durfte. Schärfere Gegensätze als das Elternhaus dieser beiden Menschen möchte man schwerlich finden. Bei Humboldts diese Atmosphäre der Schönheit, des geistigen Genusses, dieser freie Verkehr mit Menschen aller Nationen und aller Stände, diese fortreißende Heiterkeit bei der edelsten Sitte. Im Bülowschen Hause jene kühle, gemessene Höflichkeit, in welcher Rang und Titel mehr gelten als Persönlichkeit und Talent, das starre Festhalten an zum Theil schon inhaltlosen Formen, der Zwang und die persönliche Unfreiheit, die der Dienst bei Hofe mit sich brachte, ein Verkehr, der sich auf einige ebenso geartete Bekannte und Landsleute beschränkte. Und auch innerhalb der Familie welche Verschiedenheit! Gabrielens Vater in der Mitte welt-

bewegender Ereignisse stehend, mitarbeitend an dem Wohl eines ganzen Volkes, und doch voll eingehendster Theilnahme für die kleinsten Erlebnisse seiner Kinder, stets voller Scherz und Heiterkeit. Bülows Vater ausgefüllt durch sein Amt als Oberhofmarschall und die Sorge um seine Güter, infolge kühler Förmlichkeit für seine Kinder, obgleich er sie zärtlich liebte, mehr eine Respektsperson als Jemand, dem sie ihre Gefühle hätten zeigen können. Er war das Urbild eines echt mecklenburgischen Edelmannes, dessen vornehme, imponirende Persönlichkeit selbst auf Napoleon solchen Eindruck machte, daß er zu seinen Marschällen sagte: „Ich kann Euch zu Königen machen, aber nicht zu mecklenburgischen Edelleuten."

Wo aber der Unterschied jener zwei Elternhäuser am schärfsten hervortrat, das war in der Persönlichkeit der Mutter! Diese Seele des Hauses, diese Alles belebende und beglückende Sonne im Humboldtschen Familienkreise, sie fehlte bei Bülows. Die Mutterliebe hat Heinrich v. Bülow von klein auf entbehrt. Schon die Thatsache, daß ein Zweifel über den Tag seiner Geburt entstehen konnte, wirft ein trübes Licht auf die Kindheit. So ist denn der Geburtstag nie gefeiert worden, niemals haben liebende Blicke an dem Tage segnend und fürbittend auf des Kindes Haupt geruht, niemals sind die Kinderhändchen mit Geschenken gefüllt worden, und Niemand hat danach gefragt, wann dem Knaben ein neues Jahr angebrochen! — Sein Vater wurde früh Wittwer, und die acht Kinder, von denen er das siebente, schlossen sich eng aneinander an und hatten gelernt, in ihrer Kinderwelt allein zu stehen, als der Vater ihnen eine zweite Mutter gab, die wohlmeinend und rechtschaffen für das körperliche Wohl der Knaben sorgte, deren Liebe sich aber ihren eigenen vier Kindern, die sie ihrem Manne noch schenkte, zuwandte und sich auch diesen gegenüber nur in Strenge äußerte. Respekt ist ihr immer gezollt worden, aber die Liebe oder gar das Vertrauen der Kinderherzen hat sie nie gesucht sich zu erwerben und hat auch nie mehr als Achtung von ihnen erlangt.

Bülow hat selbst in kurzen Notizen seine Erinnerungen aufgezeichnet. Die frühesten davon, die ihm zum Theil einzeln und unzusammenhängend aus dem Nebel der Vergangenheit auftauchten, mögen hier wörtlich ihre Stelle finden:

Notata.

„Nach der in der Bibel meines seligen Vaters enthaltenen Bemerkung bin ich am 14. September 1791 geboren. Ich habe jedoch bis zum Jahre 1813 in der Meinung gestanden, daß ich am 16. September geboren sei. Erst als ich an jenem Tage im Jahre 1813 zum ersten Male bei dem Gefecht der Göhrde ins Feuer gekommen war und dies als ein gutes Zeichen meinem Vater schriftlich bemerklich gemacht hatte, fand sich dieser veranlaßt, seine Bibel nachzuschlagen und danach Zweifel an dem bis dahin von mir angenommenen Jahrestag meiner Geburt zu äußern. Ich habe inzwischen jetzt den 16. September festgehalten, da fortwährend große Abschnitte meines Lebens sich daran geknüpft haben."

Früheste Erinnerungen der Kindheit.

„1. Fahrt nach Ludwigslust, um meine kranke Mutter zu besuchen. Ich erinnere mich des Seins in der von ihr als Oberhofmeisterin innegehabten Wohnung im Schlosse, habe aber durchaus gar keine Erinnerung von ihr selbst. Wahrscheinlich war sie schon zu krank, um sich mit mir abzugeben.

2. Einimpfung der natürlichen Blattern, und daß meine zwei Jahre jüngere Schwester Sophie nachmittags urplötzlich zu schreien begann, Krämpfe bekam, daß dadurch das ganze Haus in die größte Bewegung gerieth, daß man ihr Bibergeil eingab, wovon ich den Geruch jahrelang spürte, man mich in das Vorzimmer bettete und wenige Morgende nachher einen großen schwarzen Kasten an mir vorübertrug. Man sagte mir, meine Schwester sei in ein anderes Haus gebracht worden. Ich glaubte dies und legte beim Essen lange Zeit hindurch etwas für sie zurück, bis daß ich endlich die Wahrheit erfuhr und die Schwester vergaß. — Außer dieser jüngeren vor mir gestorbenen Schwester hatte ich sechs ältere Geschwister, nämlich:

1. Bernhard Joachim, geb. 1782, † 1824 (Gßh. Mecklenb. Hofmarsch., unv.).
2. Erneſtine, geb. 1783, † 1812 (verheirathet mit General v. Both).
3. Luise, geb. 1785, † 1867 (verh. mit Oberstallmstr. v. Bülow).
4. Friedrich, geb. 1786, † 1827 (Kgl. Württemb. Oberforstmstr., unverh.).
5. Adolf, geb. 1787, † 1816 (im Kgl. Dänischen Staatsdienst, verh. mit Susanne Gräfin Baudissin).
6. Hellmuth, geb. 1789, † 1839 (Großh. Mecklenb. Landdrost, unverh.).

Nach dem Tode meiner Mutter führte ihre unverheirathete Schwester Jeanette von der Lühe die Oberaufsicht im Hause."

1800.

„3. Eintreffen der Nachricht von der durch Napoleon gewonnenen Schlacht von Marengo, — Eindruck wegen des hervorgebrachten allgemeinen Erstaunens und fortgesetzter Unterhaltung über diesen Gegenstand.

4. Aeußerungen meiner älteren Geschwister am Vorabend der erwarteten Rückkehr meines Vaters von Bützow, wo er die Tochter des Geheimraths v. Oertzen geheirathet hatte.

5. Anstalten zum feierlichen Empfange der Großfürstin Helene Paulowna; Einzug derselben in Schwerin. Meine älteste Schwester Hofdame bei der Großfürstin. Putz meiner Stiefmutter und elegante Hofanzüge meines Vaters, des Hofmarschalls."

Von dieser Zeit an fließen die Quellen reichlicher, und wir sehen den Knaben mit seinem Bruder Hellmuth, der ihm nicht nur im Alter am nächsten von allen Geschwistern stand, unter der Zucht eines Hauslehrers im elterlichen Hause in Schwerin aufwachsen. An gutem Unterricht anderer Lehrer fehlte es ebenfalls nicht, und auch an jugendlichem Umgang war kein Mangel. Die herzoglichen Pagen, die unter der Oberaufsicht des Hofmarschalls standen, ließen dessen Söhne an ihren Spielen und Kämpfen theilnehmen, und bald ist Heinrich v. Bülow der Befehlshaber der einen Partei, und die Mauern des alten herzoglichen Schlosses hallen wieder von dem Lärm seiner Kämpfe und Siege. Nicht lange währte es indessen, so sollte er mit dem Ernst des Krieges bekannt werden. Im Jahre 1805 marschiren russische Truppen, von Schwedisch-Pommern kommend, auf dem Wege nach Hannover durch Schwerin, ein Jahr später retirirt das Blücher'sche Korps bei Schwerin vorüber nach Lübeck, und zum ersten Male hört der Knabe den Donner der Kanonen und das helle Knattern des Gewehrfeuers vom Gefecht bei Criwitz herübertönen. Nun folgt eine Zeit der Unordnung und Aufregung, in der auch der Knabe nicht zurückstehen will. Er ist es, der betraut wird, bei Nacht die Kisten mit dem väterlichen

Silberzeug und Geld nach dem Palais der Herzogin-Mutter zu schaffen und sie in deren Schlafzimmer zu verbergen, er mischt sich unter die Franzosen, er sieht, welchen Druck allenthalben die massenhaften Einquartierungen, die unerhörten Kontributionen verursachen. Die herzogliche Familie muß das Land räumen und flieht nach Altona. Ein Streifzug der Schweden bereitet den Franzosen einen argen Schrecken und den Einwohnern erhöhte Aufregung. Während seines Vaters Abwesenheit, der 1807 als Bevollmächtigter des Landes ins französische Hauptquartier geschickt wird, um Napoleon um Wiedereinsetzung des Herzogs zu bitten, wird Heinrich v. Bülow in der Schloßkirche konfirmirt und tritt in die Domschule ein, wo er sofort nach Prima versetzt wird. Auch hier nimmt er alsbald eine Sonderstellung ein und wird von den Schülern abgesandt, um vom Herzog, bei dem er seit dessen Rückkehr auch Pagendienste that, die Erlaubniß zum Tragen der Nationalkokarde für die ersten drei Klassen der Schule zu erbitten. Seine Bemühungen darum sind von Erfolg gekrönt, und ein Gastmahl für die Schüler auf dem Schlosse beweist, wie gnädig diese Bitte aufgenommen wird.

Als 1809 das Schillsche Korps in Mecklenburg erscheint und die Schweriner Garnison sich nach dem Kaninchenwerder im See flüchtet, erwacht die Neigung zu Abenteuern in dem Jüngling; er stattet heimlich Besuche auf der Insel ab und unternimmt unbemerkt viele einsame Kahnfahrten. Sein Bruder Hellmuth, mit dem er früher Alles getheilt, hatte bereits die Universität Jena bezogen, und ein Jahr später folgte auch er ihm dorthin. Ueber seine körperliche und geistige Ausbildung um diesen Zeitpunkt schreibt er selbst:

1810.

„Ich gehe nach Jena zur Universität. Ich glaubte schon gut zu fechten, mußte aber eilen, es besser zu lernen. Französisch sprach und schrieb ich ziemlich gut, aber nicht mit Sicherheit, meinem Vater mußte ich stets französisch schreiben. Während des letzten Schuljahres war ich im Stande, mich lateinisch zu unterhalten, ich schrieb auch mein Tagebuch lateinisch. Mit der Uebersetzung des Homers wurde ich gut fertig.

Meine mathematischen Kenntnisse waren nicht solider Art. Geschichte und Geographie, auch Statistik hatte ich mit Neigung getrieben. Englisch verstand und sprach ich etwas. Ich tanzte besser, als ich ritt. Letzteres hatte ich erst in den beiden letzten Jahren meines Zuhauseseins gelernt."

Nach zwei Jahren bezieht Bülow die Universität Heidelberg und geht 1813 nach Genf. Hier rufen ihn die Zeitereignisse von seinen Studien ab, er eilt zur alliirten Armee, wird Volontär beim General Dörnberg und kommt, wie schon erwähnt, im Gefecht an der Göhrde zum ersten Mal ins Feuer. Ueberall im Felde zeigt er sich frisch, thätig, immer heiter und unermüdlich bei allen Strapazen, er ist bald ebenso bekannt um seines scharfen Schwertes als um seiner geschickten Feder willen, die ihn namentlich als Adjutanten dem Oberst v. Nostitz, Stabschef von General Tschernitscheff, und später dem Oberst v. Bencken-dorff sehr brauchbar machte.

Unter Letzterem nimmt er Theil an den Gefechten bei Soissons, Fismes, Craon, Laon, Corbeney, Reims, Berry au Bac, Villeneuve, Estampes und ist dann eine Zeit lang Kommandant von Chatillon.

Wo es galt, einen kühnen Handstreich auszuführen oder auf einem Streifzuge den Feind aufzufangen, fehlte er nie und verband mit großer persönlicher Tapferkeit eine für seine Jugend hervorragende Um-sicht und sichere Berechnung, die schon den künftigen Diplomaten in ihm erkennen ließ.

Nach dem Frieden verläßt er den General Dörnberg, kehrt zunächst nach Schwerin zurück und nimmt dann seine Studien in Heidelberg wieder auf. Die Erlebnisse des Krieges hatten ihm mehr eingetragen als Orden, militärische Auszeichnungen und einen in der Gefahr gestählten Charakter, sie hatten ihm auch gezeigt, in welcher Richtung hauptsächlich seine Befähigung lag, und daß nur, wenn er in preußische Dienste träte, seine Zukunft eine glänzende werden könne. Es war dies für einen so jungen Menschen ein Entschluß von bedeutender Tragweite, und die Mittheilung hiervon an den Vater mag ihm nicht so leicht geworden sein, wie es klingt, wenn er schreibt:

1815.

„Ich sende mein mecklenburgisches Offizierpatent zurück, ändere meine Karriere, gebe die Anstellung in der mecklenburgischen Justizkanzlei auf und treffe Anstalten, um in die preußische Diplomatie überzugehen. — Napoleon erscheint wieder in Frankreich. Krieg. Tschernitscheff, Benckendorff und Rostitz marschiren durch Heidelberg und wollen mich wieder mitnehmen. Ich lehne alle Anträge ab. Nachricht von der Schlacht bei Belle-Alliance. Ich gehe nach Baden-Baden, um mir durch Douchebäder den Gebrauch des rechten Armes wieder zu verschaffen, der durch Rheumatismus steif geworden. Ich reise über Frankfurt a. M. nach Paris und biete dem Fürsten Hardenberg meine Dienste an. Ich erhalte Versprechungen. Graf Flemming, Minister Bülow, Humboldt."

1816.

„Ich gehe zum Minister Humboldt nach Frankfurt a. M. und werde bei seiner Gesandtschaft in Paris attachirt, arbeite aber gleich in Frankfurt. Flemming wird zum Gesandten in Rio Janeiro ernannt, ich bekomme seine Arbeiten. Glück in Thätigkeit und Arbeit. Frau v. Humboldt und zwei Töchter treffen ein."

* * *

Ueber das Leben in Frankfurt, wo so bald schon sich ihre Zukunft entscheiden sollte, schreibt Gabriele an ihre Schwester:

„Frankfurt, den 23. August 1816.

Gestern erhielt ich mit großer Freude Deinen lieben Brief vom 15., meine geliebte Schwester, für den ich Dir herzlich danke. Ach, Deine Briefe machen mir immer unendliche Freude, sie sind mir der einzige Trost in dieser traurigen, langen Trennung, die mir täglich schwerer wird zu tragen. Ach Gott, manchmal wird meine Sehnsucht nach Dir so groß, und das Verlangen, Dich zu sehen, so stark, daß ich, ich weiß nicht was hingeben könnte, um Dich einen einzigen Augenblick zu sehen. Letzthin träumte ich, daß Ihr Beide hier wäret, und zwar so wahr und lebhaft, daß ich beim Aufwachen mich fragte, ob es wirklich

wahr wäre. Gott, ich glaube, ich wäre gestorben vor Freude; schon bei dem bloßen Gedanken des Wiedersehens geht mir das Herz auf. Jetzt erst, wo wir getrennt sind, fühle ich erst recht, wie unendlich ich Dich liebe. Doch freue ich mich wieder unbeschreiblich, daß Du, mein holdes Adelchen, so glücklich und selig bist, und Gott weiß, wie innig ich darum Deinen guten August liebe, daß er Dich so glücklich macht.

Flemming dankt sehr für Euren Gruß und läßt sich Euch empfehlen, er ist sehr unterhaltend und kann Einen sehr lachen machen, auch Herr v. Bülow ist manchmal sehr komisch. Ich glaube, es giebt selten eine so lustige Gesandtschaft wie unsere, überhaupt schwerlich ein Haus, wo so viel gelacht und gespaßt wird, wir sind manchmal ganz hin den Abend. Bois-de-lande hat ein großes Nachahmungstalent. Er hat letzthin einen Juden so wahrhaft nachgemacht, daß ich dachte, vor Lachen zu sterben. . . ."

Selten wird in dieser Zeit Bülows Name erwähnt und auch dann nur ganz nebenbei, wie eben hier; eine größere Rolle aber spielt der neue Hausgenosse in Frau v. Humboldts Briefen, und es mögen nun die Aeußerungen folgen, die sie ihrer Tochter Adelheid gegenüber macht; seine rasch aufflammende Neigung zu Gabriele bleibt ihr nicht lange verborgen, denn schon drei Wochen nach der Ankunft schreibt sie:

„Frankfurt a. M., den 26. August 1816.

. . . Für die Arbeit ist Bülow des Vaters Favorit. Er ist ein sehr aufgeweckter junger Mensch von 24 Jahren, groß, stark gebaut, mit echt mecklenburgischem Gesicht, kleinen, aber hübschen, glänzenden Augen, einen Ausdruck von Festigkeit und ein bißchen Eigensinn im Gesicht, preußisch bis zur Leidenschaftlichkeit, dem Vater bis zur Anbetung anhängend. Ich fürchte aber, er wird bald noch Jemand anbeten. Doch wenn Du den Sinn dieser Worte erräthst, wie denn nicht schwer ist, und mir etwas darüber zu sagen hast, so thue es auf einem eigenen Blättchen, ich möchte meine Gedanken darüber, die auch die des Vaters sind, und der sie vielleicht mehr als ich goutirt, nicht in ein noch unbefangenes Gemüth hauchen. Der Vater sagte vorgestern, als wir unter uns darüber sprachen, er erwarte durchaus eine Bitte Hermanns, daß auch der heirathen wolle. Der Vater ist im Scherz unerschöpflich und darin brillanter denn je.

10. September.

Bülow hat eine in seinem Alter seltene Gewalt des Beherrschens; wenn ich ihn aber manchmal unvermuthet angeblickt habe, so ist mir das, was in ihm vorgeht, nicht entgangen.

20. September.

Ich habe jetzt keinen Zweifel mehr daran, daß Bülow Pläne auf die Zukunft macht. Allein Gabriellchens außerordentliche Jugend, und daß er eigentlich noch nichts Namhaftes ist, verhindern ihn unstreitig, sich mehr zu erklären. Gabrielle ist nicht gleichgültig, aber heimlich, viel heimlicher, als Du es warst, mein Adelchen. — In den äußeren Verhältnissen ist nichts Störendes, nichts überaus Glänzendes. Der Vater glaubt, daß Bülow ein ausgezeichneter Mensch in seiner erwählten Karriere werden wird. Mir wird sehr die Cour gemacht, wie Du Dir leicht denken kannst, Caroline wird auch sehr fêtirt, ob sie merkt, wo die Geigen hängen, weiß ich nicht, ich habe nie davon sprechen mögen." —

Wie das Leben sich nun in Frankfurt gestaltete, hatte Bülow reichlich Gelegenheit, mit dem Gegenstande seiner Neigung zusammen zu sein. „Um drei essen wir", schreibt die Mutter, „beinah immer mit einigen Fremden. Erlaubt es das Wetter, so fahre ich nach Tisch eine bis anderthalb Stunden aus, entweder spazieren oder einige Besuche machen. Im ersteren Fall fuhr Graf Flemming (erster Attaché bei Humboldt) und Bülow immer mit, jetzt Bülow allein. Zwischen dem Zuhausekommen und dem Thee trennten wir uns wieder, im Anfang immer, durch die vorliegende Arbeit oft; — aber oft sucht man auch zu bleiben, wenn's irgend thunlich ist und wir ohne Besuch bleiben, denn von 7 Uhr an nehme ich jeden Abend an, ich müßte denn ins Schauspiel gehen, was doch selten geschieht. Zum Thee kommt dann der Vater herüber und bleibt, je nachdem er zu thun hat, bis 10, bis 11, wo ich dann kurz darauf anfange zu sagen: Wir wollen zu Bette gehen. Ach, Mutter, schon so früh, sagt Gabrielle. — So wird es meist halb 12. Bülow sagte einmal sehr naiv: „Ach Gott, ich kann ja gar nicht mehr fort." Sein Benehmen ist aber sehr hübsch, er versteht es, sich sehr zu bewachen, wenn Andere da sind."

So wäre es wohl noch eine ganze Zeit hingegangen, ohne daß Bülow den Muth gehabt hätte, seine Wünsche den Eltern kund zu thun. Hatten diese auch bei der Heirath Adelheids den Beweis gegeben, daß

sie weit mehr Gewicht auf die Persönlichkeit als auf die äußeren Verhältnisse legten, so war er doch, wenn auch nicht so unbemittelt wie Hedemann, augenblicklich noch in Hinsicht auf seine Karriere in einer weit weniger günstigen Lage als jener; und dieser Thatsache sich bewußt, hätte er wohl noch lange im Schweigen verharrt, wenn nicht Humboldts Bestimmung für den Gesandtenposten in London, statt in Paris, und die damit vorauszusehende Trennung eine Erklärung herbeigeführt hätten. Wieder ist es die Mutter, welche Adelheid über die Entscheidung Bericht giebt.

„Frankfurt, den 25. Oktober 1816.

Die Nachricht der Veränderung der Lage des Vaters kam vorgestern durch einen Brief des Staatskanzlers, wir wollten eben von Tisch aufstehen und hatten wie gewöhnlich Leute bei uns. Der Vater sagte mir nach Tisch, man bestimme ihn nach England. Er sagte es auch Bülow, der sehr nachdenkend und wehmüthig gestimmt wurde und mir nur leis und verloren hin sagte: „Was wird aus mir werden!" Wie wir am Abend die Leute los wurden, deren gerade eine Unzahl zum Thee kam, und nun die Schlafstunde herbeikam, der Vater in sein Zimmer ging (Caroline und Gabrielle hatten wir noch nichts gesagt) und auch diese gingen, so blieb er bei mir sitzen in tiefe Gedanken verloren, die sich dann endlich in den leisesten, bescheidensten, aber leidenschaftlichsten Aeußerungen kund gaben. Die Veränderung der Lage des Vaters (denn in England wartet schon ein Legationsrath en titre, der seit Jahren dort ist), folglich die Möglichkeit einer Trennung von uns gab das Thema dazu an, und mit tief rührender Bescheidenheit schilderte er in einfachen Worten die Kämpfe seines Herzens, seine überschwengliche Liebe, ihre Anmuth, der nichts widerstehen könne, und die Hoffnungslosigkeit seiner Lage, wenn er sich entfernen müsse. Das sehr Hübsche an ihm ist besonders, daß er auf die wahren Vorzüge, die er hat, gar kein Gewicht legt und alles Höhere gleichsam erst durch die längere Abhängigkeit vom Vater und den Umgang mit uns sich anzueignen meint. Er bat mich um ein gutes Wort bei Letzterem, und gestern hat er selbst mit ihm und mir geredet. Ohne die Wendung, die unsere äußeren Verhältnisse genommen, wäre dies stille Walten der Gedanken wohl lange noch hin- und hergegangen, ohne nach Worten zu suchen, die das Geheimniß des Herzens aussprachen. Der Vater hat ihm gesagt, daß

wir nichts gegen seine Person haben, im Gegentheil dafür, daß indeß Gabrielles außerordentliche Jugend einerseits und das Unfixirte seiner Bestimmung andererseits nicht erlaubten, früher als in einigen Jahren ein Band zu knüpfen, und daß er wünsche, daß, ob er ihm gleich gestatten wolle, ihre Neigung zu erwerben, er doch Anstand nehmen würde, sie mit einem festen Versprechen beiderseits zu binden, daß kein Versprechen solcher Art Werth für ihn habe, sondern allein die Nothwendigkeit des eigenen Herzens, daß er also hoffe, daß er sich wie bisher auf die diskreteste Art betragen würde, daß aber seiner- und meinerseits keine Abhaltung obwalten solle, ein Band zu knüpfen, wenn es sich durch Folge und Beharrlichkeit von beiden Seiten bewährt habe. So liegen nun die Dinge. — Er ist in einem schwer zu beschreibenden stillen Entzücken und sieht sie mit einer Art Anbetung an, und da er nun weiß, daß sein Herz mir nicht mehr verschlossen ist, so läßt er freilich den Blicken freieren Lauf, wenn er allein da ist. Sie, die diese Blicke sieht, fragt mit halbbestürztem und halberfreutem Blick: „Was ist denn das?" und sieht mich aus den dunkeln unergründlich tiefen Augen an. — Prinzeß Wilhelm meint, sie werde schön werden? Das meine ich nicht in dem Sinne, wie man gewöhnlich schön meint. Sie wird immer ein Näschen haben, was zum Stumpfnäschen neigt, aber reizend lieblich ist sie sehr. Ich habe immer eine traurige Ahnung über sie seit Jahren, sie hat einen unbeschreiblichen Zug von Melancholie um die Augen und den Mund, den ich oft für eine wehe Vorbedeutung nehme. Die Empfindung, die sie im Herzen trägt, vermehrt noch den Ausdruck ihres schon sehr ausdrucksvollen Gesichtchens. Ich kann's mir aber nicht nehmen, zu sehen, daß ihr ein Zug unaussprechlich tiefer Wehmuth um den Mund herum bleibt, und selbst wenn sie selig lächelt, ist er doch da.

29. Oktober.

Bülow ist überselig, den allersüßesten Hoffnungen Raum geben zu dürfen. Sein Betragen, sein Benehmen seit dem Allen, was in voriger Woche vorfiel, machen mir ihn sehr lieb und werth. Er hat bei entschiedener Festigkeit des Charakters etwas, was vielen jungen Leuten in der jetzigen Zeit mangelt. Er hat wahre Bescheidenheit und Demuth. Sie ist mit dem edelsten Betragen, ja mit dem Stolz, den der Mensch haben muß, gar wohl vereinbar, und ohne sie, ohne diese wahrhaft göttliche

Demuth rückt kein Mensch in sich weiter. Des Vaters Wesen ist mir der beste Beleg zu dem, was ich hier sage. Größer habe ich dies Gefühl von Demuth und Bescheidenheit noch nie bei einem Menschen gesehen als bei ihm; wo er steht, ist ihm unbekannter als irgend einem derer, die ihn umgeben, aber eben deshalb steht er in seiner Menschheit auf einer so hohen Stufe. — Auf Bülow zurückzukommen, es ist seine Natur durchaus eine ganz andere, aber eine sehr liebenswerthe und edle. Glaube mir, der Mensch läßt sich nicht so abzirkeln, die Bahn muß nur gediegen sein und ein ewiges, hohes, durch den Glauben geoffenbartes Ziel fest im Auge bleiben. Den Kräften sei freies Spiel in dem bewegten Leben gegönnt — ein Jeder macht es anders, doch kann ein Jeder es recht machen. In dem Verhältniß zu Gabrielle, wenn mir das Edle, Wahre des Charakters gesichert ist, wünsche ich nichts als süße heilige Liebe. Wo die ist, glaube mir, da ist von keinem Uebersehen Eines des Anderen die Rede. Der Mann sorgt für die äußeren Verhältnisse, die Weltordnungen haben das nur so gestellt, weil es die ewige Ordnung der Natur ist. Uns Frauen hat sie näher an ihren Busen, inniger umfangen von ihren heiligen Mutterarmen gehalten. Sie hat mehr für unser Glück als für das des männlichen Geschlechts gethan, weil sie das ganze Räthsel des Lebens und seinen Aufschluß in das eine einzige Gefühl gelegt hat."

Auch für Gabriele sollte indeß das Hangen und Bangen nicht lange mehr währen, am 30. Oktober darf Bülow sich ihr erklären. Die Mutter schreibt darüber:

„Bülow hatte seinem Versprechen ganz nachkommen wollen, allein mir schien eine falsche Stellung der beiden jungen Leute aus diesem Verhältniß herauszukommen, und so gab ich selbst in traulich einsamer Stunde die Veranlassung dazu, daß er ihr die ganze Innigkeit seiner Empfindung zu zeigen wagte. Ich glaube, ich mußte es thun. Durch Blicke, durch das zwar leise, aber so sichtbare Wehen tiefer Sehnsucht hatten sie ohne alle Worte, ohne das Siegel eines heiligen Kusses sich recht gut verstanden und geahndet, was in ihnen Beiden vorging. Solange nichts gegen uns ausgesprochen war, war das ein geheimnißvolles, sehr süßes Verhältniß. Aber nachdem Bülow sich dem Vater und mir entdeckt hatte, ihm keine Verhinderung von unserer Seite in den Weg gelegt wurde, wäre es ja offenbar falsch gegen Gabriellchen gewesen, sie

in der zwar süßen, doch wehen Pein des Herzens zu lassen. Daß sich Beide tiefer, inniger, unaussprechlicher unter sich fänden und verstünden, schien mir um so nothwendiger, als sie ja eine Zeit der Trennung bedroht. Gabrielle liebt Bülow sehr, mit der ganzen tiefen Innigkeit ihrer Seele. Das Verhältniß unter ihnen soll aber so geheim wie möglich bleiben. Gabrielle ist zu jung, um sie zu verheirathen, auch hat diese Situation Reize und giebt Veranlassung zu einer inneren Ausbildung, die es unrecht wäre zu stören. Jedes Alter hat seine Rechte, und das zu frühe Heirathen kann auch ein Eingriff in selbige sein. Mit Dir war es ein Anderes. Erstlich warst selbst Du ein halbes Jahr älter als Gabrielle, und dann bestimmten mich Augusts militärisches Verhältniß und der vorliegende Krieg, zu Eurer Verbindung schon damals die Hände zu geben. Das Alles fällt hier fort. Unter ein paar Jahren lasse ich Gabrielle nicht heirathen."

In diese Bestimmung mußte sich die kleine Braut, welche die schnelle Heirath ihrer Schwester für ein vielverheißendes Beispiel ansah, denn auch ergeben und unterwarf sich in kindlichem Gehorsam dem Willen der Eltern. An Adelheid schreibt sie:

„Frankfurt, den 5. November 1816.

Meine geliebte Schwester!

Vielen Dank Dir und dem lieben August für Eure lieben Zeilen, die ich mit großer Freude am 2. d. M. erhielt.

Ach, mein holdes Adelchen, ich habe Dir so viel, so viel zu sagen, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Seitdem ich Dir das letzte Mal schrieb, hat sich soviel zugetragen, mein ganzes künftiges Schicksal hat sich entschieden, ich bin versprochen, mit Bülow, ach, und bin so glücklich, so unaussprechlich glücklich. Du glaubst nicht, was es für ein lieber, guter, edler Mensch ist und wie unendlich ich ihn liebe, wie ich an ihm mit so ganzer Seele hänge und ewig hängen werde. Du wirst Dich wundern, liebstes Adelchen, daß ich Dir nicht schon früher von meiner Liebe zu ihm gesprochen habe, es ist wahrhaftig nicht aus Mangel an Vertrauen noch Liebe geschehen, denn ich weiß ja, daß Du mich innigst liebst und an Allem, was mich betrifft, den herzlichsten Antheil nimmst, aber Caroline liest meistens auch meine Briefe, und Du begreifst wohl, daß man nicht gern will, daß alle Leute wissen, was in Einem vorgeht. Doch lieb hab' ich meinen Bülow seit dem ersten

Augenblick, wo ich ihn sah, gehabt und im tiefsten Herzen gefühlt, daß nur er mich ganz glücklich machen könnte. Ach, könnte ich es Dir doch ein einziges Mal sagen, wie unendlich glücklich und zufrieden ich bin, wie ich es manchmal kaum fassen kann, die Wonne und das Entzücken, ihm so ganz anzugehören und ihn ganz zu besitzen. Der Allmächtige weiß, wie ich ganz von Dankbarkeit durchdrungen bin, daß ich so ganz die Befriedigung aller meiner Wünsche gefunden habe. O meine theuere, liebe Schwester, danke auch Du dem Allmächtigen, daß ich einen solchen lieben, edlen Menschen gefunden habe, der das ganze Glück meines Lebens macht.

Wie gut und lieb und freundlich sich die theure Mutter auch bei dieser Gelegenheit wieder benommen hat, kann ich Dir nicht genug sagen, und brauche ich auch wohl nicht, denn Du kennst sie ja und weißt, wie unaussprechlich gut und lieb sie ist.

Sucht es doch ja möglich zu machen, Ihr Lieben, Theuren, nach Burg-Oerner zu kommen, es wäre himmlisch, wenn wir dort einige Wochen in Ruhe und Frieden zubringen könnten und Du mit eigenen Augen sehen könntest, wie unendlich glücklich und selig Deine Schwester ist, denn mit Worten kann ich es doch nie so recht, so ganz ausdrücken, was ich empfinde.

Antworte mir bald auf diesen Brief, und nun leb' wohl, meine theure Schwester, zeige diesen Brief außer Deinem August an keinen Menschen, denn es soll noch ein Geheimniß bleiben, selbst Caroline weiß es noch nicht. Tausend Grüße an den guten August von

Deiner glücklichen

Gabriele."

„Frankfurt, den 19. November 1816.

Mit welchen Worten soll ich Dir, meine holde Schwester, sagen, wie innig, wie unendlich mich Deine beiden lieben Briefe erfreut haben und besonders einer, in welchem sich so ganz Deine liebe, treue Seele und die innige Theilnahme und Liebe, die Du zu mir hegst, ausspricht. Mein Dank kommt aus dem Tiefsten meines Herzens, wie überhaupt alle meine Empfindungen für Dich, Du liebe, theuerste Schwester, die ich, seitdem ich denken kann, für Dich empfinde. Diese Liebe und innige Anhänglichkeit ist die erste Erinnerung meines Lebens; sie wird mich stets begleiten bis an meinen Tod und stets eine Quelle süßer Freuden

für mich sein. Wohl bin ich Dir jetzt noch näher und begreife Dich noch mehr, auch fühl' ich jetzt erst recht tief, wie glücklich Du mit Deinem August bist, ach, es ist so ein wonniges Gefühl, sich einem geliebten Wesen so ganz, so für Zeit und Ewigkeit hinzugeben! Mit jedem Augenblick wächst meine Liebe, mein Zutrauen zu meinem geliebten Bülow, und ich bin an seiner Seite eines beglückten Lebens gewiß, er ist gar zu lieb und gut. Wenn ich es Dir nur einmal recht ausdrücken könnte, wie unendlich ich meinen Bülow liebe, aber das weißt Du ja selbst am besten, daß das sich nicht mit Worten ausdrücken und beschreiben läßt.

Ich muß Dir doch etwas erzählen, was gewiß Dich, aber besonders August amüsiren wird, da er doch noch immer seinen Spaß über meine Kleinheit hat. Gestern waren wir Alle zum Essen gebeten bei einem gewissen Geheimrath W., der, Gott weiß warum, eine große Liebe zu uns gefaßt hat und uns mit Artigkeiten überhäuft. Aber unglücklicherweise hatte die arme Mutter eine so starke Entzündung am Auge, daß der Arzt durchaus nicht das Ausgehen erlauben wollte, Caroline war auch krank, also mußte ich allein mit dem Vater hingehen und ganz die große Dame spielen. Ich kam mir in meiner Selbständigkeit so sonderbar vor und konnte mir kaum das Lachen verhalten, besonders wenn ich an August dachte und was er wohl gesagt hätte, wenn er mich, die kleine, winzige Gabriele, ganz steif auf dem Sofa neben der Frau vom Hause hätte sitzen sehen. All seine Späße kamen mir in den Sinn, aber ich versichere Dich, ich nahm mich ganz vernünftig aus. Mit meiner Gesundheit geht es ganz wieder gut. Man hat sich hier gar nicht genug darüber wundern können, daß ich auch einmal krank war, und mehrere Leute haben es gar nicht glauben wollen. Du fragst mich, mein Adelchen, was ich mir zum Weihnachten wünsche? Ich könnte es wahrhaftig nicht sagen und überlasse es ganz Dir, was Du die Güte haben willst mir zu geben. Ueberdem ist mir ja Alles lieb, was aus so lieber, theurer Hand kommt. Mein Bülow trägt mir tausend Schönes und Liebes für Euch auf und freut sich sehr auf Eure Bekanntschaft, Ihr werdet ihn gewiß sehr lieb gewinnen, es ist ein unendlich lieber, guter Mensch. Doch leb' wohl, mein holdes Adelchen, tausend Grüße Deinem lieben August von

Deiner Gabriele."

Im Dezember hatte Bülow den Schmerz, einen Bruder zu verlieren, den er unendlich betrauerte, und um seinen Vater nach diesem Verluste wiederzusehen, ging er am 11. Januar 1817 nach Schwerin. An demselben Tage verließ Frau v. Humboldt mit ihren Töchtern Frankfurt, und das liebende Paar ist zum ersten Male getrennt. Den ersten Brief ihres Verlobten empfängt Gabriele zehn Tage später in Burg-Oerner, er lautet:

„Schwerin, den 16. Januar 1817.

Endlich, liebe Gabriele, kann ich Dir sagen, wie sehr mich die Trennung von Dir geschmerzt hat, welchen Kampf ich in mir gekämpft habe, um beim Abschied ruhige Fassung zu behalten, wie unterwegs der Gedanke an Dich neben sich keinen anderen Gedanken hat aufkommen lassen, und wie sehr ich mich auf den Augenblick gefreut habe, meinem von Liebe glühenden Herzen durch Worte Luft zu machen. Ja, meine einzig theure Gabriele, ich liebe Dich so innig und warm, so redlich und treu, daß ich es Dir nicht beschreiben kann, sondern nur durch die That beweisen will und werde. Möchtest Du von meiner herzlichen Liebe zu Dir so überzeugt sein, wie ich es von der Deinen zu mir, so ist mein höchster Wunsch erfüllt, und ich blicke voll Vertrauen auf die Zukunft hin. Wenn angstvolle Sorge mich noch eine Stunde vor dem Scheiden quälte und unfehlbar meine Begleiterin auf der Reise geworden wäre, so kann ich Dir, liebe Gabriele, nicht genug für das theure Geschenk danken, was mich wieder froh und glücklich machte, mich durch volles Vertrauen zu Deiner Liebe beseligte und in eine Stimmung versetzte, die ich um keine Welt missen möchte, denn sie geht aus der beglückenden Ueberzeugung hervor, von einem Wesen geliebt zu sein, das man anbetet und dessen leisester Wunsch und Wille fortan der unserige werden wird. Zu unzähligen Malen drückte ich das theure Zeichen Deiner Liebe an meine Lippen und betrachtete diesen zauberhaft geschlungenen gordischen Knoten und fand, wie hier weder Anfang noch Ende, so auch keines von Beiden in unserer Liebe. Ich kenne den Moment nicht, wo ich Dich zu lieben begann, er war da, eher als ich es selbst wußte, und als ich es merkte und mich sträubte und wehrte und männlich den Kampf gegen meine Gefühle bestehen wollte, weil ich in meiner Lage, von der Vorsehung mit Glücksgütern nur spärlich bedacht, die Unmöglichkeit fand, liebliche Träume in

beseligende Wirklichkeit umzuschaffen; so war ich nur tapfer, solange ich den Feind nicht sah und Vertheidigungswaffen auf meiner Stube schmiedete. Doch kaum gewahrte ich das blaue Auge des Feindes, so war es mit der Vernunft am Ende, rein aus — ich liebte und träumte, zürnte auf mich und gelobte mir morgens, fortan mehr Kraft zu zeigen, um nachmittags meinen Gefühlen abermals den Sieg desto glänzender und vollkommener zu machen. Ich wußte nicht mehr, was ich thun, was ich lassen sollte, war keines Gedankens mehr mächtig und stand der Verzweiflung nahe, als es den Anschein gewann, daß die veränderten Bestimmungen Deines Vaters uns trennen würden. Da sah die gute Mutter, was in mir vorging, meine Liebe, meinen Schmerz, hatte Mitleid, und ein Strahl goldener Hoffnung erhellte plötzlich die dunkle Marterkammer meiner unerreichbar geglaubten Wünsche. Möchtest Du es der guten Mutter recht schildern, wie innig und warm ich fühle, was ich ihrer unendlichen Güte verdanke, und wie von Deinem Besitz die alleinige Hoffnung einer freudenvollen Zukunft abhängt. Ich bin nicht nur durchdrungen von dem Gefühle tiefster Erkenntlichkeit, sondern fühle mich zu ihr hingezogen durch Empfindungen, die ihr beweisen werden, wie unbeschreiblich glücklich ich mich preise, sie einst Mutter nennen zu können. Ich werde ihr ein guter Sohn sein, wie Dir, meiner einzig theuren Gabriele, Alles, was in meinen Kräften und in den Grenzen der Möglichkeit steht. Daß Du während der Zeit unserer Trennung auch oft an mich mit Liebe gedacht haben wirst, davon bin ich überzeugt und finde darin, sowie in der Berücksichtigung meiner Pflichterfüllung als Sohn gegen meinen Vater eine süße Beruhigung für den herben Schmerz der Entfernung von Dir. Ich sage Dir nichts von dem, was ich beim Wiedersehen meines Vaters empfunden habe, wie herzzerreißend die Erinnerung an den Verlust des besten Sohnes und Bruders war, und wie manche Thräne seinem theuren Andenken geflossen ist, obgleich ich weiß, welchen Antheil Du an Allem nimmst, was mich angeht, und mir besonders bei dieser Gelegenheit den rührendsten Beweis davon gegeben hast. Ich behalte mir vor, Dir darüber, sowie über meine Reise umständlich im nächsten Briefe zu schreiben, heute muß ich schließen, da ich von allen Seiten durch Besuche von Verwandten gedrängt werde. Grüße Caroline herzlich von mir und sage ihr, wie sehr gut, wahrhaft gut ich ihr bin

und stets bleiben werde. Dich, meine Gabriele, umarme ich mit zärtlichster Liebe, küsse Dir die beiden Hände und bleibe ewig

Dein Heinrich."

Diese erste Trennung sollte nicht lange währen, denn schon vierzehn Tage später finden wir in Burg-Oerner den ganzen Familienkreis vereinigt.

Humboldt hatte vor seinem längeren Fernsein Urlaub erbeten, um nach seinen Gütern zu sehen. Von Berlin kamen zu gleicher Zeit Hedemanns, und auch Bülow traf aus Schwerin ein. Mit dem Geliebten, den Eltern und der Schwester vereint, genoß Gabriele da selige Tage, die nur zu rasch verflogen. Nachdem die Angelegenheiten auf den Gütern erledigt, geleitete Bülow die Humboldtschen Damen nach Berlin. Die Gewißheit seiner Anstellung in London, die noch vor Kurzem Allen als das Ziel ihrer Wünsche erschien, hatte für Gabriele viel von ihrem Reize verloren, denn es entschied sich, daß Humboldt ohne die Seinen nach England gehen würde. Frau v. Humboldts immer zarte Gesundheit machte den Aufenthalt auf der Nebelinsel zu einem Wagniß, das um so weniger versucht werden durfte, da die Tochter Caroline von ihren unsäglichen neuralgischen Leiden in den Bädern der Insel Ischia Heilung suchen sollte. So wandte man sich denn wieder dem vielgeliebten Süden zu. Hedemanns entschlossen sich, die Reise mitzumachen, lebte doch auch in Adelheid ein Theil der Reiselust ihrer Eltern, und lange schon wünschte sie ihrem Manne das Land zu zeigen, in dem für sie die Kindheit verstrichen war. Mitte April wurde Berlin verlassen. Wieder macht Bülow den Reisemarschall und begleitet die Damen bis Burg-Oerner.

V.

Brautstand 1816-1821.

Reise nach Italien. — Aufenthalt auf der Insel Ischia. — Winterleben in Rom. — Rückkehr nach Deutschland Mai 1819. — Winter 1819 zu 1820 in Berlin. — Humboldts Verabschiedung 1820. — Dresden. — Badereise nach Karlsbad und Teplitz. Burg-Oerner. Bülow kehrt aus London zurück. — September 1820 Wiedervereinigung des Brautpaares in Tegel.

Allzu schnell verstrichen die Tage in Burg-Oerner, und dann muß Bülow hier von seiner Braut auf Monate, vielleicht Jahre Abschied nehmen, eine Trennung, die bei der Langsamkeit damaliger Posten und der Unmöglichkeit, selbst in den dringendsten Fällen rascher als in fünf bis sechs Wochen bei einander zu sein, doppelt schmerzlich war. Ueber die Abreise berichtet Frau v. Humboldt nach Berlin:

„Schleiz, den 23. April 1817.

. . . Die Reisegesellschaft ist im Uebrigen, wie Du sie denken kannst. Auguste und Adel in ihrem Chaischen sehr vergnügt, Gabriellchen sehr traurig, doch freundlich und gefaßt und liebend. Caroline immer leidend, doch heiter. Die letzten Tage in Burg-Oerner war die arme Caroline sehr bewegt, als sie Bülow und Gabrielle von der nahenden Trennung so angegriffen sah, sie fiel mir um den Hals und weinte bitterlich und meinte, wenn sie nicht mehr da wäre, oder gesund, so könnten wir Uebrigen Alle glücklicher sein. Es zerschnitt mir die Seele. Ich fand es nöthig, Bülow und Gabrielle, Jedem allein, zu sagen, welch einen Eindruck ihr Schmerz auf Caroline mache, und ihnen einige Haltung zu empfehlen. Das hat sehr gut gewirkt. Ich muß Bülow das Zeugniß

geben, daß er sich mit großer Schonung und Fassung betragen hat, er war am allertiefsten durch Gabrielles grenzenlosen Schmerz hingerissen, sie aber nahm sich von da an auch mehr zusammen, und die Trennung war stiller, als ich gedacht hatte."

So lernte Gabriele früh schon eigenes Leid um Anderer willen verbergen, und auf dieser ganzen Reise hatte sie stets Rücksicht für die kranke Schwester, die häufig leidende Mutter und nahm schon da als halbes Kind die Gewohnheit an, für das Wohl Anderer zu sorgen und zu denken, was ihr bis in die letzten Stunden des irdischen Daseins eigen blieb. Nie mehr hatten jetzt die Ihrigen über ihren leidenschaftlichen Schmerz zu klagen, und immer wieder erwähnt die Mutter: „Gabrielle ist freilich wehmüthig, aber still und immer freundlich und wird nach und nach in das Interesse der Gegend hineingezogen werden. Die Reise wird ihr recht eigentlich wohl thun. Die Leidenschaft gab ihr etwas Abgeschnittenes, Versunkenes."

Ihre Briefe an den Geliebten offenbaren dagegen rückhaltlos ihren Kummer, und da gewinnt allerdings die Stimmung der jungen Braut, die der Mutter überraschend still und gefaßt erschien, ein anderes Ansehen.

Gabriele an ihren Verlobten:

„Schleiz, den 23. April 1817.

Seit einer halben Stunde sind wir hier angekommen, und ich benutze den ersten freien Augenblick, um Dir, mein geliebter, theurer Heinrich, einige Zeilen zu schreiben, wozu ich mich unendlich gefreut habe. Ach! mein liebes Herzchen, mit welchen Worten soll ich Dir sagen, wie entsetzlich schmerzhaft mir der Abschied von Dir war, und wie öde und leer mir Alles vorkommt, seitdem ich Dich nicht mehr sehe! Wie ich in den Wagen gekommen bin, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß der Augenblick, wo ich Dich zum letzten Male an mein Herz drückte und zum letzten Male Dein liebes Gesicht sah, der schrecklichste in meinem ganzen Leben war, es vergingen mir alle Sinne, und ich mußte alle meine Kraft zusammennehmen, um die Fassung nicht zu verlieren. Unaussprechlich sehne ich mich nach einem Briefe von Dir, mein süßes Leben, und doch kann ich es kaum hoffen, in München einen zu finden, und Gott weiß, wie lange ich noch harren muß, ehe ich nur ein Lebenszeichen von Dir vernehme, und so lange nichts, gar nichts von Dir zu hören, ist wirklich schrecklich hart. Ach

Gott! könnte ich doch mit Dir sein in der Wirklichkeit, so wie ich es in Gedanken bin. — Doch ich will nicht murren und das Schicksal walten lassen und mir Muth und Kraft erbitten, um diese harte, trübe Zeit zu überstehen, der Allmächtige wird ja auch helfen, so wie Er bis jetzt geholfen hat. Manchmal übernimmt mich der Schmerz der Trennung von Dir so stark, daß ich Mühe habe, mich zu fassen und nicht in Thränen auszubrechen. Doch suche ich so viel als möglich heiter zu sein, um nicht die Anderen zu betrüben. Die arme Caroline war all die Tage wieder sehr krank, sie ist wirklich sehr zu bedauern; beständig zu leiden und keine Hoffnung zu haben, künftig ein freudenvolleres Leben zu führen, wodurch Einem in trüben Tagen die Kraft und Standhaftigkeit kommt, sich zu fassen und in sein Schicksal zu ergeben. Ich fühle es ja jetzt so recht an mir selbst; ich könnte wahrhaftig nicht so geduldig diese schwere Zeit ertragen, hielte mich nicht die süße, beseligende Aussicht aufrecht, künftighin an Deiner Seite zu leben. Ach, nie, nie kann ich es ausdrücken, was ich bei dem Gedanken empfinde, einstens Dir mein Leben und mein Glück anzuvertrauen und Dir ganz anzugehören. Doch Dir brauche ich es wohl nicht zu sagen, denn Du mußt es wissen, wie innig, wie herzlich ich Dich liebe, so wie ich es von Dir weiß. Ach, was wäre denn mein ganzes Leben, wenn ich diese feste Ueberzeugung nicht hätte! — Gute Nacht, mein liebes, gutes Herz, ich umarme Dich und bin ewig

Deine liebe Gabriele."

In München, acht Tage nach der Abreise, erhält Gabriele Bülows Brief, den er unmittelbar nach der Trennung geschrieben:

„Burg-Oerner, den 21. April 1817.

Noch bin ich so bewegt, theuerste Gabriele, daß ich nicht weiß, was ich Dir sagen soll, mein Herz ist voll stiller Traurigkeit über den Gedanken an so lange Trennung von Dir, daß ich darüber fast gar nicht zum Schreiben an Dich gekommen wäre, und doch wollte ich Dir so gern baldmöglichst Nachricht von mir geben und hoffe dadurch auch Trost für mich zu finden. Durch das ewige vor sich Hinstarren und Grübeln wird man zuletzt ganz betäubt und verliert dann noch den wenigen Muth, welchen Einsicht und Verstand spärlich zusammengeschossen. Du weißt, meine gute Seele, was ich über unsere Trennung denke, wie sehr sie mich schmerzt und wie tief und heftig mein Innerstes

davon durchdrungen ist, daß mein Herz blutet, wenn ich an die Möglichkeit der Gefahren denke, welche mir daraus erwachsen können; allein Dir ist auch nicht unbekannt, daß ich diese Reise in stiller Ergebung in den göttlichen Willen als eine Prüfungs- und Läuterungszeit unserer Liebe ansehe und insofern fest und vertrauensvoll der Zukunft entgegen gehe. Möchtest Du es der guten Caroline wiederholen, was ich ihr allein und in Deiner Gegenwart so oft gesagt habe: daß mir ein Opfer der Entbehrung, so schwer es mich sonst auch treffen müßte, jetzt viel leichter sei, wenn ich dadurch die Ueberzeugung erlangen könnte, ihr Hoffnung und Trost verschafft zu haben, ich fühle mein Glück durch die Gewißheit Deiner Liebe so sehr erhöht, daß ich nicht zu bestimmen vermöchte, wie weit ich mir Kraft zu Aufopferungen beimessen würde. Du weißt, gute Gabriele, daß ich von Deiner Liebe nicht ein Jota verlieren und Dich gerade so einfach, lieb und gut, wie Du gegangen, wiederkehren sehen möchte, daher es denn vielleicht sein könnte, daß Du bei dieser und jener Veranlassung durch den Gedanken an mich ernster gestimmt würdest, allein ich bat Dich auch, vollen Antheil an den Freuden der Uebrigen zu nehmen, denn nicht nur weiß ich Dich gern vergnügt, ich wünsche auch zu vermeiden, daß meine Liebe zu Dir durch Dich störend in die Freude der Anderen dringe Es hat mir viel Ueberwindung gekostet und viele schwere Kämpfe, ehe ich soweit gekommen, den Standpunkt zu finden, von wo herab allein ich Deiner Abreise habe geduldig zusehen können, — und habe ich den Moment zuletzt ruhiger erwartet, so danke ich es größtentheils Dir, die Du mir immer mehr und mehr die Ueberzeugung unwandelbarer, inniger und treuer Liebe gegeben hast. Ich habe die volle Ueberzeugung, daß wir uns so wiederfinden werden, wie wir uns verlassen haben, fühle es aber tief, was ich durch Deine Entfernung entbehre und noch dadurch leiden werde.

Lange saß ich trostlos nach Deiner Abfahrt in meinem Zimmer, worin ich mich sogleich vor den Leuten verschlossen hatte, und starrte wehmuthsvoll vor mich hin. Wie die Sonne aber endlich, nachdem sie unbemerkt immer tiefer ins Zimmer gedrungen war, mir plötzlich ins Gesicht schien, da erhob ich mich zuerst und betete, — dann ging ich langsamen Schrittes durch den Garten, ich sah Dich da überall und war so gern bei Dir, Du meines Lebens einzige Freude. . . ."

Einen Tag nach der Abreise von Frau v. Humboldt ging Bülow

nach Berlin zurück. Obgleich nun zum Legationsrath und Sekretär bei der Gesandtschaft in London ernannt, arbeitete er zunächst noch in Berlin bei Humboldt, der, selbst eine ungeheure Arbeitskraft, das Gleiche von seinen Untergebenen verlangte. Da auch gesellschaftlich viele Ansprüche an Bülow gemacht werden, er außerdem in der Morgenfrühe von sechs bis sieben Politik bei Schleiermacher und Institutionen und Rechtsgeschichte bei Savigny hört, so ist seine Zeit nur allzu sehr ausgefüllt; den Gottesdienst Sonntags aber versäumt er nie, und zum Schreiben an seine Braut findet er dennoch Zeit, wenn auch manchmal erst tief in der Nacht. So schreibt er ihr vom 16. Juni 1817:

. . . „Wie ich dem Vater ehegestern Morgen meinen Brief an Dich, liebe Gabriele, brachte, fand ich in der vorderen Stube und in seinem Schreibzimmer noch die beiden schönen Gemälde von Schick, welche Kohlrausch gehören, und die der Vater sich Tags zuvor hatte holen lassen. Das eine, der schönste Christus mit dem Kelche in der Hand, oben von zwei Engeln umschwebt, lag auf dem runden Tisch, und das andere, die Mutter mit Theodor auf dem Arme, stand auf dem Sofa, des Vaters Schreibtisch gegenüber. Der Vater sagte mir, daß Du einer der Engel seiest, und fragte mich, ob ich die Aehnlichkeit in dem Bilde fände Hatte ich schon gleich anfangs dies bejahet und mich unendlich über das liebe Engelsgesichtchen gefreut, so erbebte ich wahrhaft vor Entzücken, wie er mir nun versprach, das Bild ins Haus zu schicken. Ich hätte dem Vater um den Hals fallen mögen, so froh, so unendlich friedlich machte mich der Gedanke, nun nicht mehr allein zu sein, sondern von Dir in Engelsgestalt umgeben zu bleiben. Der Tag ward mir zu lang, bis Kohlrausch abreiste, und wie gern hätte ich ihm gleich die Postpferde vor den Wagen legen lassen und glückliche Reise gewünscht. Gestern Morgen nun, als er fort war, ließ ich gleich das Bild holen und hing es über dem Sofa auf. Hättest Du die Freude sehen können, oder wäre ich es im Stande, Dir einen wahren Abriß von dem zu geben, was ich empfand, als ich allein in meinem Zimmer war und nun in aller Abgeschiedenheit ergriffen ward von diesem gottvollen, den Himmel öffnenden Blick des Erlösers und der Unschuld der lieben Engelein. Es war dies ein Moment für mich, den ich nimmer vergessen werde, denn ich war so ganz Ergebung. In Anbetung versunken, schwebte ich immer näher zu meinem Gotte, und Du standest

mir im Bilde so wie im Leben als der rettende Engel mit der Fackel der Erleuchtung da. Ich sah den Grundstein zu unserem ewigen Bunde fest und dauerhaft gelegt und das Gebäude schönster Vereinigung sich erheben. — Ich ging in die Dreifaltigkeitskirche. Nur einen Gedanken, nur einen Wunsch nahm ich mit hin: — Gott und Du, — Deine Liebe und Gottes Segen — dafür danken und neu erflehen war ein Bedürfniß meiner Seele. Es hatte Schleiermacher sich an diesem Tage zum Text der Predigt die Worte Jesu gewählt: „Traget von dannen, Gottes Haus ist kein Kaufhaus."

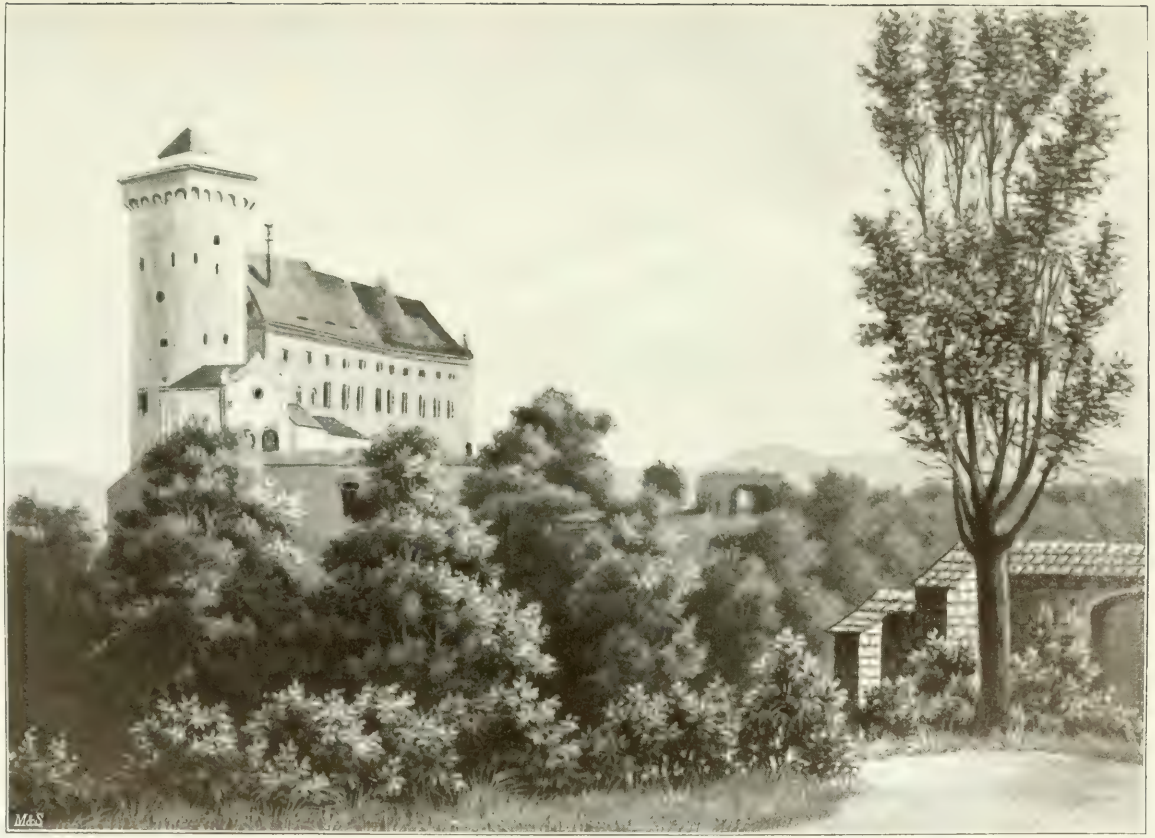
Er sprach mit hinreißender Wärme der Beredsamkeit, aber die war's nicht, die mich ergriff, sondern die klare Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Worte. Er setzte zuerst das Geschichtliche seiner Worte auseinander und zeigte dann, wie auch heutzutage der Tempel Gottes zum Kaufhaus gemacht werde, indem die Mehrsten irdische Beweggründe leiteten, wenn sie die Kirche besuchten, und nur Wenige allein in der Absicht kämen, sich in innerster Seele vor Gott zu demüthigen und Seinen Segen mit hinwegzunehmen. O, meine liebe Gabriele, wie ich diese Worte vernahm und in mich ging über den Grund meines Seins in der Kirche, da konnte ich nur frei und wahr gestehen, daß meine Seele nur nach oben gekehrt und damit beschäftigt sei, sich loszusagen von Allem, was meiner besten Ueberzeugung nach tadelnswerth sein könnte. Gedemüthigt, aber als ein zufriedener und glücklicher Mensch kehrte ich nach Hause zurück, und der Sonntag ward mir der schönste Festtag, obgleich ich mich gleich zur Arbeit niedersetzen mußte. Sie gelang mir leicht, obwohl sie mir anfangs hatte recht schwierig scheinen wollen. Um die Mittagsstunde ging ich damit zum Vater. Er gab mir einen langen Bericht, den letzten der Steuerkommission, an den Staatsrath abzuschreiben. Eine mühsame Arbeit war's, denn viele Hände hatten daran geschrieben, und errathen mußte man, was mit Sicherheit nicht zu ersehen war. Allein ich setzte mich gleich dabei, und nachts halb zwölf hatte ich geendigt. Ich legte mich ermüdet, aber in stillem Frieden meiner Seele zur Ruhe. . . ."

Ende Juli ging Humboldt auf seine Güter und von da nach Schlesien, wo er sich eine Besitzung aussuchen wollte, die ihm als Dotation verliehen war. Die Wahl fiel schließlich auf Ottmachau bei Neiße, ein Gut, welches die Vorzüge ausgezeichneten Bodens mit denen

eines malerischen Schlosses in schönster Lage vereinte. Ueber Prag und Karlsbad, in dem sich damals Hardenberg aufhielt, ging es dann nach Frankfurt a. M., wo ein Aufenthalt von einigen Wochen in derselben Wohnung, die früher die ganze Familie bewohnte, genommen wird. Bülow, der seinen zukünftigen Schwiegervater auf der ganzen Reise begleitet, schreibt von dort an seine Braut:

„Frankfurt, den 24. August 1817.

Womit fange ich an, was schreibe ich, was beschreibe ich Dir zuerst, meine liebste, beste Gabriele! Mein Herz ist so voll, ich bin so tief durchdrungen von der Erinnerung an die hier glücklich verlebten Tage, Alles tritt mit einer Lebendigkeit vor meine Seele, daß ich fortschwelgen möchte in dem Genuß dieser freudigen Stunden, aber auch nichts mehr wünsche, als Dir einen wenngleich nur schwachen Abriß geben zu können von diesen wonnevollen Gefühlen, die mir die Vorboten fernerer Glückseligkeit sind. Lange wußte ich nicht, ob ich's wünschen sollte, wieder hierher zurückzukehren, einen Ort verlassen und für mich verwaist wieder zu sehen, der all mein Glück umschlossen und auf jedem Weg und Steg mir zeigen muß, was ich besessen und nun auf lange Zeit verloren habe. Aber Gott sei Dank, sie ist vorüber, diese Zeit unbändigen Schmerzes, und an seine Stelle ist willige Fügung in den Willen der Vorsehung getreten. Ich erkenne mein Glück durch die Nacht scheinbaren Unglücks hindurch und segne die Gottheit, die liebe Mutter, Dich und Alle. Darum sehnte ich mich denn auch nach dieser Stadt, und doppelte Freude füllte mein Herz, wie ich mich ihr gestern Morgen mit dem angenehmen Gedanken näherte, da vielleicht wieder wohnen zu können, wo die Allgewalt des Schicksals, die göttliche Vorsehung über Dich und mich augenscheinlich ihr Recht behauptet hatte, wo wir uns fanden, weil unsere Herzen eins waren und zu einander stimmten. Und immer ist das Glück mir günstig, so unendlich gut meint's mein Gott mit mir, auch diese Freude gewährte er mir. Es war eine reine, wahre. Mir trug der Vater den Versuch auf, bei Holzhausen ein Quartier zu suchen. Ich eilte ihm durch die Stadt voran, durch die so wohlbekannten Gassen, und die Pferde standen, wo ich selbst nicht weiter wollte. Schneller und überredender mag ich wohl nie etwas beendigt haben als die Uebereinkunft mit Herrn v. Holzhausen. In vollen Sätzen legte ich den kleinen Garten zurück, wo da-



Ottmachau.

mals nichts als Liebe mich ahnen ließ, daß Du dort spazieren gehen könntest — Du erinnerst Dich wohl noch dessen, meine Gabriele, ich hatte viel, gar viel zu schreiben, aber es trieb mich hinab zu Dir unwiderstehlich fort —, und brachte dem Vater die Nachricht, daß er einfahren könne in den Mohrengarten und sein und mein vielgeliebtes Haus beziehen. Ich lief neben dem Wagen her, und alle Bilder der Vergangenheit zeigten sich mir. Die Thüren des Hauses öffneten sich, der Vater nahm Besitz von den Zimmern, die er früher, und nachher die liebe Mutter, bewohnte, ich aber stieg eine Treppe höher. Alle Stuben waren leer und jede bereit, mich aufzunehmen. Ich wählte Dein Zimmer, und es ist mir nun so wohl hier, wo Alles noch auf demselben Fleck steht und mich lebendig anspricht. Wir sahen gleich viele Menschen. Frau v. B. erkundigte sich sehr genau nach Euch Allen und wollte mir mit Gewalt Glück wünschen, und ich mußte Barbar genug sein, um sie damit zurückzuweisen, dachte mir aber dabei doch, daß mir deshalb nichts von meinem Glücke entgehen würde. Mittags aß ich mit dem Vater ganz allein zu Hause in dem kleinen Saal, wo die Sonne durch die farbigen Scheiben ihr buntes Spiel nach wie vor treibt. Alles um mich her sah ich halb und halb wie bezaubert an, und wenn ich einzelne Kleinigkeiten, die so leicht verschoben sind, noch auf dem alten Platz entdeckte, o, dann ging mir das Herz über, und es machte sich in Worten Luft. Es geschah zu verschiedenen Malen, und Du kannst glauben, daß ich recht sehr ergriffen sein mußte, um meinen Gefühlen Ausdruck zu geben, denn sonst sind sie, wie mit einer ehernen Mauer umgeben, eng in meiner Brust verschlossen und kommen nur gegen Dich selbst und die liebe Mutter zu Tage. Mit Rührung gewahrte ich das alte Gerüst noch auf dem Balkon stehen, was ich tags vorher, ehe ich Dich zum ersten Male sah, mit Sorgfalt ausgerüstet hatte. In der Mitte war, wenn Du Dich dessen entsinnst, eine breite Basis erbaut, um sicher darauf den Allvater der Hortensien zu stellen; um ihn reihten sich in weiten und engen Linien hochstämmige Pflanzen und niedliche Blumen. Hinter dem grünen Laub sah ich Dich manchen Morgen, wenn ich eilig zur Arbeitszeit mich dem Hause näherte, mit sorgsamer Hand die Brause führen und die Blumen begießen. Schon damals war mein Herz ergriffen. Kaum war ich durchs Thor in den Hof eingegangen und konnte das Auge bis zu der Höhe der vier

Säulen schweifen lassen, so hatte ich auch mit einem durchdringenden Blicke Alles weg, was vor und zum Theil auch in dem laternenartigen Hause vorging. Zuerst wagte ich es nicht hinaufzublicken, wenn Du oben standest, nachher, wie wir bekannter wurden und uns schon ganz traulich zwischen den lieben Blumen gefunden hatten, da grüßte ich mit einer gewissen flatterhaften Leichtigkeit, als sollte die mich schützen vor dem Verrathen meines Herzens. Es war aber ein schlechter Firniß, der, wie er sich der Sonne näherte, nicht härter ward, sondern sich ganz auflöste. Aus dem Gartensaal her glaubt' ich Deine volle, lieblich rührende Stimme zu hören und dachte mir, wie Du vielleicht auch jetzt oft dem Gesange eine Stunde schenken würdest. Ich würde nicht aufhören, innigst geliebte Seele, wenn ich Dir von allen einzelnen Punkten erzählen wollte, wo es mir hier so wohl, weh und weich wird. Ich schreibe an demselben Tische, woran Du schriebst, als ich eintrat, um den Kapellmeister vom Ofen zu nehmen. Damals ahnte mein liebes Seelchen wohl nicht, daß derselbe Herr v. Bülow, der so kalt und steif ihrem Wagen entgegengetreten und jetzt etikettemäßig sich durch den Jäger anmelden ließ, all das eisige nordische Wesen von sich werfen könne und werde und für sie ein Herz, einen Schatz voll Liebe bewahren, dessen innere Gluth die Kraft seiner Sinne überbieten werde. Und doch ist dem so. Die Liebe hat das Gebäude des äußeren Ernstes in mir über den Haufen geworfen, die Liebe hat gesiegt, hat mir Thränen der Freude und des Leides gesandt, hat mir viel genommen, wird mir aber, so Gott ein gnädiger Gott bleibt, der Er mir immer im höchsten Maße war, noch viel mehr wiedergeben, wenn Er uns, meine gute, liebe Gabriele, gesund und treuester Liebe voll, wieder zusammenführt. . . ."

Frau v. Humboldt reiste inzwischen mit ihren Kindern immer weiter nach Süden, der Brenner wird überschritten, wobei die Wagen auf Schlitten gesetzt werden müssen, und dann geht es über Verona nach Venedig, wo mehrere Tage gerastet wird. Während die Ihrigen voll Wonne den Augenblick begrüßen, wo wieder italienische Laute an ihr Ohr dringen, wünscht Gabriele sich über die Alpen zurück. Legt doch jeder Tag eine größere Entfernung zwischen die liebenden Herzen, und Gabriele, noch zu jung, um zu empfinden, daß das Glück, zu lieben und geliebt zu sein, groß genug ist, um auch über den Schmerz der

Trennung fortzuheben, giebt demselben in ihren Briefen in so leidenschaftlichen Klagen Ausdruck, daß man darüber erschrecken könnte, in einem fast noch kindlichen Wesen einer solchen Tiefe der Empfindung zu begegnen.

Es war nur natürlich, daß sich ihr bei dem steten Anblick des Glückes ihrer Schwester die Frage aufdrängt: „Warum nicht auch mir?“ und es ist ein schönes Zeugniß sowohl für ihr neidloses liebendes Gemüth als auch für das kindliche Vertrauen, mit dem sie sich dem elterlichen Willen unterwarf, daß nie ein Gefühl ihr zugefügter Ungerechtigkeit sich ihrer bemächtigte. So schreibt sie:

„Der Himmel weiß es, daß es Augenblicke giebt, in denen mein Herz vergehen möchte in Sehnsucht und in Schmerz, besonders wenn ich so die Adel ansehe, die im Besitz ihres August so glücklich ist — es ist wahrhaftig nicht Neid, der sich in mir regt, und Gott weiß es, daß ich das Glück der lieben Adel von Herzen gönne, aber ich kann es dann nicht lassen zu seufzen, und ein schmerzliches Gefühl ergreift mich bei dem Gedanken, daß ich auch so selig und glücklich sein könnte, wenn es das harte Schicksal vergönnte. Doch es wird ja endlich auch für uns die Zeit kommen, wo wir einander ganz angehören werden, und dann soll mich nichts mehr von Dir, geliebtes Leben, trennen. Bis dahin wollen wir ausharren und den Muth und den Glauben nicht verlieren. Wie unendlich gütig hat mir der liebe Vater wieder geschrieben, wie ist er es auch zu Dir. O mein Heinrich, wie glücklich sind wir doch, solche lieben, herrlichen Eltern zu haben, die so voller Güte und Liebe gegen uns sind; gewiß, ihr Segen wird uns einstens recht, recht glücklich machen, davon trage ich die feste Ueberzeugung im Herzen. Und so Gott uns das Leben erhält, soll es stets gemeinsam unser größtes Bestreben sein, den lieben Eltern unsere tiefe Erkenntlichkeit für all ihre grenzenlose Güte und Liebe gegen uns zu erkennen zu geben, ihnen dafür zu danken, so viel als es in unseren Kräften steht. Ganz ihnen wieder zu vergelten, was sie uns geben, ist nicht möglich, das fühle ich nur zu gut. . . .“

Die allgemeine Freude, auf dem Wege nach Rom die bekannten Städte wiederzusehen, riß auch Gabriele mit fort, und es war verzeihlich, daß ihren Verlobten eine geheime Angst ergriff: das Land, in dem sie die größere Hälfte ihres Lebens verbracht, die Sprache, die für sie die

erste und lange Zeit die einzige gewesen, könne sie mit dem alten Zauber umstricken und ihr später eine Sehnsucht einflößen, die sein Leben und seine Stellung nicht im Stande sein würden zu befriedigen. Wußte er doch nicht, in welcher Zeit sie angefangen hatte sich deutsch zu fühlen, konnte er doch noch nicht ermessen, wie deutsche Treue der Grund ihrer Liebe war, und so schreibt er ihr:

„O meine theure Gabriele, ich beschwöre Dich bei der Liebe, die ich heiß und rein zu Dir im Herzen bewahre, vergiß nie, daß Du eine Deutsche bist und, um glücklich mit mir das Leben zu durchwandeln, nichts meiner Empfindung und meinen Gefühlen Fremdartiges zu mir zurückbringen darfst. Bewahre Dein einfach himmlisches Gemüth vor falschem Klimperstoff.

Italische Luft ist Flitterpracht, reizt und blendet zugleich. — Nordlands Söhnen behagt nimmer italischer Sinn, weder im Manne noch im Weibe. — So wie offen und ehrlich er die Fehde führt, ist sein Gesicht Abdruck seines Lebens. — Nicht Jedem zu Liebe, Niemand zu Leide. — Nur eine Liebe bewahrt das deutsche Gemüth. — In seiner Frauen Liebe, Aller Liebe."

In ihrer Erwiderung geht Gabriele mit der über das Ziel hinausschießenden Energie sehr junger Menschen fast so weit, sich alle Freude an Italien abzusprechen, wenn sie schreibt:

„Ach möchtest Du mir doch glauben und das Vertrauen zu mir haben, daß ich mich durch Italiens Schönheit nicht werde ändern und verführen lassen und eine andere Denkungsart annehmen werde, durch die ich Dich und mich ins Unglück stürzen würde. O glaube, glaube Deiner Gabriele, Du mein angebeteter Heinrich, Du, zu dem ich die innigste, unaussprechlichste Liebe im Herzen trage, glaube, daß diese Liebe sich immer und ewig gleich bleiben wird, und daß ich nie anders denken werde. Und wenn Italien noch tausendmal schöner wäre, als es ist, ich bleibe dem Lande treu, wo ich geboren, und wo mein Liebstes und Theuerstes, was ich auf dieser Welt besitze, sich aufhält. Ich bin eine Deutsche, ich will es auch mit Leib und Seele bleiben, solange ich lebe, und werde immer den deutschen Sitten treu bleiben und keine der italienischen annehmen, die mir im Grund der Seele zuwider sind. Und so wie ich jetzt denke und empfinde, ebenso werde ich's in Rom und Neapel und überall, wohin mich das Schicksal führt. Ich werde diese

Länder schön finden, da sie es wirklich sind, sie aber mit der größten Freude wieder verlassen und zu dem Ort zurückeilen, wo ich Dich, mein lieber, lieber Heinrich, wiederfinden werde! Gott gebe, daß dieser selige Augenblick nicht gar zu fern sei, sondern bald erscheine. Ach, durch Deine Liebe ist ja mein Leben erst eigentlich zum Leben geworden, erst durch sie habe ich erfahren, wie schön, wie herrlich, ach! aber auch wie traurig manchmal die Welt ist.

Daß Du, mein liebes Leben, viel mit Schleiermacher umgehst, freut mich sehr. Wenn es anginge, so trüge ich Dir herzliche Grüße an ihn auf. Auch ich achte und liebe ihn sehr. Wenn Du vielleicht zu ihm gehst, so denke, daß ich auch oft, beinah alle Tage im vorigen Jahr die Treppe hinauf gegangen und so manche Stunde in der kleinen Stube, in der er wohnt, zugebracht habe. Und solltest Du in die Dreifaltigkeitskirche gehen, so vergiß auch nicht, daß ich dort bin eingesegnet worden, und daß Adel dort getraut ist, und daß uns dort vielleicht dasselbe Glück widerfahren kann. O wie schlägt mein Herz bei dem Gedanken an diesen seligen Tag, wie vergehen mir bei der Aussicht, die sich mir da eröffnet, alle Schmerzen der Gegenwart, und mit welchem Gefühle der Dankbarkeit erhebe ich meine Augen zum Himmel, der mir dieses unaussprechliche Glück schenken wird und schon einen Vorgeschmack davon geschenkt hat!"

Ueber die Ankunft in Rom schreibt Frau v. Humboldt an Friederike Brun:*)

„Rom, den 18. Juni 1817.

Ich bin seit dem 31. Mai hier, theure, liebe Freundin, und nur Sie können von meinen entfernten Freunden recht wissen, mit welchen Empfindungen ich zur Porta del Popolo hereinfuhr. Das Kloster der Madonna del Popolo ist niedergerissen und aus dem Kloster (die Kirche steht) — der Vigna des Klosters und den kleinen Häusern des Platzes eine große terrassirte Anlage gemacht. Wäre nicht Alles ohne Ausnahme mit Laubbäumen bepflanzt, vorzüglich Akazien, wären hier und da Gruppen von Pinien und Cypressen, so würde ich die Anlage außerordentlich nennen. Pinien und Cypressen gehören aber dermaßen zum Eigenthümlichen dieses Landes, daß ich sie auf unserem Hügel, Monte Mario und Villa Mellini gegenüber, schmerzlich vermisse. Der Vetturin

*) Römisches Leben von Fr. Brun. S. 320.

fuhr uns den breiten Weg dieser Anhöhe hinauf bei der Margutta vorbei, bei Villa Medici, der großen Granitschale unter den dunklen Bäumen, dem bewohnten, wohlbekannten Hause zu. Wir lachten und weinten zugleich, wie wir jedes Haus, jedes Fenster erkannten. In seiner Herrlichkeit lag Rom ausgebreitet vor unseren Blicken. Wir fuhren in Via Felice hinein; unsere guten Bekannten, die Butis, stürzten die Treppe herunter und konnten es vor Freude kaum glauben. Hedemann und seine Adelheid, Caroline und Gabrielle wohnen oben noch, wo ehemals mein Wilhelm und Theodor mit Riemer wohnten. Ich wohne im Haupthause des Palazzo Tomati im dritten Stock beim guten Brown; die Buti besorgt dieses Hauswesen, und ich brauche mich einmal um nichts zu bekümmern, was mir ungemein wohl thut. Was habe ich in diesen Tagen gesehen! Beinahe alle unsere geliebten Orte, denn man möchte überall zugleich sein; es kommt Einem vor, als thäte man dem Tort an, was man zu sehen aufschiebt. Wo soll ich anfangen Ihnen zu erzählen? Piazza Trajana haben die Franzosen, bis sie auf das alte Pavimento gekommen sind, ausgegraben, viele Häuser niedergerissen und um den ausgegrabenen Raum, der aber ungemein groß ist, und zu dem man einige Stufen heruntergeht, eine Balustrade mit Ketten gezogen. Das Museum ist eine Welt geworden. Museo Chiaramonti schließt sich den Stanzen an. Neue Säle sind geöffnet worden, die zurückgekehrten theuren Kunstwerke aufgenommen, die Marmorsachen sind mit den Gipsen vertauscht. Man vermißt wohl noch Einiges, z. B. die große tragische Muse in dem ungeheuren Saal, doch das Meiste ist da. Ein eigener Saal ist für die Arazzi bestimmt. Die Kapelle des Fiesole thut sich in dem ungeheueren Giro, den man macht, um einen Ueberblick des Ganzen zu bekommen, nun von selbst auf. Sala Borgia hat mit den Nebensälen die zurückgekehrten Gemälde aufgenommen. Alles im schönsten, herrlichsten, ruhigsten Lokal; in jedem Saal nur 6 bis 8 Bilder; das trägt unendlich zum Genuß bei. Die Transfiguration sah ich noch nie so aufgestellt; die himmlische Madonna di Foligno, zwei Himmelfahrten der Madonna und ein paar kleine, schöne Bilder sind die Raffaelschen Sachen und das Alles als Folge der Stanzen. Im kleinen Garten des Vatikans, wo der Pinienapfel steht, wird ein neuer Arm des Museums gebaut; ein neues Kabinet für die Zeichnungen ist eingerichtet. Mit einem Wort, wie ein Himmel baut sich hier über Einem das Gewölbe der Kunst zusammen."

Gabrielens erster Brief an ihren Verlobten aus Rom lautet:

„Rom, den 3. Juni 1817.

Tausend, tausend Dank, mein theurer, lieber Heinrich, für Deine lieben Briefe, die ich gestern erhielt. Wie gern hätte ich Dir gleich geantwortet und auch schon früher geschrieben, aber ich habe wirklich nicht gekonnt. Den ersten Tag hier waren wir vor- und nachmittags aus, den Abend, wenn ich mich gern hinsetzte, um Dir zu schreiben, muß ich zu Bett, da ich in einer Stube mit Caroline wohne, die ich nicht stören mag. Heute bin ich ganz leise früher aufgestanden, um endlich einen ruhigen Augenblick zu finden und Dir zu wiederholen, wie unbeschreiblich ich mich über Deine Briefe gefreut habe, besonders da ich beinahe alle Hoffnung aufgegeben hatte Ach, mir war Trost nöthig, denn diese Tage waren recht traurig, obgleich ich dem Aeußeren nach froh erscheinen mußte, ohne Nachrichten von Dir, mein geliebter Heinrich, und sehend, wie entzückt die Meinigen über Alles waren, was mich für sie zwar freute, da ich es ihnen herzlich gönne, aber was mich doch auch mit traurigen Bildern erfüllte, ich brauche Dir das Warum nicht zu sagen. — Auch mir macht es einen wunderbaren Eindruck, an diesem Ort zu sein und so Vieles wiederzusehen, dessen ich mich doch sehr gut noch erinnere. Sachen, die ich halb und halb vergessen hatte, werden, indem ich sie wiedersehe, lebendig, und mir fällt so Manches: Kinderspaß und Spiel, wieder ein. Sehr rührend ist es mir oft, wenn ich noch manches alte verdorbene Spielzeug in einer Ecke liegend finde. Auch der Tisch, an dem ich schreibe, ist derselbe, an welchem ich zuerst habe schreiben gelernt mit Adel zusammen, aber dennoch trotz allem diesem, und daß mir Alles so wohl bekannt ist, kann ich mich nicht einheimisch hier fühlen und werde es auch niemals werden. Ich fühle mich mit zu starken Banden an das liebe deutsche Vaterland gebunden, und mein ganzes Leben und Wesen ist Gottlob so stark daran gekettet, daß es mir ewig theurer sein wird als dieses. In Deutschland bin ich geboren, dort habe ich Dich kennen und lieben gelernt, bin dort die Deine geworden, und Du bist auch ein Deutscher. Ach, wie Vieles hat sich, seit ich Italien verließ, verändert, wie viel ist in meinem Leben in dieser Zeit vorgegangen, und wie hat sich mir das höchste Glück des Lebens aufgeschlossen! Ja gewiß, das höchste Glück des Lebens, denn es kann kein größeres geben als das, von einem Wesen geliebt zu sein,

das man anbetet und das Einem über Alles geht, und das ich dieses Glück erhalten, und ach, in so vollem und reichem Maß erhalten, dafür kann ich meinem Schöpfer nie genug danken und nur immer mit allen meinen Kräften dahin streben, dieses unendlichen Glückes würdig zu werden. So mancher Mensch muß aus dem Leben scheiden, ohne es empfunden zu haben, welch ein Glück die wahre tiefe Liebe ist; mir ist es in so früher Jugend schon geworden, und ich möchte in die Kniee sinken und danken, ewig danken.

Es schlägt jetzt acht, und ich muß jetzt also leider abbrechen, um mich anzuziehen, denn nachher gehen wir aus. Dieses ewige Ausgehen ist mir schrecklich, auch hoffe ich, daß es in einigen Tagen anders werden soll und wir doch wenigstens einige Stunden ruhig zu Hause bleiben werden, was mir ordentlich nothwendig ist. Adieu denn, mein Seelchen! den ersten ruhigen Augenblick wende ich an, um weiter zu schreiben. —

Eben kommen wir nach Hause, und ich habe nichts Eiligeres zu thun, als meinen Brief fortzusetzen und Dir in Kurzem unsere Reise zu beschreiben. Es ist so lange Zeit her, daß ich Dir nicht geschrieben habe, daß es eine lange Geschichte sein wird. Den 27. reisten wir von Florenz ab, begleitet von den deutschen Herren, mit denen August Bekanntschaft gemacht, und die, weil ihr Vetturin von demselben Padrone wie unsere war, auch dieselben Nachtquartiere mit uns hielten. Einen Maler, Herrn Wach, kannte die Mutter schon längere Zeit. Die Nacht brachten wir in Siena zu und den 28., meinen Geburtstag, in einem kleinen elenden Ort, San Quirico genannt. Den Morgen aber gingen wir erst in den Dom, der sehr schön ist, indessen doch etwas zu klein. Ueberhaupt ist Siena eine recht hübsche freundliche Stadt. Als wir von der Kirche wieder nach Hause kamen, wurde ich sehr überrascht; die Herren nämlich hatten erfahren, daß es mein Geburtstag war, und sich den Spaß gemacht, mir einen Kuchen mit fünfzehn Lichtern und ein Bouquet Blumen zu schenken. So freundlich wie es auch gemeint war, so war es mir doch nicht angenehm; ich mußte heiter und fröhlich erscheinen, und gerade an diesem Tage war ich so unbeschreiblich traurig, daß ich lieber hätte weinen mögen. Ich dachte mir, wie Du so einsam in Tegel sein würdest, in Liebe meiner gedenkend, und meine Sehnsucht und mein Verlangen, Dich, meine Engelsseele, zu sehen, war unbeschreiblich. Mein Geburtstag ist für mich immer ein wehmüthiger Tag. Das

Gabriele v. Humboldt

als Braut 1817 in Rom von Schadow gemalt.

alte Jahr scheidet, und wer weiß, wie das, was man antritt, sich gestalten wird und was es bringt. Das letztverflossene Jahr meines Lebens hat mir viel Glück und Freude, aber auch Trauer und Schmerzen gebracht, doch will ich gern und geduldig ertragen, wenn ich nur endlich durch die Erfüllung meiner heißesten Wünsche belohnt werde. — Wie gern hätte ich Dir an meinem Geburtstage geschrieben, allein das Wirthshaus in dem Ort, wo wir blieben, war so schlecht, die Zimmer so klein und enge, daß man kaum einen Tisch hineinstellen konnte, deren es auch nur nothdürftig gab. Den 29. brachten wir die Nacht in einem nicht viel besseren Orte zu, in San Lorenzo, den 30. ging es wieder weiter, den 31. langten wir dann um Mittag hier an, wo wir sehr freundlich empfangen wurden. Wir wohnen recht sehr hübsch, aber darum etwas unbequemer, weil die Mutter eigentlich in einem anderen Hause wohnt. Sie konnte nämlich nicht dem Vergnügen entsagen, in dem alten Hause zu wohnen, obgleich nicht in denselben Zimmern, sondern einen Stock höher, wo sie drei sehr hübsche Stuben hat. Wir Anderen wohnen in dem Quartier, was sonst Rauch und früher auch Theodor mit seinem Hofmeister bewohnte, und was recht hübsch ist. Adelheid und August haben zwei Stuben, Caroline und ich eine, die aber recht groß, geräumig und schön ist. Dann ist noch eine Eßstube und Leutezimmer.

Den ersten Nachmittag hier gingen wir August zu Gefallen, der nicht eher Ruhe hatte, bis er das Kapitol gesehen, dorthin und dann nach dem Testaccio, wo die Protestanten begraben werden und wo zwei Brüder von mir begraben liegen. Es war ein schöner Abend, die Sterne funkelten hell am Himmel, der Mond warf seinen Schein auf die weißen Grabsteine, die von den dunklen Pinien und Cypressen sehr wunderbar sich abhoben. Die ganze Gegend hatte einen unendlich melancholischen Charakter. Mir wurde das Herz so weich und wehmüthig. Ach, was hätte ich darum gegeben, Dich an diesem Orte an mein Herz drücken zu können und Dir zu wiederholen, wie unsäglich ich Dich liebe und bis zum Ende meines Lebens lieben werde. Ich fühle es tief, daß, wenn ich dazu bestimmt wäre, mein Leben lang von Dir getrennt zu sein, ich auch lieber im Grabe liegen möchte.

... Vorgestern Morgen waren wir in der Peterskirche, die

doch die schönste Kirche der Welt ist, diese ungeheure Größe und diese edle Einfachheit. Den Abend kamen einige Leute, meist Deutsche, was mir recht angenehm ist, denn mit den Italienern umzugehen habe ich nicht die geringste Lust, und ich werde sie gewiß nie gern haben, des kannst Du überzeugt sein, theurer Heinrich. Auch werde ich mich nie hierher sehnen, denn am Ende lebt man doch mit den Menschen und nicht mit der Gegend. Schön finde ich es und kann auch nicht anders, da es wirklich sehr schön ist, aber gefallen wird mir's tausendmal mehr in unserem lieben Norden, und wenn es auch das häßlichste Land wäre, mit Dir würde ich selbst in einer Einöde selig sein. Wenn ich Dich, theure Seele, habe, brauche ich nichts mehr auf der Welt, nur Dich will ich haben, nur für Dich leben. . . .

Ach, könnt' ich erst mit Dir in Tegel den kleinen Vogel hören, der den liebsten Namen trägt und ruft, den es auf Erden für mich giebt, und der einst, so Gott will, der meine werden wird. Zuweilen auch gebe ich mich der süßen Hoffnung hin, Dich vielleicht gerade in Frankfurt wiederzusehen, es kann mir manchmal ganz wahrscheinlich vorkommen, und dann male ich mir's lebhaft aus, meine Phantasie hilft mir, und so sehe ich Dich, sehe mich in Deinen Armen an demselben Orte, wo Du, als ich Dich zuerst sah, mir so ernsthaft, so unbeweglich entgegentratest, und wo sich dennoch — ja gerade wegen dieses stillen Ernstes mein Herz mit Liebe erfüllte, die immer zunahm, je mehr ich Dich kennen lernte und einsah, was ich gleich empfunden: daß ein liebendes schönes Gemüth hinter der ernsten Hülle lag. Ich kann es mir oft nicht erklären, wie ich früher habe leben können, ehe ich Dich kannte und liebte, es erscheint mir wie ein Räthsel, daß dies möglich gewesen ist. Wie reiste ich damals unbewußt meinem Glücke entgegen, nicht ahnend, wie bald sich mein Lebensschicksal entscheiden sollte! — So geht der Mensch immer, selbst nicht wissend, seinem Glück und Unglück entgegen, doch in Alles und durch Alles hindurch führt Gottes Hand, — auch uns hat Er zusammengeführt.

Gestern waren wir im Vatikan, um die Galerien zu sehen, in denen aber so viel ist, daß wir, obwohl wir fünf Stunden darin zubrachten, nicht fertig werden konnten. Die Stanzen und Loggien von Raffael sahen wir aber doch, von deren Schönheit man sich keinen Begriff machen kann. Nachmittags hätte ich Dir so gern geschrieben, allein

ich mußte mit ausfahren und Visiten machen. Heute Morgen waren wir im Studio von Thorwaldsen, der ganz herrliche Sachen hat, und dann bei Canova, dessen Sachen, obgleich graziös, mich gar nicht ansprechen. Ich finde, daß in allen auch noch so hübschen Statuen eine gewisse Leere ist. Den Nachmittag brachten wir in der Villa Albani zu, von wo man eine herrliche Aussicht auf die ganze Gegend hat. Im Coliseum und in mehreren Kirchen waren wir auch schon.

. . . Donnerstag war Fronleichnamsfest, welches hier sehr gefeiert wurde durch eine Prozession, bei der der Papst auch war. Der St. Petersplatz gewährte einen herrlichen Anblick, sonst aber gefiel mir die Prozession außer dem Papst, der getragen wurde unter einem Baldachin — Alles sehr reich und prachtvoll —, nicht besonders. Die vielen Pfaffen und Mönche, denen man es ansieht, daß es ihnen nicht ernst und wahr ist, und überhaupt das ganze katholische Wesen macht mir einen unangenehmen Eindruck.

. . . So geht denn unser Leben hin, und jeder Tag, der vorüber ist, bringt mich dem glückseligen Tag des Wiedersehens näher, aber die Zwischenzeit soll nicht unnütz für uns sein, und besonders für mich eine Zeit der Ausbildung und Prüfung, durch die ich besser werden und manchen Fehler ablegen will.

Daß Adelheid mit ist, fühle ich recht tief, ist ein großes Glück für mich und ein großer Trost, denn Du glaubst nicht, wie lieb und gut sie ist, ach, sie kennt es wohl, das Gefühl und den Zustand, vom Geliebten getrennt zu sein, die Arme hat ihn auch erfahren und auf eine noch härtere Weise als ich, denn sie konnte ihren August vielleicht nie wiedersehen!"

Die Tage während des Aufenthaltes in Rom waren so reich ausgefüllt, daß Gabriele nur noch die stillen Morgenstunden, ehe die Anderen erwacht waren, benutzte, um an Bülow zu schreiben. Das Besichtigen der Kunstschätze, die Fahrten in die Campagna erforderten viel Zeit. Außerdem nahm Gabriele Singstunde, studirte Goldsmiths römische Geschichte und war natürlich immer zugegen, wenn allabendlich ein großer Kreis von Bekannten sich im Salon der Mutter einfand. Was am Tage an freier Zeit noch zu erübrigen war, mußte auf die Sitzungen verwendet werden, die der Maler Schadow zu einem Bildniß — einem Geschenk für Bülow — verlangte. Auch dieses Bild, das außerordentlich

gelang, befindet sich jetzt im Tegeler Schloß; es zeigt die zarte Gestalt lebensgroß, mit einem schlichten dunkelrothen Gewande bekleidet, in einer offenen Halle sitzend. Die rechte Hand stützt sich leicht auf eine Marmorschale, aus der weiße Tauben trinken, der kleine Kopf mit dem braunen Haar ist leicht gesenkt, und die Augen schweifen träumerisch ins Weite, „als suchte sie etwas, was sie wohl nur in sich finden kann", so charakterisirte Thorwaldsen damals den ihr eigenthümlichen und wunderbar treu wiedergegebenen Blick.*)

Wenig mehr als einen Monat dauerte diesmal der Aufenthalt in Rom, Anfang Juli ging Frau v. Humboldt mit den Ihrigen und mehreren Künstlern auf einige Tage nach Neapel und von da hinüber nach der Insel Ischia, eine weitere Entfernung, die Gabrielen wegen des nun auch noch von Wind und Wellen abhängigen Postverkehrs schmerzlich, im Uebrigen aber nicht unlieb war, da sie eine Zeit größerer Ruhe und Einsamkeit voraussah und sich bewußt geworden ist, „daß zwei Herzen, die sich in Liebe gefunden und vereinigt haben, sich immer nahe sind." Die Insel Ischia war gerade damals viel besucht, alle Einrichtungen aber sehr unentwickelt. Die Bäder befanden sich in mehreren weit auseinanderliegenden Grotten, und jeder Kranke suchte ein Haus zu finden, das möglichst nahe der ihm verordneten Quelle lag. Der ganze Verkehr konnte nur zu Maulthier stattfinden, und jeder Besuch mußte reitend gemacht werden. So beschränkte man sich darin nach Möglichkeit. Frau v. Humboldt hatte den hübschen Palazzo eines neapolitanischen Prinzen miethen können, und in der wahrhaft paradiesischen Umgebung glitten die Tage in fast klösterlicher Abgeschlossenheit unmerklich vorüber. Keine Zeitung verirrte sich auf dieses Eiland, und von den Weltereignissen erhielt man nur Nachricht durch Briefe, deren Ankunft den Hauptreiz bildete. Gabriele benutzt die stille Zeit, um Beckers Weltgeschichte und zwar alle zehn Bände zu lesen, und schreibt dem Geliebten:

„Lacco auf Ischia, Juli 1817.

Ganz erfüllt von Freude und Glück über Deine Briefe, setze ich mich hin, um Dir für selbige meinen innigen Dank zu sagen. Der eine war noch vom 26. April. Es ist ordentlich rührend, wie so ein armer Brief sich durchschlägt durch Wind und Wellen und endlich richtig ankommt. Ich erwachte heute sehr früh und hörte mit Schrecken, wie draußen ein starker

*) Siehe Anmerkung auf S. 65.

Sturm tobte, so daß das ganze Haus zitterte. Besorgt trat ich auf die Terrasse, der ganze Himmel war bewölkt, das Meer schlug hohe Wellen, und kein Schiff war zu erblicken, — ich seufzte tief, denn der Gedanke, den heutigen Tag wieder vorbeigehen zu sehen, ohne meine Briefe zu erhalten, betrübte mich sehr, und doch konnte ich es kaum hoffen, daß der Schiffer, da der Wind entgegen war, kommen würde. So vergingen einige Stunden, und immer unruhiger wurde ich. Da griff ich zu dem Mittel, was mir so oft hilft, und wodurch ich so gestärkt und aufgerichtet werde; ich setzte mich hin und las einige Kapitel in der Bibel. Eine wohlthuende Ruhe und Klarheit ergoß sich durch mein Innerstes, und nachdem ich flehentlich meinen Gott um Erfüllung meines heißen Wunsches gebeten hatte, aber auch mit dem festen Willen, wenn das nicht sein könnte, es mit Fügung und ohne Murren zu ertragen, stand ich auf und wollte ans Fenster treten, da öffnete sich die Thüre, und der Schiffer trat herein und brachte mir Deine beiden lieben Schreiben. . . . Du wirst lachen, daß vom Schiffer so oft die Rede ist, aber um diesen Mann dreht sich hier unser ganzes Leben, denn da man jede Kleinigkeit muß von Neapel kommen lassen, so ist er die Hauptperson der Wirthschaft. Außer Wein und Fleisch ist hier durchaus nichts zu bekommen, wir nennen es daher immer „Lemnos' unwirthlichen Rücken". Gestern machten wir eine Visite bei Frau v. Coller, zu Esel natürlich, auch ging es recht gut. Die Sättel, die die Mutter hat aus Neapel kommen lassen, sind sehr bequem. Ich möchte, Du sähest diese Kavalkade. Solange wie es eben geht, bin ich sehr ruhig und guten Muthes, steigt oder fällt aber der Weg, so ist's nicht weit her mit meinem Reiten, auf jeden Fall gehe ich lieber zu Fuß. Der Weg, den wir gestern machten, ist aber äußerst angenehm und schön, immer längs dem Meere hin, und von der anderen Seite die hohen schönen Berge, unter welchen der Epomeo hervorragt, der eigentlich der Mittelpunkt der ganzen Insel ist. Abends gehen wir von unserem Berg hinunter, einen kleinen Pfad, wo, wie man wirklich mit Goethe sagen kann, „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht". Dieser Pfad führt uns an das Ufer des Meeres, das an dieser Stelle zwischen hohen Felsen braust. Man hat dort die Aussicht auf die fernen Apenninketten, und es ist unsäglich schön da. . . . Vor einigen Tagen machten wir eine kleine Entdeckungsreise und geriethen dabei in einen wahren Wald von Cactus, Aloe, Myrthen

und feurigblühenden Granaten, man glaubte sich nach Indien versetzt, so wunderbar und seltsam nahmen sich diese Gewächse aus. Wenn die Anderen abends ins Haus gehen, bleibe ich immer noch auf unserer Terrasse allein, wenn der Mond scheint. Ich kann nicht beschreiben, wie schön es dann ist. Auf der ganzen Insel herrscht eine himmlische Stille, nur hier und da brennen einsame Lichter, wie zum Zeichen, daß noch Menschen leben, von ferne rauscht das Meer und schlägt in immer gleichem Maße die Wellen an die hohen Felsen, über den Bergen hoch steht der Mond und wirft seinen silbernen Schein auf die weißen Häuser, und gegenüber läßt fast immer der Vesuv seine Feuersäule aufsteigen. Wenn ich dann so stehe, versunken in die Pracht und Herrlichkeit der Natur, o, dann ergreift ein solches unnennbares Sehnen mir das Herz, es wird mir so weich und wehmüthig, ich muß weinen und könnte Alles hingeben, um Dich in solchen Momenten bei mir zu haben, mit Dir, mein süßes Leben, nur eine Stunde zu sein! Aber ich werde auch nicht ungeduldig, daß das nicht sein kann, denn die Sehnsucht nach Dir ist dann zu sehr mit Gottergebung und tiefer Anerkenntniß meines Glückes verbunden, als daß nur die geringste Spur von Mißvergnügen und Ungeduld sich in mir regen könnte, ich bin traurig, — ach, ich möchte mich auflösen in Wehmuth und Sehnsucht, aber den Frieden den Deine Liebe mir giebt und der in meiner Seele herrscht, kann nichts verscheuchen und verdrängen, und so gebe ich mich gern der süßen, wehmüthigen Stimmung hin, in der ich mich glücklich fühle, weil dann kein anderes Gefühl in mir lebt als einzig Du, Deine beseligende Liebe, und das Vertrauen auf den gütigen Gott, das beim Anschauen seiner Schöpfung doppelt erhöht wird. . . ."

Ende Juli kommen Hedemanns, die sich inzwischen Neapel und Umgegend angesehen, ebenfalls nach Ischia, und am 19. August verlassen Alle zusammen die freundliche, stille Insel, deren Quellen die Leiden der armen Caroline bedeutend gelindert haben. „Morgen in aller Frühe reisen wir ab", schreibt Gabriele. „Es thut mir leid, von hier fort zu gehen, denn ich habe diese schöne Einsamkeit recht lieb gewonnen, und jede Veränderung des Wohnortes macht einen eigenen Eindruck auf mich und ist mir nicht angenehm. Ich gewinne sehr bald einen Ort lieb, und jede Trennung ist mir schmerzlich. Ich sollte es eigentlich gewohnt sein, denn es ist immer meine Bestimmung gewesen, und dennoch wird's

mir schwer bei jeder neuen Abreise, und Ischia ist so schön, diese himmlische Stille stimmte so zu meinem Gemüthszustande, und den Quellen sind wir solchen Dank schuldig, denn Caroline hat doch wirklich ihre Gesichtsschmerzen verloren und ist auch sonst wohl, ach, würde sie doch wieder ganz gesund!"

In Neapel beginnt nun wieder ein lebhaftes, geselliges Treiben, und Gabriele muß zum Schreiben die Nacht zu Hülfe nehmen, wenn sie den Abgang der Posten nicht versäumen will.

„Neapel, den 29. August 1817.

Es ist spät, und Alles schläft schon, ich aber will Dir noch gute Nacht wünschen, mein theurer Heinrich. Ich sitze bei offenem Fenster, ein kühles Lüftchen, nach des Tages Hitze sehr erquickend, umweht mich, in himmlischer Klarheit steht der liebe Mond am sternenbesäeten Himmel, unter ihm gerade steigt des Vesuvs Feuersäule empor, und diese beiden verschiedenen Lichter spiegeln sich im Meere wieder, dessen Brausen allein die tiefe Stille der Nacht unterbricht. Man glaubt, daß nächstens ein Ausbruch stattfinden wird. Ich möchte es wohl erleben, es muß ein herrlicher Anblick sein, aber doch furchtbar in seiner Schönheit."

„Neapel, den 13. September 1817.

. . . Nun will ich Dir, mein liebes, theures Herz, Einiges von unserer zwar sehr hübschen, aber auch sehr ermüdenden Reise auf den Vesuv erzählen. Wir fuhren um Mittag von hier fort über Portici nach Resina, wo die Esel schon unser warteten. Unsre Gesellschaft bestand, wie gewöhnlich, aus Ramdohr, der Frau v. Coller, Graf Ingenheim und noch einigen anderen Preußen und Oesterreichern. Wie komisch so ein Zug auf den kleinen Eseln sich ausnimmt, kann ich nicht beschreiben. Der Weg bis zum Eremiten ist anderthalb Stunden lang und außer einigen Stellen ziemlich gut; erst geht es, wie fast immer in diesem Lande, zwischen Mauern hin, dann kommt man auf öde Lavafelder, die mir immer einen schauerlichen Eindruck machen. Diese Massen stehen so erstarrt, so ohne Leben da, wie ein ungeheurer Strom, der plötzlich stehen geblieben. Je höher man kommt, je schöner wird die Aussicht, und oben übertrifft sie alle Erwartungen. Das Haus des Eremiten liegt auf einem Vorhügel des Monte Somma, so heißt der Berg neben dem Vesuv, auf welchem sonst der Krater war,

es ist von hohen schönen Bäumen umgeben, unter deren Schatten wir unser Frühstück einnahmen, wobei die ganze Gesellschaft sehr lustig war, und da sich nun August zur weiteren Besteigung rüstete, fanden sich schon mehrere Begleiter. Frau v. Ramdohr erklärte, sie wolle auch mitgehen, und als sie es unternahm, mochte ich nicht zurückstehen, da ich große Lust hatte, den rauchenden Berg zu besteigen, dessen Toben man schon unten vernahm. So traten wir also die Reise an, begleitet von allen Herren. Eine Viertelstunde kann man noch reiten, den kleinen Berg hinunter, durch das Thal zwischen dem Somma und dem Vesuv, welches ganz mit Lava bedeckt ist, allein am Fuße steigt man ab und beginnt das sehr beschwerliche Steigen, erst eine Weile in Sand und Asche, dann auf hohen spitzen Steinen, welche Einem die Füße beschädigen. Doch wenn man langsam geht und sich ausruht, so kommt man ziemlich leicht hinauf. Die Führer sind sehr gut, ich hatte zwei, einen der vor mir ging und ein Tuch um den Leib hatte, an welchem ich mich hielt, und neben mir ein anderer, und oft gab mir einer der Herren hülfreiche Hand. So gelangten wir nach einer Stunde mit sinkender Nacht zu dem Fuße des Kegels. Welch ein Anblick bietet sich da dem Auge, wie belohnend für alle Mühe, wenn mit ungeheurem Zischen und Brausen eine hohe Feuersäule emporschießt, die dann in tausend glühenden Steinen den Kegel bedeckt und hell die Wüste, auf der man steht, beleuchtet, bis daß Alles wieder verlöscht und die geheimnißvolle Dunkelheit Einen umfängt, die aber bald wieder von einem Feuerregen unterbrochen wird, der abwechselnd und oft auch zu gleicher Zeit aus dem großen und kleinen Krater sich erhebt. Die Führer sagten uns: wenn wir noch den höchsten Gipfel ersteigen wollten, so würden wir auf der Seite nach Pompeji zu den glühenden, fließenden Lavastrom sehen. Da das noch äußerst beschwerlich war, so waren die Stimmen getheilt, allein Frau v. Ramdohr ging voran, und wir folgten. Wirklich war auch dieses Stück Weges zwar kürzer, aber noch mühsamer als der erste, besonders da es völlig Nacht war und die Leute, aus Furcht, die mitgenommenen Fackeln würden nicht ausreichen, sie noch nicht anstecken wollten. Endlich kamen wir oben an und sahen auch die Lava fließen. Wir standen da dem kleinen Krater so nahe, daß bei einem Ausbruche mehrere Steine auf eine Stelle fielen, wo wir unmittelbar vorher uns befunden hatten. Doch ist keine Gefahr, da die Führer

Einen zur rechten Zeit warnen. Bewunderung und Grausen erfüllte meine Seele bei diesem Schauspiel, ich wendete mit Mühe mein Auge davon ab, und doch war ich froh, es zu verlassen und zu menschenfreundlicheren Wohnungen zurückzukehren. Das Hinabsteigen finde ich viel ermüdender als das Hinaufsteigen, welches ich mir noch ärger gedacht hatte. Es geht schroff, ohne Absatz, herab in tiefer heißer Asche, in welcher aber dennoch große Steine liegen, die Einem plötzlich nachschießen. Zum Glück dauert es nicht sehr lange, und wir kamen glücklich herunter, wo wir sogleich unsere Esel bestiegen und zu unseren harrenden Begleitern gelangten. Hier ruhten wir einige Augenblicke, und dann ging's unverzüglich weiter. Da es aber Nacht war und nur Fackeln den Weg beleuchteten, so ging es sehr langsam. Spät kamen wir nach Resina und erst gegen drei Uhr erreichten wir Neapel. Du kannst Dir vorstellen, wie ermüdet ich war, allein diese Partie ist mir gut bekommen, ich bin vollkommen wohl, obgleich meine Füße mich oft noch daran erinnern, aber ich bin sehr froh, oben gewesen zu sein, und dieser Anblick wird mir mein Leben lang unvergeßlich bleiben."

Am 22. September langte die ganze Reisegesellschaft in Rom wieder an. Dank der Fürsorge des Kardinals Consalvi, der Frau v. Humboldt und die Ihrigen allen militärischen Größen besonders empfohlen hatte, wurden sie nicht von den Banditen, deren tolles Treiben damals die Fahrt von Neapel nach Rom zu einem kühnen Wagestück machte, beunruhigt. Während so Gabriele der Heimath wieder um einige Meilen näher rückte, legte sich ein nordisches Meer zwischen sie und ihren Verlobten. Bülow langte im Oktober mit Humboldt in London an, und noch langsamer als bisher gehen die Posten.

Im Palazzo Tomati wird das altgewohnte Leben von Neuem aufgenommen, Alle fühlen sich wieder daheim angelangt, und auch Gabriele gesteht, daß sie Roms stille Größe aller paradiesischen Schönheit Neapels vorzieht. Sitzungen beim Maler und Bildhauer (auch Caroline wird gemalt, und Frau v. Humboldt sitzt Thorwaldsen zu einer Büste), Musikunterricht, Geselligkeit und Kunstgenuß füllen die Tage so reichlich aus, daß Gabriele sich hin und wieder den Besuch einer Galerie oder eines Studios versagt, um schreiben zu können, was ihr nicht leicht gemacht wurde:

„Heute habe ich trotz des schönen Wetters es vorgezogen, zu Hause

zu bleiben, denn der Gedanke, mir dadurch die Freude rauben zu müssen, Dir zu schreiben, schreckte mich ab. Ich fühle es zwar recht gut, daß mein Zuhausebleiben in den Anderen die Idee erwecken muß, daß ich wenig Antheil und Interesse an der Kunstschönheit nehme. Da das aber keineswegs der Fall ist und ich mich im Gegentheil, obgleich ich nichts davon verstehe, herzlich der schönen Sachen freue und sie mit unendlichem Entzücken betrachte, so kann mich augenblicklich diese Meinung schmerzen — aber der Mensch wird oft verkannt und muß unverdient manchen Schmerz ertragen —, darum suche ich mich auch in dieser Hinsicht mit Geduld zu stärken und mit Sanftmuth und Freundlichkeit die Vorwürfe, die man mir macht, zu ertragen, in mir hab' ich ja doch die Ueberzeugung, daß es etwas ganz Anderes in mir ist, was diese anscheinende Untheilnahme erweckt."

Wirklich könnte Niemand Gabriele des Mangels an Kunstinteresse zeihen, der aus ihren Briefen die reine Freude an allem Schönen, was ihr Rom bot, hervorleuchten sieht.

„Wir haben viel, sehr viel Schönes in diesen Tagen gesehen", schreibt sie, „und insofern waren es wohl glückliche Tage. Sonnabend Abend gingen wir in den Vatikan und sahen die Statuen bei Fackelschein, es war herrlich, noch viel schöner als im Kapitol. Mir fielen Goethes Worte ein: „Marmorbilder steh'n und seh'n mich an", denn wohl schauen sie Einen an, es ist, als lebte wahrlich eine Seele in ihnen, und man möchte sich ihnen anvertrauen. In solchen Augenblicken, wo ich so ergriffen und bezaubert von der Schönheit der Kunst und Natur bin, da sehnt sich mein Herz doppelt nach dem Deinen. — Letzt gingen wir mit der Herz und Thorwaldsen zu Camucini, um seine Bildersammlung zu sehen, die wirklich ein Schatz ist, und die ich mit großer Freude wiedersah. Er hat zwei herrliche Garofalos, einen Guido Reni und viel Schönes, was zu lang wäre zu nennen. Das Juwel der Sammlung sind zwei Raffaels, unaussprechlich schön. — In der Galerie Borghese waren wir auch wieder, man müßte in jedem Zimmer einen Tag bleiben, um all die göttlichen Bilder in Ruhe genießen zu können. Da ist so ein *lieber* Francia und die Grablegung von Raffael, für mich das schönste Bild auf Erden. Nein, es giebt doch nur *einen* Raffael, und Keiner kann je diese Hoheit, diese Größe, mit so viel Grazie und Lieblichkeit verbunden, diesen Schmelz der Farben nachahmen, er ist und bleibt einzig. . . ."

Ein großer Schmerz für Gabriele war die Trennung von ihrer geliebten Adelheid. Ende November verließen Hedemanns Rom, um sich der Heimath wieder zuzuwenden, und Gabriele sieht den Tag des Scheidens mit großer Wehmuth nahen:

„Bald wird der Tag kommen, wo sie von uns reisen wird und ich mich auf lange, lange Zeit werde von ihr trennen müssen. Ach, dieser Gedanke ist schrecklich und stimmt mich zu einer Traurigkeit, die ich nicht auszudrücken vermag. Du wirst es begreifen, theurer Heinrich, wie schrecklich er mir sein muß. Gott weiß es, wie lieb ich alle meine Geschwister habe, wie ich Jedem mit herzlicher Treue anhänge, und nun vollends Adel, die so gut und lieb ist, so ein treues, wahrhaft edles Wesen, das ein jeder Mensch ehren und lieben muß. Sie steht mir so nahe, ist in jedem Gefühle mit mir verwandt, ist immer so liebevoll gegen mich, daß ich nächst Dir und den Eltern wirklich keinen Menschen lieber haben kann. Diese Trennung wird entsetzlich sein, jetzt gerade, wo ihre Nähe und ihre Theilnahme mir so werth sein muß, so unentbehrlich, wo sie mir so wohl thut, ach, es ist hart! . . ."

Von dem Winterleben in Rom, dem Verkehr mit den Künstlern und auch der damaligen Physiognomie der Stadt geben wohl einige Briefe Frau v. Humboldts an die schon mehrfach erwähnte Friederike Brun das lebendigste Bild in engerem Rahmen als Gabrielens tägliche Briefe.

„Rom, den 19. Oktober 1817.

Hier ist in allem diesem ein regeres Leben als in Neapel. Der ganze Campo Vaccino ist eine Ausgrabung. Die einzelne Säule, die für eine übriggebliebene eines Jupitertempels galt, war immer eine einzelne, einem Kaiser (Phocas heißt er, dünkt mich) geweiht. Man ging von den Seiten auf Stufen hinauf. Es haben sich darüber in der Ausgrabung Inschriften gefunden. Die drei Säulen, die in einer Reihe standen, sind Ueberbleibsel eines Tempels der Dioskuren. Man hat in dem Scavo alte konsularische Tafeln gefunden, wodurch auch Lücken in den alten Schriftstellern werden ergänzt werden. Man giebt unverzüglich ein Werk darüber heraus. Die drei Säulen des Jupiter Tonans, die in den Hügel des Kapitols eingesunken standen, stehen von allen Seiten frei auf ihrem hohen Fundament. Es geht eine Treppe hinauf, wahrscheinlich in das Innere des Heiligthums, denn alle diese Tempel und die vorhin erwähnte einzelne Säule stehen auf hohen Fundamenten in

demselben Niveau, und nothwendig mußte man zu ihnen auf Stufen hinaufgehen. Vom Museo Chiaramonti glaube ich geschrieben zu haben. Immerfort wird an seiner Vervollständigung und Ausdehnung gearbeitet. Thorwaldsen hat während meiner Abwesenheit wieder eine Statue gemacht: ein sitzender, jugendlicher Schäfer, wunderschön, ach, und mich tief rührend, denn die Figur hat eine unendlich rührende Aehnlichkeit mit meinem seligen Wilhelm. — Vor drei Tagen war ich mit den Kindern auf der Via Appia. Wir irrten viele Stunden unter diesen Trümmern umher. Es ist von Trauer und Zerstörung, doch eins der ergreifendsten Bilder. Wie oft, wie tief hab' ich Sie zu uns gewünscht! Sie werden doch wiederkommen (seien Sie es gewiß) und vielleicht dann nicht wieder gehen! Ich bleibe den Winter und gehe zum Sommer über Berlin, wo ich bei Theodors Heirath gegenwärtig sein soll, nach England."

„Rom, den 24. Dezember 1817.

Im Mai, meine geliebte Freundin, werde ich von hier scheiden müssen, ach, mit schwerem Herzen. Die Wolzogen kommt im Mai hierher, meine Freundin aus frühesten Lebensjahren. Die Schlegel kommt schon im März, um ein Jahr mit ihren Söhnen hier zu leben, die beide ausgezeichnete Künstler sind. Die Herz aus Berlin ist seit drei Monaten hier. Also hätte man auch einen lieben weiblichen Umgang; aber man muß scheiden!

Im August 1818 denke ich auf der Nebelinsel zu sein. Lund sehe ich viel und gern. Seine immer gleiche treue Freundschaft ist wie ein fester Punkt im Leben. Sein Bild ist fertig. Es ist schön, harmonisch und voll stiller Andacht. Daß sich jeder Maler mit in sein Bild malt, wird mir immer klarer; ich meine sein inneres Wesen, und nach diesem Bilde allein möchte ich sagen: Lund ist ein vortrefflicher Mensch und in seinem Innern geordnet. Sie sehnen sich, meine Theure, zu uns, und wir sehnen Sie her. Ich lebe hier ganz nach meinem Sinn, den Morgen von 12 bis gegen 3 Uhr spazieren gehend oder fahrend zu den Ruinen, in die Villen und Vignien, mit den ganz einzigen Aussichten, still beschäftigt mit den Kindern und mit mir selbst; den Abend kommen meist viele Leute zu mir. Ich bin gut mit Allen, sie mögen neu- oder altkatholisch sein oder Protestanten. Wenn sie nur gute Menschen und gute Künstler sind. Zu diesen guten Künstlern muß ich allerdings einige katholisch gewordene rechnen, aber sie sind es im Geist

der Liebe. Als Künstler sind diese Katholiken mit die besten. Wilhelm Schadow hat ein seltenes Talent und Gefühl für die Farbe, sein liebendes Gemüth spricht sich in seinen Bildern aus, sie haben die Innigkeit, die in ihm wohnt. Overbeck zeichnet und komponirt mit außerordentlicher Reinheit und Korrektheit. Ein gewisser religiöser und sittlicher Sinn waltet über Allem, was aus ihm hervorgeht. Philipp Veit, der Sohn der Schlegel, hat die außerordentlichsten Fortschritte hier gemacht, die man noch je von einem Künstler bemerkt hat. Zwischen seinem ersten und zweiten Bilde liegen nicht drei Monate (welches der effektive Zwischenraum war), sondern drei Jahre. Johann Veit, sein Bruder, arbeitet mühsamer, aber tief, wie es sein ganzes Wesen ist. Diese Brüder Veit waren Juden und wurden katholisch, als sie Christen wurden. Cornelius ist ein außerordentlicher Zeichner, groß, ernst und mannigfaltig in der Komposition. Der Marquis Massimi läßt jetzt Cornelius und Overbeck seine Villa bei Porta San Giovanni ausmalen. Cornelius malt das Gedicht des Dante, Overbeck das des Tasso. Mehrere Kartons sind dazu fertig, es wird eine außerordentlich gehaltvolle Malerei. . . .

Thorwaldsen werden Sie bald sehen. Er denkt ernstlich auf die Reise nach Kopenhagen. Von seinem Vorschreiten als Künstler kann ich nie genug sagen; er steht auf lichter Höhe. Er hat eine neue Statue gemacht (ihm eingegeben durch die Restauration der äginetischen Kunstwerke, die etwas ungemein Hohes, ganz Eigenes, Neues, nie Gesehenes sind), die Hoffnung, die in der Rechten die Granatblume hält, still erhoffend, daß aus ihr die Frucht entkeime. Mit der Linken hebt sie das schöne Gewand. Wie göttlich diese Statue ist, wie sie leicht von dem Fußgestell, obgleich sie mit beiden Füßen darauf steht, Einem entgegenzuschweben scheint, wie sie schön und im höchsten Sinne des Wortes graziös ist, kann ich nie genug sagen. Rauch sah ich leider noch nicht. Er ist in Carrara, wo er sehr viele und sehr schöne Arbeit macht. Rudolph Schadow, Schaller, Eberhard gehören hier nach Thorwaldsen zu den allerbesten.

Bei einem Bäcker auf Piazza Colonna sieht man jetzt eine Auferstehung und ein jüngstes Gericht von Fiesole, aus der Sammlung des Kardinals Valenti, die alle Augen auf sich ziehen. Ein herrlich Bild! Seligere Selige sah ich noch nie als die, so in diesem Bilde, von ihren Schutzengeln geleitet, dem Himmel zuwallen.

Ein sehr braver, neuangekommener, obgleich nicht katholisch gesinnter Maler ist Wach. Er malt das Leben der heiligen Elisabeth — merkwürdig schön. In San Pietro in Montorio hat Palmaroli aufs Herrlichste die Geißelung unseres Herrn Christi von Sebastiano del Piombo hergestellt, in San Clemente zum Theil, was noch zu retten war; in dem von Masaccio dargestellten Leben der heiligen Katharina von Alexandrien. Aber habe ich Ihnen von dem Violinspieler in dem Palast Sciarra geschrieben? (Sciarra und Barberini haben endlich alles Hab und Gut getheilt.) Ach, welch ein Bild, welch ein Portrait! Es soll dieser Violinspieler sein bester Freund gewesen sein; in der Linken hält er den Violinbogen, über den der Maler einen Lorbeerkranz geworfen hat; er ist mit einem Mantel bekleidet und hat ein Barett auf. Er sieht über seine eigene rechte Schulter. Das Bildniß ist gemalt in der Art wie die Fornarina in Florenz; aber welch eine Physiognomie hatte dieser Freund Raffaels! Aller Schmerz und alle Wollust des Lebens und der Liebe sind in diesem Mund und in diesen dunklen Augen! Die Bilder in Sciarra sind sehr schön aufgehängt, nicht solcher Schmutz wie bei Barberini. In Borghese wird auch Alles pulitamente aufgehängt. Die Grablegung da von Raffael ist mit das erste Bild in der Welt.

Wie danke ich Ihnen für die lieben Zeilen über die Gräber meiner Kinder! Wohl ruhen ihre Gebeine in theurer Erde, und über ihrem Grabhügel führt die allgewaltige Zeit ewig neue Gestaltungen des irdischen Lebens, dem sie, so früh entnommen, nur wie eine noch geschlossene Blume angehören.

Ich eile noch zu den nothwendigsten Beantwortungen. Die in der Gegend von Albano gefundenen Gefäße aus sehr hohem Alterthum sind wahrscheinlich, nach Hirt, germanischen Ursprungs, denn man findet dieselben in Deutschland. Man hat sie zur Seite unter den Lagen von Peperino am See hereingeschoben, um eine bergende Decke für die Grabstätten zu haben. Die Vasen, Urnen, in denen zuweilen Halsbänder von Ambra, einiger Schmuck, kleine Schilde und Speere lagen, standen immer, wahrscheinlich familienweise in einem großen irdenen Gefäß, einem solchen ungefähr, wie man noch jetzt zum Aufbewahren des Oels gebraucht, mit Deckeln. Der Ort, wo man sie fand, war zwischen Castel Gandolfo und Marino. Auf Montecavo in Pallazuola war ich

beim allerhimmlischsten Wetter diesen Herbst. Selbst Künstler, die dreißig Mal oben waren, sagten, es nie so gesehen zu haben. O, Sie kommen gewiß wieder hierher zurück. Wir schließen Beide hier den Kreis des Daseins. Das Buch von Visconti werde ich Ihnen suchen zu schaffen. Das Neueste hier ist, daß der reiche Graf Sommariva in Mailand den Alexanderzug von Thorwaldsen, der bis jetzt nur in Gips existirte, in Marmor ausführen läßt. Sie können denken, wie sehr sich Thorwaldsen freut und wir Alle."

„Rom, den 25. Mai 1818.

Liebe Freundin, wie wund mir das Herz ist über mein Weggehen von Rom, können Ihnen keine Worte sagen! Kommen Sie nicht wieder her, wenn Sie nicht bleiben können! Wie das Leben vorschreitet, werden die Kreise des inneren Erkennens weiter und ausgedehnter, und so eignet man sich besser, tiefer und immer inniger diesem Sein hier an, wahrlich ein Eigenes. Ich gebe gern zu, daß es tausend Mangelhaftigkeiten als Leben des Tages hat; aber wenn man selbst dem Tage nicht mehr angehört, wenn das innere Leben aufgeht in dem Ewigen, das Alles, was da ist, umschließt und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich begreift, dann kann man nirgends reicher leben und enden als hier. Gedenken Sie mein den ersten Juli (dieser Brief wird in Ihren Händen sein), da scheide ich von Rom, wie man vom Leben scheidet!

Gewiß hat sich auch eine innigere Tiefe in der Annäherung an das Höhere in uns entwickelt, und diese Annäherung zeigt sich in vielfältigen Formen des Lebens, von denen die Kunst die Blüthe ist.

Thorwaldsen hat seinen Merkur fertig, die Blüthe aller seiner Arbeiten, die schönste aller seiner Statuen, die man aber nicht*) keck gegen jede Antike stellen und vergleichen kann. Ein Merkur als Merkur, schön wie der Antinous und Meleager als solche. Man muß dies Götterbild sehen! Außerdem hat er ein Basrelief für den Kronprinzen von Bayern gemacht. Dieser will nämlich einen Fries, 200 Fuß lang, haben, die Geschichte der christlichen Religion darstellend. Zu dem hat Thorwaldsen ein Stück als Probe gemacht: die drei Marien, die zu dem Grabe kommen und den Engel sitzend auf demselben finden; herrlich schön! Der Engel begeistert nach oben deutend, die Frauen innig und bewegt. Seine Speranza (ich werde davon geschrieben haben) führt er für mich in Marmor aus.

*) Diese Stelle ist augenscheinlich in der Abschrift des nicht mehr zugänglichen Originals verlesen, da sie das Gegentheil dessen ausdrückt, was gesagt werden soll. Statt „nicht" ist vielleicht „auch" oder „wohl" zu lesen.

Cornelius ist als Direktor der Akademie in Düsseldorf, seiner Vaterstadt, mit 2000 fl. Gehalt berufen und soll außerdem drei Säle in München, alte Götterfabel, spätere und Heroenzeit, in Fresko ausmalen. Overbeck macht herrliche Kartons zu der Villa Massimi, beide Brüder Schadow als Maler und Bildhauer machen herrliche Arbeiten; Rauch ist in diesem Augenblick in Neapel, geht im Juni nach Berlin mit großen Arbeiten, die er in zwei Jahren in Carrara ausführte; Wach aus Berlin malt zwei herrliche Bilder für den König und für Prinzessin Wilhelm, das Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen. Ein ganz neuer Anflug junger Leute, ganz junger zwanzigjähriger, verspricht Außerordentliches. Namen, die Sie vielleicht noch nie gehört haben und die es so verdienen, daß Schadow mir letzthin sagte: „Wenn wir uns nicht daran halten, so überflügeln uns diese!“ Darunter ist z. B. Schnorr aus Leipzig, Ruhl aus Kassel, Eggers aus Strelitz, Lengerich aus Stettin, Fohr aus Heidelberg u. a. m. Mit einem Wort, ein reges Leben zeigt sich überall. Von dem wirklich schönen Feste, das die Künstler dem Kronprinzen von Bayern gegeben haben, werden Andere Ihnen geschrieben haben. Agricola schließt sich den Deutschen an und malt schöne Bilder; L. und C. sind auch wirklich nicht mehr anzusehen, denn es ist das Eigene des Schlechten und des Guten, daß es nie stehen bleibt, es wird immer schlechter oder immer besser; so ist Thorwaldsens letzte Statue immer seine beste, Schadows letztes Bild immer das beste. Vogel hätte ich, besonders in Hinsicht der Farbe, auch noch unter den Ausgezeichnetsten nennen sollen, er ist aus dem Erzgebirge.

Roccas Tod hat mich bewegt und gefreut. Er war in einem üblen Gesundheitszustand und hatte erlebt, was nicht zu überleben ist. Wohl ihm, die Ruhe gefunden zu haben!“

Frau v. Humboldt machte in dieser Zeit manchen Ankauf schöner alter Bilder, deren Auffinden, Entdecken und Erkennen die Künstler nicht selten in heftige Aufregung versetzte und zu interessantem Disputiren veranlaßte. Die ganze Familie, gegenwärtig oder abwesend, alle Freunde und Bekannten nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Erwerb eines echten Giulio Romano, Luca Signorelli oder Filippo Lippi. Eine damalige Aeußerung Frau v. Humboldts über ein Bild Raffaels kennzeichnet einen Grad der Begeisterung, der in unserer Zeit, die sich mehr

der Würdigung materieller als wahrhaft edler geistiger Genüsse zuneigt, nur allzu selten geworden ist und daher hier mit angeführt sein möge: „. . . Die Grablegung ist das himmlischste Bild, das es giebt, die Krone aller Kompositionen, die Blüthe von Raffaels heiliger Kunst! Er war tiefbewegt um den Tod seiner Eltern, als er dies Bild in der Fülle seiner Jugend malte. Die Wehmuth und die Liebe seines Gemüths spricht aus Allem. Der Kopf des verblichenen Erlösers ist unnachahmlich, — ein mildes ewiges Erbarmen spricht aus den todten Zügen. Maria Magdalena ist in ihrem Schmerz, in der Liebe und Innigkeit, mit der sie die Hand des Verblichenen an ihre Brust drückt, so, daß man sie nicht ohne Thränen ansehen kann, Maria, die Mutter, sinkt vor dem Anblick wie aufgelöst in die Knie, und wie wird sie unterstützt! — Ich gehe, so oft ich kann, nach dem Palast Borghese, aber wenn ich was Anderes sehen will, muß ich in das Zimmer, wo die Grablegung hängt, zuletzt gehen, denn sonst kann ich nichts mehr sehen. In der Zeit der römischen Republik war das Bild, das Original, einen Tag, einen einzigen, um schnell Geld zu haben, um 2000 Scudi feil! Und hätte man lebenslang Wasser trinken und Brot essen müssen, so hätte ich's gekauft, das weiß ich!"

Sie hatte wenigstens die Freude, eine alte vorzügliche Kopie erwerben zu können, um deren Schönheit willen man Raffael selbst Einzelnes darin zuschrieb. Jedenfalls ist sie wohl noch zu des großen Meisters Zeit und unter seinen Augen ausgeführt. Andere ihr besonders theure Bilder ließ Frau v. Humboldt von den ihr bekannten Künstlern nach den Originalen kopiren. Alle diese Bilder schmückten auch später die Wände von Gabrielens Wohnung, und bis in ihr Alter erfreute sie sich unter anderen an den schönsten Kopien ihres Lieblings Raffael: Die Grablegung, die Krönung Mariä, die Madonnen della Sedia, del Cardellino, Colonna, Conestabile, der Violinspieler, die Vision des Ezechiel.

Doch zurück zum Jahre 1818! Gabriele selbst stellt das neue Jahr in der Sylvesternacht vor, und so brach es für sie unter heiteren Scherzen an. Zu dem immer größer werdenden Kreise römischer Freunde, die, gefesselt von Frau v. Humboldts Geist und Liebenswürdigkeit, sich jeden Abend in ihrem Salon versammelten, gesellte sich der kunstliebende, geistvolle Kronprinz von Bayern, der nachmalige König

Ludwig I. „Ich kann", meint er, „nicht ruhig schlafen, ehe ich nicht in Frau v. Humboldt wie in einem Spiegel Alles wieder erblickt habe, was ich den Tag über sehe und genieße." Nebenbei quält er Gabriele, deren Verlobtsein er auf unerklärliche Weise erfahren, mit unerschöpflichen Neckereien, apostrophirt sie immer als Fräulein Braut und deklamirt ihr „Der Eichwald brauset, die Wolken zieh'n" und andere rührende Lieder vor. Hatten aber auch hier und da die Leute ihren Verdacht — denn: Liebe und Husten lassen sich nicht verbergen, sagt schon ein altes italienisches Sprichwort —, so wurde das Geheimniß des Brautstandes von der Familie doch streng bewahrt, und Gabriele hatte eine lange Uebung in der Selbstbeherrschung durchzumachen, die ihr im späteren Leben sehr zu statten kam, aber ihr damals oft noch recht schwer wurde.

„Es geht mir oft kalt und warm durch die Seele", schreibt sie, „wenn fremde Menschen von der Zusammenkunft der Monarchen reden und sie bald hier, bald dort, um diese und jene Zeit bestimmen. Es hängt an dieser Zusammenkunft für mich so Vieles, ich möchte sagen, Alles, unsere Heimreise, unser Wiedersehen. Es gehört wirklich viel dazu, sich nicht zu verrathen, so hätte ich es neulich bei anderer Gelegenheit beinahe gethan. Es war ein junger Mensch hier den Abend, der erzählte mir, er schriebe nur alle sechs Wochen seiner Braut. Der bloße Gedanke brachte mich so außer mir, daß ich sehr lebhaft wurde und deutlich und heftig ihm meine Meinung sagte. . . ."

Ihrem Schwager schreibt Gabriele:

„Rom, den 28. März 1818.

Lieber, theurer August!

Ich schreibe Dir diese Zeilen, damit Du nicht glauben sollst, daß ich pedantisch erst auf eine Antwort warte, und um Dir endlich wieder einige Worte der Liebe und des Andenkens zu sagen, was ich recht lange nicht gethan, obgleich mein Herz ganz durchdrungen davon ist. Ihr, meine Lieben, habt mir seit dem traurigen Augenblick Eurer Abreise täglich gefehlt, und stets habe ich die herzlichste Sehnsucht empfunden, doch nie war diese so groß wie in dieser letzten Zeit. Es ist ein großes, tiefes Bedürfniß meines Gemüths, in Augenblicken, wo ich ganz ergriffen von etwas Schönem bin, die Menschen, die mir lieb und theuer sind, um mich zu haben und mit ihnen mich zu freuen, und die

Entbehrung dieser großen, vielleicht einzig wahren Freude macht mir viel Schmerz. Diesen Schmerz habe ich denn in großem Maße gehabt, da ich so viele solcher Augenblicke erlebt habe und so viel Schönes sah und hörte. Das Miserere in Capella Sistina, die Kuppel- und Kreuzerleuchtung und Girandola. Alle diese Feierlichkeiten wurden von dem himmlischsten Wetter begünstigt, und ich kann Dir nicht beschreiben, welch einen Eindruck sie mir machten und auf ewig zurückgelassen haben. Die Kuppelerleuchtung bleibt denn noch immer das Schönste und Grandioseste, und insofern könnt Ihr Euch trösten, nicht hier gewesen zu sein, indeß auch das Wiedersehen ist sehr schön, und die Kreuzerleuchtung ist, obgleich kleiner, doch unendlich schön. Mich aber hat das Miserere am tiefsten ergriffen. Die anderen Feierlichkeiten haben wir, das große Gedränge fürchtend, nicht gesehen. Ich freue mich sehr, das Petersfest noch einmal hier zu erleben, es ist doch zu einzig schön, und man nimmt ein herrliches Bild mit sich. Verzeih, theurer, lieber August, wenn ich heute nicht mehr schreibe, ich muß jetzt schließen, aber einige Worte mußte ich Dir doch wieder aus der von uns Allen so geliebten Roma sagen, die so, wie sie einst die Weltbeherrschende war, jetzt die Gemüthbeherrschende ist, denn wer sie einmal sah und nur einen Funken wahrer Empfindung in seinem Herzen hegt, muß sie ewig lieben. Wir kommen aber gewiß einstens Alle wieder her. Ich wenigstens muß mit Bülow eine Zeit lang hier leben. Lebe wohl, geliebter August, lebe recht herzlich wohl, grüße innigst die lieben Deinigen und alle Bekannten und gedenke freundlich meiner.

G."

Rauchs Rückkehr nach Rom machte den Mai zu einem besonders glücklichen Monat, und Rauch ist wieder wie früher der Hausfreund und stete Begleiter bei allen Kunstreisen innerhalb der ewigen Stadt.

Zu ihrem sechzehnten Geburtstage wird Gabriele von den Künstlern in Wort und Bild angefeiert, aber der nahende Abschied von Rom erfüllt sie mit Trauer. Eine tiefe, wehmüthige Liebe zur ewigen Stadt hatte sich in ihr entwickelt, und während sie anfangs immer sich zu dem Geliebten zurücksehnt, so wünscht sie ihn jetzt zu sich her: „In wenigen Wochen werde ich Rom Lebewohl sagen", schreibt sie, „und eigentlich beginnt diese Zeit schon jetzt. So unaussprechlich beseligend mir auch die Ursache davon ist, so kann ich doch nicht anders, als mit tiefem

Schmerz Abschied von hier nehmen. Das begreifst Du, und dieser Schmerz wird um so größer, da unser Wiedersehen nicht gleich auf die Abreise von hier erfolgt. Es liegt in dem nie wieder etwas so Schmerzliches bei Allem, was man lieb und gern hat, — aber nach Rom muß mein Schicksal mich einst zurückführen mit Dir."

Gabrielens Stellung war zwischen widerstreitenden Gefühlen eine recht schwierige; ihr weiches, mitfühlendes Gemüth, ihre herzliche Theilnahme und die Achtung vor dem Schmerz Anderer, aber dabei auch das Festhalten ihrer Eigenart spricht sie schön und wahr aus:

„. . . Ich bin in einer recht wunderbaren Lage, die mir wehe Stunden und Tage verursachen wird. Du weißt es, wie ich Rom liebe, aber Du kennst auch die starken Bande, die mich fort von hier ziehen. Man kann mir viele Fehler vorwerfen, die leider nur zu wahr sind, doch des Einen kann man mich nicht beschuldigen, nämlich des Mangels an Theilnahme, was meine Umgebung betrifft, und da wird gerade in meinem jetzigen Verhältniß mein Herz manche Wunde erleiden. Für die Mutter und Caroline wird die Abreise von hier noch unvergleichlich viel schmerzlicher als für mich sein, besonders für Caroline, obgleich sie nicht so wie die Mutter Rom lieben kann. Aber ist auch die Liebe der Mutter zu Rom ihrer innersten Natur und ihrem Wesen, ihrer Kenntniß und ihrem Interesse für die Kunst und für alles Schöne, kurz ihrem ganzen Sein nach größer als die von Caroline, so ziehen zu starke Bande sie zurück (meiner Empfindung nach), um daß nicht nach dem ersten heftigen Schmerz die Freude überwiegend sei. Allein bei Caroline ist das nicht so der Fall. Sie liebt ihre Angehörigen mit wahrhaft rührender Treue und Anhänglichkeit, aber auch die Freude des Wiedersehens kann sie nicht entschädigen für das, was sie hier verliert. Es ist nicht allein die Liebe zu Rom an und für sich, denn die, glaube ich, habe ich mit ihr gleich, es ist so vieles Andere, was ihr den Aufenthalt hier theuer und angenehm machen muß, was ich, da ich sie so genau kenne, begreifen, obgleich nicht mit ihr theilen kann. Kurz, der Schmerz, den sie empfinden werden, wird schrecklich sein und von größter Wirkung auf mich. Ich begreife die Ursachen ganz, ich werde sie unendlich bedauern, aber ich kann es nicht theilen, und dieser Widerspruch, dieses Schwanken von einer Empfindung zur anderen ist es eben, das, ich fühle es schon jetzt, mir entsetzlich schmerzlich sein wird. Sie sind Beide zu lieb und zu gut, um

zu verlangen, daß ich in dem Maße mit ihnen trauern soll, aber wenn man ein weiches Herz hat und die Seinen so innig und herzlich liebt, dann thut es so weh, nicht vollen, reinen Antheil gerade an ihrem Schmerz nehmen zu können, und ich kann's doch nicht. Die Ursache dieses Widerspruchs ist zu wichtig und mir zu theuer."

Ueber den letzten Tag in Rom, den 2. Juli, breitete sich unerwartet ein Trauerschleier durch den jähen Tod eines der Künstler, die den Humboldtschen Kreis geziert hatten, eines jungen Malers, Philipp Fohr, aus Heidelberg. Erst zweiundzwanzig Jahr alt, zeigte er schon ein so hervorragendes Talent, daß man ihm die glänzendste Zukunft voraussagen und für die Kunst Bedeutendes von ihm hoffen durfte. Seine letzte Federskizze, nach welcher er für Frau v. Humboldt ein Bild ausführen sollte, und die er ihr wenige Stunden vor seinem Ende brachte, stellt den grimmen Hagen dar. So hätte wohl ein Dürer die ritterliche Gestalt gezeichnet, wie er vom hohen Ufer herab Zwiesprache mit den Donaunixen hält, die ihm den unabwendbaren Untergang verkünden. Schon naht ihm von hinten drohend der Sensenmann. — Ist es schon an sich eine seltsam packende Darstellung, so gewinnt sie noch eine besonders ergreifende Bedeutung durch den unmittelbar darauf folgenden Tod des jungen Malers. Im Vollgefühl seiner jugendlichen Kraft hatte er sich vermessen, den Tiber zu durchschwimmen, und wohl die reißende Strömung unterschätzt. Die Tibernixen zogen ihn hinunter in die kühlen Wellen, die er so meisterhaft wiederzugeben verstand. Nach langem Suchen erst wurde der Leichnam gefunden, und auch er ward am Testaccio bestattet. —

Der Humboldtsche Reisewagen rollte zur Porta del Popolo hinaus über Ponte Molle gen Norden. Bis zur ersten Station La Storta gaben alle Freunde und Bekannte den Scheidenden in fünfzehn Wagen das Geleit, von da an blieb nur der Maler Russcheweigh mit ihnen, da man doch nicht ganz des männlichen Schutzes entbehren konnte. Ueber Terni, Spoleto und Foligno gelangten die Reisenden in vier Tagen nach Nocera, einem kleinen unschönen Bade in den Apenninen, wo Frau v. Humboldt und Caroline die Quellen brauchen sollten. Während des dortigen Aufenthaltes entschied es sich, als Folge von Humboldts vergeblichen Bemühungen, aus London abberufen zu werden, daß die Seinigen ihn zunächst nicht in Deutschland vorfinden und daher

auch die Heimreise noch nicht antreten würden. Frau v. Humboldt beschloß deshalb, im August nochmals nach Rom zurückzukehren, um dort ihre Bestimmung für die Zukunft abzuwarten. Für Gabriele war diese gänzliche Unbestimmtheit der Rückkehr gerade jetzt, wo sie sich dem Ziele näher glaubte, eine rechte Geduldsprobe. Aber da sie nicht mit ihrem Verlobten vereint sein kann, ist ihr kein Aufenthalt für die Zwischenzeit lieber als Rom, und gern machen sich Alle wieder dorthin auf den Weg, der dieses Mal über Perugia und Assisi genommen wird. Gabriele schreibt über diese Orte:

„. . . Die Ebene zwischen Foligno und Perugia ist unendlich schön. Zur Linken sieht man in der Ferne duftig blaue Gebirgsketten, zur Rechten anmuthig blühende Hügel, mit freundlichen Villen und Lusthäusern geschmückt. Bald erblickt man auf dieser Seite das schöne Assisi mit seiner majestätischen Kirche San Francesco. Perugia selbst liegt auf einem hohen, steilen Berge, von welchem man die ganze herrliche, blühende, fruchtbare Gegend übersieht. Die Stadt ist groß, aber, ausgenommen die Hauptstraße, sehr eng gebaut und todt, wie überhaupt alle diese Städte. Aber sie scheint Einem wie geheiligt durch die Erinnerung an die hohen Künstler und Menschen, die dort gewandelt haben. Ergreift Einen dies Gefühl schon beim Hereintreten mit wunderbarer Stärke, so geht das Herz ganz in demselben über und versinkt in Entzücken und Bewunderung, wenn man erst ihre Werke sieht. Pietro Perugino lernt man hier erst ganz kennen. Wir blieben drei Tage und gingen immer früh um sechs Uhr aus, um Alles recht mit Muße und Ruhe zu sehen. Das waren sehr herrliche Stunden, die ich nie vergessen werde. Einen nicht minder schönen Tag brachten wir in Assisi zu, wohin wir dann fuhren. Das ist etwas ganz Einziges und Herrliches. Die Kirche dieses Ortes, San Francesco genannt, ist dem Heiligen zu Ehren erbaut, der aus Assisi gebürtig war. Sie zu beschreiben, ist mir nicht möglich, und Du mußt es mir verzeihen, wenn Du kein klares Bild durch meine Beschreibung erhältst. Es sind drei Kirchen übereinander, das Ganze ruht auf alten Substruktionen. In die erste und unterste Kirche kann man garnicht kommen, es geht eine dunkle Sage, daß der Leichnam des Heiligen drin liege, und seit undenklichen Zeiten ist Niemand hinein gekommen. Die zweite Kirche ist an Bauart das Wunderbarste, was man sehen kann, mit ihren

weiten niedrigen Bogen und hohen gemalten Fenstern. Es ist nicht mit Worten wiederzugeben, welchen geheimnißvollen, feierlichen, ich möchte sagen, schauerlichen Eindruck dieses Gebäude auf Einen macht. Ganz verschieden wirkt die dritte Kirche, die wieder, hoch und schlank, einen heiteren Charakter hat. Beides hebt aber zur Anbetung und zum tiefsten Dank gegen Gott. Die obere Kirche ist ganz von Cimabue und Giotto gemalt, von Ersterem das alte Testament, von Letzterem die Lebensgeschichte des Heiligen. Die untere Kirche ist ebenfalls, ja noch mehr, ganz und gar, bis auf das kleinste Fleckchen gemalt von Giottino, Giotto, Memmi, Taddeo und Giovanni Gaddi und Anderen. Es ist eine ganze Kunstgeschichte in diesem Gebäude und die Schönheit der Gemälde nicht auszusprechen. Acht Stunden brachten wir allein mit dem Besehen dieses Wunderwerkes zu. In Spoleto hielten wir uns auch auf und erreichten über Terni bei guter Zeit am Donnerstag, den 6. August, Rom. Ich freute mich sehr, wie ich die liebe Stadt erblickte und die bekannten Berge in der Ferne sah. Es ist und bleibt die Hauptstadt der Welt, und keine andere kann auch den Charakter haben."

Kaum nach Rom zurückgekehrt, wurde Frau v. Humboldts leidender Zustand um so Vieles schlimmer, daß beide Töchter eine sorgenvolle Pflegezeit verlebten. Als es Humboldt endlich gelingt, den Londoner Posten zu verlassen, ihm nach dem Aachener Kongreß und den Arbeiten am Bundestage in Frankfurt der Eintritt ins Ministerium und damit ein längerer Aufenthalt in Deutschland in Aussicht steht und er nun die Rückkehr der Seinen wünscht, da ist für seine Frau die Reise unmöglich. Ihr lebhafter Geist überwand zwar immer wieder die Schwäche des Körpers, und mit nie versiegender Heiterkeit suchte sie die Ihrigen über ihre Leiden zu beruhigen, allein die beschwerliche Reise, der Klimawechsel in ungünstiger Jahreszeit wären bei ihrer Zartheit ein tollkühnes Unternehmen gewesen, und so verstrich noch ein Winter in Rom. Infolge von Frau v. Humboldts Gesundheitszustand war er weit weniger gesellig als die vorigen, aber im näheren freundschaftlichen Verkehr bot er auch seine Freuden. Frau v. Schlegel, Madame Herz, die schönen Prinzessinnen von Kurland: die Herzogin Wilhelmine von Sagan, Fürstin Pauline von Hohenzollern und Herzogin Jeanne von Acerenza, mit welch letzteren zwei Schwestern namentlich Frau v. Humboldt schon aus Paris und Wien her eine herzliche Freund-

schaft verband, — sie alle machten längere oder kürzere Aufenthalte in Rom und gehörten zu denen, die Frau v. Humboldt täglich bei sich sah und denen sie auch die Töchter hin und wieder zu Fahrten und kleinen Ausflügen mitgab, wenn sie selbst sich der Anstrengung nicht gewachsen fühlte.

Gabriele schreibt ihrer Schwester:

„Rom, den 15. Januar 1819.

Mit der herzlichsten Freude habe ich gestern Deinen lieben Brief vom 25. Dezember erhalten, meine theure, geliebte Adelheid, und beeile mich, Dir sogleich für selbigen zu danken. Rauchs fortgehende Besserung freut mich unbeschreiblich, wir haben recht angstvolle Tage um ihn verlebt. Grüße ihn recht sehr von mir, liebe Schwester.

Dein Weihnachten ist ja unendlich schön gewesen, und ich gratulire Dir dazu. Des Vaters Geschenk ist nicht das schlechteste darunter. Wegen der Festlichkeiten, in denen Du lebst, beneide ich Dich nicht, sondern bedaure Dich herzlich. Wir leben hier um desto stiller, haben doch aber auch große Feierlichkeiten gehabt, nicht für das Leben, sondern für den Tod, doch den Römern ist das ziemlich einerlei gewesen, und sie haben denselben Spaß dabei gehabt. Die Königin von Spanien ist nämlich vor vierzehn Tagen gestorben, und eine ganze Woche haben ihre Ueberreste die Stadt unterhalten müssen. Es klingt häßlich, aber es ist wirklich wahr. Mehrere Tage war sie im Palast Barberini ausgestellt, am Sonnabend Abend wurde sie nach S. Maria Maggiore gebracht und von dort aus am Sonntag Nachmittag nach St. Peter, wo sie beigesetzt worden ist, begraben ist sie oder wird sie in St. Alessio, doch ganz in der Stille. Der Zug war schön, herrlich aber sah S. Maria Maggiore aus, ganz schwarz behängt und mit vielen Lichtern geziert, es machte großen Eindruck. Eine grausenerregende Sitte ist die, daß, bis die Königin beerdigt ist, alle Geschäfte im Palast fortgehen, als lebte sie noch. Es wird für sie gekocht, angespannt, kurz Alles wird gethan, ihre Hofdamen putzen und kleiden sich wie zu ihren Lebzeiten, bis daß sie fortgebracht wird. Dann wird Allen im Hause gesagt, daß Ihre Majestät nichts mehr beföhlen, und dann wird erst die Trauer angelegt. Ich finde diese Sitte entsetzlich und kann auch nicht ihren Sinn erkennen.

Es sind allein zehntausend Messen für die Königin von Spanien

gelesen worden, und zweitausend läßt ihre Tochter, die Königin von Etrurien, noch für sie lesen. Vera sagt, sie hätten sie per forza spedita nell' Paradiso.

Am Sonntag kam die Nachricht des Todes der jungen regierenden Königin von Spanien, die am 26. an einem Schlagfluß gestorben ist. Es ist ein wunderbares Schicksal.

Bülow ist fortwährend noch in London. Gewiß, Du begreifst es, wie ich oft recht traurig bin. Ich kann nicht froh genug sein, daß ich mit einem eigentlich heiteren Sinn begabt bin, so daß meine innere Traurigkeit nicht die Heiterkeit der Anderen stört, wie ich wenigstens hoffe und danach strebe, denn ich sehe das als eine Pflicht an, sowohl gegen die Meinigen als gegen Bülow. . . . Verzeih, meine theure Adel, all diese Klagen, mein inniges Vertrauen zu Dir ließ sie mich aussprechen. Möchten nur meine Wünsche für Dich und Deinen August in Erfüllung gehen, so werdet ihr wahrlich sehr glücklich sein. Es kann wohl schwerlich einen Menschen auf dieser Welt geben, der so wie ich Euch mit so inniger, herzlicher Liebe anhängt. Meine geliebte Schwester, laß es mich zu meiner eigenen Freude wiederholen, mich es sagen, wie groß meine Liebe zu Euch ist, wie ich Euch mit ganzer Seele anhänge und wahrhaft liebe, mehr als Ihr es vielleicht wißt und ich es je habe beweisen können, aber es ist wahr, ich habe etwas Verschlossenes in meinem Wesen, und darum kann ich nie ganz ausdrücken, was ich im Herzen empfinde. Lebe nun wohl, meine liebe, liebe Schwester, schreibe mir recht bald wieder, grüße Deinen August mit aller Herzlichkeit und allem Antheil meiner Seele. Mit immer gleicher Liebe

Deine Gabriele."

Frau v. Humboldts Geburtstag, der mit dem letzten Tage des Karnevals zusammentraf, wurde sehr heiter gefeiert, und Gabriele berichtet ihrem Verlobten, wie sie vollen Antheil an der allgemeinen Lustigkeit genommen:

„Rom, den 24. Februar 1819.

Mein lieber, theurer Heinrich!

Es würde mir sehr große Freude gemacht haben, Dir gestern an dem uns Allen so theuren Tage wenigstens einige Zeilen haben schreiben zu können. Allein es war mir durchaus unmöglich, denn der Tag war

so besetzt, daß kein ruhiger Augenblick blieb. Den ganzen Morgen kamen Besuche, um der lieben Mutter zu gratuliren. Sie hat von den Künstlern die schönsten Geschenke bekommen an Bildern und Zeichnungen, die schon an sich sehr schön sind, aber durch den Sinn und durch den Beweis der herzlichsten, treuesten Anhänglichkeit, den sie gaben, noch viel schöner werden. Die liebe Mutter wird hier wirklich allgemein verehrt und geliebt, und es wird ein großer Schmerz sein, sie scheiden zu sehen. Es ist sehr angenehm, dieser Empfindungen gewiß zu sein im Kreise seiner Gesellschaft, denn durch sie kann doch erst das Herz sich wohl darin fühlen. Doch diese wohlthuende Empfindung wird die liebe Mutter überall und an jedem Orte genießen, denn sie trägt die Ursache davon in ihrem Gemüth. Gott erhalte sie uns noch viele, viele Jahre und stärke bald ihre Gesundheit vollkommen, die seit vorgestern etwas besser wieder ist zu unser Aller Freude. Da es der letzte Tag des Karnevals war, gingen wir in den Korso. Der Spaß mit den Moccoli, von dem ich Dir wohl schon voriges Jahr schrieb, fiel noch sehr gut aus. Dieser Spaß ist wirklich hübsch; die Idee ist, daß der Karneval mit diesen vielen Lichtern zu Grabe getragen wird, allein es ist ein sehr lustiger Leichenzug. Von allen Seiten schallt es: „è morto il Carnavale“ und „ammazzato chi non ha moccoli“, und Einer versucht dem Anderen das Licht auszublasen oder zu schlagen, und das erloschene wird wieder möglichst rasch an dem des Nachbars angezündet. Man muß an dieser Lustigkeit theilnehmen, sie reißt Einen mit sich fort. — Nach Hause gekommen, maskirten wir uns in aller Eile, ich als Trasteverina, in welchem Anzuge ich so verändert erschien, daß ich glaube, Du selbst, mein Heinrich, würdest mich nicht erkannt haben. Es wurde eine Komödie gespielt; dann kamen die Künstler, auch verkleidet in wunderbarem Aufzuge, und brachten allerhand Witze vor. Nun wurde soupirt und darauf getanzt. Es herrschte die munterste Laune bei Allen, und ein Jeder war froh und heiter. Auch ich, denn wie sollte ich es nicht an einem solchen Tage sein! Daß ich aber trotzdem, ja gerade darum recht aus tiefster Seele an Dich dachte und nach Dir mich sehnte, brauche ich nicht erst zu versichern, wir lieben uns zu innig, um des ununterbrochenen Denkens aneinander nicht fest überzeugt zu sein und uns nicht Freude und Freudigkeit zu gönnen auch in weiter und langer Trennung. Du hast mich selbst oft innig gebeten, an der

Heiterkeit meiner Umgebung freudigen Antheil zu nehmen, daß es nicht gut von mir wäre, es nicht zu thun, und dann treibt mich auch der mir angeborene heitere Sinn dazu, der große Gewalt, ja mir kommt es beinahe vor, oft zu große Gewalt über mich hat, denn mich erschreckt doch oft der Gedanke, daß aus diesem leichten Sinn Leichtsinn entstehen könnte, der doch nicht gut ist. Die Scheidewand zwischen Gutem und Bösem ist so dünn, so fein. Ich habe ja kein tieferes und innigeres Streben als das, Dich in jedem Augenblick meines Lebens glücklich zu machen, Deine Freude zu erhöhen und Deinen Schmerz zu mildern. Ich werde dieses Ziel, was mir einstens zur heiligen und ernsten Pflicht gemacht werden wird, nie so ganz erreichen, als ich es wünsche, als Du es verdienst, allein auch in Deiner Schuld zu sein ist mir unendlich süß, so daß ich immer durch Deine Liebe glücklich sein werde. Du erwarteſt von mir ein Aushelfen? — Ich werde danach streben, dieses Vertrauen zu verdienen, und Gott darum bitten, und so wollen wir in liebender Vereinigung Einer dem Anderen helfen und zusammen des Lebens Schmerzen und des Lebens Freuden ertragen und genießen Beide sind unzertrennlich und müssen das Leben begleiten, und mir will es scheinen, als sei diese innige Vereinigung ein Glück. Wie leer wäre auch das Leben, wenn man aus Furcht vor folgendem Schmerz sich nicht freuen wollte.

. . . Der Himmel ist heute wieder ganz grau, und es regnet in einem fort. Mit dem Allem, oder vielmehr gerade dadurch fangen die Bäume schon an grün zu werden. Auf der Trinità sind einige Thränenweiden mit einem grünen Schleier angehaucht. Mich erfaßt es wie eine wehe Vorbedeutung, daß gerade die Thränenweiden zuerst zu grünen beginnen. — Es fehlen nur noch wenig Wochen bis zu dem Tage, der unsere zweijährige Trennung bezeichnet, und noch sehe ich die Erfüllung unseres Wunsches nicht nahen. Kann man es mir verdenken, wenn ich Augenblicke tiefſter Betrübniß habe? Du haſt mich sehr gerührt, meine liebste Seele, indem Du Dich mit einer Hieroglyphe vergleichſt. Allein und ungekannt biſt Du in London, das ist wahr, aber unverständlich mir, erlaube, daß ich's sage, biſt Du, Gott sei Dank, nicht. Dir selbſt unverständlich, gebe ich schon eher zu und verstehe, wie Du's meinſt, denn auch ich bin es mir, wie es überhaupt wenig Menschen geben mag, die sich selbſt ganz verstehen, ich weiß nicht zu sagen, ob glücklicher- oder

unglücklicherweise. Ich glaube aber Beides, nämlich: für den, der im Leben keinem Wesen begegnet, das ihn mit Liebe erfüllt, ist es unglücklich, für den aber, dem dieser Segen zu Theil wird, ist es nicht unglücklich, denn er lernt sich in dem Gegenstand seiner Liebe selbst erkennen.

Lebe wohl, mein theuerstes Leben, Du liebes Wesen, durch das der Liebe Glück mir geworden ist, der Himmel mache mich dessen würdig und segne Dich, Geliebter, Theuerer.

G."

Bülow war seit Humboldts Abberufung zu dem Aachener Kongreß (November 1818) als erster Geschäftsträger in London zurückgeblieben und bewies in dieser verantwortlichen Stellung zum ersten Male seine glänzenden Fähigkeiten als Diplomat. Je höher aber nun seine Thätigkeit in London anerkannt wurde, desto mehr schwand die Aussicht für ihn, von dort abgelöst zu werden; immer wieder verzögerte man die Ernennung eines neuen preußischen Gesandten, unwiderstehlich wuchs die Sehnsucht nach seiner Braut, und endlich kündigt er Gabriele seine Absich an, einen längeren Urlaub zu erbitten und alle Hebel in Bewegung zu setzen, um ein Wiedersehen zu erreichen.

„London, den 4. Dezember 1818.

. . . Sollte es wahr werden, was ich hoffe und glaube, daß bis zum Februar bestimmt der neue Gesandte hier sein wird, so baue ich kühne Luftschlösser und sehe die Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung nicht ein. Das Sein hier soll meinen Ruf bilden, und ich hasse es, ich sitze wieder in dicker Nebelluft, während Ihr unter blauem Himmel wandelt. Was die Gewohnheit beim Menschen vermag, zeigt der Engländer. Stockfinster war es heute Morgen um elf Uhr noch, und doch versicherte mir mein Sprachmeister beim Hereintreten ins Zimmer, es sei: a very fine day. Diesmal ärgerte mich dies Gewohnheitsthier, und ich gab meiner Galle Raum. Ich bat ihn um einen fashionablen Ausdruck für einen nebligen Tag in der Art, wie ich einen solchen für einen regnichten in dem Worte umbrelliferous gefunden hatte. Gegen die Nebel schützt nichts als gänzliches Ausschließen des Tageslichts. Zum Ausgehen muß ich an solchen Tagen meinen Bedienten mit der Laterne mitnehmen, denn man kann nicht Hand vor Augen sehen. Solange man nicht anfängt zu behaupten, daß ein gelber Tag ein schöner sei, will ich nie anders als in Geschäften wieder in dies Eiland zurückkommen. In

meinen Zimmern ist ein ewiger Wirbelwind. Jetzt lasse ich alle Ritzen verkleistern, doch was hilft das Alles, hänge ich den Thermometer an meine Stuhllehne, so zeigt er 7 Grad Wärme mehr, als wenn ich ihm seinen Platz vor mir am Tisch anweise. Das Beste ist wahrlich bei all dem Ungemach, daß ich von Geschäften überhäuft bin. Sind wir aber einmal über die winterlichen Tage hinaus, so ist der Frühling und die Stunde da, wo Entscheidung und Ausführung meiner Pläne zusammentreffen muß. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn die liebe Mutter meinen Wunsch etwas zu Herzen nehmen wollte. Glaubt sie, daß es anginge, wenn ich London verlassen und Urlaub erhalten sollte, zu Euch nach Rom zu fliegen und dort bis zum Zeitpunkt zu bleiben, wo ihr zurückkommen würdet, nun, so möchte ich mit dem Moment die Sache als gewiß ansehen. Der Vater würde gewiß, wenn sie ihm deshalb schriebe, nichts dawider haben, ja, er würde gewiß Alles thun, um mir zu diesem Glücke zu helfen, für das ich keinen Namen weiß, ja, von dessen Erfüllung viel mehr abhängen dürfte für unsere freudenvolle Zukunft, liebste Gabriele, als ich es Dir jetzt sagen kann. Ich werde mir ein Herz nehmen und dem lieben Vater meine Bitte geradezu vortragen, vertritt Du, süße Seele, bei der lieben Mutter mich und beschwöre und flehe sie an, mir meinen Wunsch zu gewähren. Von ihr muß die Sache ausgehen, sonst wird nimmer was daraus, ich habe ein ganz gewaltiges Vertrauen zu ihr in dieser Hinsicht; könnte ich nur schon wissen, was sie zu meinen schönen Plänen sagt! Sie liebt Italien ja so sehr, daß sie es begreiflich finden muß, daß ich auch das zu sehen wünsche, was Dir und Euch Allen so unaussprechlich theuer ist. Euer Glück und Eure Freude sind ja auch mir gemein, wie sollte ich da nicht den Gegenstand solcher Gefühle kennen lernen wollen? Ich sehe schon nichts als Kunst und italische Gebilde, wenn ich in meinen Gedanken auf diesen Punkt komme. Laß nur nicht ab, die Mutter inständigst und immer inständiger zu bitten. Sie weiß ja, welche Gefühle uns zu diesen Bitten treiben. Mit welchem Herzklopfen werde ich den Brief erbrechen, der mir Antwort bringen wird! . . .“

Gabriele mußte auf alle diese Pläne, die ihr Herz höher schlagen ließen, deren Verwirklichung sie beseligt hätte, ganz anders erwidern, als ihr Geliebter erwartet hatte. Rührend ist die Selbstverleugnung, mit der sie ihm vorstellt, daß er um seiner Zukunft willen ausharren müsse, und ihm schreibt:

„Rom, den 16. Januar 1819.

. . . Gerade das Gefühl, welches mich die Ausführung Deines schönen Planes so unaussprechlich wünschen läßt, fordert mich auf, recht klare, helle Blicke in die Folgen zu thun, die sie für Dich, mein süßes Leben, haben kann. Es ist und wird, so Gott will, stets mein sehnlichstes Streben sein, keinem Menschen zu schaden, sondern Allen wohl zu thun, soweit es nur irgend in meinen Kräften steht. Wie viel mehr muß es mein Wunsch sein, Dir Gutes zu erweisen, Dir, dem mein ganzes Herz gehört, Dir, durch dessen Liebe ich so glücklich bin und noch immer mehr sein werde! Ein furchtbares Gefühl muß es mir also sein, zu denken, daß Du Dir gerade durch Deine Liebe zu mir schadest, indem sie Dich treibt, einen Ort zu verlassen, wo Du eine vortheilhafte Stellung hast, und Pläne zu machen, die vielleicht nicht zu Deinem Besten gereichen können. Deine Reise hierher könnte Dir in Deinem Dienstverhältniß jetzt mehr schaden, als Du durch Deinen Aufenthalt in London gewonnen hast. Ich bitte, ich beschwöre Dich, bedenke, was Du thust, betreibe nicht so eifrig Deine Abberufung aus dem dunklen Lande, noch die Erlaubniß zur Reise nach diesem schönen Himmel. Ach! was man doch Alles thun muß. Doch fühle ich zu tief die wahren Gründe, die mich zu dieser Bitte treiben, und die Ruhe, die ich trotz der tiefen Wehmuth, die mich ergreift, dabei empfinde, ist mir Bürge, daß ich nicht unrecht habe. Ich muß Dir das sagen, es wäre nicht reine Liebe, wenn ich nicht so aufrichtig mit Dir wäre und sein dürfte. Ich weiß, daß die Freude, mich wiederzusehen, sowie meine Liebe Dich, mein Engel, für Vieles entschädigen kann, aber eben je tiefer ich dies empfinde, je inniger mich das Glück darüber beseligt, desto heißer ist mein Verlangen, die Zukunft zu bedenken, in der uns ein noch größeres Glück blüht, und dem müssen wir auch die süßeste Gegenwart aufopfern. Daß dies leichter zu sagen als zu thun ist, weiß ich wahrlich nur zu gut, doch Gott wird uns nicht verlassen! . . ."

Auf diese Vorstellungen hin, die auch von Seiten seines Schwiegervaters nicht weniger nachdrücklich waren, ergab sich Bülow darein, in London auszuharren, begrüßte aber mit doppelter Freude die Nachricht von Frau v. Humboldts baldiger Rückkehr in die Heimath. Kamen dadurch die Liebenden auch immer noch nicht zusammen, so war Berlin doch schon viel leichter erreichbar, und die Möglichkeit einer Reise oder

gar Versetzung von London dorthin nicht ausgeschlossen. Am 2. Mai verließ dann Frau v. Humboldt Rom zum letzten Mal — ihr Schicksal führte sie niemals dorthin zurück. — Gabrielens Briefe an ihren Verlobten von dieser Reise zeigen einen außerordentlichen Fortschritt ihrer Entwickelung, eine Empfänglichkeit für alle Eindrücke und eine Harmonie in den verschiedenen Empfindungen des sehnsüchtigen Harrens auf die Zukunft und der vollen Freude an der Gegenwart, daß man der Mutter beistimmen muß, wenn sie äußert: „Gabrielles Ausbildung und Fortschritt in jeder Richtung ist die schönste Frucht unserer Reise. Die Sehnsucht und die Liebe zu ihrem Verlobten vereinigt sich in ihr auf eine sehr schöne Weise mit Allem, was sie uns schuldig ist.“ Gabriele selbst schreibt an Bülow verschiedentlich aus Florenz:

„Florenz, den 10. Mai 1819.

Mein lieber, theurer Heinrich!

Mit wahrer Freude setze ich mich hin, um Dir nach so vielen Tagen endlich wieder zu schreiben. Am 2. haben wir denn wirklich unser geliebtes Rom verlassen. Meine Briefe vom vorigen Jahre sagen Dir über das, was ich bei unserer Abreise fühle, Alles, was ich nur sagen kann. Meine Liebe zu diesem Aufenthalte und diesem Leben hat zu-, nicht abgenommen, aber ebenfalls mein Verlangen, Dich wiederzusehen, so ist Alles in demselben Verhältniß! — Wir reisen mit der Herz, Professor Becker und Brandis in zwei Wagen und haben nur einen Diener mit. Die Herz ist sehr gut und sorgsam und mir ein wahrer Trost bei dem leidenden Zustande der lieben Mutter. Bis zur ersten Poststation gaben uns unsere Bekannten wieder das Geleit. Der Abschied war unendlich schmerzlich. — Wir gingen den ersten Tag bis Civita Castellana, den zweiten bis Terni, dann nach Foligno, welchen Ort ich, ich weiß selbst nicht warum, gar nicht liebe. Den fünften Tag kamen wir nach Assisi, den sechsten nach Perugia. Ich habe mich unbeschreiblich gefreut, den ganzen schönen Weg zurück zu machen oder vielmehr wieder zu machen, denn ich muß es wiederholen: Das Wiedersehen ist doch das Schönste. Deshalb bin ich auch wieder nach dem Wasserfall in Terni gefahren. Weit mehr noch habe ich mich über das Wiedersehen von Assisi und der himmlischen Kirche San Francesco gefreut. Leider war gerade das Wetter in der Stunde so dunkel, daß wir in der unteren Kirche die herrlichen Gemälde kaum sehen konnten,

doch störte die Dunkelheit den allgemeinen Eindruck nicht, im Gegentheil, die untere Kirche ward noch geheimnißvoller, und die obere kann bei dem dunkelsten Himmel ihre unbeschreibliche Heiterkeit nicht verlieren, die in ihrer kühnen, hohen und ich möchte sagen, lieblichen Bauart liegt. Ach könntest Du es sehen!

In Assisi und Perugia sahen wir eine Menge Bilder, auch solche, die wir das erste Mal nicht gesehen hatten. Ich freute mich sehr darüber, denn man kann schöne Bilder nicht genug sehen, oder vielmehr kennen, denn in dem Augenblicke, daß man sie sieht, wird es Einem, gerade weil sie schön sind, leicht zu viel. Doch dies ist auf Reisen nicht zu ändern, und in der Erinnerung ordnet es sich bald. Von Perugia kamen wir nach Cortona, welches nicht auf dem Wege liegt, wohin wir aber doch einen Abstecher machten der schönen Bilder wegen, die von Luca Signorelli im Dom sind. Von Perugia an waren mir die Gegenden unbekannt, der Weg von dort bis an die florentinische Grenze, der immer längs des Trasimenischen Sees sich hinzieht, bietet herrliche Aussichten. Auch die Lage von Cortona ist äußerst schön und überhaupt der Ort hübsch und angenehm. Den achten Tag kamen wir abends nach Levano, wo ein etwas schreckliches Wirthshaus war, doch da es außer dem in Incisa, wo wir gestern Mittag waren, das letzte war, ließ es sich noch ertragen. Gestern Abend kamen wir hier an, wo wir in einem gemietheten Hause wohnen und zwar sehr hübsch; die Aussicht auf den Arno, der unter unseren Fenstern fließt, und auf die Brücken und Berge ist sehr schön und Alles sehr freundlich. . . .

. . . Wir waren wieder sehr fleißig mit Besehen. Den Morgen gingen wir in die Kirche Santa Maria Novella, wo die prächtigsten Freskogemälde von Ghirlandajo, Lippi, Simone Memmi, Taddeo Gaddi und Anderen sind. Es ist unglaublich, was die Menschen gemalt haben, und schon allein die Menge der Sachen muß man bewundern, und wie schön, wie herrlich sind sie! Mir wird immer unendlich wohl bei Anschauung dieser Werke. Den Nachmittag sahen wir aber die Madonna aller Madonnen, die ich wenigstens gesehen habe, auf einem Bilde von Raffael, welches der Großherzog hat, und das wir auch zum ersten Male sahen. In zwei Tagen zwei solcher Bilder wie dieses und die Madonna von Tempi zu sehen, ist etwas, was man freilich nicht immer haben kann. An Bildern ist Florenz reicher als Rom, was doch viel

sagen will. In der Galleria Pitti sind wir stundenlang, mit unendlicher Freude sehe ich all die herrlichen Bilder dort wieder. Ich weiß selbst nicht, wie das kommt, aber ich sehe jetzt noch mit weit größerem Interesse und Vergnügen diese Kunstwerke an, als da ich früher hier war, und namentlich als auf der Hinreise nach Rom. Ist es, daß man sich erst an Alles, selbst an das Schöne, gewöhnen muß, oder ist es meine innere Stimmung, ich weiß es nicht, aber daß es so ist, fühle ich und kann nicht anders, als mich darüber freuen, recht herzlich freuen. . . .

. . . Gestern Nachmittag machten wir auch eine schöne Spazierfahrt nach Fiesole, einem Kloster, das auf einem hohen Berge liegt, und von dem man eine sehr schöne Aussicht auf die unendlich freundliche und reizende Gegend hat. Freundlich, reizend, lieblich ist die Gegend von Florenz, allein Roms Grandiosität und hoher Ernst, der indeß doch so tief zum Herzen spricht, fehlt ganz, fehlt schon in den Formen der Berge, obgleich diese hier auch schön sind. Man muß, wenn man nicht zu Fuß hinauf gehen will nach diesem Kloster, das San Francesco heißt, auf einer Art von Schlitten oder vielmehr Schleife, von Ochsen gezogen, fahren, ein sehr sonderbares, aber doch sehr nützliches Fuhrwerk. Bis San Domenico fährt man auf einem äußerst hübschen Wege. In der Kirche dieses Ortes ist ein sehr schönes Bild von Fra Angelico da Fiesole, beinahe eins der größten, die ich von diesem Meister, den ich sehr liebe, gesehen habe. In allen seinen Gestalten spricht sich ein so tiefer, reiner Sinn aus, etwas so Klares, ich möchte sagen Helles. . . ."

Nach einem dreiwöchigen Aufenthalte in Florenz setzte man die Reise bis nach Mailand fort, wo jedoch nur kurze Rast gehalten wurde. Am 14. Juni fuhren die Reisenden über den Simplon, hielten sich in Bern auf und nahmen dann über Stuttgart ihren Weg nach Frankfurt a. M., wo Humboldt, obwohl er bereits im Februar das ihm angetragene Ministerium des Innern angenommen, immer noch durch die Territorialrezeß-Arbeiten gefesselt war. Es gelang der List Hardenbergs, ihn unter diesem nichtigen Vorwande bis Ende Juli von Berlin fernzuhalten.

In Heidelberg wurden die Reisenden von Humboldt, Theodor und seiner Mathilde, einer geborenen v. Heineken, mit der Theodor seit 1818 vermählt war, und Hedemanns, die ihnen Alle entgegengeeilt, empfangen. Die endlich wieder vereinten Familienmitglieder, von denen Gabriele die

Einzige war, der zum vollen Glück die eine Hauptperson fehlte, konnten sich nur wenige Tage des Zusammenseins in Frankfurt freuen, denn Frau v. Humboldts Gesundheit machte eine Kur in Ems nothwendig. Dorthin wurde sie auch von Hedemanns und Theodor mit seiner schönen, jungen Frau begleitet. Humboldt kam hin und wieder aus Frankfurt herüber, und als der Dienst Sohn und Schwiegersohn abrief, blieben die Töchter in Ems zurück, und Gabriele hat die Freude, wieder ganz mit ihrer geliebten Adelheid zusammen zu sein und sich von ihr über die noch immer nicht abzusehende Trennung vom Geliebten trösten zu lassen.

„Die gute Adelheid", schreibt sie, „hat mit mir zusammen einen Brief von ihrem Manne bekommen; es ist hübsch, daß uns auch darin das Schicksal gleich bedenkt, wie ich es denn überhaupt als ein großes Glück ansehe, daß wir so in inniger Liebe und Anhänglichkeit aufgewachsen sind, und daß diese Gefühle uns lebenslang begleiten werden. Auch das ist gewiß das größte Glück, was der Himmel geben kann, daß wir schon in so früher Jugend des Lebens Trost und Befriedigung in treuer, ewiger Liebe gefunden haben. Den Frieden, den dies Gefühl dem Herzen giebt, kann nichts stören, und die Freudigkeit läßt jeden Schmerz mit Fassung tragen, sogar mit Heiterkeit. Adelheid hat gleich dem Gegenstande ihrer Liebe ganz angehören können, dies Glück ist mir nicht geworden, aber ich klage nicht, ich will nicht klagen, ich will nur hoffen und vertrauen. Daß ich das kann, ist ein unendlich Glück, dem wird das Schönste folgen. Aber Dich wiedersehen muß ich bald, wahrhaftig, ich muß es bald!"

Gabrielens Stellung wurde dadurch bedeutend erleichtert, daß die Mutter ihr erlaubte, Bruder und Schwägerin ihr Verlöbniß mitzutheilen, und sie nun wenigstens rückhaltslos die Pläne für die Zukunft machen konnte.

Am 20. Juli verließ Humboldt Frankfurt und ging nach Berlin. Seine Frau blieb noch in Ems, bis sie Ende August ihre Kur beendet hatte. Die Einförmigkeit des Badelebens wird durch einige Ausflüge nach Nassau zu Steins und nach Koblenz unterbrochen, und für Gabrielens Geschmack bietet sich durch die Gegenwart einer großen Anzahl gekrönter Häupter allzu oft Gelegenheit zu geselligen Freuden. Immer wieder erwähnt die Mutter ihrer als „unser Aller unermüdliche Pflegerin.

Gabrielle ist uns Allen ein Trost, hülfreich, liebend, zuvorkommend steht sie die Erste auf und geht die Letzte zu Bett, bedient uns Alle und setzt sich still hin in den Zwischenmomenten und schreibt ihrem Geliebten."

Vor dem Verlassen der schönen Gegend wird noch ein Ausflug an den Rhein gemacht. Der Aufenthalt in Köln erhält noch einen besonderen Reiz durch eine Begegnung mit Stein und das beiderseits unendlich beglückende Zusammentreffen mit Thorwaldsen und Lund, die Rom bald nach Humboldts verlassen hatten und sich ebenfalls auf dem Heimwege befanden, der für Thorwaldsen zum Triumphzuge wurde. In Frankfurt a. M. findet noch ein kleiner Aufenthalt statt, und dann geht die Reise über Hanau, Fulda, Eisenach, Erfurt, Weimar, Leipzig direkt nach Tegel, wo die Familie am 17. September eintrifft. Hier sind vierzehn Tage Ruhe, wenigstens dem Namen nach, denn eigentlich ist die dortige Einsamkeit sehr belebt durch Besuche, die sich auch durch den langen Weg im tiefsten Sande nicht abhalten ließen, die endlich Heimgekehrten zu begrüßen. Am 2. Oktober wird dann in Berlin eine Wohnung Ecke der Behren- und Charlottenstraße bezogen, die auch die Annehmlichkeit bietet, ganz nahe dem Hause, das Hedemanns bewohnten, zu sein. Namentlich für Gabriele ist dieser Vorzug erfreulich, sowie auch der, ein eigenes Zimmer zu erhalten, in dem sie auch in später Abendstunde noch ungestört an Bülow schreiben kann, denn am Tage findet sich dazu wenig Muße. Zu Tische kommen meistens und abends immer Gäste, Gabriele bringt auch viele Abende mit der Schwester im Theater zu und hört die Meisterwerke der großen Dichter mit unbeschreiblichem Genuß. Tasso, Wallenstein, Egmont finden ein in Begeisterung leicht entflammtes Verständniß, und auch gute Musik wird mit Entzücken angehört. Mitten aus dem Rausch dieser Vergnügungen heraus wird dann Gabriele hin und wieder auf ein bis zwei Tage von Adelheid nach dem stillen Tegel entführt, wo diese die Mutter als Gutsherrin vertritt. Gabrielens Wesen sagt die ländliche Einsamkeit weit mehr zu als alle Geselligkeit, so schreibt sie nach London:

„Tegel, den 17. Oktober 1819.

Es ist so still und ruhig rings um mich her, daß ich meinem innigen Verlangen, Dir, mein lieber, lieber Heinrich, zu schreiben, unmöglich nicht folgen kann. Ich habe einen wunderhübschen Tag hier verlebt mit der lieben Adel und dem guten August. Wir sind den

ganzen Tag in Bewegung gewesen. Um acht sind wir von Berlin weggefahren, gleich nach der Ankunft hier machten wir einen großen Spaziergang im Park und an den See, den übrigen Morgen brachte Adel mit Wirthschaftsangelegenheiten zu, ich konnte nicht viel dabei helfen und wanderte noch allein im Park; hättest Du mit mir diese friedliche Stille theilen können! Die Feierlichkeit mit dem Erntekranz, die dann war, hat mich ordentlich gerührt. Die Leute kamen wie eine Prozession unter Spiel und Sang, vor dem Hause hielten sie still, wo wir dann auf der Treppe standen und Adelheid den Kranz, denn ihr ein Mädchen mit einer Rede überreichte, würdevoll in Empfang nahm. Dann wurden viele Lebehochs ausgebracht, und dann tanzte man auf dem Hofe, was nun freilich nicht sehr schön auf dem Pflaster und mit Kavaliers wie der Gärtner und Milchmann ging, doch war Alles so gut gemeint, und es ist der freudigste Tag im Jahre für die armen, braven Menschen. Sie tanzen nun seit zwei Uhr und werden noch die Nacht durch tanzen. Morgen ist noch ein Festtag wegen der Schlacht von Leipzig, sie werden aber wohl etwas matt sein. — Trotzdem es sehr herbstlich schon ist, bliebe ich sehr gern noch einige Tage in dieser himmlischen Ruhe und Einsamkeit, die gerade zu dieser Jahreszeit, die ich mit all ihrer Wehmuth sehr liebe, sich eignet. Tegel ist zu hübsch, so unendlich heimlich und still."

Der erste nordische Winter begann sehr früh und unerhört streng für die so lange von südlichen Lüften Verwöhnten. Wie ihrem Vater, so ist auch Gabriele die Abneigung gegen den Anblick von Schnee und Eis angeboren, und sie schreibt:

„Berlin, den 11. November 1819.

. . . Der Winter ist da, man kann es nicht leugnen; eben fällt der erste Schnee, den ich mit eigenen Empfindungen wieder sehe. Ich sehe, daß ich mich hierin nicht verändert habe durch die lange Entfernung, indeß ist meine Abneigung doch auch nicht größer geworden, und ich will versuchen, ihm mit Heiterkeit entgegenzugehen, also, mein Heinrich, fürchte Dich nicht vor der im Süden aufgewachsenen Frau. Es wäre recht traurig, wenn man nur darum das Schöne, das Gott geschaffen, sehen sollte, um sich nachher nirgends anders zu gefallen, wo das fehlt. Man kann sich auch in der Erinnerung glücklich fühlen, und die Sehnsucht, welche diese auch weckt, giebt doch nicht Leerheit, nicht

Trübsinn, sondern recht innigen Dank gegen das Schicksal, das Einem das Glück gab, das Schöne zu sehen und das Gemüth zu bereichern."

Dreimal war nun schon der Verlobungstag wiedergekehrt, und noch immer zeigte sich keine Aussicht auf Bülows endliche Abberufung aus London. Die Ernennung eines preußischen Gesandten verzögerte sich von Woche zu Woche, falsche Gerüchte erregten Gabriele von Zeit zu Zeit und versetzten sie in die höchste Spannung, um sich dann wieder trügerisch zu erweisen und sie ihrem ungestillten Hoffen und Sehnen zu überlassen. Während sie sich über die Langsamkeit öffentlicher Angelegenheiten vor Ungeduld verzehrt, ereignet sich mit überraschender Schnelligkeit in ihrer nächsten Nähe eine bedeutende Umwälzung: Humboldt erhält seinen Abschied. Wie er selbst immer *über* den Dingen stand und sich, der wahren Größe seines Charakters angemessen, in allen Momenten gleich blieb in heiterer Ruhe und Fassung, so hob er auch die Seinen über jede kleinliche Erregung oder Bitterkeit bei diesem Ereigniß hinweg, und auch Gabriele schreibt in diesem Sinne an Bülow in ihrem Neujahrsbrief:

„Berlin, den 31. Dezember 1819.

Lieber, theurer Heinrich!

So neigt sich denn zum dritten Mal seit unserer Trennung das Jahr zu Ende — das neue beginnt, und mein Herz muß hoffen, trotz der Erinnerung an die vergangenen Jahre, wo es auch so schöne Hoffnungen hegte und doch o! wie getäuscht ward. Tiefe, tiefe Wehmuth haben diese Täuschungen, die ich erfahren, in mir zurückgelassen, und so sind auch von ihr die jetzigen Hoffnungen begleitet, obgleich sie in dem kommenden Jahr mit mehr Sicherheit als je auf Erfüllung rechnen könnten. Aber das ist nicht anders möglich, und ich wünsche auch gar nicht von dieser Wehmuth zu scheiden, bis ich überhaupt nicht mehr in der Hoffnung, sondern in der Erfüllung derselben glücklich sein werde — dann, wenn ich erst Dich wieder habe, und dann, wenn ich Dir erst ganz angehöre, werde ich ihr Lebewohl sagen auf eine freundliche Weise, und dann möchte *sie* mich vielleicht nicht verlassen wollen. Das Herz kann sie doch nicht entbehren, sie erscheint mir oft als die Schwester der Freude und nicht des Schmerzes, so nahe auch diese Beiden verwandt sind, sie ist die Mittlerin Beider und vereinigt Beide wunderbar in ihrem eigenen wunderbaren Wesen. . . .

1. Januar 1820.

Ehe ich Dir, mein lieber Heinrich, von Anderem rede, will ich Dir meine Glückwünsche darbringen, obgleich ich eigentlich nicht die Möglichkeit, wie ich es thun soll, begreife, denn unaussprechlich sind die Gefühle, die mich bewegen, wenn ich bedenke, welches Glück ich Dir wünsche in diesem, wie in jedem Jahre, besonders aber in diesem, das wir mit den schönsten Hoffnungen für die Erreichung unserer tiefen Wünsche antreten können, wenigstens wollen! Der liebe Vater war sehr lieb und gütig, in seinen Glückwunsch den mit einzuschließen, daß mich dieses Jahr nicht allein mit Dir vereinigen, sondern auch verheirathen möchte; ich war zu bewegt, um mit Worten zu danken, — aber ich war in meinem tiefsten Herzen gerührt und erfreut.

Im Uebrigen hat das Jahr sehr sonderbar geendigt und begonnen. Daß ich mit der Neuigkeit, die ich Dir mittheilen werde, diesen Brief endigen würde, dachte ich nicht, als ich ihn gestern begann. Wie ich gestern hinunter ging, fand ich die Eltern zusammen und erfuhr, daß eben der Vater seinen Abschied erhalten habe. Dich wird das erschrecken, da Du nicht so darauf vorbereitet bist, als ich es war, die ich es wußte, daß es lange nicht mehr dauern könne nach allem Vorgegangenen und nach des Ministers Beyme Verabschiedung. Doch so bald haben wir uns es nicht vermuthet, doch war unser Aller erster Gedanke, daß, da es über kurz oder lang so kommen mußte, es im besten Augenblicke für die Person des Vaters selbst geschehen ist, und so sind wir sehr ruhig, da wir überdem in unserem häuslichen Leben unendlich mehr gewinnen als verlieren. Aber betrüben, tief schmerzen muß es Einen um der Sache willen, daß das Böse siegt, daß alle Guten entfernt werden. Auch der Minister Beyme hat seinen Abschied erhalten, doch hat er einen Theil seines Departements behalten, der Vater aber ist aller Dienste entlassen, auch des Staatsraths. Beide sollten nun 6000 Thaler jährliche Pension bekommen, der Vater aber wird dafür danken. In solchen Fällen ist es ein Glück, Vermögen zu haben. — Sei Du nur nicht traurig über des Vaters Entlassung, wir Alle sind es nicht, für den Vater selbst freut sich Jeder, der ihn liebt."

Bülows Antwort an Gabriele.

„London, den 18. Januar 1820.

Herzlichsten Dank, meine liebste, beste Gabriele, für Deine langen Briefe, für Deine lieben Glückwünsche, Hoffnungen und Erwartungen.

Alles war mir lieb und angenehm, was Du mir gesagt, und somit bin ich froh und zufrieden. Die Entlassung des lieben Vaters hat mich weder in Erstaunen gesetzt — noch betrübt. Alles war vorauszusehen, und wenn gleich Du mir nichts von den Geheimnissen der Zeitereignisse mitgetheilt hattest, so wirst Du doch aus allen meinen Briefen, gutes Seelchen, erfahren haben, daß ich ziemlich richtige Vermuthungen und Schlüsse zu machen verstehe. Die Zeit wird immer ernster, die Maßregeln stärker und die Gefahr größer. Man verlangt Zustimmung oder Schweigen. Wer nicht durch seine Stellung aufgefordert wird, seine Meinung in die Wagschale der Beschlüsse legen zu müssen, der muß gehorchen, soll weder rechts noch links schauen mit eigenen Augen. Höchstens darf er sich den Wunsch zu äußern erlauben, daß das Werk den Meister loben möge. Hier in diesem Lande der Meinungen wird des Mannes am meisten in Ehren gedacht, der die seinige nie aus den Augen verliert, und den preist Gegenwart und Zukunft glücklich, der Selbständigkeit höher schätzen konnte als launenhafte Zierde. Ich weiß nicht zu beurtheilen, ob des lieben Vaters Schicksal eben jetzt unvortheilhaft auf das meinige einwirken wird. Dies sollte mich schmerzen, insofern ich dadurch länger von der Vereinigung mit Dir, meine gute Gabriele, abgehalten würde, sonst aber sollte mich das wenig rühren. Ich gehe meinen Weg, wie ich ihn nach Pflicht und Gewissen wandeln zu müssen glaube, und ich kehre mich weder an Pontius noch Pilatus. Sehr werde ich mich freuen, sollte H. v. C.s Ernennung endlich zur Gewißheit werden. Unser Wiedersehen, theuerste Seele, wird wohl wahrscheinlich in Burg-Oerner statt haben? Ich habe von je her stark daran geglaubt. Möchte nur der Zeitpunkt nicht mehr fern sein! Ich werde die Tochter des Exministers womöglich mit noch größerer Freude zum Hochzeitsaltare führen als die des begünstigten Rathgebers, denn mir waren in dieser Hinsicht zuweilen Gedanken höchst unangenehm. Ich liebe Dich, meine theuerste Gabriele, weil ich Dich liebe, und ich möchte um keinen Preis meiner Liebe das Geringste entzogen wissen. Sie macht das Glück meines Lebens, und dem Gefühl, welches mir die Gottheit in die Brust gepflanzt hat, dem folge ich blindlings. —

Dem lieben Vater, gute Gabriele, sage Alles und nichts, er kennt mich wie Ihr Alle, und somit braucht es der Worte nicht. Mein Herz ist ganz bei Euch, und so sei denn dieser Händedruck Dir ein Zeichen

meiner Empfindungen, die ewig Dir, meine liebe Gabriele, zugewandt bleiben werden.

Dein H."

Das innigste Familienleben konnte nun, seit Humboldt nicht mehr von Geschäften in Anspruch genommen war, sich recht entfalten, und das allseitige Glück über diese schöne Gemeinschaft klingt auch in Gabrielens Worten wieder:

„Berlin, den 4. Januar 1820.

. . . Im Uebrigen geht es mir, sowie der ganzen exministrirten Familie recht gut. Der Vater ist liebenswürdiger denn je und froh, in der lang entbehrten Freiheit sich nach seinem Gefallen beschäftigen zu können. Er ordnet seine Bücher, was er bisher noch gar nicht hat thun können, und ist nur insofern müßig, als er uns mehr Zeit schenkt beim Frühstück, Mittag und Abend, wo er uns dann aber in stetem Lachen erhält mit seinen witzigen Einfällen. Wir haben wirklich nur gewonnen durch diese Veränderung, dennoch sehen wir ganz ein, wie nicht überall diese Stimmung herrschen kann, wie Du denken kannst. Es hat die größte Sensation gemacht, die ganze Stadt ist in Aufregung, und man soll von nichts Anderem sprechen. Die Leute amüsiren sich damit, uns abreisen zu lassen und sogar in drei Tagen, eine Dame kam letztens her, um Abschied zu nehmen. Ich freue mich immer, diesen Meinungen widersprechen zu können, denn wir bleiben ruhig hier, und zwar in demselben Quartier auch für den nächsten Winter."

Der März endlich bringt die Entscheidung über Bülows fernere Bestimmung, und Gabriele theilt sie ihm hochbeglückt mit:

„Berlin, den 4. März 1820.

Mein theurer Heinrich!

Du wirst wohl hoffentlich früher als durch diesen Brief erfahren, daß Dein Loos weder für Kassel noch Brasilien, sondern für Berlin entschieden ist, daß Deine Anstellung hier beim Auswärtigen Departement gewiß ist, daß am 24. vorigen Monats die Kabinetsordre darüber ausgefertigt worden ist. Ich selbst hab' es erst in der Nacht vom 1. zum 2. erfahren, wirklich in der Nacht. Der Vater war zur Prinzeß Luise gefahren, kam aber später als gewöhnlich zurück, so daß ich schon schlief, als er an meine Thüre kam und mir diese Nachricht verkündigte, die er von Ancillon erfahren. Ich dankte es ihm herzlich,

daß er sie mir gleich mitgetheilt. Von allen Nebenumständen weiß ich nichts und verlange es kaum. Wenn ich nur Dich habe, bin ich schon glücklich und zufrieden; der innige Wunsch meines Herzens, hier in Berlin in der Nähe der lieben Eltern mit Dir zu leben, ist erfüllt, und freudig sehe ich in die Zukunft."

Allein ein baldiges Wiedersehen war deshalb noch immer nicht mit größerer Bestimmtheit zu erwarten, noch immer zögert man mit der Neubesetzung des Londoner Gesandtenpostens, und auf Bülow ruhen alle Geschäfte.

Mitte Mai ging Gabriele mit ihrer Mutter und Schwester nach Dresden, während Humboldt mit Hedemanns nach Tegel hinauszog. Frau v. Humboldt, deren Gesundheit immer noch viel zu wünschen übrig ließ, sollte von ihrem bewährten Arzt Weigel eine Zeit lang in Dresden beobachtet und dann in ein Bad geschickt werden. Während dieses Aufenthalts verkehrten Humboldts viel im Hause des Gesandten Graf Bombelles, dessen Frau jene Ida Brun war, mit der Caroline noch aus der römischen Kinderzeit her die innigste Freundschaft verband. „Auch in der Dresdener Welt", schreibt die Mutter, „hat Gabrielles Anmuth und ihr ganzes Wesen ordentlich Epoche gemacht." Im Juni wurde eine Badereise nach Karlsbad angetreten, ein Monat dort, dann drei Wochen in Teplitz zugebracht, und dann nach abermaligem kürzeren Aufenthalte in Dresden, traf man am 1. August in Burg-Oerner ein. Dorthin kommt auch Humboldt Mitte August.

Um dieselbe Zeit trifft endlich der neue preußische Gesandte, Herr v. Maltzahn, in London ein. Bülow muß noch einige Zeit dort zubringen, um seinen Nachfolger in alle Geschäfte einzuweihen, und endlich am 5. September schlägt ihm die langersehnte Stunde, in der er England verlassen kann. Gleichzeitig brechen Humboldts von Burg-Oerner auf und gehen nach Tegel, und hier findet an Bülows Geburtstag, am 16. September das Wiedersehen des Brautpaares nach dreiundeinhalbjähriger Trennung statt.

Eine Zeit ganz ungetrübten Glückes brach nun für Gabriele an. Bülow war häufig bei ihr in Tegel, und als im Oktober Humboldts wieder zur Stadt gezogen, verging kein Tag, an dem sie den Geliebten nicht sah. Körperlich und geistig auf das Schönste entfaltet fand Bülow seine Braut wieder. Welche Entwickelung geht nicht in jedem Mädchen

vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre vor sich, und nun gar hier in Gabriele, für welche so Vieles zusammengewirkt hatte! In ihrer Liebe unverändert, aber noch demüthiger, noch selbstloser, nachsichtiger für Andere, strenger gegen sich selbst, nicht allein glücklich in sich, sondern Glück und Liebe ausstrahlend, wohin sie sich wandte, voller Mitgefühl für alle Leiden und Freuden Anderer, war sie zu dem herangereift, was sie ihr Leben lang blieb: ein Segen für die Ihrigen, eine Sonne für Alle, die in den Bereich ihres Wirkens traten.

VI.

Die ersten Jahre der Ehe 1821-1828.

Heirath. Leben in Berlin. Bülows Ernennung zum Gesandten in London Februar 1827. Ankunft Gabrielens in London Mai 1828.

1821.

Nachdem Bülow Wirklicher Legationsrath und vortragender Rath im Ministerium des Auswärtigen geworden und somit sein Bleiben in Berlin gesichert war, stand der Heirath nichts mehr im Wege, und am 10. Januar 1821 findet die Trauung durch Schleiermacher statt.

Trennungen hatte Gabriele in ihrem Leben schon zu häufig erfahren, als daß sie sich hätte entschließen können, dem seligsten Augenblick ihres Lebens gleich einen Abschied von Eltern und Geschwistern folgen zu lassen, und so bleibt das junge Paar ruhig in Berlin. Täglich ist Gabriele bei den Eltern, und diese oder Adelheid kommen zu ihr. Häusliche Sorgen machten Gabriele vorerst keine Noth, da sie keine Köchin hatte, sondern täglich mit ihrem Manne zu Tisch bei den Eltern war. Dafür mußte sie aber viel in Gesellschaften gehen, sich bei Hofe zeigen, Besuche machen und abends hin und wieder Gäste bei sich sehen. Im März brachte Bülow seine junge Frau nach Mecklenburg und stellte sie den Seinen vor. Daß sie auch hier unter nicht ganz leichten Verhältnissen mit feinem Takt sich zurecht fand und Aller Herzen gewann, ist ein neuer Beweis für den unwiderstehlichen Zauber, den ihre kindliche Güte und sanfte Heiterkeit überall ausübten.

In dem folgenden Briefe erzählt sie ihre Erlebnisse in Schwerin und erwähnt im Anfang eine Eigenthümlichkeit, die für das richtige Verständniß ihres Wesens nicht unbeachtet bleiben darf; daß sie nämlich in Briefen ihre Gefühle viel inniger aussprach als im persönlichen Umgang, eine Eigenschaft, die sich häufig gerade bei tiefangelegten Naturen findet. Sie war im mündlichen Verkehr auch den Liebsten gegenüber oft wie unter einem Bann und litt selbst schmerzlich unter der Unfähigkeit, ihren Gefühlen mit dem lebendigen Wort Ausdruck zu geben. Hierin unterschied sie sich hauptsächlich von Adelheid, der nicht nur die Sprache, sondern auch Lachen und Weinen in jedem Augenblick zu Gebote standen. Geschah es aber einmal unter dem Eindruck besonders bewegender Momente, daß sich einzelnen Nahestehenden die ganze Tiefe von Gabrielens Gemüth gleich einer Wunderblume erschloß, so offenbarten sich eine tief innere Religiosität, ein sieghafter Glaubensmuth und eine Kraft der Empfindung, die auch das höchste Alter nicht zu mindern vermochte.

„Schwerin [März 1821].

Meine theure, geliebte Adelheid!

Um ja die morgende Post nicht ohne einen Brief für Dich abgehen zu lassen, beginne ich denselben schon heute und freue mich ordentlich dazu. Es ist mir eine zwar schmerzliche und dennoch süße Freude, Dir's noch selbst zu sagen, wie sehr schwer mir die Trennung von Dir, meine holde Schwester, ward, wie oft und wie viel ich stets Deiner gedenke und mich nach Dir sehne.

Mir ist zwar gar nicht lächerlich hierbei zu Muthe, ich muß aber doch lächeln, wenn ich mir denke, daß Ihr wieder ausrufen werdet: „Wie ist doch der kleine Sassa viel zärtlicher im Schreiben als im Sprechen!", allein ich bin nun mal so, und Ihr müßt wahrhaftig nicht denken, daß ich falsch bin in meinen Briefen. Doch wozu sage ich dies, da ich überzeugt bin, daß Ihr das nicht von mir denken könnt, nicht wahr, meine lieben Lieben? Ach! brauchte ich doch nicht zärtlich zu sein, sondern könnte ich nur ganz unzärtlich bei Euch sein, ich denke, das wäre Euch auch lieber als die schönsten Versicherungen meiner Liebe, ist's nicht so?

Ich fange indeß doch an, den Aufenthalt hier ganz angenehm zu finden. Wenn man nur will, so geht Alles, und ich will es wirklich,

denn ich halte es für meine Pflicht gegen meinen geliebten Heinrich, der sehr gut einsieht, daß es hier nicht so hübsch als in Berlin ist, und Alles thut, um es mir angenehmer zu machen, da er doch natürlich wünschen muß, daß ich gern hier sei. Wie könnte ich den Bemühungen der zärtlichsten Liebe widerstehen! Ich will deshalb froh und heiter sein und bin es also, wenn auch nicht so ausgelassen lustig als in Berlin, allein das ist ja unmöglich. Ueberdies ist die Familie recht angenehm, den alten Vater liebe ich wirklich von ganzem Herzen, wie er's verdient, die Mutter ist viel angenehmer, als ich dachte, gar nicht so, wie in ihren Briefen, sondern recht natürlich und verständig. Dann ist sie auch nicht lang und hager, sondern stark und von mittlerer Größe, eigentlich noch hübsch und im Wesen gar nicht so kalt, sondern freundlich. Sie wird von ihren Kindern „Du" genannt, den Vater nennen sie „Sie", was mir und Heinrich ganz eigen ist, so daß er sich oft verspricht. Mit den Töchtern weiß ich mich recht gut zu unterhalten, sie sind jetzt ganz anders als zuerst, wo sie sich vor mir als vor einer gelehrten Person fürchteten. Die Meerheimb gewinnt bei mehr Bekanntschaft an Amüsement, wenn auch nicht viel an Herzlichkeit, doch vielleicht kommt das noch. Bis jetzt amüsirt sie mich durch manche mokante Bemerkung, die sie über ihre eigenen Landsleute macht. Die zweite, Charlotte, ist ein sehr gutes Mädchen, gegen die ich mich befleißige sehr freundlich zu sein, da sie im Hause sehr zurückgesetzt zu werden scheint. Friderike ist ein sehr niedliches Mädchen, schon sehr in ihrem Wesen ausgebildet. Den Morgen stattet mir die Frau Mama gewöhnlich einen Besuch ab, ich werde es nun einführen, daß ich ihr denselben kurz erwidere, nachher aber in meinem Zimmer bis zum Essen bleibe. Das Haus liegt ganz hübsch auf dem Markt und ist an sich recht hübsch und bequem und in seiner Einrichtung ganz eigenthümlich, da Alles noch so steht, als es vor einigen vierzig Jahren zur Verheirathung meines Schwiegervaters eingerichtet wurde. Ich finde eben darin etwas sehr Hübsches, und dieses Festhalten am Alten und Gewohnten gefällt mir ganz gut, da doch Alles in gutem Stande erhalten wird. Uebrigens würde das Herz der lieben Mutter sehr durch die silbernen Waschbecken, die hier allgemein herrschen, gewonnen werden. Der Pirol oder Widiwidiwale ist aber treulich an Allem angebracht.

Am Sonnabend Abend war mir zu Ehren hier im Hause eine große Gesellschaft, ich habe mich recht in die Lage einer Prinzessin denken können, die eine Cour annimmt, und sie nicht um dieses Glück beneidet. Mir wurde ganz schwach zu Muthe bei den unzähligen Präsentationen und steter Wiederholung des alten Liedes: daß die Wege schlecht gewesen wären, daß ich's sehr bedauerte, nicht in der schönen Jahreszeit hier zu sein u. s. w. Ich pries in mir die Erfindung des Spielens unendlich, die mich endlich befreite von allen diesen Redensarten, indem wenige nicht Spielende übrig blieben, als meine Schwägerinnen und einige andere ganz leidliche Damen und Herren, die denn doch was Anderes vorbringen mußten; ich gab mir auch die größte Mühe, und so ging's denn auch. Aber die meisten von den Herrschaften, die da spielten, können mir zehnmal wieder begegnen, und ich kenne sie nicht, denn ich bin nicht vermögend, sie alle zu behalten, da ich trotz der angenommenen Cour keine Prinzessin geworden bin, die allein von der Natur mit solchem Gedächtniß begabt ist. Ich frage nur Heinrich, ob's Verwandte sind, und dann suche ich sie in meinen Gedanken festzuhalten, die Anderen können das nicht verlangen. Die Trauerkleidung läßt die Damen eine wie die andere aussehen, und die Herren sehen sich, behaupte ich, alle ähnlich, was Keinem zum Kompliment dient. (Wir trauern hier noch immer um den alten Kurfürsten, ich habe es recht überdrüssig.)

Es giebt doch wirklich nichts Dümmeres als diese Spielgesellschaften; sie sagen, in solcher kleinen Stadt könnte man nichts Anderes haben, weil sie doch selber die Schwachheit ihres Geistes fühlen, allein dann sollten sie's überhaupt aufgeben, sich so zu sehen, und zu Hause ihr Wesen treiben. Kaum ist die Gesellschaft versammelt, so geht die Hausfrau oder der Hausherr im Kreise umher und theilt geheimnißvoll die Karten aus; mir kommt immer das Lachen dabei an, und ich preise mich glücklich, nicht spielen zu können, denn, ist auch die Konversation nicht eben äußerst unterhaltend, so bleibt Einem doch die Freiheit, sich zu bewegen. Die Unglücklichen sitzen aber wie angeschmiedet an ihren langweiligen Tischen.

Heute Abend steht mir das Glück wieder bevor, sie Alle wieder zu erblicken. Der Herzog Adolf, Sohn des Großherzogs, giebt eine Soiree, wie man behauptet, mir allein zu Ehren. Ich könnte ordentlich eitel werden, denn auch in Ludwigslust ist mir bei der Erbgroßherzogin dieses

Glück widerfahren, — allein mich rührt es nicht. Von der Gesellschaft will ich Dir aber doch noch erzählen, da ich weiß, daß es Dir Spaß macht, zu hören, wie der kleine Sassa sich als große Dame benimmt. Die Erbgroßherzogin nahm mich unendlich freundlich auf, indessen war mir die erste halbe Stunde ganz peinlich zu Muthe, obgleich ich sehr gut zwischen ihr und der Prinzeß Marie saß, die recht angenehm ist, aber es war unbeschreiblich feierlich um den Theetisch, jedes Wort wurde abgemessen. Die Erbgroßherzogin mochte das fühlen und wollte Bewegung hineinbringen, da kamen denn noch schwere Momente, da sie mich durchaus zum Singen und Deklamiren nöthigen wollte, was ich natürlich ablehnen mußte; es gelang mir mit vieler Mühe. Hingegen sangen und spielten Einige aus der Gesellschaft. Da saß ich in einem größeren Zimmer wieder neben der Erbgroßherzogin, und allein mit ihr war es dann viel angenehmer, oder vielmehr recht angenehm, denn sie ist so sehr gut. . . .

Nun muß ich aber für heute endigen, geliebte Adelheid, ich hoffe heute Abend Briefe von Euch zu erhalten; und werde ich abermals getäuscht, dann werde ich sehr böse, ich bin's eigentlich schon jetzt, ach! ich sehne mich so sehr nach Euch! Adieu, mein Adelchen, ich drücke Dich liebend an mein Herz und bin

Deine getreue Gabriele."

Der Berliner Sommer wird nur durch kurze Besuche in Tegel unterbrochen, und im Herbst zieht das junge Paar bereits zum vierten Male im Laufe des Jahres um. Die Einfachheit damaliger Einrichtungen erleichterte solche Wechsel sehr, an die man jetzt nur mit Schaudern denkt und die man möglichst selten vornimmt; wenn man jedoch die rührende Anspruchslosigkeit in äußerem Komfort bedenkt, die wohl mehr noch in den bescheidenen Begriffen der Persönlichkeiten als in der Zeit lag, so erscheint Einem diese Leichtlebigkeit ganz verständlich. Hatte doch Gabriele z. B. an Polstermöbeln zu ihrer Ausstattung ein einziges Sofa erhalten! Erst die fünfte Wohnung, Ecke der Charlotten- und Dorotheenstraße, erwies sich als ganz passend, und dort kam denn auch das junge Paar für die folgenden sechs Jahre zur Ruhe. Am 7. Januar 1822 wird sein Glück durch die Geburt einer Tochter — Gabriele — gekrönt. Allein das Leben dieses Kindes war um einen hohen Preis erkauft: die Gesundheit Gabrielens hatte schwer gelitten,

und auch unter der treuesten Pflege ihrer Mutter konnte sie sich monatelang nicht erholen. Mit der Sanftmuth eines Engels ertrug sie geduldig alle Leiden, stets nur darauf bedacht, die Anderen zu trösten und aufzurichten, sowie die Pein martervoller Stunden ihr nur die Worte erpreßte:

„Mutter, Mutter, wie bedauere ich Dich!"

In ihrem leidenden Zustande ergriff Gabriele die Trennung von ihrer geliebten Adelheid doppelt schmerzlich, allein Hedemann war nach Herrnstadt versetzt, und es mußte geschieden sein. Gabriele schreibt der Schwester:

„Berlin, den 11. März 1822.

Wie gern hätte ich Dir, meine geliebte Adelheid, schon früher geschrieben, allein ich wurde gleich den Tag nach unserer Trennung so krank, daß es mir nicht möglich war. Ach, meine Adelheid, wie oft ich Deiner gedenke, wie ich Dich vermisse, das kann ich Dir ja doch nicht beschreiben, aber das brauche ich auch nicht, denn das weißt Du ja, wenn ich mich auch wenig darüber geäußert habe. Ich habe gerade dadurch, daß ich mich meinem Schmerz nicht so hingeben durfte aus Rücksicht auf mein liebes Kind, vielleicht noch mehr gelitten, sowohl in der letzten Zeit Deines Hierseins als beim Abschied. —

Ich habe dann in dieser Zeit eine ordentliche böse Brust gehabt und wirklich recht viel ausgestanden, in meinem Innern war ich doch aber immer recht heiter, denn wie kann ich's anders sein im Besitz eines so lieben, lieben Kindes. Ach, was gäbe ich darum, daß Du sie sehen könntest, wie sie zugenommen hat. Ausgefahren bin ich nun auch zum ersten Mal. Das Fahren, das Sehen so vieler Gegenstände kam mir ganz wunderbar vor, wie viel habe ich in der Zwischenzeit erlebt! Wie viel Schmerz und wie viel Freude! Ich spreche nicht von den körperlichen Schmerzen, denn die habe ich doch beinahe wieder vergessen, aber von denen, die mir die Trennung von Dir verursacht hat, ach, die habe ich nicht vergessen und werde sie auch nie vergessen! Was Du mir in Deinem letzten lieben Brief über meine Kleine und die Empfindungen, die sie in Dir erregt, sagst, hat mich bis zu Thränen gerührt. Sage nicht, theure Schwester, daß ich's mir nicht vorstellen könnte, wie viel Du durch den Mangel an Kindern entbehrst, nein, wahrlich, ich fühle es ganz, indem ich nun das Glück kenne, das der Besitz eines Kindes

giebt. Ich habe Dich stets dieses unerfüllten Wunsches wegen bedauert, wie sehr ich es aber jetzt thue, da ich fühle, was Du entbehrst, kann ich Dir nicht beschreiben. Ich hoffe noch immer auf des Himmels Güte, der Dir dieses Glück gewiß noch verleihen wird. Ein größeres giebt es gewiß nicht auf dieser Welt.

Glaube mir, theure Schwester, auch mir ist es recht schmerzlich, daß mein geliebtes Kind Dich nicht gleich in den ersten Jahren kennen wird, Dich, die ich nach ihr und Bülow am liebsten habe.

Was aber Erzählungen vermögen, werde ich gewiß anwenden, um ihr Dein liebes Bild einzuprägen, daß Du ihr, ehe sie Dich kennt, schon lieb und bekannt seiest, und daß sie womöglich ein noch innigeres Band zwischen uns knüpfe. . . .

So lebe denn herzlich wohl, Du meine liebste Schwester, bald hoffe ich Dir mehr schreiben zu können. Bülow selbst sagt Euch Beiden tausend Liebes. Der Himmel segne und behüte Dich, Du liebe, theure Adelheid. Herzliche Grüße dem lieben August von

Deiner treuen Gabriele."

Ende Mai hat sich Gabriele endlich so weit erholt, daß sie mit ihrem Kinde nach Tegel hinausziehen kann. Bülow erlauben seine Geschäfte nur kurze Besuche auf dem Lande, Humboldts sind auf den anderen Gütern, und Gabriele hat einen stillen, einsamen Sommer, in dem ihr die ganze Wonne des Muttergefühls aufgeht, das sie der eigenen theuren Mutter womöglich noch näher bringt. So schreibt sie:

„Ja, meine liebe, liebe Mutter, wohl fühle ich's jetzt erst recht, wie sehr Du mich liebst, wie vielen, vielen Dank ich Dir schuldig bin, und es ist eben dieses Gefühl, des tieferen, innigeren Begreifens der Liebe, das seit der Geburt meiner Gabriele so viel klarer in mir aufgegangen ist, das mich nächst der Freude über das holde Wesen selbst so sehr beglückt, denn es giebt doch nichts Schöneres, als das Herz mit Liebe und Dank gegen Gott und Menschen erfüllt zu haben. Daß der Himmel mir dieses Gefühl erhalten und stets neu beleben möge, war eine innige Bitte meines Herzens an meinem Geburtstag. Deine Glückwünsche zu demselben haben mich tief gerührt, sowie das, was Du mir über mein Kind sagst. Du beschreibst unendlich schön und tief Deine Empfindungen über sie. Wohl ist es wahr, daß so ein Kind wie ein Räthsel vor Einem liegt. Ach, daß Dein Segen und Deine Wünsche für sie sich er-

füllen mögen, daß Du sie aber auch an ihr sich erfüllen siehst, liebe, liebe, theure Mutter! . . .“

Im Herbst wird Gabriele durch den Besuch ihrer Adelheid erfreut, und zu Weihnachten versammelt sich in ihrem Hause die ganze Familie unter dem Christbaum, dem Humboldts erstes Enkelkind entgegenjauchzt. In stillem, glücklichem Beisammensein verstreicht der Winter in Berlin und auch der Sommer 1823 in Tegel.

Früher ein Jagdschlößchen des Großen Kurfürsten, war Tegel durch Erbpacht in die Familie von Holwede gekommen und durch die Mutter Wilhelms und Alexanders v. Humboldt, eine verwittwete Frau v. Holwede, in den Besitz des ältesten der beiden Brüder gelangt. Die bequeme Lage in der Nähe Berlins, die reizende Umgebung bestimmten Wilhelm v. Humboldt, sich hier einen Wohnsitz nach seinem Sinne zu schaffen, und er beschloß 1821, dementsprechende bauliche Veränderungen vorzunehmen. Schinkel gelang es, in überraschender Weise Humboldts Ideen mit dem Vorhandenen zu vereinigen, und während er auf der einen Seite das alte Schlößchen mit seinen runden Erkern unverändert ließ, schuf er nach der Gartenseite hin ein ideales Gebäude im griechischen Stil. Der Wunsch, den am alten Jagdschlößchen vorhandenen Thurm zu erhalten, veranlaßte den Plan, das neue Haus auch an den drei übrigen Ecken mit Thürmen zu versehen, an denen Nachbildungen der Reliefs, welche den Thurm der Winde in Athen schmücken, angebracht wurden. Die edle Einfachheit der Façade ist durch vier Nischen unterbrochen, in denen, je zwei und zwei übereinander, vier Statuen Platz fanden. Humboldt ließ dazu vier Antiken, die er besonders bevorzugte, in Marmor nachbilden; es stehen links oben die Pallas in Velletri, unten die Diana von Gabiä, rechts oben die Amazone aus dem Vatikan, unten der Faun des Praxiteles. Diese Vier bilden den einzigen Schmuck des Baues, dessen Schönheit lediglich in den vollendet harmonischen Verhältnissen der Linien beruht. Es war im Sinne Humboldts alle Pracht vermieden, und wie das Haus schon von außen den Eindruck eigenthümlicher Klarheit und Heiterkeit macht, so noch weit mehr das Innere. Hier umgab sich Humboldt mit allen Kunstwerken, die er im Laufe der Jahre gesammelt, und die unvergängliche Schönheit antiker Meisterwerke erhellte in Original oder Kopie den Abend seines Lebens. Selten wohl gelingt es Jemand, seinem Wohnsitz so deutlich den Stempel

Tegel.

eigener Persönlichkeit aufzudrücken, wie Humboldt dies in Tegel gethan. Die wahrhaft antike Heiterkeit und Harmonie seines Wesens weht uns heute noch aus diesen edlen Räumen an.

Gabriele sah dies Alles während ihrer Sommeraufenthalte entstehen, und Tegel, das ihr schon immer so lieb gewesen, wurde ihr da recht eigentlich ins Herz gebaut. Ihr verdanken auch spätere Generationen die Errettung eines Fliederbaumes, den Schinkel beseitigen wollte, da er die Façade des Hauses störe. Mit ausgebreiteten Armen hat sie ihn geschützt und mit aller Beredsamkeit sein Leben vertheidigt. Bis auf den heutigen Tag steht er unter den Fenstern und sendet im Mai wie ein gewaltiger Frühlingsstrauß seinen Duft hinauf, und unter seinem Schatten ist Gabrielen selbst, ihren Kindern und Enkeln manche fröhliche Stunde verstrichen. —

Am 16. Oktober 1823 wurde Bülow eine zweite Tochter — Adelheid — geboren, und im Sommer des nächsten Jahres reist er mit Frau und Kindern nach Schwerin zu seinem Vater. Später im Sommer begleitet Gabriele mit den Kindern die Eltern nach Ottmachau, besucht Adelheid in Herrnstadt, kehrt, von ihr begleitet, nach Tegel zurück und führt dort dem Vater das Haus, während die Mutter sich in Marienbad zur Kur befindet. Im Herbst wird Bülow zum Kammerherrn ernannt und hat nun außer seinen zahlreichen amtlichen Geschäften auch noch Dienst am Hofe, und auch Gabriele hat infolge dessen einen geselligen Winter. Der Sommer 1825 vereint die ganze Familie theils in Tegel, theils in Burg-Oerner, wo namentlich durch Adelheids Gegenwart die Tage in heiterem Zusammensein verstreichen.

Am 27. Februar 1826 wird dann wieder in Berlin die dritte Tochter — Caroline — geboren.

Um diese Zeit überträgt der König in Abwesenheit des Grafen Bernstorff und Ancillons Bülow die Führung der politischen Abtheilung des Ministeriums; Letzterer hat Gelegenheit, in dieser verantwortlichen Stellung seine hervorragenden Fähigkeiten zu beweisen, und zieht die Allerhöchste Aufmerksamkeit auf sich. Einen längeren Urlaub benutzte er später zu einer Reise, die er allein und nur zu seiner Belehrung unternahm, nach Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen, Pommern, Mecklenburg, Kopenhagen und den Herzogthümern. Unterwegs ereilt ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters.

Von dem Vertrauen, welches von maßgebender Seite in Bülows diplomatisches Talent gesetzt wurde, konnte ihm kein glänzenderer Beweis gegeben werden als dadurch, daß man ihn in so kritischem Augenblick nach England bestimmte, wo durch den Ministerwechsel eine Umwälzung von nicht geringer Tragweite zu erwarten stand. Canning, seit 1822 Minister des Auswärtigen, hatte eben das Ziel seines ehrgeizigen Strebens erreicht, er war an Stelle des vom Schlage gerührten Earl of Liverpool zum Premierminister ernannt, und sein Antritt bezeichnete einen völligen Umschwung in der Politik Englands. Fast alle bisherigen Minister, Wellington und Peel, die Häupter der Torypartei, schieden aus dem Kabinet aus, was einer gänzlichen Auflösung gleichkam. Von den Tories, denen Canning sich früher zugezählt hatte, als ein Abtrünniger angegriffen und, weil er sich Irlands annahm, katholischer Sympathien bezichtigt, konnte er es doch ebenso wenig mit seiner Ueberzeugung vereinigen, ganz zu den Whigs überzugehen, mit denen ihn eigentlich nur das gemeinsame Bekämpfen desselben Gegners, der Torypartei, verband. Cannings Geist und Gewandtheit überwanden indessen alle Schwierigkeiten, und es gelang ihm während der kurzen Zeit seiner Führung, ein Werk, an dem er lange schon gearbeitet hatte, zu vollenden: Griechenland von seiner unseligen Knechtschaft zu befreien und Rußland und Frankreich zu einem Schutzvertrag mit England zu nöthigen. War auch Preußen in dieser Angelegenheit noch nicht unmittelbar betheiligt, so war doch die Stellung des neuen Gesandten schwierig genug zwischen den beiden erregten Parteien und dem schwachen, haltlosen König Georg IV., der selbst zwischen Tories und Whigs hin und her schwankte und nach Cannings frühem Tode — August 1827 — wieder ein toryistisches Ministerium unter Wellington berief.

Die Ernennung Bülows zum Gesandten in London erfolgte im Februar 1827. Er erhielt 25000 Thaler jährliches Gehalt, 5000 Thaler Wohnungsentschädigung und 5000 Thaler zur Einrichtung. So ward also doch die „Nebelinsel" sein Schicksal!

In keiner Stellung wird wohl so sehr wie in der eines Gesandten oder Botschafters das Leben der Frau mit in Anspruch genommen; ihre Pflichten stehen oft denen des Mannes nicht nach, und es war keine geringe Aufgabe für eine junge Frau wie Gabriele, deren kleine Häuslichkeit mit möglichster Einfachheit eingerichtet gewesen war, sich plötzlich

in eine Stellung versetzt zu sehen, die nach allen Richtungen hin die höchsten Anforderungen stellte. Ihrem bescheidenen Sinn war die Aussicht, repräsentiren zu müssen und eine der ersten Rollen in einer ihr ganz fremden Gesellschaft und in fremder Sprache spielen zu sollen, sehr erschreckend, und recht verzagt schreibt sie ihrer Schwester:

„Berlin, den 12. Februar 1827.

Meine theure, geliebte Adelheid!

Dieser Brief bringt Dir eine Nachricht, die Du gewiß nicht erwarteſt, und die Dir mitzutheilen mir unendlich schwer wird, da ich weiß, daß sie Dich betrüben wird, so wie sie mich auf das Schmerzlichste bewegt. Es ist nämlich so gut als gewiß, daß Bülow zum Gesandten in London ernannt werden wird bei Gelegenheit der Veränderungen, die durch Hatzfelds Tod veranlaßt werden. Ach, meine Adelheid, nun weißt Du, ob ich Grund zu trauern habe. Du weißt es, wie ich immer vor einem Gesandtschaftsposten gezittert habe, wie ganz entgegen ein solcher meinem Geschmack und ganzen Wesen ist, wie ich für meine Person nie eine andere Stellung gewünscht, ja von jeher und für zeitlebens mit einer weit kleineren ganz zufrieden gewesen wäre, hätte sich das vereinigen lassen mit sonstigen Verhältnissen und Bülows Wünschen, die nur durch einen seinem regen und thätigen Sinn angemessenen Wirkungskreis befriedigt werden können. Mir erscheinen aber auch die Geschäfte eines Gesandten, außer in ganz außerordentlichen Fällen, so wenig wünschenswerth. Doch mag ich das nicht verstehen, und in mancher Hinsicht muß ich mich über dieses Ereigniß freuen, es ist ein großer Schritt, mir aber ein zu großer. Die Auszeichnung, die Bülow dadurch wird, erkenne ich dankbar — aber das Alles hebt mich nicht über meinen Schmerz hinweg und über das Gefühl, wie ich so gar nicht in solche Lage passe. Ach, und dann die Trennung von Euch Allen, an denen mein Herz mehr hängt, als Ihr es vielleicht wißt, als ich es wenigstens äußern kann. Auch von Euch, von Mathilden, der lieben, holden, ist es nicht weniger eine Trennung; wenn wir auch lange nicht mehr vereinigt waren, so ist dies doch eine ganz andere. Das jährliche Wiedersehen ist dann doch unmöglich, ach, und ich entbehre Dich, Geliebte, jetzt schon so unaussprechlich, und die Trennung von den Eltern, Carolinen, der Mutter — gerade in den nächsten Jahren — ach! Du, geliebte Adelheid, kannst meinen Schmerz ermessen, und ich weiß, daß

Du ihn theilst. Aber sage mir es dennoch bald, ich bitte Dich. Die liebe Mutter ist wie immer unaussprechlich liebend und entsagend, aber freilich auch betrübt, so auch Caroline. Des Vaters Theilnahme und Güte kennst Du, sowie sein stetes Interesse, das er für Bülow hat, der ihm auch so viel verdankt. Bülow und der Vater versichern mich, daß ich, was Gesellschaft, Repräsentation und dergleichen betrifft, an keinem anderen Orte so ungenirt und angenehm sein könnte, aber gegen meine jetzige himmlische Freiheit und Ruhe wird es doch ein gewaltiger Unterschied sein. So angenehm, als ich bisher gelebt, werde ich's wohl nicht wieder. Ach, theure Adel, mir ist das Herz schwer, recht schwer.

Mathilde wird doch nun wohl bei Dir sein, grüße sie herzlich von mir. Auch sie wird innigen Theil nehmen an der Veränderung unserer Lage. Sage aber weiter Niemandem davon. Die große und ungewöhnliche Schnelligkeit, mit der die Sache gegangen ist, macht, daß sie hier noch Niemand ahnt, und ich freue mich nicht auf die Bekanntmachung. — Die Kinder sind, Gott Lob, wohl. Mich rührt es unbeschreiblich, zu denken, wie sie so unwissend sind über eine Veränderung, die doch Einfluß auf ihre ganze Zukunft haben kann.

Daß mich außer dem mich so schmerzlich Bewegenden auch so manches Andere beunruhigt, begreifst Du gewiß, vor Allem die völlige Unkenntniß des Englischen.

Doch lebe wohl, theure, geliebte Schwester. Der Himmel sei mit uns. Grüße Alle und erfreue bald durch Beantwortung dieses Briefes

Deine Dich so unendlich liebende

Gabriele."

Fürs Erste bringt Gabriele die neue Würde nichts als eine Trennung von ihrem Manne, der im April zunächst allein auf seinen Posten geht, um sich in London einzurichten. Ueber seine Ankunft dort und die erste Einrichtung schreibt er ihr:

„London, den 18. April 1827.

An Dich, meine innigst geliebte Gabriele, das Ziel aller meiner Gedanken, Freuden und Wünsche, an Dich richte ich das erste schriftliche Wort, für Dich nehme ich hier zuerst die Feder in die Hand. Es ist dies mir eine liebe Vorbedeutung, und ich fühle den ganzen Inbegriff meines Glückes, daß ich in dieser ungeheuern Stadt nicht allein dastehe, sondern durch Deinen Besitz und den der lieben Kinder reichlich bedacht

worden bin. Du weißt, daß ich dem Leben keinen anderen Reiz abgewinnen kann, als Dir zu gefallen und Dich fortwährend zu beglücken, und daß mein Herz brechen würde, wäre es anders. Als ich hier vor zehn Jahren eintraf, waren meine Gedanken zwar auch bei Dir, mein Leben, und sie leiteten mich, wohin ich ging und kam. Es waren glückliche Gefühle, hoffnungsvolle und erfüllt von dem Glück jugendlicher Liebe. Die, welche ich jetzt empfinde und in mir hege, sind mir aber viel lieber. Was nur Liebe zu geben vermag, gehört mir, ich weiß, was ich habe, kann es einen schöneren, herrlicheren Beweis von dem Einklange unserer Herzen geben als den, welchen stets wachsende beglückende Liebe giebt? —

Hier bin ich gestern gegen sechs Uhr abends angekommen. Der Onkel Alexander hat mich, wie ich es Dir bereits geschrieben, von Paris bis hierher begleitet. In Calais trafen wir um sieben Uhr morgens am zweiten Osterfeiertage ein, und mittags um zwölf schifften wir uns auf dem Dampfschiffe „Le duc de Bordeaux" ein. Bei der Abfahrt und bei der Ankunft in Dover regnete es, sonst aber war das Wetter wundervoll, und ich hatte auch dieses Mal das Glück, von der Seekrankheit verschont zu bleiben. Gleich nach vier Uhr waren wir in Dover, wo ich von den Hafen- und Zollbeamten auf die allerhöflichste Weise empfangen wurde. Alles, was mir gehörte, wurde unverzüglich von ihnen ans Land geschafft und unvisitirt nach dem Wirthshause gebracht. Wir fanden dort Alles zu unserer Aufnahme vorbereitet. Der Oberzollinspektor und der Aufseher über die Fremden machten mir Besuche und entschuldigten sich, nicht zur Stelle gewesen zu sein, mit der Versicherung, daß sie mehrere Stunden auf mich gewartet und erst dann nach Hause gegangen wären, als das französische Dampfschiff in die Nähe des Hafens gekommen sei und keine Flagge zu meiner Ehre aufgezogen habe. Ich hielt dies für eine leere Redensart, allein gestern Morgen bei unserer Abfahrt donnerten plötzlich die Kanonen von den Höhen der Festung, und es wurde mir gesagt, daß dies mir gälte. Als ich in den Wagen stieg, stand ein Unteroffizier der Artillerie gerichtet daneben und hinter ihm ein Anderer mit der Flagge Großbritanniens. Diese Ehre kostete Geld. Unserer Abfahrt folgten fortwährend Schüsse, so daß gar nicht zu ermessen ist, wie viel Pulver ich gekostet habe. Meine Koffer befanden sich in einem sehr zierlichen Packwagen, der, mit zwei Pferden

bespannt, vorangefahren wurde. Wir folgten in der Kalesche mit vier Pferden. So hielten wir gestern unseren Einzug. . . .

Ich habe das Haus des Herrn v. Maltzahn genommen, 10 Hereford Street, Oxford Street; so ist der Anstand beobachtet. Das Haus ist groß, jetzt viel zu groß für mich, — allein für Dich und die lieben Kleinen ist Platz darin. Falls Du aber erst im nächsten Frühjahr kommst, so nehme ich dann doch wohl noch ein anderes. In ein Wirthshaus hätte ich doch nicht gut meine Akten bringen lassen dürfen. Man würde es mir in Berlin verdacht haben, und es dürfte mir auch hier im Vertrauen geschadet haben. Wenn man schon Gesandter gewesen, kann man Manches ungerügt thun, was man besser unterläßt, wenn man zuerst in solcher Stelle auftritt. Ich mußte hier erst klein anfangen und zu ersparen suchen, um aus dem Ersparten meine Einrichtung bestreiten zu können. Dies ist aber nicht so leicht, als ich dachte, denn als Minister liegen mir doch ganz andere Verpflichtungen als einem Geschäftsträger ob. Die Summe der Einrichtungskosten wird sich auf 18000 Thaler belaufen, und auch meine Lebensart muß eine andere, viel theurere sein. Ich behalte die Haushälterin und zwei Bediente von Herrn v. Maltzahn, mein Friedrich wird Kammerdiener, muß Stiefel und Livree ausziehen und in Schuhen und seidenen Strümpfen erscheinen. Den Kutscher der Gesandtschaft behalte ich auch, einen Koch werde ich nehmen müssen, sobald die Batterie de cuisine aus Paris angelangt ist, und ob ich mit einem Mädchen auskommen werde, ist zweifelhaft. Wegen meines Wappens, das ich auf Porzellan und Silberzeug setzen lasse, war in Paris große Noth, denn aus dem Vogel Bülow wollten Alle durchaus eine Art Adler machen. Der Onkel Alexander hat mir geholfen, und durch seine Güte habe ich einen Namensvetter aus dem Jardin des plantes erhalten. Dieser ist denn auch treulich abgezeichnet worden und danach das Wappen sehr gut gerathen. . . .

London, den 11. Mai 1827.

. . . Ich danke Gott, daß ich noch kräftig und gesund bin — denn bei dem Leben, welches ich hier jetzt führen muß, würde Mancher zu Grunde gehen. Ich habe es wohl vorausgesehen, daß ich hier eine schwere, saure Zeit haben würde, allein so schlimm habe ich es mir doch nicht gedacht. Gestern Nacht habe ich bis drei Uhr chiffrirt und heute Morgen um sieben Uhr wieder angefangen. Dazu kommen solche Mengen

von Einladungen zu Diners und Abendgesellschaften, daß ich sie nicht zu lassen weiß. —

Ueber Deinen Kampf gegen die „Excellenz" habe ich recht lachen müssen. Mir ging es ebenso, allein schon auf der Reise fügte ich mich. Herr v. N. meinte, es sei durchaus Sitte, die Gesandten von königlichen und kaiserlichen Höfen zu excellenzen, in Paris spielte die Excellenz wieder, und hier ist es vollends arg. Wollte man sich diesen Titel durchaus verbitten, würden die Leute der Würde des Hofes zu nahe getreten glauben. Ich ergebe mich also christlich. . . ."

Je mehr nun Gabriele von dem Leben in London hört, desto verzagter wird sie, versucht aber auf alle Weise, sich für die neuen Pflichten vorzubereiten, und schreibt ihrem Manne aus Berlin und Tegel, wo sie vom Mai ab mit den Eltern lebt:

„Stein hat mich letzthin sehr ausgescholten, daß ich mich nicht genug freute auf den Aufenthalt in London, daß ich gar nicht wüßte, von welchem Werthe fürs ganze Leben derselbe wäre. Er hat gewiß sehr recht, aber das weiß er nicht, daß ich dem Allen nicht gewachsen bin. Was mir der Onkel Alexander über Eure Reise und das Leben in London erzählt, das klingt so fremdartig, bestätigt so meine Ueberzeugung, daß dasselbe nicht für mich und ich nicht dafür passe, daß es mich recht quält. Wie soll ich nur das Alles noch nachholen! Je mehr ich will, je mehr sehe ich, daß ich nicht kann, und daß es mir ganz fehlt an allem Nöthigen, um in der Welt zu gefallen. Für meine Person kann ich das verschmerzen, aber für Dich thut es mir unaussprechlich leid. Ich muß mich Deiner Weisheit überlassen, und mit meiner Unentschlossenheit und meinem Mangel an Umsicht wirst Du zu kämpfen haben, solange Du mich hast, Geliebter, das weißt Du ja wohl auch schon? Du hast aber Geduld mit mir, und weil wir uns lieben, wird Alles gehen! Wie umsichtig, wie zart bist Du in Deiner Fürsorge, es rührt mich tief. Die Kinder fragen mich immer, warum ich so oft weine, wenn ich Deine Briefe lese, sie, die nur aus Leidwesen noch weinen, können das noch fragen! Gott gebe, daß sie es künftig erfahren, wie beseligend die Thränen der Freude sind. — Ich thue jetzt, was ich kann, um zu lernen und mich zu üben. So führe ich mit der lieben Mutter täglich eine französische Billetkorrespondenz, über die ich oft lachen muß, aber es übt doch. Montagne lobt immer meine Fortschritte im Englischen und

sagt, daß ihm der Unterricht große Freude mache, das glaube ich aber nicht, oder er muß einen kuriosen Begriff von Freude haben. Wir treiben hier Alle das Englische. Die Wörterbücher kommen fast nicht vom Tisch, und der Vater ist der Eifrigste, jedem Worte nachzuspüren, und dabei unendlich komisch und amüsant. Man kann nicht liebenswürdiger sein als er und die liebe Mutter. Auch unsere Kleinen können schon englische Wörter und geben ihre aufgeschnappten Brocken dazu. Der Muth wächst mit der Gefahr! Muß ist ein großer Herr in Scherz und Ernst, und was sein muß, wird auch wohl gehen, damit tröste ich mich. Behalte mich nur lieb, mein süßes Herz, was ich Dir an mir sonst fehlenden Eigenschaften ersetzen kann durch treue, innige und aufopfernde Liebe, das will, — und ich hoffe, das kann ich Dir auch ersetzen. Je mehr ich aber fühle, was mir fehlt, desto mehr werde ich trachten, daß es meine lieben Kinder erlangen, und in dieser Hinsicht kann ich mich auch der Vorzüge Deiner jetzigen Stellung erfreuen.

. . . Diesen 26. Juni will ich mir roth im Kalender aufschreiben, denn es ist ein großer Tag, an welchem ich Dir, wie Du aus der Anlage ersehen wirst, den ersten englischen Brief geschrieben habe. Wer mir noch am Anfang dieses Jahres dies gesagt hätte, den würde ich ausgelacht haben! Auch der lieben Mutter Brief wird Dich überraschen, und wir lassen Dir keine Ruhe, bis Du uns auf Englisch geantwortet hast. . . ."

Als die Eltern im Juli 1827 nach Gastein gehen, begiebt sich Gabriele auf die erste selbständige Reise mit ihren drei kleinen Mädchen. In vier Tagereisen gelangt sie glücklich nach Herrnstadt zu Hedemanns. Adelheid und ihr Mann, denen eigene Kinder versagt blieben, umfaßten die der Schwester mit um so größerer Liebe, und mit Recht konnten die Nichten in zärtlicher Verehrung zu ihnen wie zu einem zweiten Elternpaare aufblicken. Während dieses Besuches erkrankten alle drei Kinder am Stickhusten, und Bülow, der zur Ordnung der väterlichen Erbschaft in Mecklenburg eingetroffen ist, eilt infolge der besorglichen Nachrichten nach Herrnstadt und überrascht dort seine Frau am 4. September. Nach kurzem Aufenthalte geleitet er dann Frau und Kinder wieder nach Tegel, wohin auch Hedemanns folgen. Hier entwickelt sich nun wieder ein sehr geselliges Leben. Mit Alexander v. Humboldt und durch ihn kommt noch ein ganzer Kreis weiterer Bekanntschaften hinzu, und es

vergeht kein Tag, an dem sich nicht Besucher einfinden, sei es zu Tisch, sei es abends, eingeladen oder überraschend, aber stets willkommen. Der König mit der Fürstin Liegnitz, der Kronprinz und die Kronprinzessin, Prinz und Prinzessin Karl, Herzog und Herzogin von Cumberland und alle königlichen Prinzen besuchten Humboldt auf seinem Landsitz, der durch seine eigenartige Schönheit schon während seines Entstehens die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Herrschaften erregt hatte.

Mitte Oktober nahm Bülow seine Frau und die zwei ältesten Kinder nach Mecklenburg mit, und Gabriele wird in Ludwigslust viel am Hofe gesehen, während ihr Mann die Erbschaft des Vaters ordnet und nach den Gütern sieht. Das Gut Düssin fällt ihm durch das Loos zu. Nach drei Wochen kehrt die Familie nach Berlin zurück, einen Monat später reist Bülow wieder nach London ab, und Gabriele ist abermals auf schriftliche Mittheilungen verwiesen. Zum Jahreswechsel schreibt sie ihm:

„Berlin, den 1. Januar 1828.

Für Dich, mein Heinrich, schreibe ich diese Jahreszahl zum ersten Mal nieder, und mir ist sehr wohl, wenigstens am ersten Tage des Jahres zu sein, das uns wieder vereinigen soll, und mich dünkt, Dir schon näher zu sein. Möge der gütige Gott uns Seinen Segen zum Beginn dieses Jahres schenken, und Du erhalte mir nur Deine Liebe und sei der meinen in Ewigkeit gewiß, dann wird Alles, Alles gehen! Wie Vieles mir auch in diesem Jahre bevorsteht, ich gehe ihm ruhig entgegen im Gefühl unserer unwandelbaren Liebe und im Vertrauen auf Gottes Güte und Gnade. Seiner Allmacht befehle ich auch unsere theuren Kinder. Er behüte sie ferner, wie Er es gnädig bis jetzt gethan. Die Erfahrungen des eben verflossenen Jahres sind wohl geeignet, unsere Herzen mit dem seligsten Vertrauen zu erfüllen. Du weißt es, daß ich durch Dich so glücklich bin, wie nur Sterbliche es sein können, und wohl hast Du recht, daß das höchste Glück, was wir von Gott erbitten können, die Fortdauer des jetzigen ist, und ich füge nur noch das Gebet um baldige Wiedervereinigung hinzu — und um eine einzige Vermehrung unseres Glückes durch — brauche ich's Dir noch zu sagen, geliebter Mann — durch einen Sohn. Ach, den möchte ich Dir doch so gern schenken! — Die Kinder wollen viele Grüße an Dich bestellt

wissen, und ich, ach, ich füge denselben mehr, viel mehr bei, mein ganzes Herz begleitet diese Zeilen, und ich weiß, daß Du auch mehr noch darin liesest, als darin steht, denn so Vieles läßt sich nicht schreiben, wie im Zusammensein Vieles sich auch nicht sagen läßt, was man doch gegenseitig versteht. — Gott mit Dir, mein Glück, mein Leben, mein Alles!

G."

In ihrer selbständigen Stellung muß Gabriele in diesem Winter auch allein an den Hof gehen und manche Entscheidungen treffen, die ihr Urtheil und ihre Unabhängigkeit auf das Vortheilhafteste stärken, was sich auch in ihren Briefen ausspricht:

„Berlin, Januar 1828.

. . . Mein Besuch neulich bei der Prinzeß Wilhelm dauerte sehr lange und war recht hübsch. In Erwartung dieses Besuches, d. h. des Dazubestelltwerdens, hatte ich es verschoben, mich bei der Erbgroßherzogin von Mecklenburg zu melden, und erst Mittwoch Abend erfuhr ich, daß heute Cour bei Hofe sei. Die Erbgroßherzogin nicht vor dieser gesehen zu haben, war mir ein Grund, die Cour nicht mitzumachen, was ich überhaupt ganz unnöthig fand, denn ich weiß es ja, wie eng der Platz im Rittersaal ist, und wie es ganz übersehen wird, ob man dort ist oder nicht. Eben habe ich nun an die K. geschrieben, um mich bei der Prinzeß zu melden, denn durch die Hofdamen wollte ich es nicht thun, da sie nicht einmal so höflich gewesen sind, mir Karten zu schicken, viel weniger selbst zu kommen; da schien mir die K. am passendsten. Uebermorgen ist bei der Kronprinzeß auch Cour, d. h. so wie im vorigen Jahre, nicht in Roben, und da werde ich hingehen, weil ich denke, daß es Dir doch nicht recht sein möchte, wenn ich mich von Allem ausschließe. Sonderbar wird es mir aber vorkommen, zum ersten Mal ohne Dich in einer so großen Gesellschaft. Ich werde bei dieser Gelegenheit den neuen Brillantschmuck von Dir einweihen.

Der Vater hatte gestern einen sehr bewegten Tag und wir mit ihm. Des Morgens war wieder des Onkels Kollegium, wo wir immer um halb elf Uhr hinfahren und nach halb zwei Uhr erst wieder nach Hause kommen. Nachmittags um vier las der Vater auf der Akademie, wo öffentliche Sitzung war wegen des Jahrestages Friedrichs II. Die Prinzen waren auch dort und die ganze vornehme Welt, nur Herren natürlich, die zusammenzutrommeln der Onkel sich einen Spaß

gemacht hatte. Er war den Mittag unendlich amüsant. Ich kann gar nicht fort, wenn er so ins Erzählen kommt, und man lernt doch immer etwas dabei. Am 1. Februar ist die Vorlesung im Kunstverein, wer weiß, ob uns nicht auch das Glück hold ist. Wenn's aber zu ändern ist, will ich den Vater bitten, uns auf der Liste doch wieder zu vereinigen, ich kann dies getrennt und so selbständig für mich Dastehen nicht leiden.

1. Februar 1828.

. . . Heute war des Onkels Vorlesung wieder unendlich interessant, und Herrn Saphirs Witz traf nur für die erste Hälfte zu. Er hatte im Courier gesagt: „Der Saal faßte nicht die Zuhörer, und die Zuhörerinnen faßten nicht den Vortrag." Mitunter mag er wohl Recht haben, was meine Wenigkeit betrifft, allein ist es doch sehr selten, daß ich es gar nicht faßte, denn verstehen und behalten sind auch noch verschiedene Dinge. Mit jedem Male werden die Vorlesungen schöner, es herrscht eine vollendete Klarheit darin, und eine solche Größe der Ansichten, daß sie wirklich erhebend auf Verstand und Gemüth wirken. Auch wird des Onkels Vortrag immer schöner und freier, er liest auch sehr selten etwas ab, wie zu Anfang, was mir immer nicht angenehm war.

Wir haben dieselbe Treppe wie der Hof und treffen auf dem Hin- oder Rückwege immer mit den Herrschaften zusammen, und es giebt dann jedes Mal eine Parlata." —

So geht der Winter schnell dahin, den auch noch ein längerer Besuch Adelheids für Gabriele erheitert, und die immer näher rückende Abreise erfordert allerlei Bestimmungen und Anordnungen in den häuslichen Verhältnissen. Gabriele lernt auch hierbei auf eigene Verantwortung hin handeln und berichtet dann von ihren Regierungsakten nach London:

„. . . Eine ordentliche Schule für meinen Mangel an Selbstvertrauen und Selbständigkeit ist diese Zeit aber wirklich, und ich kenne mich oft nicht wieder, wenn ich so hin und her Befehle und Anordnungen zu geben habe und es mit ziemlicher Gewandtheit thue. Wenn ich auch beim Einpacken selbst nichts thue, so habe ich doch unendlich viel zu bedenken, zu ordnen und zu bestellen, daß ich wirklich die Zeit her sehr beschäftigt gewesen bin. Das Aufsagen der Leute ist

mir sehr schwer geworden, d. h. mit der Köchin und S. ging es leicht, aber A. traf es so unerwartet, daß es mir wirklich sehr leid gethan hat. Sie hatte geglaubt, ich würde sie mitnehmen, und war sehr traurig, doch benimmt sie sich sehr gut und ist so eifrig in ihrem Dienst. Den Bedienten nehme ich mit, und er scheint sehr glücklich in der Aussicht auf die Reise. Ich komme mir ganz ehrwürdig vor bei all den Reden, die ich in dieser Woche habe halten müssen, und hätte es nie geglaubt, daß ich Alles zu Stande bringen würde. Dazu behauptet man, d. h. Jedermanns sind der Meinung (Andere haben es mir nicht gesagt), daß ich jetzt jünger als je aussehe, also gar nicht so ehrwürdig. Ich schreibe Dir das nur, weil ich weiß, daß es meinen lieben Mann erfreut, da es ein Beweis meines Wohlseins ist, und weil es mir doch angenehm ist für Dich, wenn ich noch eine Zeit lang etwas leidlich aussehe. — Zu alledem sind wir in dieser Woche auch noch sehr prinzlich gewesen. Montag waren wir beim Kronprinzen zu Mittag. Das Abschiednehmen war aber verfrüht gewesen, denn am Donnerstag waren wir wieder zusammen bei Cumberlands, wo ein sehr großes Diner war, der Großfürstin zu Ehren. Der König und die ganze königliche Familie waren dort, und der König lud dort den Vater und uns Alle zu sich ein, wo Komödie und dergl. ist. Er war überhaupt sehr freundlich, auch mit mir sprach er mehrmals. Die Kronprinzessin war wieder von unendlicher Güte und Freundlichkeit zu mir, ich bin wieder ganz von ihr entzückt. Gestern Morgen hatten wir auch bei Prinzeß Wilhelm unsern Abschiedsbesuch, und heute vor dem König sollen wir noch zur Großfürstin. Mit den Abschiedsvisiten bin ich durch, aber Du kannst denken, daß mir der Kopf einigermaßen schwirrt." —

Am 31. März 1828 findet die Abreise statt und zwar in Begleitung der Eltern, in denen noch einmal die alte Reiselust aufflammt. Sie hatten beschlossen, die Tochter nach London zu bringen, um auch gleich ein Bild ihres dortigen Lebens mit heimzunehmen. Eine ganz stattliche Reisegesellschaft war es also, die sich da in Bewegung setzte: Herr und Frau v. Humboldt, Caroline, Gabriele mit ihren drei Kindern, Jäger, Diener und Jungfer füllten die zwei Wagen reichlich aus. Der Weg geht zunächst über Frankfurt a. M. nach Paris, wo man am 15. April anlangt. Ein vierwöchiger Aufenthalt dort wird auf die verschiedenartigste Weise ausgenutzt. Humboldt geräth in einen

wahren Strudel von Geſelligkeit und fühlt ſich darin ebenſo wohl wie in der ſelbſtgewählten Beſchaulichkeit der letzten Jahre. Seine Frau nimmt an dem regen Verkehr ſo weit Theil, als es ihre Geſundheit erlaubt, und lebt im Uebrigen der Kunſt und der Erinnerung an ihre früheren Aufenthalte in der ihr ſo lieb gewordenen Stadt. Gabriele wird von beiden Seiten in Anſpruch genommen und hat außerdem unendlich zu thun mit dem Ankauf von Silberzeug, dem Beſchaffen ihrer Toiletten und dem Suchen nach einer franzöſiſchen Kammerjungfer, die ihr ein Gegenſtand unverhohlenen Grauens, aber ein nothwendiges Uebel iſt. Endlich wird Paris verlaſſen, und am 18. Mai empfängt Bülow die Seinigen in Calais und geleitet ſie nach London.

Sofort treten hier an Gabriele die Pflichten ihrer Stellung heran, und ehe ſie noch vierundzwanzig Stunden in ihrem neuen Heim Nr. 10 Cumberland Place iſt, wird ſie von Beſuchen in Anſpruch genommen und hat fremde Herren zum Diner, die auch abends nicht weichen, während ihr Herz ſich an das Bettchen ihres älteſten Kindes ſehnt, das krank angekommen iſt.

VII.

Bülows in London 1828–1833.

Reisebericht. Anfang des Londoner Lebens. Abreise der Eltern. Krankheit und Tod der Mutter 1829.

Von der Ueberfahrt und dem Leben in der neuen Welt, die sie umgiebt, berichtet Gabriele ihrer Schwester:

„. . . Der Aufenthalt in Paris, die Aufmerksamkeit, die ich dort auf das Französische gerichtet hatte, hatte mein bißchen Englisch ganz weggepustet, und ich werde nie die Verzweiflung vergessen, in der ich die Nacht auf dem Schiff war, wie ich die Schiffskammerjungfer ebenso wenig verstehen, als mich ihr verständlich machen konnte, und doch war mir ihre Hülfe so nöthig, besonders für die Kinder, deren ich mich gar nicht annehmen konnte, denn ich war gar zu krank. Es war eine sonderbare Nacht, die mannigfachsten Empfindungen erfüllten meine Seele, und der Körper konnte diesen nicht folgen, so daß ich mir wie doppelt vorkam, im inneren Leben so bewegt, im äußeren wie todt, denn die Seekrankheit ist wirklich das Sonderbarste, was es giebt, durch diese gänzliche Abgespanntheit, die sie mit sich führt. Du weißt, daß ich nicht müßig bin, wenn ich meinen lieben Kindern irgend etwas, und besonders wenn sie krank sind, helfen kann, auf dem Schiff aber war es mir ganz unmöglich, ihnen beizustehen, ich hörte sie jammern und konnte mich nicht rühren, selbst Linchen, die mir im Arm lag, konnte ich nicht aufrichten. Nachdem ich so einige Stunden zugebracht hatte, schlief ich ein und erwachte mit einem unendlich angenehmen Gefühl

innerſten Wohlſeins und da konnte ich es kaum unterlaſſen, laut aufzulachen, als ich nun die Kajüte recht überſah. Denke Dir einen Raum ungefähr ſo groß wie ein Thurmkabinet in Tegel, nur kaum ein Drittel ſo hoch, aber nicht mit ordentlichen Wänden, ſondern ſtatt dieſer offene Komodenfächer, d. h. ausgezogen, in denen die Betten liegen. Ich lag in einem ſolchen unteren Fach, Lella über mir, und gegenüber einige fremde Damen, von denen eine immer jammervoller als die andere aus den Kaſten herausſah, die Mutter und Caroline lagen auf Bänken, die an der Wand und vor den Fenſtern herum ſtanden, und auf der Erde lag der Mutter Jungfer und meine, kurz, wie ein Schlachtfeld ſah es aus, nur ſtatt der Waffen, die gefallene Krieger umgeben, waren immenſe Waſchbecken dazwiſchen geſtellt. Die wunderbarſten Toiletten und Stellungen waren zu ſehen, meine eigene Toilette à la tête. Dieſe ordnete ich dann einigermaßen, und gegen neun waren wir nach und nach Alle auf dem Verdeck, wo es wirklich ſehr ſchön war. Die Einfahrt durch die Themſe gehört wirklich mit zu dem Schönſten und Großartigſten, was man ſehen kann. Die näheren Details unſerer Ankunft haſt Du ſchon durch der Mutter und Carolinens Briefe erhalten.

. . . Ich muß Dir noch von ſo vielen kurioſen Geſellſchaften, die ich hier ſchon mitgemacht habe, erzählen. Eines der hübſcheſten Feſte war das, was der Herzog von Clarence*) am 18. zum Andenken an die Schlacht von Waterloo gab, ein Frühſtück auf mehreren Schiffen, die aber aneinander befeſtigt waren, ſo daß man darin wie von einem Salon zum anderen ging. In den unteren Schiffsräumen wurde gegeſſen, und es war ein wunderſchöner Anblick, von der Kajüte aus (die aber viel größer als unſer Leidensplatz auf dem „Lord Melville“ war), in der wir mit der königlichen Familie und den Botſchaftern mit ihren Frauen aßen, auf die zwei langen, reich beſetzten Tafeln zu ſehen, an denen Herren und Damen in buntem Gemiſch ſaßen. Der Herzog von Clarence brachte ein ſehr ſchönes Vivat auf Wellington aus, wobei ich aber Blüchers Namen unangenehm vermißte. Die Herzogin von Clarence iſt eine unendlich liebenswürdige Frau von einer Güte, einer

*) Herzog von Clarence, Bruder des Königs und ſeit dem Tode ſeines älteren Bruders, des Herzogs von York — † 25. Januar 1827 — der Thronerbe. Seit 1818 mit Adelheid, Prinzeß von Meiningen, vermählt.

Freundlichkeit, die ihr alle Herzen gewinnen muß. Sie hat in ihrer Freundlichkeit, in ihrer wahren, nicht bloß prinzlichen Höflichkeit große Aehnlichkeit mit unserer Kronprinzessin. Diese liebt sie auf das Innigste; oft, wenn sie von ihr spricht, treten ihr die Thränen in die Augen, und das allein könnte ihr schon mein ganzes Herz gewinnen. Ein Brief, den ich ihr von der Kronprinzeß mitgebracht habe, veranlaßt, glaube ich, auch ihre unendliche Freundlichkeit für mich, die mich sehr erfreut. Wir sind schon oft bei ihr gewesen, gleich den Tag nach dem Schiffsfest aßen wir dort, früher als gewöhnlich, und fuhren nachher mit der ganzen Gesellschaft nach Astley-Theater, einer Art Kunstreiter-Theater, aber im größten Stil, wo die Schlacht von Navarin und viele andere Schlachtstücke mit wirklich großer Pracht und Kunstfertigkeit aufgeführt wurden. Von da kehrten wir wieder nach der Admiralität zurück, wo wir soupirten. Nicht ganz so angenehm war der große Rout am Abend des 20. im nämlichen Hause, wo es wirklich zum Ersticken voll und heiß war. Von einer solchen Gesellschaft macht man sich wirklich keinen Begriff, wenn man noch keine sah, und als Merkwürdigkeit hat es mich amüsirt. Es war ein solches Gedränge, daß viele Herren aus Verzweiflung ihre Hüte aufsetzten und ich Mühe hatte, an Bülows Arm zu bleiben, so daß wir, nachdem wir die Herzogin vergebens in einigen Zimmern gesucht hatten, es aufgaben, uns ihr zu zeigen. Den Herzog fanden wir in einer kleinen Stube, wo die Tassen aufgewaschen wurden, hinter der Thür sitzen, ganz erschöpft, ruhten uns selbst dort einen Augenblick aus und zogen ab gegen ein Uhr, wo gewiß noch nicht die Hälfte der Gesellschaft dort war, den Wagen nach zu urtheilen, die noch im Hinfahren begriffen waren. Mir fiel dort immer ein: „Man kann vor Menschheit nicht gehen.“ Die hiesigen Gesellschaften sind überhaupt das Kurioseste, was man sehen kann; besonders das Arm in Arm Gehen ganzer Familien, namentlich aber von Mann und Frau, die oft so ganze Abende wie die Mauern auf einer Stelle stehen bleiben, fällt mir auf das Komischste auf. Mein größtes Amüsement ist in diesen Gesellschaften, die Menge hübscher und oft wahrhaft schöner Frauengesichter zu beobachten, deren Anzahl wirklich groß hier ist. Besonders hat mich das neulich auf dem Maskenball — fancy ball auf englisch — sehr erfreut. Die Pracht der Juwelen und der Kostüme war groß. Eigentlich sollten alle Damen kostümirt sein, und nur Wenige hatten es unter-

lassen, d. h. etwas Phantastisches hatten sich fast Alle aufgestülpt, was ihnen übrigens hier nicht schwer wird, denn in ganz gewöhnlichen Gesellschaften sind sie oft so wunderbar angezogen, daß man es für eine Maskerade halten könnte. Dort hatten sich aber Viele mit einem bloßen Schleier geholfen, und das hatte auch ich gethan, denn mir den ennui eines wirklichen Kostüms zu machen, wäre mir jetzt unmöglich gewesen. So hat der Schleier, den ich als Fürstin Talmont schon getragen (dessen Besetzung mit einem Nichts von silberner Borte hier vier Rthl. gekostet hat), hier noch figurirt, was mich ordentlich lachen machte. Von der hiesigen Theuerung ein ander Mal, die geht aber doch wirklich so weit, daß man sie nicht unberührt lassen kann. . . .

Von unsern drei großen Schlachttagen, d. h. Dinertagen, haben Dir die Anderen, glaube ich, schon geschrieben, die waren bitter, doch habe ich ein Talent, mir's nicht merken zu lassen, wenn mir auch etwas recht ängstlich ist, und das ist ein Glück für mich hier. Ueber meine Dreistigkeit im Französischen muß ich oft selbst lachen, wenn ich denke, wie ängstlich ich sonst damit war. Wäre ich nur erst mit dem Englischen so weit!

Unter tausend Störungen habe ich an dem Briefe geschrieben, verzeihe also die Konfusion darin, ich will heute nur noch mein Lebewohl hinzufügen und bin eben durch einen so lieben Brief von Dir erfreut worden, tausend, tausend Dank dafür, meine gute, liebe Adelheid. Du schreibst so ganz, wie Du bist, jedem Fremden könnte Dein Schreiben ein Bild Deines schönen, lieben Herzens und Deines ganzen Wesens, des gemüthvollsten, liebenswürdigsten, geben, — wie muß es mich erfreuen und ergreifen, die ich meine Adelheid so kenne, so ganz liebe, — klänge es nicht affektirt, so möchte ich noch hinzufügen, die ich so verehre. Aber trotz dieses Klanges muß ich dieses Wort noch hinzufügen, denn ich empfinde es wirklich für Dich, geliebte Schwester, eben weil ich Dich so ganz kenne. Dir gleich zu sein, gehört zu meinen innigsten Wünschen und Bestrebungen, und ich fühle, wie mich das bessert und bildet.

Doch Gott befohlen, Geliebte! Die liebe Mutter hat Dir selbst geschrieben, der Vater, Caroline und besonders Bülow sagen Euch tausend Herzliches, wie ich dem lieben August. Der Himmel sei mit Dir und Deiner

Gabriele."

An die Erlebnisse dieser ersten Tage reihen sich dann Besuche, Vorstellungen, Empfänge, Diners, Soireen, Bälle und Ausflüge auf die umliegenden Landsitze, Besichtigungen von Museen und Galerien mit den Eltern, daß uns schon bei einem Blick in Gabrielens Tagebuch, wo sich in kurzen Notizen hundert Namen von Menschen und Orten zusammendrängen, ganz schwindelig werden möchte. War doch auch gerade die Season auf ihrem Höhepunkt, und zu dem Verkehr, der den Gesandten betraf, gesellte sich nun auch noch der mit all jenen, die in das Bülowsche Haus um Humboldts willen kamen. Der Verehrung, die man ihm zollte, wurde in einer für England ganz erstaunlichen Weise Ausdruck gegeben, und vom König an der Spitze ließen sich Alle angelegen sein, ihn zu feiern. Gabrielens Erfolge in der Londoner Welt konnten nicht glänzender sein. Da man gewöhnt war, die Damen des diplomatischen Korps mit allen Ansprüchen auftreten zu sehen, so erregte es anfangs nicht geringes Staunen, daß diese junge Gesandtin und Tochter eines eben jetzt hoch gefeierten Mannes mit bescheidener Freundlichkeit ihre Stellung einnahm. — Sie war nicht für die große Welt geschaffen und, wie ihre Mutter schreibt, „sie ist eigentlich zu gut dazu, mit ihrem stillen, tiefen, in sich geschlossenen Wesen“. Nicht sprühend oder witzig in der Unterhaltung, haschte sie nie nach Effekt, hatte nie den Wunsch, zu glänzen, aber in ihrer Einfachheit fiel ihr alle Gunst von selbst zu, um die manche Andere mit Kunst und Neid sich mühte. Der Liebreiz ihres Wesens, die Anmuth in der Würde, die Güte und Theilnahme, die Jeden aus den oft noch schüchtern gesenkten blauen Augen anlächelte, gewann Aller Herzen, und noch war die Season nicht halb vorüber, da war es eine ausgemachte Sache, daß „the young baroness Bulow“ bezaubernd sei.

Nicht mehr so wie sonst ihren Kindern leben zu können, war Gabriele ein schweres Opfer, das sie sich aber nicht merken ließ, und Adelheid, die eine unüberwindliche Abneigung gegen „ausländisches Volk“ besaß, zieht aus der Ferne ganz heftig gegen das „Gesandtenweib“, wie sie sie nannte, zu Felde, die ihre Kinder mitleidlos einem fremden Wesen, mit dem diese sich nicht einmal verständigen können, überantwortet.

Am 18. Juli verließen Humboldts London, um sich nach abermaligem Aufenthalt in Paris nach Gastein zur Kur zu begeben.

Gabriele begleitete die Ihrigen bis auf das Schiff und verließ sie nicht eher, als bis die Signale zur Abfahrt gegeben waren. Es war, als könne sie sich nicht losreißen aus den Armen der Mutter, als ahnten Beide, daß es der letzte Abschied sei. — Sie haben sich nicht wiedergesehen auf Erden.

Nun erst fühlte sich Gabriele in der Fremde, und in den Briefen ihrer Lieben suchte sie Ersatz für den täglichen innigen Verkehr.

Ihrer Mutter schreibt sie gleich nach deren Abreise:

„London, den 20. Juli 1828.

Meine theure, liebe Mutter!

Hier sitze ich schon seit einer langen Weile, die Feder in der Hand, ohne mich entschließen zu können, sie zu gebrauchen, um Dir zu schreiben, Dir, mit der ich noch vorgestern hier zusammen war und von der mich nun schon das Meer trennt. O, es ist mir dies wie ein Traum, ein schwerer, trüber Traum. — Besonders gestern Morgen beim Erwachen, als ich mein Herz so unendlich schwer fühlte, war es mir, als hätten mich Träume geängstigt, ach, aber nur zu bald ergriff mich die Ueberzeugung der schmerzlichen Wirklichkeit, und mit Thränen begann ich den Tag, wie ich den vergangenen geendigt hatte. Von den Empfindungen, mit denen ich den Abend das öde Haus wieder betrat und die Stube, wo mich sonst beim Nachhausekommen Eure freundlichen und liebevollen Begrüßungen empfingen und wo nun Alles so stumm und todt blieb, davon laßt mich schweigen. — Ich eilte zu den Kindern, deren sorgloser tiefer Schlaf mich wieder auf das Tiefste ergriff, auch sie hatten so viel verloren und ahnten es nicht! Die Kinder erhöhten überhaupt meinen Schmerz über unsere Trennung, geliebte Mutter, denn durch die Liebe, die ich für sie hege, weiß ich es zu ermessen, wie Du mich und sie liebst, und was Du leidest durch diese schwere Trennung, und meine Freude an ihnen ist nun mit der tiefsten Wehmuth gemischt, da Du sie nicht mehr mit mir theilst. Wüßte ich nur erst, wie es Dir und Euch Allen geht und besonders wie es Euch auf dem Schiff ergangen ist, wo ich Euch mit so schwerem Herzen verließ. Es ist mir aber ein großer Trost, Euch noch dorthin begleitet zu haben, so sehr auch das Schmerzliche des Abschieds durch die Umstände erhöht wurde, denn Dich in solcher Gemüthsbewegung dort zu verlassen, war wirklich höchst schmerzlich für mich. Es wurde mir ordentlich schwer, so sehr ich selbst

der Ruhe bedurfte, diese in meinem Bett zu suchen, ich hätte so unendlich viel darum gegeben, Dir gleiche Ruhe verschaffen zu können, Du liebe, gute Mutter, die Du Dich so vielem Ungemach, so vielen Anstrengungen für mich ausgesetzt hast. O, meine geliebten Eltern, könnte ich es Euch nur so recht ausdrücken, wie innig dankbar ich Euch für Eure liebevolle Begleitung bin und für all Eure unendliche Liebe und Güte. Ihr habt wirklich nicht allein meinen ersten Eintritt hier außerordentlich erleichtert, sondern überhaupt mir für meinen ganzen hiesigen Aufenthalt eine bleibende Freude bereitet durch die lieben, wenn auch sehr wehmüthigen Erinnerungen, die mich nun überall hier umgeben.

Ich wollte Dir schon gestern schreiben, liebe, gute Mutter, aber ich vermochte es nicht, ich konnte durchaus nichts thun, ein Spaziergang mit Bülow und den Kindern in Kensington-Garden that mir sehr wohl. Heute ist ein solcher unmöglich, es ist ein so trostloses Wetter, wie wir es fast noch nicht hier gehabt haben. Die Kinder irren auch unglücklich im Hause umher, und es wäre gar nicht auszuhalten, wenn der liebe Bülow uns nicht viel von seiner Sonntagszeit schenkte, wie er überhaupt das Mögliche thut, mich zu erheitern und zu trösten.

Hier wurde ich durch den Empfang des Briefes des lieben Vaters unterbrochen, für den ich Dich, liebste Mutter, bitte, ihm meinen innigsten Dank zu sagen. Ich habe ihn mit den wechselndsten Empfindungen gelesen und bin tief davon bewegt. . . .

Nun lebe wohl, liebe, gute Mutter, ach! wie schwer wird mir das Lebewohl selbst auf dem Papier! Von Bülow und den Kindern tausend Grüße an Euch Alle, Carolinen und den Vater umarme ich so wie Dich mit der innigsten Liebe.

Gott sei mit Euch und mit

Eurer Gabriele."

Der oben erwähnte Brief des Vaters lautet:

„Calais, den 19. Juli 1828.

Wir sind glücklich angekommen, liebste Gabriele, aber die liebe Mutter und Caroline sind viel mehr angegriffen als bei der ersten Ueberfahrt. Dies wäre schon an sich sehr begreiflich, da wir damals zu Euch, liebste Kinder, und mit Euch hingingen und jetzt Euch haben verlassen müssen. Allein die Fahrt war auch, wenn man einmal see-

krank wird, angreifender. Der Tag war zwar sehr schön, der Himmel von zehn Uhr an ganz klar, und auch bis dahin waren nur einzelne Wolken, die Minuten lang regneten. Allein der Wind war besonders von zehn bis vier sehr stark, obgleich nicht ungünstig. Solange wir in der Themse waren, ging es ganz gut. Es war Niemand krank. Allein wie wir ins Meer kamen, war die Bewegung des Schiffes viel stärker, als wie Du mit uns warst. Man wurde auf dem Verdeck oft von den Wellen naß. Die meisten Frauen wurden da krank. Deine Mutter und Caroline sind im Grunde seit gestern Abend beständig in der Kajüte geblieben. Nur als wir den Kaffee heute um acht tranken, den Ihr uns mitgegeben hattet, kamen sie in die vorderste Kajüte, und die Mutter war eine kurze Zeit auf dem Verdeck. Wir kamen hier um ein Viertel auf sechs an, waren also über dreizehn Stunden unterwegs. Lord Salisbury mit seiner Frau war auch auf dem Schiff.

Morgen Vormittag fahren wir wieder von hier ab und gehen vermuthlich bis Montreuil. Nun lebt wohl, innigst geliebte Kinder. Caroline und die Mutter umarmen Euch tausend Mal und wir Alle die lieben Kinder. Wir können Euch nicht genug sagen, wie wir Alle die Trennung von Euch fühlen und immer fühlen werden. Desto mehr danken wir Euch für alle Güte und Liebe in den nun leider verflossenen zwei Monaten. Möge der Himmel Euch behüten und in Allem recht glücklich sein lassen! Mit der innigsten Liebe Euer treuer Vater

H."

Frau v. Humboldt an ihre Tochter Gabriele:

„Paris, den 23. Juli 1828.

Mein theures liebes Herz! Meine süße, geliebte Gabrielle! Mit welchem Namen der Liebe soll ich Dich nennen, um meinem eigenen Herzen Genüge zu thun, um in die Sprache, die mir in diesem Augenblick todt erscheint und doch der einzige Behelf meines innersten Lebens ist, einen Theil der Liebe zu legen, von der meine Seele erfüllt ist und gegen Dich überfließt?

Ich lebe und will suchen, in der Ergebung unter einen höheren Willen die Fassung zu gewinnen, die mir zur Pflicht gemacht wird, ach, meine theure Seele! wie freudelos ist aber mein Leben geworden, wie öde! Ich mag Dir kein Bild davon entwerfen, — Gott lege Deinem Leben alle die Freude zu, die mir durch die Trennung von Dir und

den Kindern abgeht, und lasse es Dir wohl gehen und nehme Dich und Deine Lieben, die ja die Meinen sind, in seinen heiligen Schutz. — Wie viel ist's mir werth, Dich begleitet zu haben, wie knüpft meine Sehnsucht, mein Schmerz und meine Liebe sich doch nun an ein Bild Deines äußeren und Deines Familienlebens! Schreibe mir doch Alles, damit ich mir Dich und die Kinder vergegenwärtigen kann, wo schreibst Du mir? unten oder oben? wie ist mein ehemaliges Zimmer arrangirt? Ueber die neuesten Gäste muß ich Dich bedauern, solche Perücke ist gut für eine halbe Stunde, aber acht bis zehn Tage! c'est très dur. Aber das sind unvermeidliche Plaisirs eines Verhältnisses wie das Eure, und es ist uns nicht besser gegangen. — Wie wir gestern hier ausstiegen (die Sachen waren bei Weitem noch nicht aus dem ferrier genommen, und der Postillon stand schaudernd im Salon vor den fremden Namen von Südseeinsulanern, die er vernahm), war auch schon Papa Ampère*) da, mit Humboldt im Salon etablirt, und die Herren sprachen über Grammatik der Südseesprachen. Ich machte der Sache ein Ende, indem ich hineinging und Humboldt sagte, der Postillon stände da. Ampère und der Vater kamen wie aus einer anderen Welt zu sich, und Ampère fiel es nun ein, daß wir in demselben Moment angekommen wären. . . .

Straßburg, den 4. August 1828.

Du siehst, geliebte Seele, unsere Reise hat nur zu schnellen Fortgang. Wir sind gestern von Nancy aus gegen acht Uhr abends angekommen, mit einem dicken Wagen wie der unsere keine unbedeutende Tour. Heute ruhen wir uns aus und waren lange im Münster und bei dem guten, ehrlichen, im Gemüth unveränderten H. Er hatte eine kindische Freude, mich wiederzusehen und hat viel nach Dir gefragt. Ach, könnte ich dem nur drei mal 400 Pfund für ein Bild verschaffen, wie Einer in London sie so oft unverdient bekommt, so wäre ihm fürs Leben geholfen. Es hat etwas sehr Rührendes, ein so großes Talent lebenslang so mit den elenden Nahrungssorgen kämpfen zu sehen — und doch solche Stille, solche Milde und Freundlichkeit in ihm zu gewahren, solch inneres, unerschöpfliches Leben, das seine Freuden aus anderen Gebieten holt. Wie der Baum nicht bloß von den Wurzeln aufgenährt wird und gedeiht, sein Wipfel wiegt sich in den Lüften, und so hoch er es vermochte, hat er hinaufgestrebt und den gröberen Sinnen

*) Berühmter Physiker und Professor am Collège de France in Paris.

unerkannte Nahrungsstoffe hat er dort eingesogen, — so kommt mir der Künstler, jeder wahrhafte Künstler vor. Mit den Füßen fußt er freilich auf der Erde und muß es, und wäre es nicht, hätte nichts in Poesie, Dichtung und Musik die Wirklichkeit, die es haben muß; es ist der Körper des Kunstwerkes, aber das Begeisterte und Begeisternde in dem, was er hervorbringt, das schöpft er aus seinem Leben der Poesie. Was überhaupt wäre das menschliche Leben, wenn dieses Leben der Poesie nicht wäre? Doch verzeih' diese Digression, ich bin, ich weiß nicht wie, hineingekommen, durch H.'s Anblick aufs Neue gemahnt. Im Münster da ward ich auch wieder von der Größe des Gedankens übernommen. Das ist Architektur, und das ist Poesie in der Architektur. —

Doch ich muß nicht davon schreiben, wenn ich zum Schluß eilen muß. Die Wichtigkeit, mit der das C.sche Ehepaar die Toilette-angelegenheiten betrachtet und davon spricht, ist rein zum Todtlachen. Sie wollte anfangen zu weinen, wie ich ihr sagte, Du seiest durch den späten Empfang der ersten Caisse in die Nothwendigkeit versetzt worden, Dir eine Robe lamée bei Mlle. M. machen zu lassen, und daß die Robe lamée or sei und nicht Silber bei Deiner Jugend, schien ein Nagel zu ihrem Sarge. Mais la première fois que S. M. aura vu Mad. de Bülow, comment, il aura fallu, qu'il la voye avec une robe brodée en or, c'est affreux, que peut-il avoir pensé d'habiller une aussi jeune et jolie femme en or! Ich beruhigte sie und versicherte ihr, der König habe es überstanden, aber sie konnte sich nicht beruhigen.

Bülow alles Liebe. Ach, meine Gabrielle, muß ich schon wieder scheiden! Gott sei mit Dir. Der Vater umarmt Dich."

Gabriele v. Bülow an ihre Mutter:

„London, den 22. August 1828.

Noch immer hoffte ich vergebens auf einen Brief von Dir, meine liebe, liebe Mutter, und kann es nicht beschreiben, wie traurig ich über dessen Ausbleiben bin. Ach, wenn ich Dir überhaupt beschreiben wollte und könnte, wie traurig ich oft bin, wie ich mich an diese Trennung durchaus nicht gewöhnen kann! Gewöhnen werde ich mich auch nie daran, und meine Seele erfüllt stets die tiefste Wehmuth, die nur der Wunsch, meinen lieben Bülow, der so voll der innigsten Liebe und Güte für mich ist, durch meine Heiterkeit zu erfreuen, lindern kann. Durch

diesen Wunsch allein finde ich mich ja überhaupt in mein hiesiges Leben, und so fremd es mir auch vielleicht stets bleiben wird, meinem innersten Wesen nach, so befreunde ich mich im Ganzen immer mehr damit. An die Tageseintheilung bin ich nun so gewöhnt, als wäre es sonst nicht anders gewesen, und ich begreife es oft nicht, wie schnell der lange Vormittag vergangen ist. Bis jetzt beschäftige ich mich noch mehr mit dem Französischen, aber so wie Mr. N. vom Lande zurück ist, will ich sehr ernstlich ans Englische gehen. Ich habe der Haushälterin durch eine Liste, die ich auf Englisch von der Wäsche gemacht habe, sehr imponirt, und bei der Gelegenheit hat sie mir vertraut: der Portier habe ihr erzählt, ich spräche sehr gut englisch. Ich glaube, er hat mich im Traum gehört, oder daß ich auch ohne Carolinens Hülfe einige Worte sage, macht ihm solchen Effekt. Wir haben das Projekt, unser Klavier kommen zu lassen, aufgegeben und wollen lieber eins hier miethen, hoffentlich kommt es in der nächsten Woche dazu. Ich sehne mich ordentlich danach, denn ich habe hier eine ganz besondere Passion zum Singen, so daß ich meine mitgebrachten Musikstücke schon sämmtlich ohne Begleitung durchgesungen habe. Das Singen der alten Lieder versetzt mich oft mit einer bis zu Thränen rührenden Lebendigkeit in sonstige Zeiten, und es ist mir oft, als wäre ich mehr in Rom als in London. . . ."

Frau v. Humboldt an ihre Tochter Gabriele:

„Gastein, den 5. September 1828.

Meine Gabrielle, meine einzig süße, liebe Seele! Wie unendlich glücklich hat mich Dein süßer, lieber Brief vom 18. und 22. August gemacht, so glücklich, wie ich es jetzt sein kann! Zugleich mit ihm kam ein Brief von der lieben Adelheid aus Ottmachau. Ich blickte lange mit tiefer Rührung die beiden Briefe an, wie sie, zusammen angekommen, zusammen auf meinem Tische lagen, als ich vorgestern früh nach sechs aus dem Bade kam. O, wann werde ich Euch, meine lieben Kinder, zusammen an mein Herz drücken? Werde ich wohl noch je? Ach, meine Gabrielle, wie entfernt bin ich nun schon von Dir! Mein Herz bebt bei dem Gedanken, und ohne Hoffnung, ob Gott mir den Trost aufbewahrt, Dich und die Kinder noch einmal in diesem Leben zu sehen. Gottes Wille geschehe, — das ist mein einziges Wort des Trostes. In dem Gefühl der Unterwerfung unter den höchsten Willen finde ich allein

einige Ruhe und Freudigkeit. Mit Dir schwand die Blüthe meines Lebens, doch ich unterwerfe mich schweigend.

Heute ist wieder ein furchtbarer Nebel, nur hie und da blicken Berggipfel schwach hervor, das Thal ist dieses Jahr von der düstersten Melancholie — nun, Caroline sagt nicht mit Unrecht: zum Schießen. Und kalt, kalt, meine Zimmer nach Norden gelegen und höchstens zwölf und dreizehn Grad außen und innen. Der Vater ist aber in der göttlichsten Laune, weil auch nicht ein Mensch von eigentlichen Bekannten hier ist; er möchte, sagt er, daß, wenn ein Tag um ist, derselbe wieder anfange, und dergleichen Dikta mehr. Außerdem droht uns die Seccatura, den 8. ausziehen zu müssen auf einen Tag, weil der Erzherzog Rainer mit seiner Gemahlin und Kindern auf eine Nacht herkommt und einundzwanzig Zimmer bedarf. Sotto sopra wird's hergehen, und wohin mit der Bagage? Zwei kleine Mansarden sollen wir bekommen. Wir haben heute das neunzehnte Bad genommen, kommen wir fort, so geschieht es wahrscheinlich den 13. Hier bekomme ich wohl keinen Brief mehr von Dir, theures Herz, ach, im glücklichsten Falle bin ich über drei Wochen ohne Nachricht von Dir, ohne alle Nachricht. In Berlin, was wir frühestens den 25. September, spätestens den 30. erreichen, finde ich doch wohl einen Brief von Dir? Wir möchten die nomadische Naturforschergesellschaft vermeiden, die in der zweiten Hälfte des September in Berlin herumschwärmt, denn ehe wir nicht eine Köchin haben, kann es in Tegel nur ein fataler Aufenthalt sein. Ach, überhaupt Tegel! wie fürchte ich mich! Den Morgen, wo Du nach Ludwigslust abreistest, habe ich Dich zuletzt da gesehen! Linchen zeigte immer nach der Thür des Thurm-Schlafkabinets. „Mama", rief sie; da warst Du hinausgegangen, von da solltest Du zurückkommen und sie nehmen, ach, meine Gabrielle — nun werde ich nach der Thür schauen so lange — Gott! wie lange? —

Es freut mich, daß die Lust zum Singen so wieder bei Dir erwacht, und daß Du Dir ein Instrument zulegen willst. Du hast wirklich eine schöne, von innerem Gemüth bewegte Stimme. Hätte Mlle. Sonntag den zehnten Theil der Bewegung Deines Innern, wenn sie singt, dann wäre sie, bei der Ausgebildetheit und Geläufigkeit ihrer Kehle, eine große Sängerin. Vielleicht entschließest Du Dich, einige Monate lang außer der Season einen Lehrer zu nehmen, um wieder in die Gewohnheit der

Noten zu kommen. Ich wünschte es auch noch um einer anderen Ursache. Du bist eigentlich, vielleicht ohne Dir selbst je Rechenschaft davon gegeben zu haben, gewöhnt, mit Leuten, die Kunst und Wissenschaft vorzugsweise treiben, umzugehen. Dein Leben, Dein Bewußtsein hat sich im Land der Schönheit erschlossen, und unsere zweite Reise nach Italien hat all die Eindrücke und Bilder Deiner Kindheit wieder lebendig gemacht. In Berlin hast Du doch auch in dieser Beziehung ein viel reicheres Leben gehabt, als Du es je in London haben kannst. Denn wie herrliche Kunstwerke, ja einzige, London besitzt — es liegt in der Natur Deiner Lage, der Förmlichkeit des englischen Lebens, der Verstreutheit der Gegenstände, es liegt in dem ganzen Zuschnitt, daß Du sie, zumal in dem Alter, in dem Du noch bist, nur selten genießen kannst. Es wird ein Besehen der Sachen. Aber Kunstwerke besehen, heißt nicht mit ihnen leben. Und nach einiger Zeit würdest Du doch die Leere, die innere Trockenheit fühlen, die man immer empfindet, wenn man lange ausschließlich bloß mit den Weltverhältnissen und fremden Menschen sich abgegeben hat. Darum fände ich es recht tröstlich, wenn Du vielleicht in dem Gesang das Band fändest, was das Herz sucht, um das Vergängliche mit dem Unvergänglichen zu verknüpfen, das Irdische mit dem Ewigen. Ich wünsche es um so mehr, da Dir auch das tief Erhebende eines zum Gemüth sprechenden Gottesdienstes fehlt. Doch versäume nicht, geliebtes Kind, Dich zu erkundigen. Unter den vielen deutschen Predigern giebt es doch vielleicht Einen, der gut und von der Art ist, daß er zu seinen Zuhörern in dem wahren Sinne des Evangeliums redet. Wenn ich Dich so versorgt wüßte und etwas mehr in Berührung mit dem, was der eigentliche Reichthum der Menschheit und der Reiz des Lebens ist, so würde es mir, da ich Dein ehelich und mütterlich Glück so kenne, doch etwas leichter ums Herz werden.

Wenn ich mir denke, nur allein des Vaters belebendes Gespräch auf immer zu entbehren, so kommt mir das so traurig vor, denn er hat eine so vielseitig anregende Gabe, man versteht nicht immer das, wovon gerade die Rede ist, weil es einen einzelnen Zweig des Wissens betrifft, allein immer ist etwas Allgemeines mitberührt, was den Stoff zum Denken giebt, und wenige Menschen üben daher solch einen wohlthuenden Einfluß auf Einen aus wie er. Ich werde zum Essen abgerufen und lasse Dich, mein liebes Herz, bis morgen, wo ich diesen Brief erst schließe. . . .

Alexander hat für die nomadische Naturforschergesellschaft seine Arrangements auf sechshundert Personen gemacht, er ist sehr komisch darüber in seinem Brief. Er hat über sechzig Briefe von Gelehrten bekommen und beantwortet, die ihn baten, ihnen Betten „ohne Wanzen" zu miethen. Alexander sagt, das zeige, in welcher gemachten Reputation Berlin im Auslande stehe. Uebrigens drückt er sich äußerst mitfühlend über unsere Trennung — Deine und meine — aus. Auch er — schreibt er — entbehre den Anblick Deiner Kinder: „Les enfants sont doués d'un singulier pouvoir de la nature de rajeunir ceux qui les voyent." Das ist sehr wahr! Ach, meine süßen, lieben Kinder, was machen sie? Küsse, grüße, umarme alle drei von mir und der guten, wirklich engelguten Caroline. Ach, wie giebt sie sich Mühe, Deinen Wünschen nachzukommen und mich zu erheitern! Freilich kommt's manchmal so, daß wir inmitten eines Scherzes uns ansehen, und die Thränen gehen uns Beiden über die Wangen. Laß das nur gut sein. Solche Thränen sind auch gut. Wie ich die Tage so sehr gedrückt war und wie in mir vernichtet, konnte ich nicht weinen. — Die Wehmuth, gerade die tiefe Wehmuth, hat auch ihre Freuden.

Der Erzherzog kommt wirklich! Wir müssen morgen ausziehen, und ich schließe daher heute diesen Brief, denn in dem Stübchen, wo wir hinkommen, wird man sich kaum umwenden können. Nun: cette journée passera, dit Ravaillac — so sage ich auch. Wenn wir nur den 13. wegkommen, so bin ich schon getröstet, aber die Reise, die Reise! Es regnet immerfort, und die Nebel wälzen sich im engen Thal wie dicke Wollsäcke. Auf Deinen englischen Unterricht freue ich mich, es gehört doch zur Existenz dort, die Sprache zu wissen, wie überall, wo man ist. Lege Dir doch dann bald Byrons und Moores Gedichte und Werke zu, es ist dies wahrhaft Poesie. Ich habe letzthin ein unendlich süßes Liedchen von Moore gefunden, ein andermal schicke ich es Dir mit. Ich glaube, ich versuchte Chinesisch zu lernen, wenn ich in China leben müßte. Nun, meine geliebte, süße Seele, lebe wohl, umarme Deinen guten Mann für mich und uns. Caroline und mein Mann sagen tausend Liebes Dir und Bülow, ach, und den Kindern unsere ganze Liebe."

Nur kurze Zeit noch hatte nach der Abreise der Eltern das gesellige Treiben für Gabriele gedauert. Die Season war zu Ende und schon im August London von der Gesellschaft verlassen. Auch Bülows

suchten am Meer Erfrischung und Ruhe, und Gabriele schreibt von dort aus ihrer Schwester Caroline:

„Broadstairs bei Ramsgate, den 15. September 1828.

Ich sage Dir, meine geliebte Caroline, herzlichen Dank für Deinen lieben Brief; daß ich dies nicht aus London, sondern vom Meeresgestade aus thun würde, hätte ich bei seinem Empfange nicht gedacht. Unsere Reisepläne sind dann wirklich in Ausführung gekommen, und seit Donnerstag sind wir hier in der himmlischsten Einsamkeit und Ruhe. Unsere einzige Gesellschaft ist das Meer, aber das ist eine für mich so neue und anziehende, daß sie wirklich allein Schuld ist, daß ich diesen Brief nicht schon früher angefangen habe. Ohne Spaß — ich kann wirklich stundenlang dem Spiel der Wellen zusehen und oft nur mit Gewalt mich davon losreißen. Es läßt sich so viel, so schön dabei träumen und sinnen — ach, oft sind meine Gedanken unbeschreiblich wehmüthig bei dem Anblick des unendlichen Meeres, das mich von Euch trennt, und doch ist mir wieder oft, als wäre ich hier nicht so von Euch getrennt wie in London in den beengten Räumen. Wie hier nichts den Blick beengt, so auch nichts die Gedanken, — dazu nun unsere schöne Einsamkeit, kurz, Alles trägt dazu bei, mir den hiesigen Aufenthalt unendlich angenehm zu machen. Eigentlich habe ich noch nie so einsam und ungestört mit Bülow gelebt seit unserer Heirath, denn in Tegel waren wir doch nie so ununterbrochen zusammen und so allein, wie es hier zu meiner größten Freude der Fall ist, und ich wünschte nichts mehr, als daß wir die ganze Zeit unseres Aufenthaltes wie diese ersten Tage zubringen möchten. Bis jetzt haben wir gar keine Bekanntschaften gemacht und gehen jeder Möglichkeit aus dem Wege. Bülow läßt sich die Zeitungen aus London kommen. Graf Dönhoff hält ihn au courant des sonst Vorfallenden, und so braucht er von hier nichts zu erfahren.

Broadstairs ist ein sehr kleiner Ort, um die Mittagsstunde ist es indessen ganz belebt auf den Spaziergängen, auf der Höhe des Felsens und an seinem Fuß am Strande. Indessen ist es weniger die elegante Welt, die sich hier unten ergeht, als wie die Kinderwelt, und es ist, als zählten wir uns zu dieser, denn auch wir wählen diesen Gang am liebsten, besonders gegen Abend, wenn die Ebbe es erlaubt, immer eine Felsenecke nach der andern zu umgehen und in die stillen Buchten zu

gelangen, die, von den hohen Kreidefelsen umgeben, vom Meer so glatt und rein gespült, mir eleganter als die glänzendsten Salons der Stadt vorkommen. Dem Geräusch der Wellen höre ich auch viel lieber als manchem Gespräch dort zu und verlasse stets ungern diese Plätze, denen nichts fehlt als eine Möglichkeit, sich ganz häuslich darin niederzulassen. Wollte man dies versuchen, so könnte es Einem wohl begegnen, daß man von dem bei der Fluth zurückkehrenden Meere einen etwas stürmischen Besuch erhielte.

Die Kinder sind hier ganz überglücklich und versichern, sie möchten nie wieder nach London zurück. Während der Ebbe suchen sie Muscheln und ziehen dies Vergnügen bei Weitem den Spaziergängen oder Fahrten mit uns vor. Das Englische kommt nun aber mit Gewalt bei ihnen, und die beiden Aeltesten wollen sogar mit uns englisch sprechen. Ich spreche aber immer deutsch mit ihnen, und Linchen versteht mich doch, wenn sie auch englisch antwortet. „I am very fond of you" ist jetzt ein Hauptsatz von ihr. Die Kinder essen hier wie in London um zwei Uhr, wir nehmen da auch unser Luncheon und machen dann weitere Spaziergänge oder Fahrten. Ich habe in Vorschlag gebracht, um zwei Uhr zu essen nach lieber Tegeler Sitte, allein noch hat sich Bülow nicht zu dieser Empörung gegen alle englische Sitte verstehen wollen, und es hat ja auch Manches für sich, es bei der späten Zeit zu lassen, das gebe ich zu. Aufstehen thun wir aber viel früher als in London, und die Kinder sind abends um sieben schon so müde, daß sie selbst nach Ruhe verlangen, wir suchen diese auch früher als in London, indessen doch nicht vor elf Uhr, und sind immer überrascht, wenn es schon so spät ist; so schnell vergehen uns die stillen Abendstunden bei angenehmer Lektüre. Unser Häuschen ist klein, aber niedlich und zierlich wie ein Putzkästchen. Wir fanden es durch die vorausgeschickten Leute schon ganz in Ordnung gebracht, und es hat meinen vollsten Beifall. Ein Garten ist zwar nicht beim Hause, allein da dieses ganz am Ende des Quais liegt, so ist man mit wenigen Schritten aus dem Bereich der Häuser und kann einsame Wege gehen. Der Gegend fehlen Bäume, und sie ist zu kahl, um schön genannt zu werden, allein das Meer macht Alles wieder gut. Bleibt man demselben nur nahe längs der hohen, schroffen Felsenufer, so ist das doch der grandioseste Anblick, für den man schon manche andere Schönheit entbehren

kann. — Wo mögt Ihr, meine Geliebten, nur jetzt sein? Wie viel habe ich am 13. unseres vorjährigen Wiedersehens gedacht! — Wann, ach, wann werden wir uns wohl wieder in dem lieben Tegel versammeln? — Wie schmerzlich Euch das Zurückkehren dorthin und nach Berlin sein muß, ach, liebe, gute Schwester, das fühle ich ganz, ganz mit Euch. Wahrlich, ich entbehre noch viel mehr als Ihr, darum gebt mir den möglichsten Trost, daß es mir nicht zu schwer werde; besonders von Dir, meine gute Caroline, erwarte ich ihn darin, daß Du mir versprichst, das Dir Mögliche zu thun, um das schon so Schmerzliche dieser Trennung der lieben Mutter nicht noch zu erhöhen durch Deine zu große Betrübniß. Der Gedanke, daß Du nun von uns Allen allein so glücklich bist, um die geliebte Mutter zu sein, muß ja Deinem liebevollen Herzen den süßesten Trost und die innigste Ergebung in Gottes Willen verleihen.

Lebe nun wohl, meine beste Caroline. Bülow sagt Euch Allen tausend Herzliches, von mir und den Kindern umarme die geliebten Eltern. Gott geleite Euch auf Eurer weiten Reise, auf der ich Euch mit der treuesten Liebe folge.

Deine Gabriele."

Dieselbe an ihre Mutter:

„Broadstairs, den 25. September 1828.

Obgleich dieser Brief erst morgen über acht Tage abgehen wird, kann ich es nicht unterlassen, meinem Herzen Genüge zu thun und ihn nun schon zu beginnen und Dir für Deine zwei lieben, lieben Briefe, geliebte, theure Mutter zu danken, die ich aus Gastein von Dir erhalten habe, und die mir so große, wenn auch sehr wehmüthige Freude gemacht haben durch den Ausdruck Deiner Liebe, Deiner Trauer. Liebe, liebe Mutter, könnte ich es Dir nur ausdrücken, wie es mich betrübt, Dich in so trauriger Stimmung zu wissen. Oft hatte ich schon den Gedanken, den Wunsch haben zu können, daß Deine Liebe zu mir und den Kindern weniger groß sein möchte, um daß diese Trennung nicht so schmerzlich sei, — aber, liebe Mutter, könnte das wohl ein Trost für uns sein, wäre es nicht die schmerzlichste der Empfindungen? Und hieße das nicht vielmehr sich den wahren Trost nehmen? Denn je größer die Fülle der Liebe in dem Herzen ist, je eher findet dieses auch wieder Kraft, den Schmerz der Sehnsucht zu tragen mit Ergebung in Gottes Willen. Ach,

liebe Mutter, ob ich das nicht auch weiß und mit Dir sage, daß die Wehmuth auch ihre Freuden hat, und daß Thränen eine rechte Wohlthat sein können. Wie oft habe ich das auch empfunden und empfinde es wieder mit tiefster Wahrheit, hier, wo, wie ich schon neulich an Caroline schrieb, mein Andenken an Euch, meine Sehnsucht mich innig, womöglich noch inniger und tiefer als in London bewegt, weil mein Gemüth überhaupt bewegter und angeregter ist hier in dem Leben in der freien, schönen Natur als dort in dem engen Stadtleben. Du kennst mich zu gut, um es nicht zu wissen und mich deshalb besser selbst zu verstehen, als ich mit meiner unvollkommenen Art, mich auszudrücken, mich verständlich machen kann, wie ich das meine, wenn ich sage, daß ich solcher Anregung bedarf, und das, was Du mir in Deinem letzten Briefe eben über den Mangel solcher Anregung bei meinem Londoner Leben sagst, zeigt mir, daß Du mich ganz verstehst. Das ist es ja eben, warum ich sage, daß diese Trennung von Euch für mich noch viel mehr Entbehrungen als für Euch hat, und daß ich in jeder Art so unendlich viel dadurch verliere. Durch das, was Du mir über Deinen Wunsch, daß ich den Gesang wieder recht treiben möchte, sagst, wird es mir recht klar, warum ich gerade in London solchen Trieb und Neigung dazu habe, und gewiß will ich Deinen Wünschen darin folgen, wie überhaupt eine größere innere Ausbildung mein Streben sein soll. Sowie ich zurückkomme, soll auch mein englischer Unterricht beginnen, hier mache ich schon mit Bülow einige Vorübungen dazu, wie wir überhaupt unsere Zeit auf die schönste Weise, theils in der schönen Natur, theils in nützlicher und angenehmer Beschäftigung zubringen. Bülow ist selbst so glücklich, einmal ganz aus dem Londoner Treiben und Wesen heraus zu sein, und dieses ganz stille Leben mit ihm hat unendliche Freuden für mich, und ich kann es Dir nicht genug ausdrücken, geliebte Mutter, wie glücklich mich Bülow macht, wie all sein Streben und Thun nur darauf hingeht, mir Freude und Glück zu bereiten, und wie es ihn freut, wenn er dies erreicht. Ich kann ihm dafür nur dadurch danken, daß ich alle seine Wünsche zu erfüllen strebe und also in mein Londoner Leben nicht allein mich zu finden, sondern auch mir darin zu gefallen suche, und so geschieht das auch. Ich möchte, daß Du davon recht überzeugt wärest, liebe, gute Mutter. — Glücklicher bin ich freilich hier, denn der hiesige Aufenthalt ist wirklich äußerst angenehm, ach, und das Meer

macht mein größtes Entzücken aus bei Tage und bei Nacht, wo ich an diesen mondhellen Abenden fast nicht vom Balkon wegzubringen war. Man wird am Ende mit den Wellen so vertraut, ihr Rauschen scheint zur Sprache zu werden, und es ist, als sprächen sie gerade von dem, wovon das Herz erfüllt ist. Wie oft fallen mir hier ein und singe ich die Worte Maria Stuarts: „Und diese Wellen, die nach Mittag jagen, sie suchen Frankreichs fernen Ocean", — und mit welcher Rührung sah ich neulich von Ramsgate aus die französische Küste!

Ich habe immer die Empfindung, als müßte das Leben am Meer einen wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth haben, als müsse der stete Anblick desselben als das schöne Bild der Unendlichkeit das Herz freier, offener, das ganze Wesen empfänglicher für alle höheren und größeren Gefühle und Gedanken machen. Wäre es mir doch gegeben, das, was mich bewegt, in Worte fassen zu können! Wie mich Deine Briefe beglücken, geliebte Mutter, die Dich so ganz wiedergeben, kann ich Dir nicht genug sagen. Adelheid schreibt mir ganz begeistert von einem Gedicht, das Du in Paris auf die Pallas von Velletri gemacht hast. Warum, liebste Mutter, theilst Du mir das nicht auch mit? Bitte, thue es ja und sende mir auch das auf den Wasserfall von Gastein. . . .

Den 9. oder 10. werden wir wohl diesen lieben Aufenthalt verlassen, da Bülow gut nicht länger abwesend sein kann. Wir haben sehr oft den Wunsch hier, wie der Vater in Gastein, daß der eben verflossene Tag gleich wieder beginnen möchte, so angenehm und nur gar zu kurz sind die Tage. Heute muß ich Dir noch etwas von der rustic fête erzählen, die uns von heute Mittag um zwei Uhr bis gegen Abend beschäftigt hat. Schon am frühen Morgen wurde vor unserem Hause eine große Flagge angebracht (in Ermangelung eines einfachen Adlers hatten sie sich mit einem doppelten geholfen), Bülow zu Ehren as the highest subscriber. Diese Ehrenbezeugung erforderte einen Dank, und so spendete Bülow mitgebrachten Champagner für die preisgewinnenden Matrosen. Dafür blieb der Dank auch nicht aus, und nach dem Ruderstechen brachten die Matrosen mit Musik u. s. w. uns ein Lebehoch, ich sage uns, denn auch ich war auf dem Balkon und dankte huldreichst. Abends beim Schluß des Festes wurde das wiederholt, und wir bitten uns nun einige Komplimente von Euch aus über die uns erwiesenen Ehren! Ich nenne Bülow hier, wie Du sonst wohl den Vater, bon prince, da

er geistiges und körperliches Streben befördert. Auch der Aufforderung, zum Bau einer Kapelle beizutragen, ist er gefolgt, hat aber seinen Wunsch, nur als ein visitor in die Liste eingetragen zu werden, nicht erreichen können. . . .

Lebe nun wohl, meine gute, liebe Mutter, aus London schreibe ich Dir erst wieder, hätte ich doch nur erst wieder Nachrichten von Dir. Ich umarme Dich, den Vater und die geliebte Caroline und bin ewig

Deine Gabriele."

Neugestärkt verließen Groß und Klein nach mehreren Wochen das Seebad, und November und Dezember verstrichen für Gabriele verhältnißmäßig ruhig in London, hin und wieder durch kurze Besuche auf den Landsitzen des englischen Adels unterbrochen. Mit ihrer Mutter ist sie nach wie vor in regem Briefwechsel. Wie erfolglos in diesem Jahre die Bäder Gasteins für die Mutter gewesen, wie leidend sie zurückgekehrt, wie tief krank sie sich fühlte, das konnte Gabriele aus den Briefen nicht in vollem Umfange erkennen, wenn auch ein Zug des Schmerzes durch sie alle hindurchgeht, ein Bewußtsein nahenden Scheidens. Mit der ihr eigenen Lebendigkeit nahm Frau v. Humboldt immer noch an den kleinsten Vorkommnissen Theil, und so schreibt ihr auch Gabriele jedes äußere und innere Erlebniß:

„London, den 22. Oktober 1828.

Ich erfahre eben, daß übermorgen wieder ein russischer Kurier nach Berlin oder vielmehr über Berlin nach Petersburg abgehen wird, und da säume ich nicht, einen Brief für Dich, meine liebe, theure Mutter, zu beginnen. Bis zum Abgang desselben hoffe ich, Dir noch für einen Brief aus Berlin oder Tegel danken zu können, nach welchem ich in allen diesen Tagen leider vergebens ausgesehen habe. Ach, und ich kann es nicht beschreiben, wie ich mich danach sehne. Aus der Zeitung habe ich Eure Ankunft in Berlin ersehen, so eine trockene Zeitungsnachricht hat immer für mich etwas unbeschreiblich Trauriges, und durch Graf Redern habe ich gehört, daß der Vater beim König gegessen hat. Das ist Alles, was ich von Euch weiß, ach, und das ist wenig, wo man so Vieles wissen möchte. . . .

Die vierzehn Tage, die beinahe seit meinem letzten Briefe verflossen sind, haben wir in gesellschaftlicher Hinsicht sehr still, aber eben darum recht hübsch verlebt. Ein großes Evenement hat sich indessen

doch begeben, ich habe nämlich das erste Shakespearesche Stück englisch gesehen, den Kaufmann von Venedig. Ich las den Morgen das Stück erst deutsch, dann englisch und nahm es abends englisch mit und las während der Vorstellung nach. Es machte mir viel Vergnügen und ist ebenso eine Epoche in meinem Leben wie Adelchens erstes englisches Bilderbuch in ihrem. Wir gehen nun öfters ins Theater. Die Shakespeareschen Stücke in der Originalsprache aufführen zu sehen, ist freilich ein Großes, doch ist die Art des Spielens hier mir so sehr unangenehm, so entsetzlich stark in Wort und Gebärde, daß es mich zu sehr stört. Unmelodisch bleibt die Sprache doch. Dazu kommt, daß die Frauen, die Schauspielerinnen heißt das, sämmtlich schreckliche Organe haben; wenn sie sich nun in der schon nicht melodischen Sprache so steigern, so giebt es Töne, daß ich mir die Ohren zuhalten möchte. Als Sprachübung ist aber das Theater gewiß sehr gut. Du solltest mich sehen, wie ich dann, wenn wir solche Projekte haben, des Morgens studire, und wie wir in Rom von Schadow sagten „è tutto fresco", so ich „tutto Shakespeare" bin. Wir machen jetzt immer Partie mit einem der Ehepaare vom corps diplomatique, denn sonst kommt es gar zu theuer, eine Loge allein zu nehmen, unter zwei bis drei Guineen bekommt man gar keine, so daß es uns neulich, als wir eine allein nahmen, ungefähr zwanzig Rthlr. kostete. Chè ne dite?

Die Kinder hatten neulich wieder eine kleine Fete bei den Polignacschen Kindern, da gingen die Träume von: „Atlas dhunter und Tüll dhüber" in Erfüllung, und Du kannst Dir ihr Entzücken denken. Bülow hat denn seine Audienz bei der kleinen Königin*) gehabt. Sie war von ihrem ganzen Hofstaat sehr feierlich umgeben und Bülow ebenfalls nebst Equipage in vollen fiocchi. Bei dieser Gelegenheit sah ich erst unsere Staatsequipage und mußte über die Haarbeutel und Perücken herzlich lachen. Morgen soll ich nun allein hin, was mir etwas schrecklich ist. Ich wollte, ich hätte diese Begebenheit hinter mir, aber „durch, edler Aar", auch hier!

(Später.) Ich kann doch noch hinzufügen, wie meine Audienz gewesen ist. Palmella und seine Frau empfingen mich und stellten mir den Marquis B. vor, der mich der Königin nannte, die im zweiten Zimmer,

*) Donna Maria da Gloria, Königin von Portugal, die als siebenjähriges Kind ihrem Großvater Johann VI. auf den Thron folgte.

umgeben von drei Damen, stand. Sie hatte ein schwarzes Merinokleid an und ein großes Ordensband um. Das blonde Haar war geflochten und vorn in kleinen Locken. Die Züge sind sehr ausgelegt und stark, der Kopf ein bißchen zu groß für die Gestalt, die überhaupt für ihr Alter und ihre Größe etwas zu ausgelegt ist, ein bißchen viereckig, so zu sagen. Geantwortet hat sie mit oui und non, aber dem Gespräch, das ich mit den Umstehenden führte, mit den Mienen sehr gefolgt. Ich habe nicht verfehlt, Votre und Sa Majesté öfters in Gespräch zu bringen. Ich fragte, ob sie Deutsch verstände, aber Palmella sagte nein. Auf ein Zeichen des Marquis machte mir die Königin eine Verbeugung, und ich zog ab und bin sehr froh, die Sache abgemacht zu haben. Die Kinder haben sich nicht wenig dafür interessirt, und von jedem Faden, den sie anhatte, mußte ich berichten. Und nun muß ich schließen, liebe, gute Mutter, ach, es wird mir immer so schwer, zu scheiden. Erfreue mich bald mit der Nachricht, daß sich Dein Befinden bessert, nachdem Du endlich nicht mehr unterwegs bist.

Deine Gabriele."

Frau v. Humboldt an ihre Tochter Gabriele:

„Tegel, den 16. Oktober 1828.

Mittwoch ist der glückliche Tag, wo Deine Briefe ankommen, meine Gabrielle. Schon zwei Mal, seit ich nun hier bin, genoß ich dies Glück, und wenn überhaupt, wie Du wohl nicht bezweifelst, jeder Gedanke an Dich mit dem süßen heiligen Schwellen des Herzens eins ist, mit dem sich das Innere des Menschen nach oben wendet, so darf ich wohl sagen, jeder Gedanke an Dich ist ein inniges und demüthiges Gebet um Segen für Dich. Du bist nun wieder in London. Wohl dachten wir Eurer Ueberfahrt, wo es auch hier so sehr stürmisch war und wir ganz allein waren. Ach! Du bist mir jetzt so nah und doch so fern und unerreichbar! Heute ist nun Adelheidchens Geburtstag; daß meine Gedanken liebend um Dich und das gute Kind sind, das weißt Du auch heute. Du wirst sehr zu thun haben, bei den Kindern das Deutsche zu erhalten, da sie schon unter sich englisch sprechen, und ich rathe Dir, sehr ernstlich darauf zu halten, daß sie mit Dir und Bülow und den Hausgenossen, wie Dönhoff u. s. w., deutsch sprechen. Wenn ich selbst annähme, daß eine oder die andere der lieben Mädchen in England sich etablirte, so denke ich, wäre es eine herrliche Zugabe, wenn sie die

das Gemüth am tiefsten bildende Sprache besäße. Führt aber das Leben Euch nach einigen Jahren wieder aus England heraus, so ersparst Du jetzt den Kindern eine dann höchst kostbare Zeit, wo sie wahrscheinlich viel Anderes zu erlernen haben. Ich spreche aus eigener Erfahrung und weiß, wie viel Zeit und Mühe es Euch in Wien gekostet hat, Deutsch zu lernen, das bei Dir und Deiner Schwester Hedemann durch meine acht Monate dauernde Abwesenheit ganz verloren war. . . .

Ich kann es nicht ganz billigen, wenn Ihr Eure so jungen Kinder auf Kinderbälle bringt. Unter zehn Jahren thäte ich es auf keinen Fall, es möchte nun fashionable sein oder nicht. Physisch und moralisch halte ich es für nicht gut; es stimulirt die Eitelkeit der Kinder und macht sie vor der Zeit alt und abgestumpft. . . .

Alexander ist sehr liebenswürdig und war den 13. zu Mittag bis 14. nach dem Frühstück hier, den 15. in Paretz. Heute erwarten wir Rauch mit Agnes,*) die wohl ein paar Tage bleiben wird, was mir für die Abende lieb ist. Welche Todtenstille dann im Hause, nein, das kannst Du kaum glauben. Der Sturm ist seit dieser Nacht wieder fürchterlich. Einmal war ich am See, ach Gott! ich mußte immer denken, wie diese Wogen mich zu Dir tragen könnten, erst in die Havel, von da in die Elbe und so ins Meer und hinüber zu Dir. O, meine Gabrielle, wie viele kleine und darum nicht weniger wehmüthige Erinnerungen umgeben mich hier und in Berlin von Dir. Ich nahm einen meiner Arbeitskörbe zur Hand. Da lag ein zusammengerolltes Streifchen Papier, und wie ich es aufmache, eins Deiner häufigen kleinen Billets wegen einer kleinen häuslichen Angelegenheit — meine Augen schwammen in Thränen. — Wenn aber das Wetter so furchtbar bleibt, so werden wir wohl bald in die Stadt ziehen, zumal wenn die Ausstellung den 31. geschlossen würde.

M. hat ein sehr schönes, sehr merkwürdig schön ausgeführtes Bildniß von Hirt ausgestellt. Nächstdem eine schauderhaft garstige Komposition: Glaube, Liebe, Hoffnung. Man kann nur sagen, daß es sein Glaube, seine Liebe, seine Hoffnung ist. Dieffenbachs Medizin, die ich seit drei Tagen brauche, bekommt mir, der Zustand, der excessiv geworden war, bedarf aber einer näheren Aufsicht. Während unserer

*) Rauchs Tochter.

Abwesenheit sind alle Stuben wieder gemalt worden, und wir fanden das Haus in einem Normalzustand der Reinlichkeit, die Parkets spiegelblank — „und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an; was hat man Dir, Du armes Kind gethan?" O Gott, Alles, Alles hat das Schicksal mir angethan, denn mein ganzes Leben ist ein anderes, und lange werde ich brauchen, um mich an das verödete zu gewöhnen. Nein, sage nicht, Geliebte, daß Du durch unsere Trennung mehr entbehrst als ich. Ach, ein ewiges Gesetz geht durch die Schöpfung. Der Strom der Liebe fließt abwärts und erneut sich in ewig frisch aufblühenden Geschlechtern. So wollte es Gott, und die Liebe, die göttlichen Ursprungs ist, die er dem Menschen mit auf die Wege des Lebens gab, die wird uns dereinst auch zurückleiten zu ihm, der solcher Liebe heiliger Urquell ist. Wie die Zukunft sich mehr und mehr Dir entwickeln wird, meine Gabrielle, so wird die Tiefe des Lebens und Deiner eigenen Brust Dir immer anschaulicher werden: „Man geht aus Nacht in Sonne, man geht aus Schmerz in Wonne, aus Tod in Leben ein!" — Ich muß abbrechen. Gott segne Dich, Bülow und die Kinder." —

Gabriele v. Bülow an ihre Mutter:

„Priory, den 12. November 1828.

Du wirst Dich über die Ueberschrift dieses Briefes wundern, geliebte Mutter, aber ich hoffe, Dich mit mir freuen, daß ich auch hier die Zeit finde, Dir zu schreiben. Wir sind hier zum Besuch bei Lord und Lady Aberdeen, die uns auf ein paar Tage hierher eingeladen haben, d. h. wir sind gestern Abend zum Essen hergekommen und werden morgen, so daß wir in London wieder essen können, wegfahren. Das ist auch lange genug für einen Besuch bei so wildfremden Menschen. Doch suche ich mich in solchen Fällen immer so gut als möglich aus der Affaire zu ziehen, und das sich amüsiren Wollen muß helfen. Die Gesellschaft ist übrigens recht angenehm, wenigstens interessant. Lievens sind hier (sie ist immer von der ausgezeichnetsten Höflichkeit mit mir, und ihrem Gespräch mit Anderen höre ich immer sehr gern zu, denn sie hat doch ungemein viel Verstand), ein englisches Ehepaar, Lord und Lady Clarendon, viele englische Herren, die aber größtentheils alle französisch sprechen, und gestern hatten wir auch den Herzog von Wellington und Mrs. Arbuthnot, die aber heute Morgen wieder fortgefahren sind. Ich habe Wellington sehr viel wohler aussehend gefunden als diesen

Sommer, und auch in seinem Wesen hat er mir viel besser gefallen und mich doch etwas die Idee wiederfinden lassen, die ich mir früher von ihm gemacht hatte, und die ganz zerstört worden war. Er hat mich öfters nach dem Vater gefragt. Die Mühe, die sich Lieven gab, aimable mit ihm zu sein, war höchst amüsant, wie überhaupt der Schleier, den die gesellschaftliche Form über die widersprechendsten Gesinnungen zieht, immer amüsant ist, wenigstens muß man es auf diese Weise nehmen, damit es Einen nicht zu traurig macht. Mir freilich gelingt das nicht immer. Lady Aberdeen ist eine äußerst liebenswürdige, schon durch ihr Aeußeres interessante Frau, nur litt sie heute so an Halsschmerzen, daß sie kaum sprechen konnte, weshalb sie auch erst beim Luncheon erschien, so daß, da Lord A. nach London, wie täglich, gefahren war, die Gesellschaft ganz sich selbst überlassen war. Dieses Ungenirtsein ist aber eben das Angenehme bei dem englischen Landleben. In den großen Drawingrooms sind verschiedene Etablissements zum Schreiben, Bücher zum Lesen in größter Auswahl, Kupferstiche u. s. w. zu besehen, und Keiner wundert sich, wenn man sich auf diese Weise für sich allein beschäftigt. So habe ich heute Morgen nach dem Frühstück lange unten gelesen, bis die Lieven erschien und wir mit der, sowie mit mehreren Herren und Lieven lange spazieren gingen, d. h. von elf Uhr morgens bis gegen zwei. Das Wetter war so wunderschön, daß man sich nicht entschließen konnte, ins Haus zurückzugehen, und daß wir lange draußen gesessen haben. Der Unterschied der Landluft und der Londoner ist wirklich groß, und die Fahrt hierher gestern war sehr merkwürdig. Wir verließen London um halb fünf Uhr bei einem solchen Nebel, daß wir mit Mühe den nächsten Vorreiter vor unserem Wagen entdecken konnten und von dem vordersten keine Spur sahen. Je mehr wir uns aber von London entfernten, desto heller wurde es, und die letzten Meilen hindurch hatten wir den schönsten Mondschein und ganz klare Luft. . . . Neulich haben wir auch des Vaters Portrait bei Lawrence gesehen, der Kopf ist so weit vollendet, glaube ich, als Lawrence überhaupt seine Bilder vollendet, und ist im Obertheil, Stirn, Augen, Nase ähnlich, aber im unteren Theil des Gesichts unähnlich geblieben, wie es war, gar zu rosig in der Farbe, und sieht nebenbei Lawrence selbst ähnlich, wie alle seine Bilder, finde ich. Uebrigens aber befindet sich der Kopf noch immer auf dem bewußten, so unendlich viel größeren Mann als der Vater, und Bülow will darin

das Bild des Lords Liverpool erkennen, behauptet wenigstens, ein Portrait von diesem in solchem braunen Rock zu kennen, und es ist sehr zu glauben, daß dies eine Kopie werden sollte, die man nachher vom Portrait des abgesetzten Ministers nicht mehr hat haben wollen. Daß hier nun zwei „todtige" Minister übereinander hausen müssen, ist komisch. Lawrence war leider nicht zu Hause, sonst hätte ich ihn gebeten, Bülow die erste Zeichnung zu zeigen.

London, den 14. November.

So weit schrieb ich vorgestern, bis ich zur Mittagstoilette schreiten mußte. Gestern Morgen gegen elf Uhr verließen wir die Priory, und ich war sehr glücklich, hier zu sein, als ich die lieben Kinder alle wohl und ein dickes Packet Briefe von Euch fand. Ich wäre unaussprechlich glücklich gewesen, wenn diese Briefe bessere Nachrichten über Deine Gesundheit enthalten hätten, aber mit vielen, vielen Thränen habe ich Deinen Brief gelesen, meine liebe, liebe Mutter, und ich kann es Dir nicht beschreiben, wie mich die Erzählung aller Deiner Leiden ergriffen hat. Arme, süße, liebe Mutter, brauchte ich's Dir wohl zu sagen, wie ich Dich bedaure und wie ich leide durch Dein Leiden? . . .

Es ist mein einziger Trost, Dich in den Händen eines so geschickten und Dir so viel Vertrauen einflößenden Arztes zu wissen, ach, aber nicht bei Dir sein zu können, durch meine Abwesenheit Dein Leiden durch moralisches Leiden noch zu erhöhen, — ach, das ist trauriger, als ich es aussprechen kann. Bülow will Dir heute noch selbst schreiben. Die Kinder hören mit Betrübniß, daß ihre liebe Großmama wieder so krank ist, Lella läßt mir keine Ruhe, wenn sie hört, daß ich Briefe von Euch habe, so muß ich sie ihr vorlesen. Von ihrem Kinderball haben sie mir viel zu erzählen gehabt, besonders von den Taschenspielerkünsten, die sie gesehen haben. Ich kann nicht ganz Deine Ansicht theilen, liebste Mutter, über das Vermeiden solcher Gesellschaften für sie, ich dächte gerade, daß, wenn Kinder früh so etwas mitmachen, sie später weniger Werth darauf legen, und denke, es ist damit gerade wie mit dem Essen, wo es doch gewiß ist, daß, je mehr man den Kindern darin verbietet, sie desto gieriger werden. Nur das Tanzen mit den Erwachsenen zugleich finde ich auch nicht gut, das ist aber auch diesmal bei der Fürstin Polignac nicht so wie das letzte Mal der Fall gewesen.

Ich muß nun schließen. Das ist wohl das letzte Mal, daß das

Dampfboot abgeht. So lebe denn wohl, ach ja, lebe wohl, wüßte ich das nur erst wieder, liebe, liebe Mutter. Mein ganzes Herz ist bei Dir. Gott sei mit Dir und erhöre meine innigen Gebete und gebe mir bald wieder und gute Nachrichten. Du mußt, dächte ich, oft die Nähe meiner Liebe und sehnsuchtsvollsten Gedanken fühlen, o könnten sie mich nur einmal selbst zu Dir bringen! Nochmals lebe wohl, ich kann mich immer nicht trennen.

Deine Gabriele."

Frau v. Humboldt an ihre Tochter:

„Berlin, den 24. November 1828.

Ich fürchte, daß ich heute nur wenige Zeilen werde schreiben können, geliebteste Seele, aber doch ist das besser, als daß Du Dich ängstigst. Es ist doch etwas besser geworden, und ich habe doch wieder eine Hoffnung, daß es noch einmal wieder aufwärts geht. Ich schlafe nun schon drei Nächte nacheinander, zwar unterbrochen, aber doch fünf bis sechs Stunden, und das erquickt meine Nerven, die wie zerstört waren. Die Freude Carolinchens, meines theuren Humboldt Beruhigung, mich wieder auf dem Wege der Besserung zu sehen, rührt mich tief. Selbst Dieffenbach war letzthin so ergriffen, wie sich einige bessere Aspekten zeigten, daß er mir die Hand ergriff und sagte: „O, wenn es mir gelingt, Sie wieder herzustellen, so bin ich unbeschreiblich glücklich." Womit verdiene ich so viel Liebe und Antheil?

Also die lieben, süßen Kinder fragen nach der lieben, kranken Großmama? Ja, könnte ich eins der holden Gesichterchen sehen, das würde mehr Erquickung sein als alle stärkende Medizin. Der Vater sagte mir vorher die Uebersetzung eines Verses aus der Tamulischen Sprache: „Der nur findet süß den Ton der Flöte oder der Zimbel, der nie das Geschwätz der Kinder gehört." Ich mußte recht weinen, und das that mir wohl. Matt bin ich, matt war ich gestern, daß das Leben, die Wirklichkeit gleichsam wie ein Traumbild vorüberschwebte. Doch Dein süßes Bild war in dem Schleier der Gestalten und wie ein Ausströmen meines innersten Lebens hin zu Dir.

Den 26 November 1828.

Außer allem Unangenehmen, was das Kranksein hat, ist auch noch das, daß man den langen, lieben Tag mit seinem theuren Ich ausschließlich beschäftigt ist. D. ist ein gar lieber, sorgsamer Arzt, aber

was er Einem Alles aufgeben kann zu thun, nein, davon hast Du keine Idee, und den anderen Tag weiß er noch Alles, erkundigt sich nach Allem, hat von den oft zahllosen kleinen Aufgaben nichts vergessen, und man kommt von nichts los. Wenn Du Dir nun, süße Seele, zu all der Abwartung meine gewohnten Beschäftigungen, ein wenig häusliche Aufsicht, Rechnungswesen, einige gesellschaftliche Verbindungen, täglich Spazierenfahren, ein bischen vermehrtes Schreiben denkst, da ich doch mit Dir, einzig lieber Engel, nur dadurch noch so in einer Konnexion bleiben kann, so wirst Du begreifen, wie die Zeit gar nicht ausreichen will. Alle Tage sage ich zu D.: „Machen Sie, daß ich besser werde, ich habe gar nicht die Zeit, krank zu sein." Dann lacht er und findet mich viel besser. Etwas bin ich es auch, aber man hat so viel Mühe, ehe man dazu gelangt, alt zu werden. Und Alles will abgewartet und besorgt werden, so viel kleine Geschichten, ich bin ganz desolirt, ewig nur mit mir zu schaffen zu haben. Ich wende mich nun zu der eigentlichen Beantwortung Deines letzten lieben Briefes. Solche Partie auf dem Lande muß ziemlich amüsant sein, en passant, wegen der Eigenthümlichkeit der Sitten und Personen; denn wenn schon der äußere Anstrich ziemlich derselbe ist, so ist die gewisse Varietät nicht abzuleugnen. Diese Varietät aber finde ich außerordentlich dieselbe bei den verschiedensten Individuen, und wenn man sich's überlegt, kann's auch eigentlich nicht viel anders sein. Wie es so klar hier ist, so wunderklar und nun schon seit acht Tagen, frage ich mich immer, hat sie's auch so? Genießt mein liebes Kind den Anblick des dunklen, blauen, wolkenlosen Himmels? Eine milde, tiefe, alle Schicksale ausgleichende, versöhnende Wehmuth strömt immer mit dem Anblick solchen klaren Himmels in meine Seele, zieht mir die Gedanken und Gefühle leise, leise wie in unbestimmte Fernen.

Die Vegetation in England ist wirklich sehr schön, und es freut mich recht, daß Du einen so lieblichen Tag in Priory hattest. Mein Mann wird nun die Uniform mit den Orden von einem Wachsschen Schüler abkonterfeien lassen. Schrieb ich aus Paris, daß Gérard ein außerordentliches Gaudium über den Mann gehabt hat, der unter Humboldts Gesicht und Körper steckt? Er versicherte, daß er nie, nie etwas Aehnliches gehört hätte. Solch ein rosenrother Engländer, wie Sir Thomas Lawrence meinen Mann dargestellt, ist jetzt hier und kommt

oft her. Er lernt deutsch hier. Wirst Du nicht einmal der Mrs. Fry einen Besuch machen? Jetzt regt sich hier viel wegen der Verbesserung der Gefängnisse. Die Fry ist eine Gestalt, die mir bleibt, die mich fortdauernd erheben wird. Welche Klugheit ist in ihrem Auge, und welcher höhere Friede in ihren Zügen! Solltest Du sie sehen, so grüße sie von mir.

Ich kann mit den Kinderbällen eine irrige Meinung haben, aber mir kommt es als ein nicht unbedenkliches Probestück vor, wenn man die Mädchen auf etwas Tieferes als solchen gesellschaftlichen Schnack bilden will. Mit dem Verbieten des Essens kann man es nicht vergleichen. Bei dem richtet man durch das Verbot der Gierigkeit der Kinder auf einen sinnlichen Genuß. Verbieten möchte ich auch nicht jene Vergnügungen, aber lieber hätte ich, sie erführen nichts davon, weil sich Vergleichung mit anderen Kindern, Putzlust, Eitelkeit und, mit einem Wort, Wichtigkeit für das Unwichtige entwickeln muß, und die schöne Unschuldswelt der Kindheit mir vielfach gefährdet scheint.

Von Wunschzetteln weiß ich gar nichts. Ich habe nur einen Wunsch, und obgleich er an Dir hängt, kannst Du, Geliebte, ihn doch nicht erfüllen. Ach, ich fürchte mich vor dem Weihnachten! Könnte ich doch nur einmal die lieben Kinder sehen und wäre es auch nur im Traum! Aber Träume und Wirklichkeit bleiben fern, und mein Herz schlägt bang in die endlose Ferne der Zukunft hinein — es muß ja Alles enden — auch die Sehnsucht, und allein bleibt ewig die Liebe, weil sie allein göttlichen Ursprungs ist. —

Gott sei mit Dir, mein theures Leben, meine geliebte Seele. Caroline umarmt Dich, und ich bin mit treuester Liebe und vielen Grüßen an Bülow und den zärtlichsten Umarmungen an die Kinder

Deine treue Mutter.

Ich habe die bestimmte Ahnung in mir, daß es nun etwas aufwärts wieder gehen wird."

Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele:

„Berlin, den 30. November 1828.

Du mußt mir nicht böse sein, liebes Kind, daß ich Dir, seit wir uns in London so schmerzlich verließen, noch nicht geschrieben habe. Aber ich komme wenig zum Briefschreiben und sehe Deinen Briefwechsel mit der lieben Mutter als einen an, der zugleich zwischen uns Beiden ist.

Ich nehme den innigsten Theil an Allem, was Du über Dich und die Kinder schreibst, und bin unendlich oft in Gedanken bei Euch. Es scheint ja jetzt mit Dir und Deiner Gesundheit sehr gut und mit den Kindern auch so zu gehen, daß auch Linchen Dir keine Besorgniß giebt. Umarme das liebe Kind tausendmal von mir. Sie ist so gut und klug und hat immer eine besondere Zuneigung zu mir gehabt. Die beiden anderen werden nun schon viel besser englisch sprechen als wir Alle. Es ist nicht zu leugnen, daß den Kindern der Aufenthalt in London zu ihrer Entwickelung sehr vortheilhaft sein wird. Da Ihr fortfahrt, mit ihnen deutsch zu reden, so werden sie das nicht verlieren. Auch haben wir bei Dir, süße Gabriele, und Adelheid gesehen, daß selbst eine ganz fremde Erziehung das einer Deutschen angeborene Wesen nicht nimmt, ja nicht einmal schwächt, und der Aufenthalt in einem fremden Lande, besonders in so zarter Jugend, giebt doch Eindrücke und Kenntnisse, die auf das ganze Leben bleiben. Wenn wir darum nur Euch hier nicht missen müßten. Ich komme nie gegen Abend im Wagen zu Hause und sage, daß angespannt werden soll, ohne daran zu denken, wie süß es war, sonst immer hinzusetzen zu können, daß nach Tisch für Dich angespannt werden müsse. Es ist recht öde im Hause ohne Dich, geliebte Seele, und Bülow und die hübschen Kinder. Mit der Gesundheit der Mutter geht es im Ganzen, wie Du weißt, gar nicht recht, manchmal besser, manchmal weniger gut, aber im Ganzen ist der Zustand schwer zu beurtheilen und zu beschreiben. . . .

Heute aber ist es so gut gegangen, daß ich wirklich Hoffnung schöpfe, daß die Besserung diesmal dauernder und anhaltender sein wird. Die Mutter war heute auch bei Weitem heiterer, hatte gut geschlafen und scheint selbst Vertrauen zur Heilung geschöpft zu haben. So, liebe Gabriele, ist der Zustand so wahr beschrieben, wie er sich wirklich verhält. Ich fürchte beinahe, daß Dir die Mutter zu wehmüthig und niedergeschlagen schreibt, da sie wirklich alle diese Wochen so war. Sehr unangenehm ist das Uebel allerdings. Allein wenn es so in Schranken gehalten wird, daß es nicht zu sehr zunimmt, so ist es auf keine Weise beunruhigend, und wirklich ist es in einem Wege der Besserung. Ich hoffe sogar, daß es ganz geheilt werden soll, und sehr viel halte ich gewonnen, wenn die Mutter nur selbst wieder Vertrauen faßt und weniger niedergeschlagen ist. Heute war sie, gegen die vorigen Wochen, recht heiter. Möge es

so fortgehen! Dir, liebe, süße Tochter, wünsche ich ein fröhliches Ende des Jahres und ein glückliches Eingehen in das neue. Möge der Himmel Dich, Bülow und die guten, guten Kinder behüten! Gedenke unser am Weihnachtsabend. Ich hoffe, Hedemann und Hermann sollen hier sein. Wie sehr werden wir Dich und die Kinder vermissen! Lebe wohl. Mit innigster Liebe

Dein treuer Vater H."

Gabriele schreibt darauf ihrer Schwester zum Jahreswechsel:

„London, den 4. Januar 1829.

Für drei liebe Briefe habe ich Dir, geliebte Caroline, meinen Dank zu sagen und brauche Dich nicht erst dessen Herzlichkeit zu versichern, denn Du kannst es denken, wie verlangend ich auf fernere Nachrichten war nach dem Empfange Deines ersten Briefes mit der Kunde von der neuen schweren Krankheit der lieben Mutter! Ach! meine gute Caroline, das ist eine schwere Prüfung für uns Alle, man muß sie mit Ergebung in Gottes Willen tragen, aber recht schwer ist es! Dich, Geliebte, bedauere und beneide ich fast wieder, Du hast unendliche Sorge und Angst, aber welch ein Trost muß es Dir sein, die liebe, liebe Mutter immer in treuer Pflege zu umgeben, ihr solch eine Hülfe, solch ein Trost zu sein — o, daß ich das auch könnte! Ich kann aber nichts für sie thun, gar nichts, muß hingegen immer denken, daß der Kummer über unsere Trennung mit zu ihrem Leiden beiträgt, ach, liebe Schwester, ich bin wahrlich auch zu bedauern. Doch hoffe ich nun zum Allmächtigen, daß dieser letzte Anfall eine Krisis gewesen ist, und daß es sich nun sicher zum Besseren wenden wird. Dein letzter Brief vom 22., den ich für jetzige Jahreszeit recht rasch am 31. erhielt, war mir unendlich tröstlich und trug dazu bei, oder vielmehr ihm habe ich es hauptsächlich zu verdanken, daß ich mit mehr Ruhe und Freudigkeit den Uebergang ins neue Jahr feierte. Aber unaussprechlich wehmüthig war der Antritt des neuen Jahres doch für mich und das Scheiden von dem alten, das so bedeutungsvoll für mich gewesen; es kam mir wie eine neue Trennung von Euch, von so viel Liebem und Theurem vor. Hat uns das alte Jahr auch getrennt, so hatten wir in seinem Laufe doch noch eine schöne Zeit zusammen verlebt, die ich von diesem Jahre nicht erwarten darf, und deshalb, glaube ich, kommt es mir so unendlich fremd vor. Brauche ich Dir, liebste Caroline, meine Glückwünsche erst zu sagen? Hast Du sie

Dir nicht schon vielmals selbst in meinem Namen gesagt? Hast Du, habt Ihr nicht Alle es empfunden, wie ich Euch mit tausend Segenswünschen umgab und umgebe? War es mir traurig, beim Jahreswechsel Adelheid nicht bei Euch zu wissen, so finde ich nun in dem Gedanken Entschädigung, daß sie um so länger und ungestörter bei Euch ist, von heute an auf vier Wochen — schöne glückliche Zeit, die vor Euch liegt! Wie freue ich mich dieser Erheiterung für Euch Alle, aber wie wird auch meine Sehnsucht dadurch noch erhöht Doch davon laß mich schweigen. Wenn nur die liebe Mutter sich bald und ganz wieder erholt, dann wollen wir über alles Andere nicht klagen.

Von unserem freude- und wehmuthvollen Weihnachten, daß ich einen Baum geschmückt und unsere Herren den Abend hatte, schrieb ich ausführlich der lieben Mutter. Da Bülow noch immer nicht wieder ganz wohl war, so haben wir diese Zeit über erstaunlich still gelebt. Ich war nur täglich mit den Kindern spazieren, sonst nicht aus dem Hause. Du weißt, daß mir solche Lebensweise die liebste ist. Gestern war die Gräfin Münster bei mir, die zu meiner Freude Ende dieses Monats nach der Stadt zieht. Dann hoffe ich sie recht viel zu sehen. Sie ist gar zu gut, und schon bei dem Deutschen, nicht allein in der Sprache, sondern auch im ganzen Sein, geht mir das Herz auf. Jetzt aber haben mich einige Besuche überrumpelt, und ich muß schon schließen, da Bülow eben nach meinem Brief schickt. Ich umarme die geliebte Mutter und bin ewig Euere

G."

Das Jahr 1829 sollte Gabriele und den Ihrigen tiefsten Schmerz bringen. Die Krankheit der theuren Mutter wurde immer ernster. Im Januar glaubte sie selbst ihre Auflösung nahe und äußerte diese Ueberzeugung in dem schönen, tiefen Wort: „Es ist ein Mensch fertig." Einmal trat indessen noch eine Besserung ein, und immer bedacht, der fernen Tochter möglichste Beruhigung zu geben, zwingt sie die kraftlose Hand zum Schreiben:

„Es sind die ersten Zeilen, die ich wieder schreibe, liegend, und die sind für Dich. Meine Besserung geht sehr langsam, doch geht sie vorwärts, und wie groß mein Leiden war und zum Theil noch ist, so ist die Milde und Erbarmung, die uns hinüber geleitet, noch viel tausendmal größer. Ich habe es erfahren, und in den qualvollsten Stunden

ist Frieden in meine Seele gekommen, der Frieden, den nur Gott giebt, in Hoffnung einer ewigen Erbarmung. Ach, meine Gabriele, manche Stunde der traurigen Tage liege ich Deinem holden Bilde als sechsjährig Kind mit Adelchen gegenüber, und dies Bild aus einer Unschuldswelt, Carolinens schön magdlich Bildniß und die lieben Züge der theueren guten Mathilde zaubern mich in eine Welt der Liebe und der Unschuld. O, es ist und bleibt uns nichts mehr als die Liebe, Alles fällt von uns ab, wenn solche Tage kommen, aber die Liebe bleibt, und die irdische verklärt sich zur ewigen. — Was soll ich Dir von Humboldt sagen? Sein Dasein ist aufgelöst in Liebe und Sorgfalt. Von Caroline und Adelheid und August und dem treuen Hermann? Ihr Sinnen und Trachten und Sorgen verlassen mich keinen Augenblick. Welch ein günstig Geschick war es, das Adel herführte, wie ich mit am kränksten war! Muß ich nicht ewig danken?

Ich hoffe, Bülow ist wieder besser, und wünsche es von ganzer Seele. Grüße ihn tausendmal und die holdseligen Kinder. Dein und ihr Bild schwebt oft, oft um mich. Gott segne Dich! Fasse Muth, sei voll Vertrauen und Liebe. Ewig Dein.

Ich schreibe auf Deiner mir geschenkten schönen Brieftasche und danke innigst. Gabrielchen zum 7. meinen Segen. Ach, er waltet um Dich und die Deinen."

„Berlin, den 23. Februar 1829.

Meine geliebte Gabriele!

Ich kann nicht widerstehen, Dir, theures Kind, heute zu schreiben, und wenn es auch nur wenige Zeilen wären. Ich habe eben aus Adelens Händen Deinen lieben Brief vom 13. empfangen und danke Dir auf das Innigste für all Deine treuen, lieben Wünsche. Ja, Genesung! — ob Gott sie mir beschieden hat, weiß ich nicht, ich bete demüthig darum und suche doch mich auf den entgegengesetzten Fall zu fassen und in mir mit dem Gedanken vertraut zu werden, daß ich so schwach und hinfällig, wie ich nun geworden bin, den kleinen Ueberrest von Leben, der mir noch beschieden ist, hinbringen muß. Darum, wenn ich so sage: „Wie Gott will", ach, meine Gabriele, welche Bedeutung haben die einfachen Worte für mich! Oft, wenn ich mich nicht aus der Niedergedrücktheit meines Geistes erheben kann, tröstet und hebt mich die Betrachtung: wenn es so mit mir voriges Jahr gewesen

wäre, wenn ich Dich nun nicht hätte begleiten, nicht Deine Umgebung in London sehen können — denn das hätte ich in keiner Art gekonnt —, wenn ich Dich und die Kinder hätte müssen abreisen sehen und zurückbleiben, wie schrecklich wäre das mir gewesen. Bei solchen Betrachtungen füllt sich mein Herz mit Dank, daß mir Gott diese Frist gönnte, und ich werde stiller und gefaßter.

Dein und der Kinder fortdauerndes Wohlbefinden sind ein großer Trost bei dieser schmerzlichen, bitteren Trennung. Grüße Bülow herzlich und danke ihm, ich schreibe ihm mit ehestem. Deinen Schwager Hellmuth habe ich nun auch gesehen. Nach den Kindern hat er sich mit großem Interesse erkundigt, und seine kleine Eitelkeit schien nicht wenig geschmeichelt, daß die Krabben in der Zeitung erwähnt worden seien.

Den 24. Februar.

Die Schwestern werden Dir von den vielen und mannigfachen Geschenken schreiben, die die Liebe mir an dem gestrigen Tage zugedacht hat. Das von der guten Paalzow hat mich besonders gerührt. Es ist ein zierliches Kästchen zum Verschluß Deiner lieben Briefe, Deiner Briefe, mein einziger Trost in dieser bangen Trennung. Ach, Gabriele, endet sie oder das schwache Leben früher? —

Deine lieben, mir am 23. bestimmten Blumen hat der gute R. mit großer Sorgfalt ausgesucht, damit sie schön und geruchlos seien. Ich kann den süßen Blumengeruch nicht ertragen, wie sehr ich ihn liebe. Tausend Dank, Geliebte, für Dein Andenken. Mußt' ich doch immer an dem Tage denken: Nun spricht sie mit den Kindern von Dir, nun wendet sie ihren Geist für Dich, Du Arme, zu Dem, von dem alles Gute kommt.

Nun muß ich wieder aufhören. Lange kann ich noch nicht schreiben, am besten noch im Bett. Eben bekomme ich einen Brief von Prinzeß Luise aus Posen. Sie nimmt innigen Antheil an meiner Genesung. Sie grüßt Euch tausendmal. Umarme die Kinder alle. Gott segne und behüte sie, o meine Gabriele, auch Dich und uns Alle nehme Er in seinen heiligen Schutz.

Deine arme, kranke Mutter."

Die von den Ihrigen so heiß ersehnte und freudig begrüßte Genesung war nur ein kurzes Aufflackern vor dem Verlöschen gewesen, dieses reiche Leben war am Ziel. Frau v. Humboldt entschlief am **26. März 1829.**

Ihrer Tochter Caroline Aufzeichnungen über die letzten Augenblicke und Worte lauten:

„Am 26. früh halb neun hörten die Leiden auf, und als Dieffenbach sah, daß der schmerzliche Augenblick sich nahte, ließ er uns Alle rufen, und wir fanden die geliebte Mutter ruhig daliegend mit geschlossenen Augen. Als sie unser Weinen hörte, sagte sie so recht ermahnend: „Ach, weint doch nicht, ich bitte Euch, weint nur nicht, warum weint Ihr denn?" Dann plötzlich sagte sie: „Lebt wohl, lebt Alle wohl — es ist aus — Gott, ich bitte, nur keine Konvulsionen! — Ach! gebt mir doch recht was Süßes — recht was Schönes, — es ist so bitter!"

Adelheid flößte ihr etwas Himbeergelee ein, die sie auch noch schluckte. Noch einmal sagte sie: „Wo ist Alexander?" Der Vater antwortete, er wäre in Potsdam, worauf sie erwiderte: „Auch gut, er gehört den Stunden an — Friede sei mit ihm!"

Dann: „Je perds la vie — prends-moi, Seigneur — je me meurs." — Zuletzt ruhte ihr brechender Blick sehnsüchtig auf Gabrielens Bild, das sie einige Minuten lang ansah, dann wandte sie den Kopf Raffaels Krönung der Maria zu und schlief sehr sanft ein!" — — —

Wer wollte es versuchen, zu beschreiben, was der Verlust einer solchen Mutter für ihre Kinder ist! Für Gabriele war der Schmerz nicht gemildert durch den Frieden, der von der Sterbenden ausging, sie konnte ihr nicht nahe sein in der letzten Stunde, nicht ihren Segen empfangen, nicht mit Vater und Geschwistern vereint der Trauer sich hingeben. Und an dem Tage, da man die Mutter schon zur letzten Ruhe bettete, wußte Gabriele noch nichts von ihrem unersetzlichen Verlust. Erst am 9. April erhält sie den Brief ihres Vaters mit der Trauernachricht:

„Berlin, den 27. März 1829.

Das Herz hat mir geblutet, theure Gabriele, so oft ich in diesen letzten Wochen die Briefe an Dich zumachte. Ach, Du konntest doch nicht daraus eigentlich sehen, welche Gefahr die arme Mutter bedrohte, welcher Schmerz Deinem liebenden kindlichen Herzen bevorstand. Die gute, liebe Mutter hat ausgelitten. In Liebe gegen uns Alle, Abwesende und Anwesende, die sie in ein: „Lebt wohl! Weint nicht! Seid ruhig!" zusammenfaßte, in frommer Ergebung in Gottes Willen, in himmlischer Ruhe und Klarheit des Geistes schlief sie gestern früh um halb acht Uhr

ſanft und, Gott ſei's ewig gedankt, ohne Schmerzen ein. Keine, auch nicht die leiſeſte Verzuckung entſtellt die lieben Züge, und ſie gleicht auch heute noch nur einer tief Schlafenden. Sie hatte ſich, wie ſie Dir wohl geſchrieben haben werden, vor mehreren Tagen mit ihrem Bett in den Salon tragen laſſen, mit dem Geſicht gegen die Wand gekehrt, wo Dein, Deiner Schweſtern und Mathildens Bilder hängen, und es war ſichtbar, welchen Troſt ihr dieſe lieben Bilder, vorzüglich Deines, gewährten. Sie nannte es ſelbſt oft eine Unſchuldswelt. Ueberhaupt, theure Gabriele, mußt Du Dir kein zu trübes Bild von der ganzen Krankheit der Mutter entwerfen. Ich ſage es Dir mit Fleiß, weil man in der Entfernung das große Schreckliche allein in die Einbildungskraft faßt, aber ſich gar nicht deutlich denken kann, wie ein ſtarkes und immer wohlwollendes, immer freundliches und heiteres Gemüth, wie es die theure Mutter beſaß, jeden Moment der Erleichterung benutzt und ſelbſt das ſchwer zu Tragende milder aufnimmt. Wirklich hat auch die arme Mutter nicht viel heftige Schmerzen, mehr nur Leiden an großer Beſchwerlichkeit, ſchlafloſe Nächte und Entbehrung an Bewegung und friſcher Luft gehabt. Wie ſie ſich nur irgend freier körperlich fühlte, und dies war noch zwei, ſelbſt einen Tag vor ihrem Ableben der Fall, war ſie heiter und ſcherzte, wie ſie es in geſunden Tagen pflegte, und bekümmerte ſich um alle Kleinigkeiten im Hauſe. Es iſt mir ein wahrer Troſt für ſie und Dich, geliebte Tochter, daß ſie Dir noch vor Kurzem ſelbſt hat ſchreiben können. Es iſt das wohl das Letzte, was von ihrer Hand übrig bleibt. Sie gedachte Deiner und Deiner lieben Kinder immer mit einer ſo rührenden Liebe und doch nie mit der quälenden, ungeſtillten Sehnſucht, die mehr weh als wohl thut. Sie ſah alle Dinge ſo in ihrer wahren Geſtalt und fügte ſich immer mit ſo ſchöner Bereitwilligkeit in alle Fügungen des Geſchicks. Vor dem Tode hatte ſie auch nicht einen Schatten von Unruhe oder Beſorgniß, und doch war ihr wieder das Leben theuer. Sie nahm jede ärztliche Hülfe an, wies nichts zurück, faßte ſogar, wenn ſie doch in etwas beſſer war, gleich wieder Muth zum Beſſerwerden, ob ſie gleich im Ganzen ſchon lange einſah, daß ſie von dieſer Krankheit nicht geneſen würde. Ein wirklich unendliches Glück war es, daß Dieffenbach, den ſie bei Ruſts Krankheit eigentlich allein als Arzt brauchte, ihr ſo in jeder Rückſicht zuſagte. Sie liebte ihn eigentlich als Menſchen, und ſein Hereintreten ins Zimmer

wirkte schon beruhigend auf sie. Er ist die letzten Nächte unausgesetzt bei ihr gewesen. Uns schickte sie immer und schon früh fort. Wir sollten Alle schlafen. Es war Sorge für uns, uns dem Anblick ihres Leidens zu entziehen, aber ihre Nerven waren auch in so gereiztem Zustande, daß sie oft nur die Nähe eines einzigen Menschen ertragen konnte und also außer der Pflegerin Niemand um sich haben wollte. Begraben wünscht sie, wie sie Adelheiden einmal geäußert hat, in Tegel zu werden, bei der großen Eiche und den dunklen Tannen, die am Ende des Weinbergs stehen. Sie hat auch da so liebevoll hinzugesetzt: „Man sieht da das Schloß." Sie will also, daß ihre sterbliche Hülle in unserer Nähe bleibe. Ich werde dort einen Platz mit einem Monument einrichten lassen, bis man sie aber dorthin bringen kann, lasse ich sie auf dem Tegelschen Kirchhof in einer mit Holz verwahrten Gruft beisetzen. Ich war heute dort, um den Platz auszusuchen. Ich habe eingeleitet, daß Schleiermacher die Beerdigung verrichtet, es wird ein Trost für uns sein und ist auch dem Herzen und dem Gefühl der Verstorbenen gemäß. —

Ja, liebe Gabriele, ich stehe jetzt sehr allein, Eure Liebe und Eure Güte können mein einziger Trost sein. Möge der gütige Gott mit Dir Alles glücklich wenden! Er wird es, Dir Trost und Beruhigung und Freude nach der tiefen, bitteren Schmerzenszeit, geben. Lasse Dich aber, theure Gabriele, durch den Schmerz nicht zu sehr niederbeugen. Die gute Mutter, die gewiß jetzt immer von Dir und uns Allen weiß und Dir näher steht als hier in dieser hülflosen Endlichkeit, will gewiß nicht, daß uns, daß Dich der Schmerz niederdrücke. „Weinet nicht! Seid ruhig!" sagte sie mit rührend mahnender Stimme so oft in ihrer letzten Stunde. Sieh, geliebtes Kind, das ist nicht anders. Die Eltern gehen früher fort, Einer folgt dem Anderen. Denke mit Wehmuth, aber mit milder, mit stiller und der, die die Seele zu der unendlichen Zukunft erhebt, der theuren, geliebten Mutter, Mische dies Andenken in die Freuden, die Dich durch Bülows Liebe, durch die lieben, lieben Kinder umgeben. Schreibe mir manchmal — recht oft, ich liebe Dich unendlich und beschäftige mich so gern mit Dir. Bisher hatten wir eine Sprache miteinander durch die liebe Mutter, jetzt, da diese verstummt ist, schreibe mir öfter. Und nun drücke ich Dich und die Kinder mit tiefster Innigkeit an mein Herz. Lebe wohl und gedenke mein!

Dein treuer Vater H."

Gabrielens Antwort an ihren Vater:

„London, den 8. April 1829.

Lieber, lieber Vater!

Gestern war ich nicht im Stande, Dir zu schreiben, so unendliche Sehnsucht ich auch danach empfand, aber ich war körperlich zu angegriffen. Heute geht es besser, viel besser, überhaupt, theurer Vater, ängstige Dich nicht um mich, ich bin wohl, und Gott ist mir mit Seinem himmlischen Troste nahe in meinem Schmerz. Der erste Augenblick, wo ich unseren unendlichen Verlust erfuhr, war zwar schrecklich. Bülow hatte vorgestern den ganzen Morgen in Geschäften in der City aus sein müssen, und ich wußte schon seit mehreren Stunden, daß Briefe für ihn da waren, unter denen welche für mich da sein mußten, und die mir viel sagen mußten nach den letzten schlimmen Nachrichten, die ich von Carolinen empfangen hatte, die mir aber nicht so hoffnungslos erschienen waren, besonders da der Schluß des Briefes selbst von Adelheid tröstlich klang. Ach, die Hoffnung ist ja stets die liebe Begleiterin im Leben, und man giebt sich ihr so gerne hin! —

Als Bülow nun um fünf Uhr endlich kam und mir nichts gab, da ergriff es mich mit wahrer Todesangst, ich mußte nach einer Weile zu ihm hinauf eilen und begegnete ihm schon im Begriff, zu mir zu kommen — und sein Gesicht sagte mir Alles. — Da ermahnte er mich liebevoll an meine Pflicht, mich zu schonen, mich zu fassen, und daß er nur dann mir Eure Briefe zeigen könne, und als er mir diese nun vorlas, da löste sich der krampfhafte Schmerz, und ich konnte weinen und zu Gott beten um Ergebung in Seinen Willen, um Milderung des tiefen Schmerzes um die geliebte Mutter durch die Rücksicht auf das mit meinem Leben verknüpfte Leben. Ja, lieber, lieber Vater, Deine Worte, daß die liebe Mutter, die mir gewiß jetzt näher steht und mehr von mir und uns Allen weiß als hier in dieser hülflosen Endlichkeit, nicht will, daß uns der Schmerz zu sehr niederdrücke, wurden und werden mir in meinem immer erneuten Gebet zur trostreichen Gewißheit, und wenn ich zum Himmel blicke, so ist es mir, als sähen mich die lieben Augen von dort an und sagten mir, daß sie dort für mich betet. — Ach, daß ich diese lieben Augen nicht wieder gesehen habe, ehe sie brachen, daß ich so fern von ihr war, während ihrer letzten Lebenstage und Augenblicke, das ist's, was mich oft mit nicht zu besänftigendem Schmerz

ergreift, mit einer unnennbaren Sehnsucht erfüllt — und daß ich jetzt fern von Dir, von den lieben Schwestern bin, auch das ist schwer, sehr schwer für mich. Für das, was ich für Dich, geliebter Vater, bei dem, was Du verloren hast, empfinde, habe ich keine Worte, aber es erfüllt eben meine Seele so, daß bei diesem Gedanken meine Klagen verstummen und sich wiederum in Gebet zum Allmächtigen verwandeln, daß Er Dir ferner Kraft und Trost verleihe. Tief fühle ich es, daß nur durch Deine Kinder Deinem verödeten Leben einige Freude und Trost werden kann, und das giebt meiner Liebe für Dich eine unaussprechliche Innigkeit, erhöht aber eben auch meinen Schmerz über unsere Trennung, die mich des Trostes beraubt, etwas zu Deiner Erheiterung thun zu können, besonders durch meine lieben Kinder. Ach, wie liebte sie dieselben — mir ist's, als müßte ich meine Liebe für sie verdoppeln, um ihnen die ihrige zu ersetzen, auch fühle ich in ihrem Anblick meinen Schmerz gemildert, obgleich es mir wehe thut, wie sie sich noch so gar keinen Begriff vom Tode machen können. Ja, lieber Vater, wohl sind der lieben, lieben Mutter letzte Briefe (ihr allerletzter ist noch vom 17. März) ein wahrer Trost für mich und ein theures Heiligthum, ich würde sie Dir aber doch senden, wenn ich nicht wüßte, daß es Dir selbst schmerzlich wäre, mich dieses Trostes zu berauben. Ach, es ist ein geringer gegen den, den Dir und Euch Allen der liebe Gott gegönnt hat, sie bis zum letzten Augenblick zu umgeben, und der mir versagt blieb! Ich danke Dir aber innigst und erkenne wohl Dein liebevolles Bestreben, mir von der theuren Mutter ganzer Krankheit ein heitereres Bild geben zu wollen, als ich Arme fern davon haben kann. Auch daß Du mir gleich ihre Ruhestätte bezeichnet hast, danke ich Dir, allein wenigstens in Gedanken nachgehen zu können, ist das Einzige, was solchem Schmerz die Wehmuth giebt, die die Seele zu dem höheren Trost und Frieden erhebt. So lese ich Deine und Adelheids Worte über ihr sanftes, schönes Hinscheiden immer wieder und danke Gott, daß er uns diesen Trost gewährt. — Mir ist dann, als hörte ich ihre liebe Stimme in dem „Lebt Alle wohl!" —

Bülow schreibt Dir selbst — die Kinder lege ich an Dein liebendes Herz, nicht minder lebhaft ist mein Wunsch als der Deine nach öfterem Briefwechsel zwischen uns, mein geliebter Vater, und Du wirst mir unaussprechlich wohl durch dessen Erfüllung thun, und wenn Du mir

immer und immer wieder von ihr redest. Und so lebe denn nun wohl für heute, ich umarme Dich mit tiefster Innigkeit und bete zum gütigen Gott für Dich und Deine Dich unendlich liebende

Gabriele."

Gabriele an ihre Schwester Caroline:

„London, den 16. April 1829.

Heute erst habe ich Deinen lieben, lieben Brief erhalten, meine geliebte Caroline, und es ist meinem Herzen ein Bedürfniß, Dir sogleich meinen innigen Dank dafür zu sagen und es Dir auszusprechen, welche wehe Freude Du mir dadurch gemacht hast. Der Ausdruck Deines tiefen, aber milden Schmerzes, hat mich mit tiefer, wohlthuender Rührung erfüllt, — ja, meine gute Schwester, so will gewiß die liebe, liebe Mutter, daß wir um sie trauern sollen, nicht in herbem, bittrem, sondern in stillem und Gott ergebenem Schmerz, und uns dazu zu stärken, laß uns stets innig zum Himmel beten. Wie bin ich in Deinem Briefe Allem, was Du mir schreibst, gefolgt, und wie ist mir ruhiger und wohler seitdem!

Das lange Ausbleiben neuerer Nachrichten nach der großen, schrecklichen des Todes war gar zu traurig für mich, gar zu schmerzlich das völlige Abgeschnittensein. So wie Ihr auch mit jedem Tage die furchtbare Oede und Leere mehr empfindet nach der ersten schmerzlichsten Erschütterung, so ging es auch mir, nachdem ich Euch geschrieben hatte. Nie hatte ich mich so fremd und einsam hier gefühlt, nie noch die Trennung von Euch Allen so schmerzlich empfunden und auch das Entferntsein von so vielen lieben, theilnehmenden Menschen. Zwar ist mir auch hier wahrer und herzlicher Antheil bewiesen worden, besonders kann ich nicht genug sagen, wie sehr die Münster mir solchen bewiesen hat. Ja, beste Caroline, auf diese liebe, vortreffliche Frau kannst Du recht bauen und rechnen, sie sorgt mit rührender Güte und Treue für mich schon bei allen vorläufigen Einrichtungen zu meinem bevorstehenden Wochenbett. Für Deine liebevollen Wünsche zu demselben danke ich Dir recht herzlich, möge der liebe Gott sie erfüllen! Für meine Gesundheit sei unbesorgt, Geliebte, die ist jetzt erstaunlich gut und hatte sich ja überhaupt sehr gekräftigt, so daß gewiß nichts zu besorgen ist.

Wie unendlich erfreulich und beruhigend Hedemanns Versetzung nach Berlin mir im Gedanken an Dich, geliebte Caroline, ist, kannst Du denken. Gott konnte Dir keinen schöneren Trost für das, was Er

Dir genommen hat, geben als das Zusammenbleiben mit der geliebten Adelheid, die an liebevollem, schönem Sinn und Gemüth so sehr unserer theuren seligen Mutter gleicht. Erkenne und genieße recht dankbar diese gütige Schickung der Vorsehung, liebe Schwester. Ach, daß ich nicht auch in Liebe und Treue Dich umgeben, nicht mit in Eurem Kreise sein kann! — Daß der liebe Vater künftig auch im Winter ganz in Tegel wohnen will, habe ich mir gleich gedacht. Es ist auch mir schmerzlich für die Entbehrung, die Euch Allen dadurch wird, und für seine Augen ängstlich — für seine übrige Gesundheit ist vielleicht das Landleben viel besser. Ach, Tegel! — liebe Caroline, mit welchen Empfindungen denke ich an den lieben Ort, in dessen Erde sie jetzt ruht! Ich begreife ganz Deine Erschütterung in dem Augenblicke, als der Sarg hinabgesenkt wurde, — es muß eine schreckliche Empfindung sein. Aber welch ein Trost, welche Beruhigung muß auch wieder die ganze ernste heilige Feier dem Gemüthe geben und der geistliche Zuspruch in solchem Augenblicke und gerade aus Schleiermachers Munde. O! glaube mir, das Alles entbehrt zu haben, der Schmerz ist schwer zu tragen. Schreibe mir noch die Stunde der Beerdigung, schreibe mir überhaupt noch mehr und genauer von Allem in den letzten Tagen, und seit wann der Zustand so hoffnungslos war.

Meine lieben Kinder sind Gott Lob gesund. Auch sie haben einen unersetzlichen Verlust gehabt, und gerade, daß sie es nicht ahnen, wenn sie auch auf ihre Art betrübt sind, hat für mich etwas so unendlich Wehmüthiges. Gabriele und Adelchen suche ich ein ernst-heiteres Bild vom Tode zu geben und spreche zu ihnen oft von der lieben Großmutter, und daß sie nun im Himmel ist und von dort herab auf sie sieht. Am rührendsten ist mir Linchen, die, wenn sie mich weinen sieht, gleich fragt: „Are you sick?“ Von anderem Weh hat sie keinen Begriff! Und wie ergreift mich der Kinder Anblick in den schwarzen Kleidern mit den strahlend heiteren Gesichtchen! Es ist der Posttag, und ich muß schließen. Ach, wie ist mir dabei, wenn ich so denke, wie ich Dir dann sonst immer Grüße an die geliebte Mutter auftrug, und nun — —

Dem lieben, theuren Vater und allen lieben Geschwistern sage die allerinnigsten, liebevollsten Grüße, welch ein Wiedersehen wird das mit all den Ankommenden gewesen sein! Adelheid, meiner lieben Adelheid, schreibe ich nächstens. Gott sei mit uns Allen!

Gabriele.“

Grabstätte im Park zu Tegel.

Nicht, wie sie es früher geträumt, in römischer Erde neben den geliebten Kindergräbern an der Cestiuspyramide schläft Caroline v. Humboldt den letzten Schlaf. Die traute Heimath hatte schließlich doch den Sieg davongetragen, und wie es ihr Wunsch gewesen, bestattete man sie in Tegels märkischem Sande. Wilhelm v. Humboldt hat in dieser Grabstätte der geliebten Frau und sich ein Denkmal gesetzt, das harmonisch den Schluß eines edlen Lebens bildet.

Nichts einfacher und nichts würdiger als dieser friedliche Platz im Tegeler Park. Konnten Cypressen und Pinien sich nicht über dem stillen Grabe wiegen, so umhegen ernste Tannen in ihrer Art nicht minder schön die Ruhestätte, und ihre dunklen Wipfel ragen leise rauschend in einen nordischen Himmel. In freier Erde, nur von einem einfachen eisernen Gitter umgeben, liegt das schlichte Grab, darüber erhebt sich der weiße Marmorsockel mit der Inschrift, schlank steigt die dunkle Granitsäule empor, und auf ihrem ionischen Kapitäl steht in unvergänglicher Schönheit die Gestalt jener Spes, die Frau v. Humboldt vor zehn Jahren bei Thorwaldsen bestellt, und die nun erst zu ihrem Monument vollendet ward.

Humboldt ließ später, um Thorwaldsens Arbeit und den feinen Marmor nicht den Einflüssen der Witterung auszusetzen, eine Nachbildung der Spes von Tieck anfertigen, die ihren Platz auf der Säule erhielt, während das Original im Schloß mit den anderen Kunstschätzen vereinigt ward.

Fehlte auch von nun ab dem Familienkreise die theure Mutter, so blieb sie doch auch nach ihrem Tode noch diejenige, welche die Herzen Aller in Liebe vereinte, und die gemeinsame Trauer um sie wurde zu einem Bande, das die Geschwister doppelt fest umschlang und zwischen ihnen und dem Vater einen besonders innigen Verkehr knüpfte. Zwischen Gabriele und ihm entwickelte sich ein Briefwechsel, der, solange die Trennung währte, nicht wieder aufhörte, so schwer auch Humboldt in den letzten Jahren das Schreiben wurde. Wie ein Heiligthum aufbewahrt und wieder und wieder gelesen, haben sich die vergilbten Blätter mit den feinen und zuletzt so zitternden Schriftzügen bis heute erhalten. Einige dieser Briefe mögen hier wiedergegeben werden als ein Widerschein jenes milden Lichtes der Erinnerung, das wie die letzten Strahlen der sinkenden Sonne den Lebensabend jenes großen Mannes verklärte.

„Tegel, den 24. Mai 1829.

Ich empfinde eine mit tiefster Wehmuth gemischte Freude, theuerste Tochter, indem ich Dir heute zu Deinem lieben Geburtstage Glück wünsche. Ach, Du hast es selbst schon in Deinen Briefen so schön gesagt: An diesem jetzt zum ersten Male und nun fortan immer ohne die liebe Mutter zurückkehrenden Tage empfindet man die nie weichende Sehnsucht am heftigsten und ist sich am lebendigsten der Leere bewußt, die ihr Tod in unserem Dasein gelassen hat. Aber sie ist gewiß, wenn wir es auch nicht wissen, mit ihren Gedanken an diesem Tage doppelt bei uns. Sie erfleht Dir heute Segen und Glück für dies Jahr, über dessen Schmerzen eine zarte und süße Freude ein mildes Licht ausbreiten wird. Ach, liebe, theure Gabriele, ich bin in Gedanken immer bei Dir, und meine heißesten Wünsche begleiten Dich immer und ununterbrochen. Nimm sie aber jetzt für das Jahr an, das Du nun beginnst. Möge Gott Dir einen Sohn schenken, und Dir mit ihm und durch ihn die dauerndsten und süßesten Mutterfreuden geben! Er wird, ich vertraue mit Sicherheit darauf, diese Bitten erhören, für den Schmerz, den Du gelitten und erleidest, Dich wieder mit Freude und Heiterkeit erfüllen. Sorge nur ja recht für Dich und laß auch den Kummer um die gute, liebe Mutter Dich nicht zu sehr beugen. Wenn Eltern vor uns dahin gehen, ist es gewiß auch jenseits für sie ein schönes und süßes Gefühl, ihre Kinder glücklich und heiter, heiter auch im schmerzlichen und sehnsuchtsvollen Andenken an sie zu wissen. Die Mutter, die immer so liebevoll, war vor Allen so gesinnt, und ich fühle es an mir, da ich, wie fern oder nahe mein Ziel sei, jetzt mehr wie je mit diesen Gedanken ohne Schmerz und Trauer beschäftigt bin. Erhalte Dich also ja in einer recht ruhigen, sanften Stimmung. Der Wehmuth kann und soll man nicht wehren, aber sie ist kein Leiden zu nennen, sie ist süß und giebt dem in sich gekehrten Gemüth ein stillbeglückendes Gefühl. Was ich Dir da sage, nehme ich aus meiner eigenen Stimmung. Wie ich auch überall *sie* vermisse, und wie schmerzlich mich auch sehr oft diese Sehnsucht bewegt, so führt doch dies stille Leben wehmüthiger Erinnerung, das uns hier in großer Einsamkeit hinfließt, auch eine große Süßigkeit mit sich. Ich bin in mir gewiß, daß es so fortdauern wird, und möchte es mit keinem anderen vertauschen. Viel schöner wird es noch sein, wenn wir erst die Ueberreste der lieben Mutter hier haben werden. Es

giebt keine so eigene Empfindung als die der Nähe eines geliebten Grabes. — Man ist so nah, so nah, — und in der Nähe so unendlich fern. Ich habe es auch wohl bei den Gräbern Deiner beiden Brüder in Rom gefühlt, aber jetzt bei Weitem stärker. Wir gehen von Zeit zu Zeit auf den Kirchhof, aber er ist so mitten im Dorf, man wird so immer gesehen, es ist weit und kein hübscher und heimlicher Spaziergang, immer die freie, offene Landstraße. Ich gehe aber oft abends an das Ende der kleinen Lindenallee, wo wir es sonst „Mathildens Ruhe" nannten. Da sieht man so nahe, bloß durch die Wiese und den Bach getrennt, nach dem Dorfe hinüber, und es ist ein schöner, einsamer Platz. —

Der Zufall mit dem Halse, den Linchen wieder gehabt hat, hat mich unendlich geschmerzt für die liebe, arme Kleine, die ich herzlich umarme, und für Dich selbst. Möge Dir der gütige Himmel schenken, daß Dir eine solche Besorgniß bei keiner der lieben Kleinen wiederkehre. — Nun lebe herzlich wohl, innig geliebtes Kind, grüße herzlich Bülow und umarme die theuren Kinder. Caroline grüßt, sie hat neulich geschrieben, Mathilde glaube ich, schreibt Dir heute. Mit der herzlichsten und innigsten Liebe

Dein treuer Vater H."

Gabriele an ihre Schwester Caroline:

„London, den 29. Mai 1829.

Recht herzlich danke ich Dir, meine theure, gute Caroline, für Deine treuen, liebevollen Glückwünsche, die der liebe Gott erfüllen möge, besonders für die Geburt eines Sohnes! Ich habe den gestrigen Tag in unaussprechlicher Wehmuth verlebt. Ihr habt es Alle empfunden, wie das Herz blutet bei der Wiederkehr eines solchen Tages, nach solchem Verlust, nach *ihrem*, die uns das Leben gab und nun im Grabe ruht. Ach, hätte ich wenigstens zu diesem gehen können wie Ihr, da mein Herz in Thränen erleichtern und im Gebet stärken können! In Gedanken war ich viel dort und viel bei Euch. Ach, geliebte Schwester, was soll ich Dir sagen über das geliebte Blatt,*) das Du mir schickst, das letzte

*) Diese Verse, das Letzte, was Frau v. Humboldt wenige Tage vor ihrem Tode schrieb, lauten:

Auf hartem Krankenlager lag ich hingestreckt —
Da ward von meinem Aug' genommen

sichtbare Zeichen ihrer Liebe und ihres Andenkens, dessen Empfang mich mehr, als ich es sagen kann, bewegt hat. Wie habe ich denn nicht wenigstens in der Nacht von ihr geträumt, wo ihre Seele mich sah, warum wurde nicht wenigstens im Schlaf „von meinem Aug' genommen der Schleier, der die Ferne deckt"? Gerade das Unvollendete dieser Zeilen ergreift mich darin so tief.

. . . Ich verfehle nicht, täglich einen Spaziergang zu machen, meistens in Kensington Garden, wo es jetzt wunderschön ist. Ach, ich kann dort die Sträucher, von denen ich an der lieben, seligen Mutter Geburtstag das erste Grün dieses Jahres pflückte, nicht ohne Thränen ansehen. Die schöne Hoffnung, die ich daraus schöpfte, wie ist sie getäuscht worden, — aber kann ich nicht auch sagen: wie habe ich sie mißverstanden, die mir gewordene Vorbedeutung? Das Eingehen in das ewige, nie verwelkende Leben sollte ihr das hoffnungsvolle Grün bedeuten, und das ist ihr durch den Heimgang geworden. Heimgang, — wie schön ist dieser Ausdruck in unserer Sprache, wie tröstlich klingt es in Bezug auf den Tod einer so unaussprechlich Geliebten! Seit der geliebten Mutter Tod fühle ich erst ganz das Tröstliche und Erhebende dieses Ausdruckes. Nein, keine andere Sprache hat dergleichen als die unsrige, gerade für den Anfang und das Ende des Lebens; so ist auch der Ausdruck „in der Hoffnung sein" so unendlich schön.

Die Kinder hatten am gestrigen Tage viel Vergnügen durch einige kleine Freundinnen, die sie sich eingeladen hatten. Unter anderen Umständen würden sie diesen Tag brillanter verlebt haben, es war nämlich ein Kinderball beim König der kleinen Königin*) zu Ehren. Diese Gelegenheit war mir nicht unlieb, um die Kinder fühlen zu lassen, daß sie in dieser Zeit, so bald nach dem Tode ihrer guten Großmutter, nicht einem solchen glänzenden Feste beiwohnen könnten, und so ihren

Der Schleier, der die Ferne deckt.
Ich sah, in Mutterlieb' entglommen,
Die meine Seele innig liebt,
Um die sie stündlich sich betrübt,
Mein süßes Kind in fernen Landen,
Gehalten in des Schlummers Banden.
Ich stand an ihres Bettes Schwelle,
Sah, wie des Busens zarte Welle — —

*) Donna Maria da Gloria.

Sinn auf etwas Ernsteres zu richten. Dafür waren sie neulich allein zur kleinen Prinzeß Viktoria gebeten, die sehr hübsch mit ihnen gespielt hat und dann Jeder ein Portrait von sich gab. Die zwei Kupferstiche werden nun eingerahmt ihr Zimmer sehr schmücken. Gabriele hatte einen ganz besonderen Triumph, indem es sich nämlich erwies, daß sie ein Merkliches größer als die Prinzeß ist, die doch schon zehn Jahre alt geworden und gar nicht auffallend klein ist. Ich habe sie seit vorigem Jahre sehr gewachsen gefunden und auch hübscher geworden. Sie ist im Ganzen ein schönes Kind und in ihrem Wesen recht natürlich und angenehm.

Der arme Bülow muß ewig auf Diners und Gesellschaften, denen er sich nicht entziehen kann, da das Mitmachen derselben ebenso gut zum Geschäft gehört als das Depeschenschreiben. Die Season ist wieder in vollem Gange, und es ist ein sonderbares Gefühl für mich, diese gänzliche Einsamkeit in all dem Gewühl, ich kann es nur als eine Wohlthat empfinden. Ach, der erste Schmerz ist, wenn auch der erschütterndste, doch nicht der tiefste bei solchem Verlust. Das hast auch Du gewiß empfunden — je mehr das Leben seinen gewöhnlichen Gang fortgeht, Alles so in das alte Geleise wieder zurücktritt, je fühlbarer wird die innere Oede. Ach, ich kann ja nur von der inneren Oede reden; so entsetzlich auch die sein muß, die Euch umgiebt in den Räumen, in denen Ihr sie bis zuletzt sahet, so sprechen doch eben diese Räume, in denen sie von Euch schied, Euch alle noch von ihr. Ganz entbehre ich zwar diese wehmüthige Freude nicht, denn, Gott Lob, auch hier umgeben mich überall theure und liebe Erinnerungen an die geliebte Mutter, aber sie mit Euch zu theilen entbehre ich, und mit jedem Tage fühle ich mehr und mehr das Schmerzliche dieser Entbehrung. Jetzt erst fühle ich ganz das Traurige des Lebens in der Fremde. Sowie im Schmerz gleich gesinnte Gemüther sich nur noch inniger vereinigen und näher kommen, so schwer ist es, daß man von Fremden in solcher Stimmung verstanden wird."

Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele:

„Tegel, den 13. Juli 1829.

Ich bin seit heute Nachmittag, geliebte Gabriele, ganz allein mit dem kleinen Wilhelm hier und bleibe auch so bis übermorgen Mittag. Adelheid, Caroline und Mathilde sind nach Potsdam, um das Karoussel

zu sehen, von dem sie Dir wohl schon geschrieben haben. Anfangs wollte Keine hingehen, nachher überredete August zuerst Adelchen, darauf hatten Mathilde und Caroline auch Lust, unter den Zuschauern dabei zu sein, und ich redete ihnen zu. Man hat seit 1750 solch Schauspiel hier nicht mehr gesehen, und es dürfte wohl auch so bald nicht wiederkommen. Morgen ist der große Tag, ich sollte eigentlich heute sagen, wie ich auch datirt habe, da es über Mitternacht ist. Es war ein göttlicher Abend heute, ich war bis gegen zehn draußen. Ueber dem See stand eine dicke Gewitterwolke, ganz schwarz und dunkel, in der es von Zeit zu Zeit blitzte. Der übrige Himmel war nur zerstreut bewölkt, und der Mond bald bedeckt, bald trat er schön und klar hervor. Meine Blicke ruhten auf Tegel. Das stille Dorf lag im Halbdunkel in der Nähe der Gewitterwolke und wurde auf Augenblicke durch die Blitze erleuchtet. Es wird mir ein unendlicher Trost sein, wenn die liebe Mutter erst hier bei uns ruhen wird. Jetzt kann man bei Mondschein gar nicht hingehen, und auch bei Tage wird man so mitten im Dorfe immer von Jedermann gesehen. Für Deinen theuren Brief vom 22. sage ich Dir, beste Tochter, meinen innigsten Dank. Er hat mich unendlich erfreut. Die Nachrichten Deines Wohlseins geben mir eine sehr süße Beruhigung. Bitte ja den lieben Bülow, den ich herzlich umarme, mir Deine Niederkunft gleich geradezu nach Gastein zu schreiben, damit die Nachricht nicht erst den Umweg über Berlin macht. Ich hoffe gewiß, es soll Alles recht glücklich gehen, und auch Dein und unser aller Wunsch, daß Dich der Himmel mit einem Sohne erfreuen möge, soll in Erfüllung gehen. Es ist sehr lieb von Bülow und von Dir, daß Ihr gewünscht hättet, mich nach der Gasteiner Kur in London zu sehen. Der Himmel weiß, welche Freude es mir machen würde, Dich an mein Herz zu drücken. Aber es wäre mir jetzt unmöglich, in eine so große Stadt zu kommen. Ich könnte es gar nicht, ohne einige der Leute zu sehen, die ich sonst viel gekannt habe, und jeder Gedanke an Gesellschaft ist mir in diesem Augenblicke schrecklich. Vielleicht seid Ihr einmal in Broadstairs wieder oder in einem anderen Seehafen, und dann könnte ich hinkommen, ohne weiter nach London zu gehen. Bei Dir und Bülow und in Deinem Hause wäre ich von Herzen gern. Die lieben Kinder zu sehen, würde mich auch sehr glücklich machen. Aber ich fühle, daß ich hier werde sehr unbeweglich werden. Es ist

nicht mit Worten zu schildern, wie das, was nun nie wieder seine Stelle verändern kann, an einen Ort fesselt.

Dein Geburtstagsgeschenk ist jetzt fertig und auch für die Fassung so gerathen, daß ich denke, daß es Dir Freude machen soll. Dann sind es die Haare der lieben, theuren Mutter. Heute sind die ersten Steine zum Grabmal der lieben Mutter zu Wasser angekommen. Ich hoffe immer noch, daß es Anfang November fertig werden soll. — Lebe wohl, innig geliebtes Kind. Umarme die lieben Kleinen. Bülow schreibe ich selbst. Grüßen kann ich nur von Wilhelmchen. Ewig

Dein treuer Vater H."

„Gastein, den 27. August 1829.

Ich beantworte, theuerste Tochter, Deinen lieben Brief, der nun gerade vier Wochen alt ist, in der Stube, welche die liebe, gute Mutter zwei Jahre hintereinander auch hier bewohnte. Außer Tegel wüßte ich, da die Berliner Stuben durch Rusts Möblirungswuth ganz gestört sind, keinen Ort, der so viele und lebhafte Erinnerungen für mich an sie enthielte. Auch in Deinem Hause in London muß es Dir so sein. Aber hier ist es, als wüchse die Stärke der Erinnerung mit der Einsamkeit, in der ich hier mit ihr lebte und jetzt wieder lebe. Es ergreift mich bisweilen so, daß ich es nicht sagen kann. Aber es ist mir immer unendlich süß, und wenn man sich auch gestehen muß, daß es schmerzlich ist, so möchte man dies Schmerzliche nicht mehr missen, sondern sich immer fester daran anschließen. Ueberhaupt werden wenig Ausdrücke so mißbraucht wie die der Freude und des Glücks. Wenn die Menschen nicht in einer Art von Selbsttäuschung ihre Freuden mehr nach allgemein angenommenen Begriffen als nach ihren Gefühlen wählten, so würden sie Vieles nicht suchen und Vieles nicht fliehen.

Ich bin seit dem 16. hier und werde wohl den 7. wieder abreisen. Ich befinde mich sehr wohl; da ich es schon die letzten Wochen vor meiner Abreise von Tegel that, so kann ich es nicht beurtheilen, ob ich es den Bädern verdanke, oder nicht. Aber wenigstens macht mir das Bad jeden Tag eine überaus angenehme Empfindung. Täglich gehe ich zweimal spazieren, zusammen meistentheils drei Stunden, oft mehr, aber immer dieselben Wege. Ich hänge so ungestörter meinen Ideen nach, und jeder Baum, jeder Berg wird Einem lieber, den man täglich wiedersieht. Ich habe immer das Alte mehr als das Neue, die Erinnerung

an Vergangenes mehr als die Beschäftigung mit der Zukunft geliebt, und jetzt ist das zehnfach stärker in mir. Wenn ich nicht draußen bin, beschäftige ich mich. Ich habe mir eine der Zeit angemessene Arbeit mitgebracht und einige Bücher, die ich gern oft lese. Mehrere Tage hier ist es nicht möglich, einen Fuß ins Freie zu setzen. Die Wolken lagern sich auf den Bergen, setzen sich ins Thal herab, und es regnet vom Morgen bis zum Abend. Leute könnte ich hier täglich sehen, wenn ich wollte. Der Kriegsminister wohnt auf der einen Seite, der Geheime Rath Graefe auf der anderen, Thür an Thür mit mir, Rühle mit seiner Frau und der Tochter unten. Sie sehen sich viel untereinander, essen wenigstens zusammen. Ich thue, was so eben höflich ist. Doch habe ich Rühles recht gern. — Mit der innigsten Sehnsucht sehe ich nun, theure Gabriele, jeden Posttag den Nachrichten von Dir entgegen. Ich hege die besten Hoffnungen, der gütige Himmel wird sie erfüllen. Ich bin überzeugt, daß Bülow mir gleich schreiben wird, wenn das liebe Kind geboren ist. — Ich würde es für sehr gut halten, wenn Du, liebe Gabriele, noch in diesem Herbste einige Wochen auf dem Lande sein könntest. Obgleich Ihr der Lage Eueres Hauses nach nicht die rechten Unbequemlichkeiten der Stadt fühlt, so ist der Genuß der ganz freien Luft und Natur doch noch etwas Anderes. Was Du von Deinem und des lieben Bülow Wunsch sagst, mich bei Euch zu sehen, ist sehr lieb und gut, und ich danke Dir innigst dafür. Aber je näher ich mir den Gedanken einer Reise nach England rücke, desto mehr kommen mir auch Bedenken dagegen. Ich kann es, ohne unhöflich zu sein, oder, was mir noch widriger ist, ohne affektirt zu erscheinen, gar nicht vermeiden, auch in London zu sein und Menschen zu sehen, und wie sehr mir das jetzt widerstrebt, kann ich Dir nicht sagen. So würde ich gern wieder die Kunstschätze in München sehen, sie gewähren mir immer einen großen Genuß, aber ich kann meine Scheu, da ich viele Leute dort kenne, nicht überwinden und werde nicht hingehen. Dann, süßes Kind, sähen doch auch ich und Caroline Dich bloß, denn die würde ich auf jeden Fall mitbringen. Aber die Anderen, Adelheid und Mathilde, sähen Dich auch so gern. Viel, viel besser wäre es, Du kämest mit Bülow und den Kindern nach Tegel. Die Seekrankheit mußt Du auch für die Kinder nicht fürchten. Sie bekommen sie nicht immer, verlieren sie auch nach einem Tage, und dies Uebel hat nie Folgen, wenn man wieder das

Land erreicht hat. Ueber Hamburg aber ist die Reise so leicht, so gar nicht kostbar. Ich schicke Euch meinen großen Wagen, in dem wir nach Paris fuhren, und der ganz neu und nun sehr dauerhaft hergestellt ist, bis Hamburg entgegen, und er bringt Euch wieder her. Bedenkt Ihr, was Euch ein Landaufenthalt in England kostet, so ist die Reise noch eine Ersparung. Ueberwinde nur einmal die Furcht vor dem Meere. Bülowm aber, das sage ihm von mir sehr ernstlich, wäre es für seine Stellung und seine Geschäfte gut, ja, ich behaupte nothwendig, bald wieder und etwa alle zwei Jahre sechs bis acht Wochen in Berlin zu sein. Verzeih, daß ich darüber so weitläufig bin. Aber es wäre ein so schöner Plan, und die Kleinen würden sich freuen, die nun schon mehr als halb erloschenen Erinnerungen zu erneuern. Stuben stehen immer leer und bereit für Dich. Wir wären dann auch einmal Alle um das Grab der lieben Mutter versammelt, die dann gewiß bei uns ruhen wird. Sie werden Dir von Tegel aus geschrieben haben, daß schon an der Stelle gearbeitet wird. —

Das Testament der Mutter wird Euch nun zugekommen sein. Daß Ihr ihre große und innige Liebe darin immer erkennen würdet, war ich im voraus überzeugt. Aber mit der größten Liebe trifft man nicht immer, was gerade die Kinder wünschen. Es ist mir daher ungemein lieb gewesen, zu sehen, daß Du und Bülow wirklich eine Erbschaft in baarem Gelde einem Gute vorzieht. Es paßt allerdings für Eure Lage besser, und es ist noch die Frage, ob Ihr nicht gegen die Erben der Güter Vortheil habt, wenigstens hängt das sehr vom Zufall ab. Ich weiß, daß Ihr Beide nicht so rechnet und nicht darauf sehet; ich sage es aber nur, weil wirklich die liebe Mutter nur die strengste Gleichheit suchte. Dies Testament war ein paar Monate lang eine Lieblingsbeschäftigung der guten Mutter. Einiges, was darin steht, fiel ihr des Nachts ein, so angelegen dachte sie daran. Aus diesem Grunde suchte ich ihr gar nicht drein zu reden, sondern nur buchstäblich, was sie wollte, in eine verständliche und Dunkelheit vermeidende Form zu bringen. Ein weibliches Gemüth ist so zart, und der Mutter ihres war es besonders. Durch eine Einwendung, die man ihr machte, störte man leicht die ganze innere Freiheit ihres Gemüths über den Gegenstand. Sie nahm, was man ihr einwandte, gern und willig und dankbar an, aber die eigene innere Bewegung und Hervorbringung war nun in ihr

gestört, und das Geheimniß des höheren ehelichen Glücks, so wie es die Mutter und ich von unserer Hochzeit bis zu ihrem Sterbetage gefühlt haben, beruht doch darauf, daß man es versteht, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemüths zu erhalten und zu beleben, und sich gerade dadurch immer enger aneinander anschließt. Ein Geschäftsmann möchte Vieles in der Fassung dieses Testaments nicht billigen. Um es richtig zu beurtheilen, muß man wissen, wie es entstand. Es athmete nur Liebe, immer für Alle und auch für alle Fälle zu sorgen, wodurch es aber lang und verwickelt wurde. . . .

Nun lebe wohl! Umarme Alle, ach, hoffentlich, wenn dieser Brief ankommt, alle vier lieben Kinder. Mit der innigsten Liebe

Dein treuer Vater H.

Ich öffne diesen Brief wieder, weil ich soeben, wenige Minuten vor Abgang der Post, des lieben Bülow Brief vom 17. bekommen. Wie soll ich Dir meine Freude ausdrücken, geliebte Gabriele! Gott hat also Alles glücklich gefügt! Wie dankbar segne ich diesen selbst über die Erwartung erfreulichen Erfolg. Der Münster danke unendlich auch in meinem Namen. Ich bin ihr immer, schon als ich allein in England war, gut gewesen. Wie wirst Du süßes Kind in jenen Tagen und jetzt, so oft Du das liebe, neue Kind ansiehst, an die Mutter denken! Die Kleine ist nun das erste Wesen in unserem Kreise, das nur von ihr erzählen hört! Umarme Bülow herzlich von mir und danke ihm für die Benachrichtigung. Die Pathenstelle nehme ich mit inniger Freude und Dankbarkeit an. Möchte ich nur nicht fern von Euch sein müssen!

Ewig Dein H."

„Tegel, den 13. Oktober 1829.

Ich muß Dich sehr um Verzeihung bitten, theure Gabriele, daß ich Deine beiden lieben Briefe vom 8. und 24. v. Mts. heute zugleich beantworte. Es fand sich seit meiner Rückkunft von Gastein immer so viel zu schreiben und abzumachen, daß ich nicht dazu kam. — Zuerst muß ich Dir sagen, wie unendlich glücklich es mich gemacht hat, daß Du und der liebe Bülow darauf eingeht, vielleicht schon im nächsten Sommer nach Tegel zu kommen, und daß Ihr uns einige Hoffnung dazu gebt. Wir sehen uns hier viel stiller und schöner als in England, es ist uns Allen hier heimlicher. Ach, und dann wirst Du auch selbst finden, daß Tegel eine ganz andere Bedeutung für unser Aller Gefühl gewonnen hat, seit-

dem Eure liebe, gute Mutter hier ruht. Bei Euch muß das natürlich anders sein, da Ihr noch erst ins Leben hineingeht, aber ich habe jetzt ganz die Empfindung, an diesen Ort unauflöslich gefesselt zu sein Mir ist unter allen Umständen, wenn auch in tiefer Wehmuth, immer wohl hier, es ist hier allein einige Erfüllung der sonst überall unbefriedigt bleibenden Sehnsucht. Es ist jetzt gewiß, daß das Grabmal in diesem Jahre fertig wird, ja, daß wir noch vor Mitte November werden die theuren Ueberreste herbringen können. Der Bau, den ich täglich besuche, geht nun sehr vorwärts, und die steinerne Bank wird wohl noch in dieser Woche ganz fertig werden. Vorigen Freitag, wo hier ein himmlisches Wetter war, ging ich, wie ich fast täglich thue, am Abend an der Wiese spazieren, wo man so frei über das Fließ hin nach dem Dorfe sieht. Es war bei durchaus klarem Himmel voller und schöner Mondschein. Es trieb mich, nach dem neuen Grabmal zu gehen, zu sehen, wie da um diese Stunde der Mond das Grab bescheinen würde. Ich saß eine Zeit lang auf der neuen Bank und kann Dir nicht sagen, wie schön es war. Die Tannen herum und das Haus, das man gegenüber durch die Bäume sieht, machen sich schon jetzt sehr gut, und es wird noch viel schöner werden, wenn die Pflanzung erst vollständig sein wird. Ich glaube Dir schon gesagt zu haben, daß Thorwaldsens Statue, die Hoffnung, schon seit einigen Monaten von Rom abgegangen ist. Sie soll nach Bunsens Brief sehr schön sein. —

Eure Taufe, die in allen Zeitungen prangt, muß ja unendlich prächtig gewesen sein.*) Die Namen der lieben Kleinen finde ich auch sehr hübsch. Ich liebe Therese. Sage mir doch, ob Du die Abkürzung in Röschen machen oder den Namen immer ganz lassen wirst. Daß Ihr Esterhazy gewählt habt, meine Stelle zu vertreten, ist mir sehr lieb gewesen. Ich hätte Niemanden in London so gern dazu gehabt. Ich bin ihm wirklich sehr gut. Viel dazu thut, daß er sich von Anfang an so eng an mich angeschlossen hat. Dann aber schätze ich neben vielem Anderen an ihm, daß er eine große Natürlichkeit behalten hat und nie anders erscheinen will, als er wirklich ist. Daß es, theuerste Tochter, mit Deiner Gesundheit so gut geht, ist ein Glück, für das ich dem Himmel täglich danke. Möge

*) Die Herzoginnen von Clarence und Cumberland, nachmalige Königinnen von England und von Hannover, waren Pathen.

er nur geben, daß es so bleibt. Du wirst doch nicht zu lange stillen? Das ist nicht gut. Selbst Deiner guten, seligen Mutter, die eine so starke Natur hatte, hat es doch ein paar Mal gar nicht gut gethan. — Umarme die lieben Kleinen und lebe herzlich wohl!

Mit inniger Liebe

Dein treuer Vater H."

„Tegel, den 26. Dezember 1829.

Wir leben mitten in Schnee und Eis, liebe Gabriele. Das Grab der lieben Mutter, zu dem ich alle Tage gehe, ist so verschneit, daß man den Hügel gar nicht sieht. Ich erlaube aber nicht, daß man daran rührt. Es liegt etwas wehmüthig Süßes in dieser Mischung mit der großen Natur, wenn einmal der Hauch des Lebens dahin ist. Ich befinde mich, trotz der strengen Jahreszeit, bis jetzt recht wohl und finde mich sehr glücklich bei dem fortgesetzten Aufenthalt in Tegel. Meine große Stube ist, da ich Alles um mich habe, sehr bequem und mir auch in hohem Grade heimlich. Dazu kommt noch der beständige Blick ins Freie, der doch auch im Winter schön ist, da die Sonne und die Sterne so wundervoll glänzen. Siehst Du wohl jetzt die Pracht der Venus am Himmel? Sie steht im höchsten Glanze, den sie haben kann. Wie würde sich die gute Mutter daran freuen! So etwas fällt Einem in jedem Augenblick ein, und dann ist nirgends eine Antwort. Du sagst sehr richtig, und es hat mich tief gerührt: wird man sich nur je an dies ewige Schweigen gewöhnen können? Die Schwestern haben Dir wohl schon, liebes Kind, von Wachs schöner Zeichnung geschrieben. Sie ist wundervoll und unendlich rührend durch die große sprechende Aehnlichkeit. Vor Allem gelungen sind die Stirn, die Augen, besonders das rechte, und der ganze untere Theil um den Mund und das Kinn herum. Wenn die Aehnlichkeit in einem Theil weniger groß ist, so ist es in der Nase. Allein man kann kaum etwas auszusetzen finden. Selbst wenn man den ganzen Kopf verdeckt, erkennt man noch die Mutter an dem Theil des Körpers, den man sieht, und dem Wurf des Tuches so über eine Schulter, daß es bloß drei lange Falten macht. Außer der sprechenden Aehnlichkeit der Züge ist nun der seelenvolle Ausdruck so tief und wahr aufgefaßt. Wirklich konnte nur Wach eine so gelungene Zeichnung der seligen Mutter machen. Es zeichnen erstlich sehr Wenige in der Vollkommenheit, und dann liebte er die Mutter sehr und hatte das

wahre Gemüth zu ihr, und sie war ihm auch sehr gut. Es ist unglaublich, wie er ihr Bild muß in der Seele getragen haben, denn aus sich hat er Alles machen müssen. Er hat zwar alle Bilder von ihr um sich gehabt. Sie konnten ihm aber alle nichts geben. Ich bin überzeugt, daß die Zeichnung minder gut geworden wäre, wenn die Mutter noch selbst dazu gesessen hätte. Der momentane Eindruck hätte dann Einfluß darauf gehabt. So ist sie frei von allem Momentanen und hat doch die ganze schöne Individualität. Auch in Hinsicht des Alters ist der Kopf so schön gehalten. Es ist gerade die Mitte des Lebens genommen, ohne die Frischheit der Jugend, aber auch ohne Spuren des Alters. Ich denke nun darauf, da die Zeichnung so vortrefflich gelungen ist, sie zu vervielfältigen. Für den Augenblick lasse ich sie bei Wach kopiren, bloß um doch etwas zu haben, wenn das Original zum Lithographiren gezeichnet werden muß. Denn zu einem lithographischen Abdruck habe ich mich zuerst entschlossen. Man muß nun sehen, wie der gelingt. Nachher aber habe ich Lust, die Zeichnung, und vielleicht in London, in Kupfer stechen zu lassen. Das Gesicht der lieben Mutter war so unendlich schön, so seelenvoll und hatte etwas so tief Menschliches und dann wieder so nur ihr Angehörendes, daß es unendlich schade wäre, wenn das Andenken dieser Züge mit uns Lebenden einmal hinstürbe. Wenn man auch gar nichts mehr von der weiß, welcher diese Züge angehörten, werden sie selbst, in einem treuen und schönen Kupferstich, auf Jeden, der sie sieht, wohlthätig wirken. Wer Sinn und Gefühl hat, wird ihr Wesen darin lesen. —

Der Weihnachtsabend hat uns recht laut an das vorige Jahr erinnert. Die Mutter war gar nicht gut den Abend, belebte sich aber auf einmal im Gespräch. Ich war diesen Abend bei Hedemanns und Carolinen. Ich habe nicht recht gewußt, was Du gern hättest, geliebte Tochter, und hatte auch keine nahe Gelegenheit zum Schicken. Ich habe also Bülow gebeten, Dir etwas zu kaufen, was er gewiß gethan haben wird. Sei nicht böse, liebe Gabriele, daß ich es nicht anders habe machen können. Daß es mit allen Kindern so wohl geht, freut mich unendlich. Umarme die Lieben alle tausendmal von mir. Du hast dies Jahr viel Sorge um sie gehabt. Möge das nun beginnende — ach, das erste, was ohne die liebe Mutter anfängt, wie nun alle noch übrigen anfangen werden — Dich recht frei von jeder Besorgniß und recht heiter und

glücklich treffen. Auch Dir selbst, theures Kind, und Bülow wünsche ich das Schönste und Beste. Ich freue mich sehr auf Euer Kommen. Ich wünschte aber zu wissen, welchen Monat Ihr dazu bestimmt. Ich muß nach Ottmachau und vermuthlich auch nach Gastein gehen. In Beidem richtete ich mich danach. Das Eine kann ich sehr früh, das Andere sehr spät thun. Gern aber wüßte ich Euren Plan, liebe Kinder, so um die Mitte Februars. Wäret Ihr, was der Himmel nicht wolle, auch noch ungewiß über das Kommen selbst, könntet Ihr doch wohl den Zeitpunkt bestimmen. Grüße den lieben Bülow herzlich und lebe innigst wohl. Mit der herzlichsten Liebe.

Dein treuer Vater H."

Der Winter 1829 zu 1830 verstrich für Gabriele und ihre vier kleinen Mädchen ruhig und gut. Die Season fing früher als gewöhnlich an und versprach sehr bewegt zu werden. Die Zuneigung, welche die Herzoginnen von Clarence und Cumberland für Gabriele gefaßt hatten und die sie ebenso herzlich erwiderte, verursachte einen regen Verkehr. Fast täglich fliegen Briefe und Billets hin und her mit Einladungen oder Mittheilungen. Beide Fürstinnen wetteifern darin, Frau v. Bülow ihre Theaterlogen anzubieten, und in Allem spricht sich der Wunsch aus, ihr Freude zu bereiten. So graziös und natürlich, wie die liebenswürdige Schwester der Königin Luise selbst war, sind auch ihre Worte, wenn sie z. B. schreibt:

„St. James's Palace, Dienstag Morgen.

Liebe Frau v. Bülow!

Da ich die Pünktlichkeit Ihres Mannes kenne, zweifle ich nicht, daß er mich bei Ihnen wegen der Nichtbeantwortung Ihres gütigen Billetts von gestern entschuldigt hat, welches durch mein langes Ausbleiben verursacht wurde. Ich habe unendlich bedauert, Sie nicht zu sehen, und beklagte die Veranlassung herzlich. Ich mache mir meine verspätete Antwort zu Nutze, um mich heute schriftlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und hoffe zu erfahren, daß es Ihnen schon etwas besser geht. —

Rothschild würde sich freuen, wenn er wüßte, daß ich zur Strafe, ihm beide Bülows entwendet zu haben, die eine Hälfte verlieren mußte — hätte nicht der Prinz von Oranien hier gespeist, so würde ich meine Prärogative aufgegeben und Sie unfehlbar gebeten haben, uns einen anderen Tag zu schenken.

Meine Fahrt nach Kew hat mich übermüdet und ist mir daher nicht so gut bekommen, als wenn ich mit meinen Kräften besser gewirthschaftet hätte. Desto bessere Nachrichten hoffe ich von Ihren armen schönen Füßchen morgen zu hören, wo ich hoffe, Sie in Kensington zu sehen und Ihnen aufs Neue meine Ergebenheit zu versichern.

Unterdessen wünsche ich Ihnen eine herzlich gute Nacht!

Friederike."

Herzogin von Cumberland an Bülow:

„Kew.

Empfangen Sie, lieber Herr v. Bülow, meinen verbindlichsten Dank für die mir gestern übersandte Einlage. . . .

Obgleich ich Ihnen das letzte Mal, als ich Sie hier zu sehen das Vergnügen hatte, den Auftrag von meinem Bruder, dem Großherzog, mündlich ausgerichtet habe, so will ich, um es recht gewissenhaft zu thun, hier seine Worte noch abschreiben:

Grüße Bülow ja recht sehr von mir und sage ihm, wie sehr ich ihn in jeder Hinsicht zu schätzen weiß und nie sein vortreffliches Betragen vergessen werde! —

Ihre Frau, die ich recht herzlich grüße, erlaubt mir wohl, den Auftrag meines Bruders an sie mit hier anzuschließen. Infolge des oben Erwähnten fährt mein Bruder fort:

Ihr sage, daß ich in Tegel ihrer lebhaft gedacht und mit ebenso großer Wehmuth als Bewunderung dem herrlichen Monument ihrer Mutter mich nahte. Ihren Vater fand ich in seiner Einsamkeit dort sehr wohl und in schöner Stimmung, ganz, wie ich ihn mir dachte! —

Ich bin überzeugt, daß diese Worte ihr eine wehmütige Freude geben werden, deshalb wollte ich nicht unterlassen, sie ganz so wiederzugeben, wie sie ihr bestimmt waren. Indem ich Sie Beide meiner aufrichtigen Hochachtung versichere, verbleibe ich

Ihre ganz ergebene

Friederike."

Ein Band, das Gabriele noch besonders mit der Herzogin von Clarence verknüpfte, war der innige Antheil, den diese so kinderliebe und dabei kinderlose Frau*) an Gabrieles kleinen Mädchen und deren

*) Ihr einziges Kind, eine Tochter, war in zartem Kindesalter gestorben.

Entwickelung nahm. Sie dehnte dieses Interesse sogar bis auf die Theaterstücke aus, die sie für die Kleinen passend und vergnüglich fand, und stellte auch ihnen häufig ihre Logen zur Verfügung.

So schreibt sie unter Anderem:

„Bushy, den 25. Januar 1830.

Es freut mich sehr, meine liebe Frau v. Bülow, daß Sie und Ihre Kinder sich mit dem „Paul Peg" amüsirt haben. Ich sende Ihnen die Karte für nächsten Donnerstag, wo eine neue Oper gegeben wird. Es freut mich sehr, daß es mir vergönnt ist, Ihnen, Ihrem Herrn Gemahl und Ihren lieben Kindern zuweilen einige vergnügte Stunden im Theater verschaffen zu können. Es ist mir mehr werth, als genösse ich selbst diese Vergnügen, und ich hoffe, Sie erlauben mir auch ferner von Zeit zu Zeit, wie bisher meine Karte zum Einlaß zu schicken, der ich jedes Mal recht herzliche Grüße an Sie mit auf den Weg gebe. Sie verstehen hoffentlich den stillen Gruß jedes Mal. —

Recht gern möchte ich den Kinderball mit Ihnen besuchen. Wäre ich schon in der Stadt, so würde ich gewiß darum gebeten haben. Fröhliche Kinder sehe ich so gern, ihre unschuldigen Freuden sind so rein und ganz natürlich, daß man sich daran laben und ein Muster nehmen kann, das leider in der Welt nur so wenig befolgt wird. Selbst die heilige Schrift gebietet uns ja, den Kindern gleich zu werden: „Wer nicht wird wie ein Kind, kann das Reich Gottes nicht ererben." Diese bedeutenden Worte enthalten so viel und werden so wenig beachtet. — Wie selten trifft man doch wahrhaft kindliche Menschen in der großen Welt, man muß sie wahrlich mit einer Diogeneslaterne suchen, und dennoch werden sie schwer zu finden sein. —

Der Herzog und ich bitten, Herrn v. Bülow recht schön von uns zu grüßen, und ich umarme Sie und Ihre lieben Kinder, besonders mein lieb klein Pathchen, und bin mit aufrichtiger Ergebenheit die Ihrige.

Adelheid."

Im Februar 1830 schreibt Gabriele ihrer Schwester:

„Wir leben jetzt hier leider schon in Saus und Braus, vorgestern Soiree bei der Ducheß of Conizzaro, gestern Diner bei uns und Soiree bei Esterhazys, morgen desgleichen bei Lievens, vorher Kinderball bei Münsters. Und einmal muß ich doch auch der Einladung der alten Lady Salisbury folgen, und das Alles ist nur ein Vorschmack der

Season, es heißt, wir würden acht Drawingrooms und vier Hofbälle haben, das ist wirklich ruinös. Auf die meisten muß ich doch und kann doch nicht immer aussehen, als hätte ich im Keller gesessen. Mein Pariser silberner Anzug ist zum Glück noch ganz neu und trotz des Londoner Kohlenstaubes ganz vortrefflich erhalten und wirklich außerordentlich schön. Mein Berliner Goldkleid ist aber ganz unbrauchbar. Die rothe Sammetrobe wird dagegen noch sehr gute Dienste leisten. Du glaubst nicht, wie unangenehm und langweilig mir alle diese Toiletteangelegenheiten sind. Den Verkehr mit X.s habe ich übrigens einschlafen lassen. Des lieben Vaters Wort: „Lieber gleich zu Anfang grob, denn einmal wird man's doch", ist ein sehr beherzigenswerthes in dergleichen Fällen. Die guten X.s haben die Diner- und Soiree-Wuth und reißen Einen zu allen Jahreszeiten aus der schönen abendlichen Ruhe. Wozu? Um sich um den Ecarté-Tisch zu versammeln, was für mich schrecklich langweilig ist, da ich ja keine Karte kenne. Um sich solcher Seccatura preiszugeben, dazu ist das Leben zu kurz, und so beschränkt sich denn unser Umgang auf eine Visite des Jahres, die sie mir macht, wenn sie vom Lande wiederkommt, und die ich erwidere, die folgenden aber nicht. Begegnen wir uns irgendwo, so sind wir sehr freundlich zusammen.

Bülow war zwei Tage in Claremont beim Prinzen Leopold. Er hat die Zeit her mehr als je zu thun gehabt, fast täglich Konferenzen, die gleich so von zwei bis neun oder zehn Uhr dauern. Neulich habe ich wirklich bis halb zehn mit dem Diner auf ihn gewartet. Es scheint aber wenigstens, daß die Anstrengungen nicht umsonst sind und der Frieden erhalten bleibt. . . .

Ich würde Bülow doch nie einen anderen Gesandtenposten als den hiesigen wünschen, gerade in Rücksicht auf mich selbst, da dies doch der einzige ist, wo man eigentlich Monate lang sich selbst leben kann und am unbemerktesten durch den Gesellschaftsstrudel der Season mit hindurchkommt, und das ist Alles, was ich wünsche, weil ich weiß, daß ich höheren gesellschaftlichen Anforderungen, wo die Konversation sich nicht bloß auf „how do you do?" beschränkt, gar nicht genügen könnte. Die langen Diners sind in dieser Hinsicht schon schwer für mich, man soll sprechen (denn mit dem Zuhören allein, was ich sonst so liebe, geht es doch nicht immer), und da die Muse der Beredsamkeit gar nicht

an meiner Wiege gestanden hat, so ist das eine schlimme Geschichte. In jedem anderen Ort wäre das noch schlimmer, und dann die Gêne eines Hofes wie z. B. in Paris, wo an jedem Sonntag Cour ist! Nein, nein, ich lobe mir mein London für ein Gesandtenweib, und da auch Bülow hier so zufrieden ist, wünsche ich nichts mehr als die Fortdauer seiner hiesigen Stellung, solange für eine in der Heimath keine Aussicht ist. Sehr dankbar erkenne ich auch den Vorzug meiner Lage an, so wenig mit den Leuten zu thun zu haben. Willst Du Dich einmal von häuslichen Geschäften u. s. w. ausruhen, so komme zu mir, Geliebte. Eine größere Ruhe ist dafür nicht möglich als die meinige. Schon das heilige Schweigen ist so schön, das zwischen mir und der englischen Dienerschaft, die Nurses ausgenommen, herrscht. Die Housekeeper nur ist mein Sprechorgan. Manchmal wird man dadurch auch auf das Angenehmste überrascht; so begegnete ich neulich oben dem Küchenmädchen, die zwar schon seit einem Jahre oder länger hier ist, die mein Auge aber noch nicht erblickt hatte, und die so wunderhübsch ist, daß ich nur gewünscht hätte, sie wäre nicht so erschrocken vor mir gewesen, damit ich sie länger hätte ansehen können, aber sie floh wie ein Reh, da sie in den oberen Regionen sich eigentlich gar nicht sehen lassen darf. Ich wollte, sie könnte mir aus ihrer Unterwelt herauf etwas von ihrem schönen Teint abgeben.

Unter den „Furien" habe ich aufgeräumt und die alte Anne fortgeschickt, weil sie selbst gestand, daß sie der Arbeit nicht mehr vorstehen könnte. An ihre Stelle ist eine Art Koloß gekommen, die erst vollends eine Furie mit Reinmachen ist: Sera, wie ein italienischer Abend klingt auf Englisch ihr Name, würdest Du darin eine Sarah erkennen? Uebrigens bedürfen die Nurses mehr Bedienung als das Gesandtenweib, die darin unverändert wie die verehelichte Frau Geheimräthin geblieben ist, daß sie sich am liebsten selbst bedient. Ich wollte, Du hättest mich letzten Sonntag im Versteck Strümpfe stopfen sehen. Die Hausmädchen sind mir damit nicht genau genug, so daß ich selbst Hand ans Werk legte, aber mit klopfendem Herzen, dabei entdeckt zu werden, denn die Leute hätten allen Respekt verloren und mich obendrein für eine Heidin genommen, da ich am Sonntag arbeitete, etwas hier ganz Verbotenes. Es giebt den Leuten ein solches Aergerniß, daß man es wirklich vermeiden muß.

Da ich nun einmal bei der Dienerschaft bin, und Dich Alles in meinem Hause interessirt, muß ich Dir doch auch von unserm musikalischen Koch erzählen, der so elegant aussieht, daß man ihn nie dafür halten würde. Ich behaupte, er ist sonst Tanzmeister oder mindestens Tänzer gewesen, denn alle Morgen übergiebt er den Küchenzettel feierlich in der dritten Position mit einer tadellosen Verbeugung. Außerdem daß er die Flöte und Klavier spielt, kocht er ausgezeichnet, d. h. wenn er sich die Mühe giebt, selbst zu kochen, aber er ist ein Dandy statt ein Koch, und man kann keinen Fuß aus dem Hause setzen, ohne ihm zu Fuß, zu Pferde oder im Kabriolet zu begegnen, immer auf das Fashionabelste angethan. Fürs Erste müssen wir ihn aber behalten.*)

Mündlich wollen wir uns schon über so manches Englische verständigen, Geliebte, ich liebe es im Ganzen doch. . . ."

Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele:

„Tegel, den 30. März 1830.

Ich komme eben in schönem Frühlingswetter vom Grabe der geliebten Mutter, theure Gabriele. Alle diese Tage sind so voll wehmüthiger Erinnerungen. Deine Schwestern und August waren am 26. hier, wir sind mit der Gartenanlage um das Monument beschäftigt. Ich hoffe, Du wirst damit zufrieden sein. Das Grab hat einen wehmüthigen, aber doch dabei lichten, klaren, freundlichen, ja man kann sagen heiteren Charakter, was in den schönen Verhältnissen, den einfachen, aber sehr gewählten Vorzügen, den Farben des Gesteins und der außerordentlichen Politur des Granits, die alles Licht aufnimmt und wieder zurückstrahlt, liegt. Ebenso soll nun die Gartenanlage werden, ein großer, ebener, reich mit Blumen eingefaßter Rasenplatz, der allmählich zum Monument ansteigt, davor nach dem Hause hin. Bloß hinten, damit sich das Denkmal darauf abhebt, dunkle Tannen, sonst auf dem übrigen Platz nur Gruppen von Sträuchern und einzelne Bäume. Die liebe Mutter war selbst immer so klar und freundlich, ihr Tod war so ruhig und besonnen, daß auch ihre Ruhestätte nichts Dunkles und Finsteres haben muß. Zugänge hat der Platz zwei zum Park und drei zur

*) Dieses verkannte Talent schwang sich später zum Opernsänger auf, und Bülows hatten einige Jahre darauf die Ueberraschung, ihn mit vielem Erfolg auftreten zu sehen und von der Bühne her eine besondere Verbeugung zu erhalten, die an Feierlichkeit der ehemaligen bei Ueberreichung des Küchenzettels nicht nachstand.

großen Lindenallee, außer dem alten, im Sommer gewöhnlich sehr sandigen Weg unten am Weinberg. Die lithographische Zeichnung ist nun auch fertig und der Druck angefangen. Ich habe aber noch keinen Abdruck gesehen. Die Zeichnung auf dem Stein war sehr schön. Redern soll Dir gewiß zwei Abdrücke mitbringen. Ich lasse nicht viele abziehen. Es gelingt theils in unseren noch immer sehr mittelmäßigen Drucken schlecht, und dann muß man es auch nur denen geben, die wirklich großen Werth darauf legen, weil sie die liebe Mutter viel kannten.

Ich begreife vollkommen, theure Gabriele, daß Bülow noch nicht bestimmt wissen kann, wann, ja selbst ob er London wird verlassen können, um die Reise hierher zu machen. Doch verlangt mich unendlich, Dich, ihn und die süßen Kinder zu sehen. Ich habe beschlossen, meine Reise im Juni und Juli zu machen, so daß ich den 1. August hier sein dürfte. Nur habe ich noch keine Antwort aus Gastein wegen eines Quartiers und weiß darum noch nicht mit Gewißheit, ob ich es so werde ausführen können. Mein gutes gewöhnliches kann ich auf keinen Fall zu dieser Zeit haben. Da ich aber geschrieben, daß ich mit jedem nur irgend bewohnbaren zufrieden sein würde, so denke ich doch, daß ich eins bekommen soll. Du schreibst mir gar nichts, liebe Gabriele, über mein Anerbieten, Dir meinen Wagen bis Hamburg zu schicken. Sage mir doch, ob Du die Offenbacher Chaise der seligen Mutter oder den großen englischen Wagen vorziehst? Wenn es nur erst gewiß wäre, daß Du kommst! Ich sehne mich unglaublich, Dich wiederzusehen. Dein Geburtstagsgeschenk darf ich Dir wohl hier geben, bestes Kind? Meine herzlichsten Wünsche umgeben Dich. Umarme die lieben Kleinen tausendmal und grüße Graf Dönhoff. Ich bin ihm wirklich sehr gut. Lebe innigst wohl.

Ewig Dein treuer Vater H."

Gabriele an ihre Schwester Adelheid:

„Bushy, den 5. April 1830

Was ich schon voriges Jahr wollte, aber nicht konnte, bringe ich zu meiner großen Freude heute in Ausführung, mir nämlich den hiesigen schon so angenehmen Aufenthalt noch angenehmer zu machen durch das Schreiben an Dich, meine liebe, theure Adelheid. Ich habe damals schon, wie überhaupt immer bei allem besonders Angenehmen und

Interessanten, das ich erlebe, so viel in diesen Räumen Deiner gedacht, daß, mich wieder darin befindend, es mir wie eine Art Wiedersehen mit Dir vorkommt. Ach, noch Einer gedachte ich damals hier so viel, und gedenke ich jetzt nicht weniger. Die mich dabei bewegende tiefe Wehmuth thut mir aber mehr wohl als weh bei der überhaupt in mir herrschenden Stimmung in diesen Tagen, die dem, an dem wir sie verloren, so nahe sind. Morgen ist's ein Jahr, daß ich ihren Tod erfuhr! Ach, wie ich voriges Jahr ungefähr einen Monat früher hier war, hoffte ich so viel für ihre Wiederherstellung, an der ich ja überhaupt nie so ganz zweifelte — nun umgiebt mich Alles ebenso wie damals, aber die Hoffnung ist zu Grabe getragen! —

. . . Ich hätte Dir gewiß bereits schon mehr geschrieben, aber ich kann oft die Augen nicht weg wenden von der freundlichen Aussicht aus meinem Fenster auf die weite herrlich grüne Fläche, von dem frischen, zarten Frühlingsgrün der sie einfassenden Bäume, einer nicht fern so still und friedlich daliegenden kleinen Meierei, dem unbewölkten Himmel. Auch das Gezwitscher der Vögel dringt mir so angenehm ins Ohr, kurz, ich möchte träumen, ich meine, so hinsinnen, und doch möchte ich Dir schreiben, Geliebte. Mit Beidem wird es wohl bald sein Ende haben, denn ich sehe, es ist bald zwölf, wo mich die Herzogin zum Spazierengehen wird rufen lassen, und sie ist sehr pünktlich. Der Herzog ist es schwerlich weniger als unser König, es geht hier im Hause Alles auf die Minute, und heute Morgen, wo ich Bülows zurückgehender Uhr wegen etwas zu kurz mit der Zeit war, habe ich mich sputen müssen, um, wie's auch glücklich gelungen ist, vor halb zehn im Frühstückszimmer zu sein, wo Alle zusammen frühstücken."

Später:

„Du siehst, Geliebte, daß ich vorgestern wirklich bald unterbrochen wurde. Nach dem fand ich auch keinen Augenblick wieder zum Schreiben. Wir machten von zwölf bis zwei Uhr, der Herzog, die Herzogin und wir Beide, einen weiten Spaziergang, erst im Spaziergarten, wie ich's zur Unterscheidung nenne, dann in den Blumen- und Gemüsegärten, Treibhäusern u. s. w. Ich sehe dieses wirthschaftliche Departement des Gartenwesens immer gern, besonders aber hier in England, wo sie auch das so gründlich verstehen und Nützlichkeit und Hübschheit so verständig zu vereinigen wissen. Von diesen Besichtigungen, die für mich noch

länger Interesse gehabt hätten, schon allein der Freude wegen, die der Herzog und auch sie daran haben und zeigen, gingen wir nach der Lodge. . . .

Nach Hause gekommen, wurde das Luncheon genossen, und dann fuhren wir Vier nach Kew, dem Cumberlandschen Paar eine Visite zu machen, wo wir Beide an dem Tage hatten diniren sollen. Die Fahrt in dem offenen Wagen (und, ma chère, es fährt sich nicht schlecht so à la Herzog mit vier prächtigen Pferden, eleganten Jockeys und krebsrothen Vorreitern) war bei dem prächtigen Wetter sehr angenehm und der Weg längs der Themse und über Richmond, das im Frühlingsgrün sich in höchster Schönheit zeigte, reizend. Um fünf waren wir wieder zu Hause, die Herzogin nahm mich dann wieder in ihre Stube. Wir könnten noch ein Stündchen nähen, meinte sie. Daraus wurde aber eine kleine Schulstunde für mich. Ich bewunderte eine Stickerei in bunter Wolle, die sie zu einem Kleidchen für die kleine Prinzeß Viktoria soeben vollendet, gleich wollte sie sie mich lehren, und that das nicht allein, sondern gab mir gleich den ganzen Rest ihrer Arbeit nebst der Wolle u. s. w. mit, so daß ich die Kinder sehr beglücken werde mit der Hoffnung auf den Besitz gleicher Kleider wie Prinzeß Viktoria. Es ist eine gute Arbeit, aber ich will sie wirklich unternehmen, schon in Erinnerung an die Herzogin. Wenn sie nur keine Herzogin wäre! Das sage ich so oft, wenn mir in ihrem Umgang so wohl wird, den ich dann doch noch mehr genießen könnte. Und doch ist es wieder so erfreulich, daß sie als eine so Hochgestellte so ist, wie sie ist. Sie gewinnt nicht durch ihren Rang, ihr Rang aber durch sie, kurz, — ich habe den Ausdruck aus der „Zauberflöte": „Er ist mehr als ein Prinz, er ist ein Mensch" schon einmal für sie gebraucht, aber trotzdem, und so unklassischen Ursprungs er auch ist, wiederhole ich ihn in Anwendung auf sie. Wäre ich eine Prinzessin, nichts sollte mich mehr freuen, als wenn man dies von mir sagte. Sie ist so wahrhaft gut, so durch und durch natürlich und darum, glaube ich, eben so frei von allen kleinen Nücken ihres Standes.

Nach meiner Nähstunde war es so spät geworden, daß meine Mittagstoilette nicht weniger im Fluge als am ersten Tage gehen mußte, wo die Herzogin uns nach unserer Ankunft noch lange in ihrem Zimmer behielt. . . .

Wir verließen Bushy, Bülows Posttags wegen, am Dienstag gleich

nach dem Frühstück. Ich wäre gern noch, wie wir's sollten, bis zum Luncheon geblieben, weil wir dann gewiß noch eine hübsche Spazierfahrt oder einen Gang gemacht haben würden, und nichts ist angenehmer in diesem schönen Lande. Schön ist es wirklich, dies Land, diese Umgegend von London in ihrem Genre einzig schön; ein großer herrlicher Garten, ein wahres Bild der Wohlhabenheit. Die kleinste Behausung hat einen Charakter von Tüchtigkeit und zugleich von Zierlichkeit, die Dich besonders ungemein erfreuen würde. Der kleinste Fleck ist so verständig benutzt. Mir hat die ganze Umgegend hier immer ein so festliches Ansehen, als sollte eben etwas Besonderes sich ereignen, und ich habe diese Empfindung gern. Auch die Fuhrwerke machen Einem diesen Eindruck in der Blitzesschnelle, mit der man aneinander vorüberfährt. So ein stage coach ist ein wahres Vergnügen mit anzusehen mit den schönen Pferden u. s. w. Auch da ist Alles so tüchtig und zierlich, daß es Einem auffallen muß, auch wenn man nichts davon versteht. Die damit Reisenden sind auch meistens gar nicht so reisemäßig, sondern sonntäglich angethan, daß man gar nicht denkt, daß es ihnen Ernst damit ist.

Trotz der bei dem herrlichen Wetter so schönen Fahrt war ich am Dienstag unendlich froh, als ich mein liebes Cumberland Place wieder erblickte, denn mir war bei der Abwesenheit von den Kindern, bei der ersten Trennung von meiner süßen „Miß Baby", doch ganz bang ums Herz gewesen. Ach, geliebte Adelheid, ich habe wieder schwere Sorge gehabt, seitdem ich Dir nicht schrieb. . . .

Keine Freuden ohne Sorgen, das ist ja überhaupt im Leben wohl immer und besonders in Hinsicht auf Kinder der Fall, aber dafür ist es auch, als wüchse die Liebe durch die Sorge, und je mehr Liebe, je mehr Glück.

Ihr findet also, daß die Kinder zu viel lernen? Nun, seit das Wetter so schön geworden und sie zweimal den Tag spazieren gehen, wird manche Stunde versäumt, was ich auch nicht ungern sehe. Vorgestern hatten wir zur Feier des Ostersonntags nicht weniger als einundzwanzig Puppen zum Frühstück zum Besuch, die meisten mit neuen von den Kindern selbst verfertigten oder wenigstens theilweise genähten Kleidern angethan. Alle Sonntage haben wir diesen Besuch, wenn auch nicht immer so zahlreich.

Ueber unsere Reise kann ich Dir leider immer noch nichts ganz

Bestimmtes sagen. Bülow kann nicht klar sehen, wie es sich mit den Geschäften stellen wird. Unterdessen rückt doch aber die Zeit gewaltig vorwärts, und ich sehe, wie man zu sagen pflegt, nicht aus noch ein. Dennoch hoffe ich noch immer das Beste und so auch Bülow. . . .

Freitag, den 16. April.

Ganz vollendet hatte ich diesen Brief neulich, als Bülow ihn zu korpulent fand, um ihn den Tag einzulegen. Eine Neuigkeit kann ich heute noch hinzufügen, nämlich die, daß der König seit gestern sehr bedenklich krank sein soll, und der Drawingroom um vierzehn Tage verschoben worden ist. Sage dem Vater meinen innigsten Dank für seinen lieben gestern erhaltenen Brief, den ich bald beantworten werde. Heute nur noch das herzlichste Lebewohl Dir und Allen von Deiner

Gabriele."

Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter:

„Tegel, den 19. Mai 1830.

Du wirst sehen, theure Gabriele, daß es mit meinem eigenhändigen Schreiben jetzt nicht sonderlich geht, und verzeihst meine seltneren und kürzeren Briefe. Dein letzter an mich hatte mich sehr glücklich gemacht, ich sah es nun als gewiß an, daß wir die Freude hätten, Dich, den lieben Bülow und die theuren Kinder zu sehen. Ein späterer, den die gute Caroline an ihrem Geburtstage erhielt, macht die Sache leider wieder sehr zweifelhaft. Indeß verliere ich die Hoffnung nicht. Es sollte mich auch an sich sehr schmerzen, wenn der König seinem Uebel erläge. Allein ich hege noch immer die Hoffnung seiner Wiedergenesung. Selbst wenn es, was doch die unglücklichste Voraussetzung ist, Brustwassersucht wäre, so dauert diese Krankheit oft viele Jahre und giebt lange, gute Intervalle. Ich würde Euch daher nur rathen, abzureisen, sowie sich gründlicher Anschein zur Besserung zeigt. —

Ich reise bestimmt am 1. Juni ab und kann am 3. oder 4. August wieder hier sein. Caroline, die die einzige ganz Hierbleibende ist, wird mir Ende Juli nach Naumburg hin schreiben, wie es mit Eurem Kommen ist, und danach werde ich mich dann mit meiner Rückkunft richten. Denn kämet Ihr später (an Garnichtkommen, da dies an sich und in seiner Ursache zu unglücklich wäre, wollen wir nicht denken), so machte ich leicht von da aus einige Exkursionen. Kommt aber ja, womöglich so früh, daß wir Euch recht lange hier genießen. Alle

Arrangements, die Du, süßes Kind, im Hause wünschen möchtest, sollen gewiß mit Freuden gemacht werden. Es ist mir auch sehr lieb, daß Du zwei weibliche Bedienungen für die Kinder mitbringst, da dies zu Deiner Ruhe und Bequemlichkeit dient. —

Es freut mich sehr, daß Du die Zeichnung der lieben Mutter auch ähnlich findest. Es ist aber sehr wahr, daß man sich immer mehr und mehr hineinsieht und die Aehnlichkeit dann immer stärker erkennt. Es geht wohl bei allen Bildnissen so, wo die Aehnlichkeit tiefer aufgefaßt ist. Die Pflanzung um das theure Grab ist nun fertig, wird aber freilich in den ersten drei Jahren noch dürftig und kahl aussehen. An sich aber, hoffe ich, sollst Du sie hübsch und gedankenvoll angelegt finden. Das Grab ist sehr grün, von grünem Rasen umgeben, und rund herum sind Lilien und Rosen, Veilchen und Vergißmeinnicht gepflanzt. Wehmüthig, theure Gabriele, wird Dir das Wiedersehen von Tegel allerdings sein, allein, wie Du es auch in Deinem Briefe so schön sagst: die Wehmuth wird uns im ganzen Leben begleiten, und meinem Gefühl nach ist sie da am süßesten, wo sich die meisten Erinnerungen anknüpfen und man den theuren Ueberresten selbst nahe ist. Das ist mein innigstes Gefühl seit dem Tode der lieben Mutter gewesen. Gerade die Einsamkeit hier und in dieser Nähe ist mir so wohlthätig und segensvoll gewesen, daß ich auch an die tiefste Stille des Winters mit großer Freudigkeit zurückdenke. In allen Gedanken und Empfindungen habe ich mich durch dies Leben gehoben gefühlt.

Was Du mir über Bülows Kränklichkeit schreibst, thut mir sehr leid. . . . Auf die lieben Kinder freue ich mich unendlich, und auf Thereschen bin ich außerdem neugierig. Umarme sie Alle herzlich von mir, für Bülow füge ich einige Worte bei. Lebe innigst wohl.

Dein treuer Vater H."

Diesen Wünschen und Hoffnungen ihres Vaters für ein Wiedersehen gegenüber war es für Gabriele doppelt schwer, die Möglichkeit zur Reise mehr und mehr schwinden zu sehen. Ende Mai erfolgte der endgültige Rücktritt des Prinzen Leopold vom griechischen Thron, gleichzeitig verschlechterte sich der Zustand des Königs, und wenn auch sein Leben noch einmal aufflackerte, so mußte man doch auf ein baldiges Ende gefaßt sein. Die daher möglicherweise bevorstehenden Veränderungen erlaubten es Bülow nicht, einen Urlaub anzutreten, und Gabriele sieht alle ihre

schönen Pläne wegen der bösen Politik, die ihr schon manche Enttäuschung bereitet, zu nichte werden. Sie schreibt an Caroline:

„London, den 4. Juni 1830.

Wir sind wieder ganz auf unseren Briefwechsel verwiesen, meine liebe Caroline, denn jede Hoffnung auf ein Wiedersehen ist nun ganz dahin. Des Königs Befinden verschlimmert sich fortwährend, und seine Brustbeklemmungen, Brustkrampf oder wie man es nennen soll, vermehren sich und sind von der Art, daß sie jeden Augenblick seinen Tod herbeiführen können. Bülow kann unmöglich in einem so kritischen Momente fort, und wir dürfen nichts mehr hoffen als auf das nächste Jahr, und das ist für jetzt ein schwacher Trost! . . .

Habe Dank für die Blumen vom Grabe unserer lieben, verklärten Mutter, gedenke stets meiner dort. Unaussprechlich sehne ich mich dahin. –

London ist jetzt sehr still, wenigstens vergleichsweise. Einige Tage waren wir wieder in Bushy bei der lieben Herzogin von Clarence, und vorgestern habe ich mich sehr amüsirt bei einer Partie nach Hatfield, dem prächtigen Landsitze des Marquis of Salisbury, wo eine sehr hübsche Fete war, ein Dejeuner, d. h. um fünf Uhr und abends Gesellschaftstheater, ausnehmend gut. Ich liebe hier nichts so sehr, als über Land zu fahren, denn die Umgegend ist doch wirklich Alles, was man in seiner Art Schönes sehen kann, und diese Landsitze sind wirklich beneidenswerth. Hatfield ist eins der schönsten und größten Landgüter Englands, schon die Avenue zum Schloß durch den mehrere Meilen umfassenden Park ist großartig und hohe Erwartungen erregend, die durch das große alterthümliche Schloß ganz befriedigt werden. Die Burghalle und ein alter Rittersaal u. s. w. versetzen Einen ganz ins ritterliche Zeitalter. Wunderbar nimmt sich dann freilich in solcher Umgebung eine moderne Gesellschaft aus. Auch in historischer Hinsicht ist Hatfield interessant. Dort wurde die Königin Elisabeth durch ihre Schwester Maria gefangen gehalten, und noch zeigt man im Park die Eiche, unter welcher sie sich befand, als sie die Nachricht ihrer Befreiung und ihrer Berufung zum Thron erhielt. — Die Komödie dauerte bis nach Mitternacht, wir wollten gleich darauf entschlüpfen, allein Salisbury ruhte nicht, bis wir auch noch zum Souper blieben, und so kamen wir nicht viel vor zwei Uhr fort, waren aber

doch um halb vier wieder zu Hause, da wir die zwanzig englischen Meilen nur so durchflogen. Ich wäre gern später zur Ruhe gekommen und langsamer gefahren, denn die Fahrt bei der herrlichen Nacht war köstlich. Mit wahrer Freude sah ich einmal wieder den Morgen anbrechen, und als wir ankamen, wäre ich viel lieber nach dem Park spazieren gegangen als wie zu Bett. Man verliert doch unbeschreiblich viel bei solchem Stadtleben und den hiesigen späten Stunden, die Einem vollends den Genuß des Sommers rauben. Ich mußte mich indessen eilen, mir einige Stunden Schlafes zu verschaffen, wenn ich auch nicht die mir sehr nöthigen sieben Stunden haben konnte, denn am Donnerstag Morgen um zehn (eine freilich für kontinentale Ideen nicht gar frühe, aber für hiesige Sitten der vor Sonnenaufgang ähnlichen Zeit) mußte ich schon ganz gestiefelt zur Gräfin Münster fahren, mit der ich nach St. Pauls wollte. Alljährlich einmal wird da ein schönes Fest gefeiert. Es werden da sämmtliche Kinder aus den durch Wohlthätigkeit bestehenden Londoner Schulen, fünftausend an der Zahl, zum Gottesdienst versammelt. In dem Rund der Kirche sind amphitheatralische Gerüste erbaut, auf denen sie nach den Schulen geordnet sitzen, was einen ganz eigenen und rührenden Eindruck macht, wie auch der Gesang der fünftausend Kinderstimmen, wenn er auch nicht sehr harmonisch ist. Das Gedränge in der City war so groß, daß wir über anderthalb Stunden brauchten, um zur Kirche zu gelangen, und so war ich auch erst um vier Uhr wieder zu Hause. Abends mußte ich dann noch zum Diner bei Lady Gower und von da zur Soiree bei unserem vis-à-vis. Die Season quält sich so hin, etwas Großes will Niemand recht geben, aber an kleineren Diners fehlt es doch nicht und an kurz anberaumten Abendgesellschaften. Indessen hat Prinz Friedrich von Preußen zu seinem Herkommen keine gute Zeit gewählt; er langte am Montag hier an (ich schreibe Dir nämlich schon längst am 10.), und am Dienstag aß er in ganz kleinem Kreise, d. h. nur mit dem Fürsten Salm und zwei preußischen Offizieren, bei uns und fuhr abends mit uns in die Italienische Oper. Gestern aßen wir mit ihm auch in so kleiner Gesellschaft bei Esterhazys. Er wohnt eigentlich in Kew, findet es da aber sehr langweilig und darf sich doch auch nicht amüsiren. Am Montag wurde des Königs Tod stündlich erwartet, sein Zustand ist qualvoll; seit zehn Tagen kann er schon gar nicht mehr liegen, weil dann die Erstickungsanfälle zu arg sind. . . ."

Am 26. Juni stirbt Georg IV., und der Herzog von Clarence besteigt als König Wilhelm IV. den Thron. Die Gesinnungen der Königin Adelheid für Gabriele blieben dieselben, die ihr schon von der Herzogin bewiesen wurden, und der Brief, den die Königin ihr unmittelbar nach der Thronbesteigung schrieb, mag als ein schönes Zeugniß für den inneren Werth beider Frauen hier Platz finden.

„Bushy, den 28. Juni 1830.

Ich eile, liebe Frau v. Bülow, Ihnen recht herzlich zu danken für Ihre so theilnehmenden Zeilen und den Antheil, den Sie und Ihr Gemahl an unserem großen Verluste und der Veränderung unserer Lage nehmen, und ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich immer dieselbe für Sie bleiben werde, haben sich auch die äußeren Formen geändert. — Der König trägt mir auf, Ihnen und Herrn v. Bülow dasselbe zu versichern, und ich bitte, ihm von mir dieselben Gesinnungen auszusprechen.

Noch kann ich mich gar nicht in die Wirklichkeit des so lange vorausgesehenen Ereignisses finden, und es wird lange Zeit brauchen und viel Mühe kosten, mich damit vertraut zu machen. Verändern kann es mich aber nie, und ich hoffe, Sie sind dessen überzeugt und erlauben mir, die herzlichsten Segenswünsche für mein liebes Pathchen hinzuzufügen und mich zu nennen wie immer, liebste Frau v. Bülow,

Ihre

herzlich ergebene treue Gevatterin und Freundin

Adelheid."

Gabriele an ihre Schwester Adelheid:

„London, den 1. Juli 1830.

Wie gern hätte ich Dir, theure, geliebte Adelheid, meinen innigen Dank für Deinen lieben, herrlichen Brief schon mit dem vorigen Posttag gesagt, allein es ging nicht, ach, ob es mir wohl am Herzen lag, Dir meine Empfindungen auszudrücken über die gänzliche Zerstörung unserer Wiedersehenshoffnungen. Allein, was hilft nun das Klagen? Den inneren Schmerz und die Entfernung mildert es doch nicht. Ach, wir haben es immer gesagt: Die Ausführung unserer Pläne schien fast zu schön, um in die Wirklichkeit treten zu können, und sonderbar ist es doch, daß auch ich so wie Du nie recht das innere Gefühl gehabt habe, als werde es dazu kommen. Ich sage dies nicht etwa erst jetzt, wie

man einen Traum zu erzählen pflegt, nachdem er eingetroffen ist, sondern habe es oft schon zu Bülow gesagt. Nun ist ja auch das lang erwartete Ereigniß eingetroffen, wie Du schon längst wissen wirst, wenn Du diesen Brief erhältst. Am Sonnabend hat der arme König nach langer, langer Qual vollendet. Im Ganzen war sein Tod doch in dem Augenblick unerwartet. Noch am Montag waren wir mit dem nunmehrigen König und der lieben Herzogin in Claremont bei Prinz Leopold zusammen, der zu Ehren des Prinzen Friedrich ein Dejeuner dort gab, wo nur noch Cumberlands und wir waren. Am Freitag sollten wir nach Bushy, nicht eigentlich eingeladen, denn unter den jetzigen Umständen, sagte die Herzogin, könne sie das nicht thun, aber wir möchten, wenn wir zu einer Spazierfahrt Lust hätten, zur Lunchzeit hinauskommen. Das wollten wir den Freitag thun, allein die sehr schlimmen Nachrichten hielten uns ab. Nun ist sie Königin, die liebe Herzogin, — leider, muß ich für mich persönlich hinzufügen, die äußeren Formen sind es eben, die es ihr selbst unmöglich machen werden, mir ferner das zu sein, was sie mir bisher war. Daß sie im Innern unverändert bleiben wird, ist Niemand überzeugter als ich, und ihre augenblickliche Beantwortung meines Briefes in so freundlichen und hübschen Worten war schon ein lieber Beweis dafür. Wie sehr muß man dem Lande Glück wünschen zu dieser Königin, möchte sie nur selber recht glücklich als solche sein! Der ganzen Familie wird sie ein Engel sein. Schon am Sonntag hat sie so schön eine Versöhnung zwischen den Herzögen von Cumberland und Sussex herbeigeführt, wie schon nur durch sie Ersterer mit dem Herzog von Clarence in ein wenigstens äußeres gutes Vernehmen getreten ist.

Traurig ist es aber, wie sehr der selige König schon vergessen scheint. Am Todestage selbst traute ich meinen Ohren kaum, als ich die gewöhnliche Straßenmusik (eine Art von Burattini), kurz Alles auf die gewöhnliche Art treiben und spielen sah, während ich eine Stille wie am Sonntag erwartete, wo sich kein Laut hören lassen darf. So auch waren nur am Todestage die Theater geschlossen, seit Montag geht Alles auch damit seinen gewöhnlichen Gang, sogar viele Diners haben stattgehabt und werden statthaben, selbst vor der Beerdigung, die wahrscheinlich am 12. sein wird. Wir haben indessen unseres, das am 3. sein sollte, um vierzehn Tage aufgeschoben, dann wird auch der Prinz

Friedrich wieder ausgehen. Jawohl, Geliebte, ist dieser ein impiccio für uns hier gewesen, oder ist es vielmehr noch. Dagegen aber daß, wäre unsere Reise überhaupt möglich gewesen, er bloß in der Qualität eines preußischen Prinzen sie verhindert haben sollte, durch sein Herkommen, dagegen hätte ich förmlich rebellirt. Wenn von wirklichen Geschäften die Rede ist, schweige ich und ergebe mich geduldig, aber um einer Art Hofdienstes wegen unsere schönen Pläne aufzugeben, das wäre mir zu toll gewesen. Ein liebenswürdiger Herr ist er übrigens wirklich, er hat angenehme Formen, leichte Konversation, etwas sehr Gutmüthiges, aber übrigens keinen größeren Wunsch, als sich recht zu amüsiren, und dazu kam er im unpassendsten Moment her. Auf Bälle, Routs u. s. w. konnte er doch unmöglich gehen, so hat er also nichts als die so langweiligen Diners genossen, und wir mußten dann immer mit in die Schlacht. Nach einem großen bei uns am Mittwoch sollten wir vier Tage nacheinander mit ihm zusammen essen, am Sonnabend und Sonntag kam es dann aber nicht dazu. Eine sehr angenehme Partie war aber die nach Claremont, einem der schönsten Landsitze, die ich hier noch gesehen, wenn auch in etwas anderem Genre als gewöhnlich. Es ist mehr waldartig, wilder, durch das hügelige Terrain so mannigfaltig, kurz köstlich. Dabei hat das Ganze durch die Erinnerung an die selige Prinzeß Charlotte ein so eigen wehmüthiges Gepräge, daß es Einen schon darum besonders interessirt.

Welchen Landaufenthalt der jetzige König wählen wird, weiß man noch gar nicht. Ach, aber mit der himmlischen Ruhe, in der man vor Hoflager u. s. w. bisher lebte, ist es nun wohl vorbei, und das ist ein großer Verlust, denn die Freude, eine Gelegenheit zu haben, die liebe Königin zu sehen, ist doch nur ein schwacher Ersatz, denn bei dergleichen Gelegenheiten kann sie doch nur Königin sein. Man spricht bereits von einem Drawingroom, der bald nach der Beerdigung statthaben soll, natürlich im Traueranzug. Ich habe in diesen Tagen schon viel Mühe gehabt mit der Besorgung der Traueranzüge für mich und die Kinder, die sie auch haben mußten, selbst arm Babychen muß eine schwarze Schärpe tragen auf der Straße.

Die Kinder machen dem Londoner Klima nur Ehre, so wohl und blühend sind sie. Indessen ist und bleibt die Entbehrung eines Landaufenthaltes für Kinder immer traurig, in moralischer Hinsicht,

möchte ich sagen, fast noch mehr als in physischer. Die Erweckung religiöser Gefühle und die tiefere Ausbildung eines kindlichen Gemüths ist in solchem Stadtleben schwerer. Ach, liebe Schwester, gerade in Bezug auf die Kinder ist mir unser Nichtreisen unbeschreiblich traurig.

Die Bildung des Gemüths ist doch die Hauptsache und mein großes Streben und Ziel. Ach, besäße ich nur selbst mehr Kraft, um es zu erreichen! Wie wahr und schön sind doch die Worte der Prinzessin im Tasso! Wie theile ich mit Dir die Empfindungen tiefster Dankbarkeit gegen die liebe, liebe Mutter, und doch, wie schmerzlich ist mir oft das Bewußtsein, meinen Kindern nicht ein Schatten von dem sein zu können, was sie uns war. Was ich ihnen aber mit dem Besseren in mir bin, das danke ich gewiß der lieben seligen Mutter, und das ist mein theuerstes Erbtheil, denn ich übertrage es ja auf die theuersten Wesen. Ich soll also durchaus nicht englisch werden, Geliebte? Sei unbesorgt! Im Innern werde ich's nicht, wenn ich auch so im Aeußern den Tanz schon mitmachen muß. Du würdest die Unmöglichkeit eines Solotanzes während einer einzigen Woche Aufenthalts hier schon einsehen.

. . . Wenn man einmal sich ans Wohnen in verschiedenen Etagen gewöhnt hat, so sind die Komforts und Bequemlichkeiten eines solchen englischen Hauses groß, wie die der ganzen häuslichen Einrichtung; ich genieße diese Vorzüge so, daß es undankbar wäre, wenn ich das Alles nicht in Schutz gegen Dich nehmen wollte. Ich weiß eigentlich gar nicht, was Du so sehr tadelst an dem englischen Wesen, Geliebte, worin Du meinst, daß man nicht die englischen Sitten und Gebräuche, sondern die eigenen einführen sollte, da man sich dabei am meisten im Lichte stehen würde, denn das Resultat aller dieser Einrichtungen ist doch, daß sie bequem sind, sowohl die häuslichen als die die Dienerschaft betreffenden. Ländlich, sittlich ist ein großes Geheimniß, sich in jedem Lande, das Einem zum Aufenthaltsort angewiesen wird, zu gefallen. So folge ich also allen hiesigen Gebräuchen und werde dadurch heimisch in der Fremde, ohne darum der Heimath fremd oder noch viel weniger hochmüthig u. s. w. zu werden. Meine dereinstige, hoffentlich deutsche Dienerschaft soll sich, hoffe ich, künftig darüber nicht zu beschweren haben. Ich würde es hier ebensowenig wie dort unter meiner Würde halten, ein menschlich Wort mit meinem Küchenmädchen — über die doch eigentlich all' unsere Erörterungen gekommen sind — zu sprechen,

aber ich muß es gut finden, daß ich keine Gelegenheit dazu habe dadurch, daß sie die oberen Regionen des Hauses nicht betreten darf, denn das wäre nicht anders, als wenn sich Dein Küchenmädchen in Deinen Wohnzimmern etabliren wollte, denn zu diesen gehören hier die Treppen, da man sie ewig zu gehen hat.

Es ist hier übrigens leicht, geliebt zu werden von der Dienerschaft, die so gewohnt ist, wie Maschinen behandelt zu werden, daß die geringste Aeußerung und Bezeugung, daß man sie nicht für solche hält, in ihnen unendliche Freude und Dankbarkeit erregt. So hatte ich neulich eine ganz rührende Scene mit einer Upper-Housemaid, die durch die Francis hatte aufsagen lassen, weil sie eine sehr gute Housekeeperstelle in Aussicht hatte. Vor ihrem Weggehen nahm sie Gelegenheit, mir zu sagen, sie hoffte, ich hielte sie nicht für undankbar, daß sie abzöge, und dankte mir, daß ich ihr selbst ein gutes Zeugniß gegeben und selbst ihrer neuen Herrin geantwortet hätte. Ich sagte nur, daß es mir leid thäte, daß ich mich aber für sie dieser guten Stelle freute. Da war die Person so gerührt, daß sie weinte — noch dazu ist sie ein Koloß an Größe und Stärke — und ihre Rührung gleich dem ganzen Hause mittheilte. Mir fehlt aber die Person ordentlich, so wenig ich sie auch sah, ich wußte, daß sie mir attachirt war. Wie ich in Wochen war, fragte sie mich täglich beim Aufräumen des Zimmers, wie ich mich befände, und obgleich sie eine der fatalsten Stimmen hat, die ich je gehört, so lag doch in dem Ton dieser Frage etwas, das sagte, sie frage wirklich aus Antheil, daß es mich immer erfreute. Jetzt sind sie Alle sehr beunruhigt, daß ich so wenig zu mir nehme, und die Francis hat mich sehr lachen machen über die Verzweiflung, in der der Koch neulich gewesen, als ich sagen ließ, ich würde wieder nicht mitessen, und mir also ein schöner Hase, den er Tage lang eigens für mich zurück behalten, doch entging. Man lacht über dergleichen, aber freuen thut Einen doch jeder Beweis freundlicher Gesinnung, kann sie sich auch nur durch Braten und Kochen aussprechen. Du begreifst das gewiß, Geliebte, die Du leider so viele traurige Erfahrungen machst. Daß Du fortwährend Unannehmlichkeiten mit Deinen Leuten hast, thut mir gar leid, und ich bitte Dich inständig, es damit mehr auf die leichte Schulter zu nehmen, laß fünf gerade sein, und Du wirst an Zeit für Dich und uns Alle gewinnen. Das klingt zwar, als wollte ich Dir anrathen,

unordentlich zu sein, aber das hat bei Dir keine Gefahr, Geliebte, ich möchte Dir nur Komfort verschaffen. Tausend Mal wünsche ich Dir eine deutsche Haushälterin wie meine Francis. Es thut mir immer noch so leid, daß die lieben Eltern und Caroline — ach, die liebe selige Mutter für immer — gar keinen angenehmen Eindruck von meiner hiesigen Häuslichkeit mit hinwegnehmen konnten, es herrschte damals darin nichts als Konfusion, wie jetzt nur Ordnung. Da diese nicht mein Verdienst ist, so kann ich sie wirklich loben. Glaube aber nicht etwa, daß ich mir ein Verdienst daraus mache, kein Verdienst um die Wirthschaft zu haben. Wenn ich es auch sehr bequem so finde, so bin ich mir doch ganz bewußt, daß dem Haushalt vorzustehen doch eigentlich einer Frau zukommt, und daß es selbst ihrer äußeren Erscheinung ein gewisses Etwas giebt, dessen man ungern verlustig geht. An mein häusliches Treiben in der Dorotheenstraße denke ich noch oft mit Freuden zurück und wünsche jeder meiner Töchter, dereinst einmal ähnliche Erinnerungen mit in größere äußere Verhältnisse, sollten ihnen solche bestimmt sein, hinüber nehmen zu können. Ich bemühe mich schon jetzt, ihnen keine unnütze Grandeur in die Köpfchen kommen zu lassen, ihnen zu erklären, daß, wenn wir wieder einmal nach Berlin oder einem anderen, in den Moden vernünftigeren Ort als London kommen, sie keine seidenen Kleider tragen werden wie hier. Denke Dir, daß ich dem Baby habe müssen ein seidenes Kleidchen anfertigen lassen, nur ihrer Nurse wegen, die bestimmt den Spleen bekommen hätte, wäre ihrem Wunsche, „a proper drawingroom dress“ für die Kleine zu haben, nicht willfahrtet worden. Das heißt, wenn Fremde das Kind zu sehen wünschen, muß sie in diesem Staat sein; ich verbitte sie mir darin, aber anders als in einem weißen Kleidchen wird sie mir auch nicht verabreicht. Mit Mühe und Noth habe ich ihr nur für die Nursery bunte Ginghams ankomplimentirt. Dies seidene Gewand hat sich aber die Nurse wirklich wie einen Beweis meiner Zufriedenheit mit ihr aus, und da diese wirklich groß ist, mußte ich's also wohl thun. . . .

Herrn K.s unerwartet frühes Erscheinen zum Abholen der Briefe hindert mich, länger zu schreiben. Ich muß rasch schließen. Die Kinder lege ich Dir ans Herz. Gott sei mit Dir und uns Allen.

Ewig Deine Gabriele.“

Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele:

„Gastein, den 19. Juli 1830.

Ihr habt mir, geliebte Kinder, durch Euren Brief vom 22. v. Mts. eine unendliche Freude gemacht. Er hat mich wahrhaft überrascht, da ich hier keinen geradezu aus London erwartete. Die Briefe — im vorigen Jahre erfuhr ich ja so die Geburt der lieben Therese — gehen aber kaum einen Tag länger als von Berlin hierher. Ich danke Euch auf das Innigste für Eure liebevollen Wünsche zu meinem Geburtstag. Möge mir nur der Himmel verleihen, Euch Alle, solange ich lebe, wohl und glücklich zu wissen und, wenn ich scheide, die Hoffnung zu haben, daß es Euch so fortgehen wird. Das ist der Wunsch, den ich für mich selbst thue. Das ist mir auch ein unendlicher Trost bei dem Tode der lieben Mutter gewesen, daß sie, wenn ich den Schmerz über die früh Gestorbenen abrechne, doch sonst nie eine wesentliche Trübung in Euer Aller Glück erlebt hat. . . .

Der übrige Theil Deines Briefes, theure Gabriele, ist mir, wie Du denken kannst, sehr schmerzlich gewesen. Ich hätte mich so glücklich gefühlt, Dich mit Bülow und den lieben Kindern in Tegel zu besitzen. Allein seitdem ich den Entschluß des Prinzen Leopold erfuhr, hatte ich jede Hoffnung zu Eurer Reise aufgegeben. Ich hätte mir nie gedacht, daß mir gerade dieser Prinz so störend ins Leben greifen sollte, und ganz ohne seine Schuld. Ich hätte auch Carolinen und Adelchen so sehr das Glück Eures Wiedersehens gegönnt. Wir wollen aber nicht sagen, bestes Kind, daß dies nun Alles dahin ist, sondern daß uns die Hoffnung dazu für künftigen Sommer aufblüht. Den Gedanken wollen wir recht fest halten, und gewiß wird auch Bülow, soviel er kann, Alles darauf richten. Da es mir doch wahrscheinlich ist, daß es wieder sich, wie diesmal, macht, daß Ihr wenig oder gar nicht vor dem 1. August kommen könnt, so habe ich meine Wohnung hier wieder, wie diesmal, genommen für Ende Juni und Juli. Bis in den Juli dauert das Parlament leicht immer, und der mecklenburgische Aufenthalt liegt auch früher als Tegel auf Eurem Wege. Ich habe gar keine Unbequemlichkeit durch meine Verlegung des Aufenthaltes hier gehabt. Ich erwähne dessen, weil Du, liebe Gabriele, so liebevoll danach fragst. Ich habe zwar viel schlechtes und selbst kaltes Wetter gehabt, wie es im hohen Gebirg ist, aber das ist zufällig, und auch im Spätjahr ist man

davor nicht sicher. Bloß daß Caroline nun hat über drei Wochen in Tegel allein bleiben müssen, ist mir leid. Es wollte sich aber gar nicht anders für sie in diesem Jahre stellen.

Was hast Du, liebe Gabriele, zu den vielen Todesfällen im Kreise unserer Bekannten gesagt? . . .

An Motz verliere ich sehr viel, in aller Rücksicht. Namentlich auch für Hermann. Schon daß ich ihn in die jetzige Lage gebracht, die erste, wo er sich wirklich glücklich fühlt und auch lernt, ist das Verdienst des Rathes v. Motz, und er hätte ihm weiter geholfen. Ich habe mit der Erziehung der Söhne ein entschiedenes Unglück. Auch mit Theodor ist es mir so gegangen, daß der erste Regimentskommandeur, unter dem er diente, ihm sehr gut war und gut auf ihn wirkte, aber schon im Gefecht von Hainau blieb. —

Ich befinde mich hier recht wohl. Ich habe in diesem Jahre noch einsamer gelebt als im vorigen. Für die Gegend habe ich einmal eine große Liebe, obgleich ich allerdings erkenne, daß es noch viel schönere Berggegenden giebt. Ach, und dann die Erinnerungen! Gerade weil der Ort so eng und klein ist, giebt es kaum einen Fleck, wo sie nicht oft saß oder ging. Ich bewohne zwar diesmal nicht die Stube, die sie bewohnte, aber die nebenan, wo ich schlief, und täglich doch kam sie so liebevoll mehrere Male zu mir. —

Nun lebt innigst wohl, theure Kinder, und umarmt auf das Herzlichste die lieben kleinen Mädchen. Wie viel gäbe ich darum, es selbst zu können. Mit inniger Liebe Euer treuer Vater

H."

Gabriele an ihre Schwester Adelheid:

„London, den 27. Juli 1830.

. . . Könnte mir indessen etwas Ersatz gewähren für die Vereitelung so schöner Pläne, wie wir sie für diesen Sommer hegten, so wäre es unsere Anwesenheit hier in dieser wirklich höchst interessanten Zeit. An und für sich würde ich dies sehr ungern entbehrt haben. Ich habe so vieles Interessante und Schöne gesehen und erlebt, daß ich eigentlich nicht weiß, wo ich anfangen soll, um davon zu erzählen. Den bleibendsten Eindruck hat mir indessen doch die Beerdigungsfeierlichkeit in Windsor hinterlassen, weil diese wirklich etwas in innerster Seele Bewegendes und Erschütterndes hatte. Daß ich sie mit angesehen habe,

verdanke ich eigentlich nur der Münster, durch deren Hofkonnexionen allein sie und ich Einlaßkarten erhielten zu den Räumen, die aus Mangel an Platz nur für die Herren des diplomatischen Korps bestimmt waren. Jenen waren die im Chor der Kirche befindlichen Kirchenlogen: the king's and queen's closet angewiesen worden, von wo aus man zwar den Zug nicht gut übersehen konnte, um desto besser aber die Beerdigungsceremonie, die wohl zu dem Großartigsten und Ergreifendsten gehört, das man sehen kann. Eine deutlichere Beschreibung, als ich davon machen kann, und auch ein Bild sende ich Euch in einem englischen Zeitungsblatt. Ich denke, es wird auch den lieben Vater interessiren. Seiner gedachte ich so viel während der ganzen Feierlichkeit, und ich bin überzeugt, daß es ihm lieb sein wird, zu hören, daß ich ihr beiwohnte. Fast noch feierlicher und ergreifender als die Ceremonie selbst fand ich die Erwartung derselben, den Blick auf die unter dem dunklen Baldachin offene Gruft, auf die schwarz ausgeschlagene, durch unzählige Lichter und doch mit so düster-schauerlichem Glanz erhellte Kapelle, den trüben Fackelschein, der von außen die großen gothischen Fenster erleuchtete, während der Zug daran vorüberzog, die tiefe Stille, die nur durch die, je mehr der Zug sich der Kirche nahte, immer hörbarer werdenden Klänge des Todtenmarsches und die fernen einzelnen Kanonenschüsse unterbrochen wurde, — das Alles hatte etwas unbeschreiblich Bewegendes, Durchschauerndes, möchte ich sagen. Wahrhaft wehthuend, wie wohl immer solche Kontraste sind, fand ich aber den Moment, wo, während daß draußen, aber ganz hörbar, bei des Königs Hinaustreten aus der Kirche God save the king gespielt wurde, Sir George Naylor, der Wappenkönig, über dem Sarg seinen Stab brach und die Titel des verewigten Königs ablas. Und wie sie dann Alle vorüberzogen, die Prinzen und ihr Gefolge, an der nun ausgefüllten Gruft, aus der nur noch die königlichen Kronen herausragten, da der Sarg, wenigstens so von oben gesehen, schon so tief eingesenkt war, daß er nur um Weniges über dem Boden herausstand, auch der Moment war erschütternd. —

Wir fuhren, wie's das Natürlichste und Leichteste war, nachts wieder nach London zurück und waren gegen halb drei Uhr wieder zu Haus. Wie ergreifend war mir der Vergleich zwischen dieser Fahrt nach Windsor und der, die wir vor noch nicht fünf Monaten dahin zum Diner beim König machten.

Seit der selige König in der stillen Gruft ruht, was gestern vierzehn Tage war, denn ich schreibe Dir, theure Adelheid, schon längst am 30., hat sein Nachfolger Unglaubliches geleistet. Diese Thätigkeit und Beweglichkeit ist wirklich merkwürdig. Jeder Tag ist vom Morgen bis Abend ausgefüllt mit Geschäften, Audienzenertheilung, Revuen, Dejeuners, Diners u. s. w., sogar einen Ball hat er am Montag besucht, was er nun, finde ich, lieber hätte unterlassen sollen. Die Tage, die der König von Württemberg hier zubrachte, waren besonders bewegt. Ihm zu Ehren war eben der Ball beim Herzog von Wellington. Doch die Erzählung dieses Tages muß ich vom Morgen an beginnen. Um elf Uhr morgens mußte man sich beim Herzog vereinigen, in der Erwartung des Königs und der Königin, die nach der im Hydepark statthabenden Revue bei ihm dejeuniren wollten. Ein Gleiches hatten sie schon am 21. gethan, wo ich zum ersten Mal die Königin als solche sah und von ihr mit unveränderter Güte und Freundlichkeit begrüßt wurde. Der Etikette nach sollte mich Lady Aberdeen ihr vorstellen, sie hatte aber nicht die Zeit gehabt, es zu thun, als die Königin mir schon die Hand reichte. Auch der König machte gleich shakehands. Doch ich komme von meinem Montag ab, es war kein blauer Montag. Der Hof kam und ging spät, und so konnte man auch nicht vor halb drei wegkommen. Ich brachte die Gräfin Münster zu Hause, doch nicht eher, als nachdem wir sehr lange in der File gesessen hatten, ohne vor- noch rückwärts zu können. So kam ich erst gegen vier Uhr nach Hause, wo mir dann noch alle nähenden Hände im Hause eine Schleppe verfertigen mußten, mit der ich um halb sechs schon nach St. James's abfahren sollte. Dort, beim König, sollte nämlich das ganze diplomatische Korps zu Mittag essen, freilich erst um sieben Uhr, allein der König hatte uns erlaubt, bei der vor dem Diner geschehenden Investitur des Königs von Württemberg zum Ritter des Hosenbandordens und dem dabei statthabenden Ordenskapitel zugegen zu sein. Das war etwas zu Interessantes, um es zu versäumen. Die Münster klagte der Königin unsere Schleppennoth — zum Diner war nämlich befohlen, ohne Schleppe zu kommen, und so hatten wir Beide keine in unserem Besitz, bei der Ordensverleihung mußten wir sie aber haben, wie wir erst bei Wellington erfuhren — und die gab gleich den guten Rath, eine leichte Schleppe von Krepp zu machen, die wir so wie sie selbst vor Tisch wieder

leicht abthun könnten. Punkt halb sechs war ich auch wirklich mit Schleppe und Schleier fix und fertig und freute mich sehr, dem wirklich schönen und großen Schauspiel der Ordensverleihung beizuwohnen. Dies war ein schönes Pendant zu dem Bilde, das mir die Prorogation des Parlaments schon gewährt hatte. Beide Szenen versetzten Einen durch Auge und Ohr vollkommen in vorige Jahrhunderte und machten schon allein dadurch einen großen und ernsten Eindruck. Wie hätte ich einem Maler, besonders unserem Wach, den Anblick dieser herrlichen Kostüme gewünscht. Die Herren nahmen sich wirklich schön aus und wie zum Portraitiren hingesetzt. Der Herzog von Sussex, der wahrlich keine beauté ist, hätte ein herrliches Bild gegeben. Der König von Württemberg nahm sich in seiner steifen Uniform gewaltig modern aus. Wie wünschte ich die Kinder zu mir, als die Königin, gefolgt von allen Prinzessinnen und ihren und deren Damen, auch der kleinen Prinzeß Viktoria, Alle in tiefe Trauer gekleidet mit langer Schleppe und bis zur Erde reichenden Schleiern, eintrat und Platz auf dem Thron nahm, wie auch bald der König und nach erhaltenem Orden der König von Württemberg. Die Prinzessinnen standen auf der linken Seite des Throns, und dicht neben ihren Hofstaaten wir, die Münster und ich, die beiden entreprenanten diplomatischen Damen, wie wir gewiß jetzt betitelt werden, da wir bei keiner Gelegenheit fehlen. Im Parlamentssaal standen wir auch dem Thron ganz nahe, auf welchem der König, von den Insignien seiner Macht: Krone, Schwert und Szepter und den Würdenträgern des Reichs umgeben sitzend, das Haus der Gemeinen einkommen hieß, von ihrem Sprecher vernahm, was sie in diesem Jahre beschafft, und darauf zu mehreren Bills nach altem Gebrauch durch das so sonderbar zwischen all dem Englischen klingende: „Le Roi le veut" seine Zustimmung ertheilte und dann das Parlament prorogirte. . . .

Der Königin steht bei ihrem schönen, blonden Haar und ihrem blendend weißen Hals der Schleier außerordentlich gut, ich habe sie nie so zu ihrem Vortheil gekleidet gesehen als den Montag, wie ich mich da überhaupt sehr gefreut habe, sie so gut als Königin fungiren zu sehen, was sie wirklich schon sehr gut gelernt hat, mit Beibehaltung ihrer ganzen liebenswürdigen Eigenthümlichkeit und der bewußten Herzenshöflichkeit. Der König ist in seiner Art nicht weniger freundlich und gewinnend und in seinem ganzen Benehmen sehr originell. Gegen

Ende des Diners hielt er beim Ausbringen der Gesundheit des neuen Ordensritters eine lange Rede, stehend noch dazu, während er befahl, daß Alles sitzen bleiben sollte, wie er's schon tags vorher that beim Diner des Herzogs von Wellington, wo er eine noch längere und äußerst merkwürdige Rede gehalten hatte. Das ist freilich etwas Ungewöhnliches für einen König, und man mag es wohl tadeln können, allein im Ganzen finde ich es hübsch und erfreulich, zu sehen, wie er sich überhaupt mit einer gewissen Frische und Frohsinn seines Königthums zu erfreuen scheint, sich sozusagen con amore darin umherbewegt, ohne zu vergessen, daß er König eines freien Volkes ist; der Werth, den er vielmehr gerade darauf legt, gewinnt ihm mein Herz. Auch ist er schon im höchsten Grade populär.

Nach dem Diner — ich komme mit der Erzählung meines Montags nicht zu Ende — war abends von neun bis elf noch große Gesellschaft bei der Königin, und von da ging man dann noch zum Ball beim Herzog von Wellington. So glänzend dieser war, so hielten wir uns nicht lange dort auf, denn die Plaisirs dieses Tages waren etwas zu hitzig gewesen, und man war rendue. Die schreckliche Hitze allein war schon hinreichend, Einen schachmatt zu machen. Die großen Diners sind in dieser Hinsicht wirklich eine Art Marter. Am vorigen Mittwoch hatten wir eins beim Herzog von Sussex mit den Majestäten zu bestehen, am Freitag eins bei Esterhazys dem Prinzen Friedrich zu Ehren, am Dienstag ein gewaltiges bei uns, wo zur Feier von unseres Königs Geburtstag Herzog und Herzogin von Cumberland, der Herzog von Sussex, Prinz Leopold und natürlich auch Prinz Friedrich hier aßen. Ich schreibe Dir nämlich nun um eine ganze Woche später, am 6. August, es war mir heute vor acht Tagen unmöglich, diesen Brief zu beenden. Was, theure Adelheid, hat sich nicht seitdem Alles in Frankreich begeben, und was kann sich da nicht noch und infolge dessen überall noch ereignen! Was sagt Ihr zu dem Allen? Scheint es nicht unglaublich, daß gerade in dem Lande sich dergleichen ereignet, daß ein französischer König so handeln kann, daß ein solcher von der Vergangenheit so wenig gelernt? O, möchten Andere wenigstens von dieser neuen Lehre Nutzen ziehen, und möge Gott das Gegentheil verhüten! Wie traurig ist's, zu denken, daß ein einziger Mensch, eine solche Null wie dieser Polignac,*)

*) Bekanntlich unterzeichnete Polignac die berühmten „drei Ordonnanzen" vom 25. Juli 1830, welche die Julirevolution hervorriefen.

solches Unheil anstiften kann! — Wie Manches möchte ich Dir noch schreiben, aber dieser Brief soll Dir vielleicht noch so weit nachreisen, daß ich ihn nicht noch voluminöser machen will. Lebe also innigst wohl, theure, geliebte Adelheid, sage dem lieben August tausend Herzliches von mir und schreibe bald Deiner treuen

Gabriele."

Im August gehen Bülows „sechzehn Mann hoch" auf zwei Monate nach Brighton, und Gabriele schreibt von dort an ihre Schwester:

„Brighton, den 30. September 1830.

Ich danke Dir, geliebte Caroline, wenn auch spät, doch nicht minder herzlich für Deinen lieben Brief vom 4. d. Mts., den ich vor ungefähr vierzehn Tagen hier erhielt und gewiß längst beantwortet hätte, wäre es nicht meine Absicht gewesen, Dir einen recht ausführlichen Brief zu schreiben, zu welchem sich eben die Zeit nie fand. Ich besinne mich keiner Zeit, in der ich so wenig gethan hätte wie hier, ohne doch müßig gewesen zu sein in den Stunden, die zu meiner Disposition sozusagen bleiben. Deren waren aber freilich nicht viele. Daß ich es mir zum Gesetz gemacht, während des hiesigen Aufenthaltes die Luft so viel als möglich zu genießen, wirst Du nicht allein begreifen, sondern, ich bin es überzeugt, Dich darüber freuen und mir den wohlthätigen Genuß von Herzen gönnen, wenn auch unsere Korrespondenz dadurch etwas geschmälert worden ist. Zu diesem Brightoner Luft- und Badeleben kam auch noch das Londoner hinzu, ich meine das Gesellschaftsleben, was mitunter etwas scharf war. Eine ganze Woche hindurch waren wir täglich, mittags und abends, bei den Majestäten im Pavillon. Die zwanglosen Stunden sind ganz wiedergekommen. Die Fürstin Carolath nahm einen Theil meiner Morgenstunden in Anspruch, und ihre Anwesenheit hier gab auch Gelegenheit zu Morgenfêten. Die Königin gab zur Geburtstagsfeier ihrer ältesten Tochter den beiden Carolaths und unseren Kindern ein Diner, d. h. die Kinder hatten ihr Mittagsessen, während wir Eltern mit den Majestäten und der Familie unser Luncheon einnahmen, indessen an demselben Tisch mit den Kindern, und Du kannst denken, daß Gabriele sich nicht wenig darauf einbildet, ihr Diner neben der Königin und dem König gegenübersitzend eingenommen zu haben. Nach demselben wohnten wir Alle

einer Vorstellung bei, welche die Astleyschen Kunstreiter und Seiltänzer u. s. w. in der Königlichen Reitbahn aufführten. Wirklich Alles, was man Schönes und Glänzendes in der Art sehen kann. Acht Tage vorher war ich auch schon morgens mit den Kindern bei der Königin, die ihr Pathchen wiederzusehen wünschte. Sie beschenkte sie Alle sehr hübsch. Sehr hübsch war es auch von den beiden Schwestern des Königs, der Prinzeß Auguste und der Landgräfin, meine Kinder am Geburtstage der kleinen Carolath ebenfalls zu beschenken. Die Güte und Freundlichkeit dieser Prinzessinnen kann ich überhaupt nicht genug rühmen. Die Landgräfin liebe ich, sie hat etwas gar zu Gutes, dabei ist sie so verständig, so angenehm in ihrem ganzen Wesen, und man wird in einer Stunde so bekannt mit ihr, als ob man sich Jahre lang schon kennte. Die Kinder sind aber wirklich dazu bestimmt, Präsente hier zu bekommen. Neulich bin ich mit ihnen in einem Kaufladen, ganz beschäftigt in meinen Einkäufen, als auf einmal die Königin mit der Herzogin von Gloucester eintritt und Letztere, die meine Kinder noch nie gesehen hatte, sie auch gleich mit allerliebsten Arbeitskästchen beschenkt. Daß sie nach dem Allem gut auf Brighton zu sprechen sind, wo sie auch täglich zwei Stunden mit großem Vergnügen reiten, kannst Du denken, — auch sind sie trostlos, es verlassen zu müssen.

Du wirst wieder finden, daß hier die Herrschaften viel „menschlicher" und umgänglicher sind als bei uns. Deshalb sage ich ja eben, daß dies eine vortreffliche Schule für die Kontinental-Fürstlichkeiten ist. Doch ist es mir lieber, wenn sich keine Schüler dazu finden, denn man muß während der Erziehung doch leiden, schon durch die gesellschaftliche Unruhe, die sie veranlassen.

Umarme den lieben Vater, ihm, eigentlich noch mehr uns Allen, gratuliren wir zum Schwarzen Adler. Man möchte wünschen, daß dies der Anfang zu *mehr* sei, gerade in dieser Zeit, d. h. Allen und für Alles wünschte ich es wohl, dem lieben Vater *persönlich* nicht. — Die Schneiderrevolution in Berlin hat uns nicht einen Augenblick beunruhigt, obgleich sie in den hiesigen Blättern sehr vergrößert dargestellt wurde. Gefaßt muß man jetzt aber wohl auf Vieles sein, und ernst genug gestalten sich die Dinge. Die Begebenheiten in den Niederlanden besonders sind wirklich sehr beunruhigend. . .

Schreibt bald Eurer *Gabriele.*"

Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele:

„Tegel, den 2. Oktober 1830.

Du weißt, liebe Gabriele, daß mir das Schreiben jetzt viel Mühe und Zeit kostet, und wirst mir also schon in Gedanken verziehen haben, daß ich Deinen lieben Brief vom 21. August so spät beantworte. Deine und der lieben Kinder Gesundheit ist mir eine unendliche Beruhigung. Der Aufenthalt in Brighton muß, besonders da Ihr so gut wohnt, sehr angenehm sein. Größere Einsamkeit wäre Dir wohl angenehmer. Du mußt aber doch auch bedenken, daß gerade der Aufenthalt des Hofes und vieler anderer Leute für Bülows Geschäfte sehr nützlich ist, und daß in Eurer Lage kein Ort für Euch Stadt- und Landaufenthalt zugleich darbietet. In der süßen Hoffnung, Dich mit Bülow und den theuren Kindern hier zu sehen im künftigen Sommer lebe ich recht eigentlich. Die Begebenheiten sind zwar drohend und die Zeit unendlich bewegt, indeß, hoffe ich, legt sich der Sturm, ohne loszubrechen. Es wird sehr viel auf die Niederlande ankommen. Krieg wäre mir unendlich widerwärtig, er zerrisse wieder unsere ganze häusliche Existenz. Wird unsere schöne Hoffnung erfüllt, so findest Du, beste Tochter, auch Mathilde und ihre beiden Kinder hier. Ist es nicht ein unendliches Glück, daß sie gerade eine Tochter bekommen hat? Mir hat es nicht bloß eine große Freude gemacht, sondern es hat mich ganz eigentlich tief gerührt, als ein Zeichen des noch nicht von uns wankenden Segens des Himmels. Mathilde, die ein Schicksal hat, in dem man sie mehr bewundern muß, als man ihre Lage beneiden kann, bedurfte wohl eigentlich einer Tochter zum Trost ihres Lebens. Auch fühlt sie sich sehr glücklich dadurch. Ich bin nun überhaupt unendlich mehr für die Töchter, man möchte noch so viele haben. Auf das Fortbestehen des Namens habe ich nie Werth gesetzt, mich gerade in einem Sohne wiederzufinden, hat mich auch nicht gereizt. Aber eine Tochter ist ein unendlich beglückendes Wesen. Man kann so ganz mit ihr fühlen und findet sich wieder von ihr begegnet. Wie ich das mit Euch jetzt empfinde, süße Gabriele, mit Dir und Deinen Schwestern, kann ich Euch nicht ausdrücken. Aber so wird es auch freilich wenig Vätern. Es ist das wieder ein Segen der lieben Mutter. Ihre Güte und ihr Sinn ruhen auf Euch, auf jeder anders, und wieder war sie anders als Ihr Alle. Aber doch fühlt man sie und Euch so innig als Eins. Das zu denken, den feinen Fäden nachzugehen, an

denen sich das Schöne und Zarte so von Wesen zu Wesen fortspinnt, beschäftigt mich unendlich oft. Wenige Menschen gehen so reich ins Grab, wie ich einst thun werde, mit den Erinnerungen an die Mutter, mit Eurer Liebe und den Bildern, die ich von Euch in mir trage, und mit dem Bewußtsein, das Alles wahrhaft genossen, immer gefühlt zu haben, daß darin, und nur darin, das eigentliche Leben liegt. Nie, von meiner frühen Jugend an, ist eine Zeit in mir gewesen, wo ich nicht dies Hängen am Nächsten und Liebsten, dies Suchen des in sich im Gemüth Verwandten für das gehalten hätte, was dem Menschen über Alles gehen muß und mit dem sich nichts gleichstellen läßt. —

Mit Hermann bin ich, wenn es so fortgeht, recht sehr zufrieden. Er lebt in einer recht gebildeten, angenehmen Familie und hat sich sehr ihre Liebe erworben. Er hat Liebe zu seiner Beschäftigung, große Lust an der Natur, behält immer, ob er gleich mit vielen, auch ungebildeten Leuten umgeht, eine gewisse Zartheit und Feinheit, die über den bloßen Anstand hinausgeht. Was mir ihn besonders werth macht, ist, daß er das Andenken an die liebe Mutter so treu aufbewahrt. Auch zu mir, als ich ihn besuchte, hatte er eine große Freude. Er wird gewiß ein guter Mensch, wenn er seine jetzige Einfachheit behält. Er wird nun Hedemanns und Carolinen in Burg-Oerner besuchen, und Dich soll er im künftigen Sommer gewiß hier sehen.

Was Du von Esterhazy schreibst, freut mich sehr. Grüße ihn ja von mir. Er gehört nicht zu den gewöhnlichen Menschen. Der Tod des Königs hat mich, wie ihn, wirklich geschmerzt. Es läßt sich wohl Manches gegen den König sagen, aber er hatte im Ganzen seiner Art auch etwas, worin ihm Keiner gleichkam, noch gleichkommen wird.

Ich bin seit etwa drei Wochen, liebe Gabriele, in einer noch eigeneren Stimmung als sonst, so versenkt in die Erinnerung der Vergangenheit des Lebens mit der Mutter, daß es eigentlich mein einziger Gedanke ist. Caroline hat Dir vielleicht geschrieben, daß sie die Briefe zwischen der Mutter und mir ordnet. Sie legt sie, soviel sie kann, jahrweise und bringt sie mir dann. So fing ich an, einige zu lesen, und nun kann ich mich nur immer mit Mühe davon losreißen. Es fehlt Vieles, aber unglaublich viel hat sich erhalten. Noch der erste Brief, den sie mir im Sommer 1788 schrieb, ehe wir uns je gesehen hatten. Von welcher Schönheit auch diese frühen Briefe sind, welch ein Schatz von Gedanken

darin enthalten ist, welch ein unendlich reiches Gemüth, welch eine Fülle der Liebe sich darin ausspricht, das ahnt man gar nicht, ehe man diese Briefe liest. Und das Göttliche, das die Mutter so auszeichnete: der höchste und freieste Aufschwung der inneren Empfindung und die größte Einfachheit und Natürlichkeit da, wo der Mensch die Außenwelt berührt. Die Mutter trug nie etwas Exzentrisches ins Leben über und schloß immer das Seltenste und Ungewöhnlichste in sich. Es thut mir jetzt so unendlich leid, diese Briefe nicht, als sie noch lebte, wiedergelesen zu haben, um mit ihr selbst darüber reden zu können. Ach, wenn man sich liebt, sieht und spricht man sich immer noch viel zu wenig. Die Mutter und ich haben so viel, so glücklich ohne allen Anstoß, größtentheils so einsam und in so freien Verhältnissen zusammengelebt, haben uns gegenseitig so tief gekannt, und doch überfällt es mich jetzt oft so wehmüthig, daß ich sie noch viel mehr hätte sehen, mich viel mehr mit ihr beschäftigen können. Ach, überhaupt wecken diese Briefe noch mehr die unendliche Sehnsucht nach dem Wiedersehen, und was sich so nahe gewesen ist, sich so als Eins gefühlt hat, das muß sich wiederfinden. Das Gefühl selbst giebt die Gewißheit. Auch darüber ist eine so wunderschöne Stelle in einem ihrer Briefe vor unserer Verheirathung. Sie spricht davon, daß man im Nachdenken über sich und sein Schicksal so oft in ungewissen Zweifeln umhergeworfen würde. Dann heißt es: „Aber auf der lichten Höhe der Empfindung begegnet die ewige Wahrheit dem suchenden Blick und zerreißt die verhüllenden Schleier." Und das ist an sich und war besonders in ihr so wahr. Alles entsprang in ihr aus dem Gefühl, weil sie immer und mit der ganzen Fülle ihres Wesens jeden Gegenstand ergriff. Es wird Dir wunderbar erscheinen, liebe Tochter, daß gerade jetzt, wo ich dem äußeren Treiben am fernsten stehe, ich wieder in Geschäfte gekommen bin. Wenn wir zusammenkommen, werde ich Dir und Bülow erklären, wie das gekommen ist. Aber das wird mich nicht abführen. Der Staatsrath ist ein kleines Geschäft, dem ich aber gewachsen bin, da mich meine Stimmung nicht an Arbeit und nützlicher Thätigkeit hindert. Ich bleibe dabei doch den Winter in Tegel bei dem lieben Grabe und gehe durchaus in keine Gesellschaft. Viele Leute denken freilich, daß mich der Staatsrath wieder hineinführen wird, aber ich glaube das nicht. Es begegnet dem Menschen selten etwas, ehe es nicht in seinem Innern vorher sich bewegt hat. Nun aber kann

kein Mensch ferner von Ehrgeiz in allen weltlichen Dingen sein als ich jetzt. Selbst der Orden hat mich gefreut, erstlich weil die gute Mutter schon immer einen Betrieb darauf hatte, daß ich diesen bekäme, und dann eben darum, weil es allem möglichen Ehrgeiz ein Ende macht, da ich nun, was in meinem Kreise liegt, erreicht habe. Aber noch eine Rolle spielen, viel ausführen zu wollen, ist mir ebenso fern. Ich überlasse das gern Anderen. Ich habe nie viel davon gehalten, nur benutzt, was die Gelegenheit gab. Wie es aber auch werde, denn die Zeit ist sonderbar, so verlasse ich meine Einsamkeit, und womöglich auch meine Tegelsche, nicht. Mit den Menschen anders, als wie einzeln und in Geschäften zu reden, lasse ich mich nicht ein.

Grüße Bülow herzlich von mir und sage ihm Alles, was ich für ihn empfinde. Umarme die Kinder tausendmal. In einem besonderen Packet schicke ich Dir meine Rezension der Goetheschen Italienischen Reise. Ich spreche darin viel von Rom und habe es ganz im Andenken an die liebe Mutter gethan. Ich habe die Arbeit in Gastein gemacht.

Mit inniger Liebe Dein treuer Vater

H."

Gabrielens Antwort an ihren Vater:

„Priory, den 19. Oktober 1830.

Mit welcher Wehmuth ich Dir, geliebter Vater, von hier aus schreibe, kannst Du Dir denken, wenn ich Dir sage, daß ich, als ich vor beinahe zwei Jahren hier war, am nämlichen Ort und nämlicher Stelle der lieben seligen Mutter schrieb. Gewiß begreifst Du aber auch ebenso sehr, daß ich gerade darum es um so weniger unterlassen möchte, die freien Augenblicke, die mir heute wie damals werden, dazu zu benutzen, Dir meinen innigen Dank für Deinen lieben jetzt empfangenen Brief zu sagen. Wie ich Dir diesen ganz so, wie ich ihn empfinde, aussprechen soll, weiß ich zwar kaum. Lieber, lieber Vater, Du hast mir einen wahren Schatz gegeben in dem lieben Brief. Ich lese ihn immer und immer wieder, denn er vergegenwärtigt Dich mir, wie die liebe selige Mutter sich Dir in ihren nachgelassenen Briefen. Was Dir diese jetzt sein müssen, wo Du nur in ihnen leben möchtest, kann ich mir ganz denken. Du schreibst unaussprechlich schön über dieselben und erregst gleichzeitig meine tiefste Sehnsucht nach ihr und nach Dir. Wie übernimmt mich aber zugleich die Ueberzeugung des ganzen Verlustes, den

ich durch unsere Trennung erleide, theurer Vater, so sehr ich mir auch dessen immer bewußt bin, mit erneuter Stärke. Eine Stelle aus einem Briefe von Adelheid aus Herrnstadt drückt so ganz aus, was ich meine, daß ich sie für mich reden lasse. Sie schrieb: „Es ist auch nicht allein das Unaussprechliche im Umgang zwischen Eltern und Kindern, das man durch diese Trennung verliert, Du wirst es nun selbst durch eigene Erfahrung empfinden, man verliert in ihnen einen Theil des inneren eigenen Lebens, das sie Beide auf so einfache Weise fürs Schöne und Erhabene im Leben anzuregen wissen." — Wohl habe ich die Wahrheit dieser Worte seitdem ganz kennen gelernt, nur ist sie für mich doppelt traurig, die ich einer solchen Anregung so sehr bedarf. Ach, lieber Vater, darin gleiche ich nicht der lieben seligen Mutter, wie überhaupt wohl leider am wenigsten von uns Schwestern, so liebevoll Du Dich auch darüber äußerst. Nur in der Sehnsucht, ihr zu gleichen, stehe ich ihnen, hoffe ich, nicht nach, sie erfüllt mein ganzes Herz, und ihrem Vorbilde nahe zu kommen, wenn ich es auch nie erreichen kann, ist mein tägliches Gebet zu Gott. —

Deine Freude, Deinen Dank gegen die gütige Vorsehung, die Mathilden eine Tochter schenkte, habe ich Dir in tiefster Seele nachempfunden. Es ist mir unbegreiflich, wie ich Dir noch nicht selbst darüber schrieb, durch Caroline, weißt Du, that ich's aber längst. So erhieltest Du auch meine Gratulation zum Orden. Dieser hat mich sehr gefreut, so auch der Wiedereintritt in den Staatsrath. Wie schön schreibst Du über Beides, lieber Vater, so wie nur Du es kannst. Daß Du nicht gern wieder in ein völliges Geschäftsleben träteſt, begreife ich ganz und würde es für Dich persönlich ebenso wenig, als für die Sache unendlich wünschen, besonders in der jetzigen verhängnißvollen Zeit. Die Geschäfte im Staatsrath hingegen sind mir in gewisser Art auch für Dich selbst lieb, und für die lieben Schwestern erfreue ich mich sehr der öfteren Veranlassungen, die Du nun zum Kommen nach Berlin haben wirst. — Die Herzogin von Cumberland hat es mir auf die Seele gebunden, Dich ihrer lebhaftesten, aufrichtigsten Theilnahme an der Ordensverleihung zu versichern, sowie der Fortdauer ihres herzlichsten und dankbarsten Andenkens. Von Letzterem hätte ich Dir schon längst wieder schreiben sollen. Von allen Seiten bin ich übrigens mit Gratulationen für Dich beauftragt, von Esterhazy, Münsters ꝛc. Von

unseren beiden Grafen nicht weniger, die aber freilich als echte Preußen unbefriedigt geblieben sind durch die Halbheit der Sache. Von Onkel haben wir seit der ersten Benachrichtigung seiner Ankunft in Paris nichts wieder gehört, ich hoffe, er wird nicht wieder nach Berlin zurückkehren, ohne uns hier besucht zu haben. Du bist nun wohl recht einsam in dem lieben Tegel während der Schwestern Abwesenheit. Denen wünsche ich zu ihrem Aufenthalt in Burg-Oerner ebenso gutes Wetter, wie wir es hier haben, wo es wirklich wunderbar schön ist. Hier nun auf dem Lande vollends. Ach, an der Wand des Hauses hier blühen die Rosen ebenso reich und frisch wie damals, wo ich mich erinnere, der lieben Mutter davon geschrieben zu haben! — Auch in Brighton sind wir im Ganzen sehr vom Wetter begünstigt worden, wie überhaupt der dortige Aufenthalt äußerst angenehm war und uns Allen sehr gut bekommen ist. Bei den lieben Kindern kommt die Wirkung der Seebäder erst jetzt recht nach. . . . Ich hoffe sie morgen alle gesund wiederzusehen bei meiner Rückkunft nach London. Die Trennung von ihnen ist mir bei solchen Landpartien etwas sehr Schweres, und ich will sie diesen Winter so viel als möglich vermeiden. Die Einladung von Aberdeens ließ sich aber nicht gut ablehnen. Bülow grüßt Dich auf das Herzlichste und hat sich auch sehr an Deinem Briefe gefreut. Den lieben Schwestern und Hedemann meine schönsten Grüße, wenn Du ihnen nach Burg-Oerner schreibst, wenn ich sie in Berlin zurückdenken kann, schreibe ich ihnen. Wie erfreut mich Alles, was Du mir über den guten Hermann schreibst, und wie freue ich mich ganz besonders auf sein Wiedersehen. Der Himmel gebe nur, daß die Zeitereignisse unserer Reise nicht in den Weg treten mögen. Lebe nun innigst wohl, theurer Vater, ich umarme Dich mit den lieben Kindern auf das Herzlichste und bin Deine Dich innig liebende Tochter

Gabriele.

Die Rezension, von der Du mir schreibst, erhielt ich noch nicht, freue mich aber schon im voraus darauf."

Gabriele an ihren Vater:

„London, den 31. Dezember 1830.

Im alten Jahre noch will ich Dich, theurer, geliebter Vater, um Verzeihung bitten, daß ich Dir seit so langer Zeit nicht schrieb. Meinen Brief aus Priory vom Oktober zwar wirst Du hoffentlich

erhalten haben, allein seitdem sind eben mehr als zwei Monate verstrichen! — Daß ich auf einen Brief von Dir gewartet, könnte ich nicht eigentlich sagen, denn ich weiß es ja, daß bei der Beschwerlichkeit, die das Schreiben Deinen Augen verursacht, ich nicht immer auf Beantwortung hoffen darf. Mit der heutigen Post hätte ich Dir aber jedenfalls geschrieben, und nun vollends, seit ich gestern Abend durch Herrn Wagner Dein schönes, herrliches Geschenk erhielt. Lieber, theurer Vater, wie soll ich Dir dafür danken, wie Dir die große, wenn auch unendlich wehmüthige Freude beschreiben, die es mir gemacht. Es ist ein so sinniges, rührendes Andenken, als hätte sie es selbst erdacht, die liebe liebe Mutter. — Sagt Dir das nicht, was ich dabei empfinde, und mehr, als ich mit vielen Worten darüber sagen könnte? Wie herrlich ist aber auch die Ausführung, wie ganz vergegenwärtigt Einem die Kamee die schöne Statue*) — ach, ich habe ja diese mit der lieben, seligen Mutter zuerst gesehen und sehe ihr Abbild nun so und in solcher Bedeutung wieder —; das ergriff mich schon bei der Zeichnung des Grabmals, die Du mir im vorigen Jahre schicktest, so sehr, und die gab doch nur eine Idee davon.

Den 1. Januar 1831.

Lieber Vater, — so weit schrieb ich Dir gestern, wo Bülow nach seiner Zurückkunft vom Lande, wo er ein paar Tage gewesen war, so unvermuthet schnell seine Post schloß oder vielmehr nur weniger durch eine andere Gelegenheit absandte, daß mir nur die Zeit zu einigen flüchtigen Zeilen an Adelheid blieb, da ich diese nicht so flüchtig beendigen wollte. Heute nun, am Neujahrstage, lasse ich es mein erstes und liebstes Geschäft sein, Dir meine liebevollsten Glückwünsche auszusprechen. Wird es uns vereinigen, dieses neue Jahr? Das ist eine der Hauptfragen und Hauptwünsche, die ich an dasselbe richte. Auskunft darüber wäre zugleich Auskunft über noch unendlich Vieles, denn die Ausführung unserer Reisepläne hängt ja ganz von den Weltbegebenheiten ab, und leider, leider werden ja diese immer drohender. Doch höre ich nicht auf zu hoffen, wie oft wird Einem gerade dann am meisten, wenn man am wenigsten erwartet, und wiederum, wie oft werden Einem die sichersten Hoffnungen zerstört, so wie die unserigen im vorigen Jahre. Das ist und bleibt mir noch immer unbeschreiblich traurig. Zwar sind die Freuden, die die Hoffnung giebt, groß und schön, allein noch mehr sind es die, welche

*) Thorwaldsens „Hoffnung".

Einem durch die Erinnerung werden. Wie reich würde ich jetzt an solchen sein, hätte ich im letzten Sommer mit Euch einige Monate verleben können, wie befriedigt und doch nicht minder sehnsuchtsvoll wäre nun mein Herz, denn das ist eben das Schöne der Erinnerungsfreuden, daß sie die Seele ebenso sehr befriedigen als aufregen. Theurer, lieber Vater, wie doppelt wehmüthig sind uns jetzt immer, und fast mit jeder Wiederkehr mehr, die bedeutungsvolleren Tage, wie der heutige, wie der liebe Weihnachtstag. Wie gern hätte ich gerade an dem Tage Dein liebes Geschenk erhalten, allein leider war das bei Wagners verspäteter Abreise nicht möglich. Die Kinder haben das liebe Fest in größter Freude und Lust verlebt und uns dadurch und durch ihr, Gott sei's gedankt, allseitiges Wohlbefinden unendlich beglückt. Die kleine Therese erfreute uns noch ganz besonders, indem sie gerade an dem Abend mit einem Mal anfing zu laufen. Zwar that sie das schon seit längerer Zeit, aber nur auf kleine Distanzen, und noch immer mit einer gewissen Aengstlichkeit. Am heiligen Abend aber kam sie mit ihren Schwestern ins Zimmer gelaufen, ging von einem aufgebauten Tisch zum anderen, drehte sich auf dem Absatz um, — und dabei mit einer gewissen Grandezza, als wäre sie die Königin des Festes. Wie wünschte ich Euch herbei, das liebe, allerliebste Kind sehen zu können, und wie wünsche ich das täglich! Ich schreibe Carolinen noch mehr von den Kindern. Dir habe ich noch für die mir früher gesandte Rezension und Vorwort zu dem Briefwechsel und nun für diesen selbst meinen herzlichsten Dank zu sagen, theurer Vater. Ich habe Erstere und bereits Vieles in den Briefen gelesen und mit der größten Freude und Genuß. Ich habe dabei wieder empfunden, was man, finde ich, immer bei wahrhaft Schönem, es mag sich Einem in Worten oder Gebilden darthun, empfindet, nämlich ein — ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll —, ein Gefühl inneren Erwachens, eines Eintretens der Seele in einen höheren und doch so heimischen Kreis, daß es Einem ist, als könnte man, besäße man nur die äußere Fähigkeit dazu, Gleiches hervorbringen. So geht es mir bei den schönsten Kunstwerken, bei den schönsten Büchern, — es liegt, so bewußt man sich auch bald wird, daß sie eine täuschende ist, doch etwas unendlich Wohlthuendes in dieser Empfindung, da sie Einem Bürge von den der Seele einwohnenden besseren und höheren Kräften zu sein scheint. Ach, daß diese so oft und lange schlummern!

Der Briefwechsel hat nun auch etwas sehr Rührendes für mich durch die so oft darin gethane Erwähnung der lieben seligen Mutter, Eures häuslichen Lebens u. s. w. Tief hat mich die Stelle über des seligen Wilhelms Tod ergriffen, und wie Du sagst, derselbe hätte Dir so alle Sicherheit des Lebens genommen, und andererseits hättest Du doch so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen, — nach dem Tode eines geliebten Wesens „glaubt man sich einheimisch in zwei Welten". Das ist so unaussprechlich wahr. Wie schön und wahr ist auch Dein und Schillers Ausspruch über die liebe Mutter. — Ich werde noch oft und viel in diesen Briefen lesen. Für heute sage ich Dir nun Lebewohl, geliebter Vater, Bülow und die Kinder vereinigen ihre Glückwünsche mit den meinigen. Bülow schriebe Dir gern selbst, aber er ist immer beschäftigt, jetzt wirklich in einem beständigen Strudel. Gott Lob ist er sehr wohl dabei. Er grüßt Dich tausendmal. Scharnhorsts unerwartete Ankunft hier hat uns vorgestern recht erfreut, und er ist nun täglich bei uns. Lebe wohl, lieber, theurer Vater, und gedenke liebend

Deiner Gabriele."

Wilhelm v. Humboldt an seine Tochter Gabriele:

„Tegel, den 24. Januar 1831.

Ich habe, theure Gabriele, zwei Briefe von Dir zu beantworten vor mir, von welchen der eine schon vom Oktober ist. Du weißt, süßes Kind, warum ich so wenig schreibe. Ich brauche gegen die Schwäche in der Hand, die mir das Schreiben schwierig macht, eine Einreibung im Rückgrat. Ich habe nämlich sehr oft, allein einen Tag mehr als den anderen, ein Zittern in den Beinen und Händen. Dies kommt wohl von den Jahren, aber gezeigt hat es sich plötzlich nach dem Tode der armen Mutter. Am Gehen, selbst an langem Stehen hindert mich dieser Zufall gar nicht.

Beim Schreiben habe ich in der rechten Hand weder Schmerz noch Zittern, aber die Hand führt nicht aus, was ich will. Der feste Vorsatz vermag darüber etwas, aber nicht viel, wenigstens nicht Alles. Sonst bin ich wirklich sehr wohl und sehe auch so aus.

Ueber die guten Nachrichten von Dir und Deinen lieben Mädchen habe ich immer die größte Freude. Wie unendlich sehne ich mich, Euch Alle und den lieben Bülow wiederzusehen! Allein recht schwierig scheint es mir, daß sich die Dinge vor dem Herbst, wenn auch kein Krieg ent-

steht, so beruhigen sollten, daß Bülow sollte drei Monate Urlaub nehmen können, und allein wirst Du, liebe Gabriele, nicht kommen wollen. Unsere Pläne sind auch noch ungewiß. Rust ist noch unentschieden, ob ich Gastein oder ein Seebad brauchen soll. Bis zum April oder Mai muß doch das Alles klar werden, sprich dann recht genau mit Deinem Mann und schreibe mir, wenn Ihr Euch entschließen könnt. Daß die lieben kleinen Mädchen so hübsche Fortschritte machen, ist mir sehr lieb. Du hast aber sehr recht, dabei zu bleiben, daß der eigentliche Unterricht, insofern er ein allgemeiner ist, deutsch und von einem Deutschen ertheilt werde. Die liebe Adelheid hat mir von Elementarbüchern gesprochen, und ich werde mich sogleich sorgfältig danach erkundigen.

Wir haben gleich nach Neujahr zehn recht ruhige Tage hier zusammen zugebracht. Caroline und Adelheid waren die ganze Zeit und August so viel hier, als ihm seine Geschäfte erlaubten. Adelchen liebt die Stille hier ganz vorzüglich, sie findet sogar das Ausrufen des Nachtwächters, der aber auch ganz eigene Gaben in seinem Rezitativ hat, hier anziehend. Und ich, liebe Gabriele? Ich mußte gestern beim Ordensfest sein, und morgen ist Staatsrath. Ich bin doch aber gestern Abend spät hergefahren, um morgen früh zurückzugehen. Ich kann nicht sagen, wie so unendlich wohl mir gestern Abend noch die Stunde bis zum Schlafengehen war. Du wirst das begreifen, sowie es Deine Schwestern begreifen, so gern mich die Lieben auch in Berlin haben. Meine Seele fühlt sich nirgends heimisch als hier. Nirgends auch kann ich so in ungestörter Ruhe der Erinnerung der Vergangenheit nachhängen. Diese Sehnsucht nach der Zeit, die nicht wiederkehrt, ist nämlich noch aufs Neue recht in mir durch der Wolzogen „Leben Schillers" geweckt worden. Wir werden es Dir schicken. Es ist unendlich schön geschrieben. Eine Frau hat in keinem Lande etwas so Schönes hervorgebracht, und ein Mann könnte es gar nicht. Es schwebt um das Ganze und alles Einzelne ein wahrer weiblicher Zauber. Ich sehe es jetzt wieder so deutlich in den Briefen der lieben Mutter, in ihr und in der Wolzogen ging wie eine neue schöne Weiblichkeit auf. Die Mutter war unendlich *mehr* als die Wolzogen; von höherem Geist, tieferem Gefühl, größerem und dabei doch einfach anspruchsloserem Wesen. Es war ein reinerer, schönerer und so unendlich mehr Sicherheit und Zuversicht gewährender Gehalt in ihr. Aber Beide waren sich doch wieder sehr gleich, und die Mutter

verdankt der Wolzogen sehr viel, während ihres Lebens im elterlichen Hause das ganze Glück und den ganzen Trost einer treuen, hingebenden, gleichgestimmten Freundschaft und ebenfalls auch manche schöne und harmonische Richtung. Aus einer solchen Weiblichkeit heraus ist das Leben Schillers geschrieben. Der Mutter und meiner wird im zweiten Theil oft gedacht. Von mir kommt eine Schilderung vor, mit der ich mehr als zufrieden sein kann. Ebenso von fast allen darin genannten Personen, auch von nahestehenden, von der Mutter allein nicht. Diese Zartheit hat mir sehr gefallen, sie stand ihrem Herzen zu nahe, die Erinnerung an sie war ihr zu heilig, um sie öffentlich zu entwickeln und darzustellen.

Du schreibst, süßes Kind, von den Rosen in Priory von der Mitte Oktobers, hier haben sie an dem Grab der lieben Mutter fast bis an den Dezember heran geblüht, und nicht viel kürzer die Vergißmeinnicht. Jetzt ist Alles auf dem Grabfleck tief verschneit. Ich war noch heute bei sehr schönem Wetter da. Die Statue der Hoffnung ist schon zur Hälfte aus dem Marmorblock heraus. Die Säule wird sich ganz schön ausnehmen, wenn sie darauf steht. Wenn Du im Sommer noch kommst, ist gewiß Alles fertig.

Der Herzogin von Cumberland danke sehr von mir. Ich habe wirklich eine wahre Affektion für sie. Suche ihr das auf eine schickliche Weise auszudrücken. Auch Esterhazy und Münster grüße sehr.

Daß Du mit dem Armband zufrieden bist, macht mir eine unendliche Freude. Ihr habt nun, Ihr lieben drei Töchter und Mathilde, jede ein Andenken von mir, das, ach, auf so wehmüthige Weise ein doppeltes ist. Die Ausführung ist aber wirklich sehr gut. Bunsen hat sich viel Mühe mit der Besorgung gegeben. — Thereschen geht also? Wie sehne ich mich, das liebe Kind zu sehen! Küsse sie tausendmal von mir. Ueber meinen Briefwechsel mit Schiller schreibst Du sehr hübsch, liebe Tochter. Das Arbeiten an diesen Briefen hat auch mir große Freude gemacht und das Schreiben über Schiller und Goethe. Es ist sehr wahr, daß allen tiefer und feiner fühlenden Menschen etwas in der Seele liegt, das mit allem Wahren und Schönen verwandt ist und lebendig wird, wenn das Gleichartige es berührt. Das in den besseren und edleren Menschen zu treffen, ist die eigentliche Freude beim gelingenden Schreiben. Ich habe in diesem Monat viel zu thun gehabt. Erstlich war der Kunst-

verein, wo ich reden mußte, dann hatte ich Arbeiten, die mit dem Staatsrath zusammenhängen, und endlich mußte ich in der Akademie lesen und meine Vorlesung noch für die öffentliche Sitzung ausarbeiten. Wessenberg grüße recht herzlich von mir. Deine, des theuren Bülow und der Kinder Glückwünsche erwidere ich von ganzem Herzen. Möge uns dieses Jahr vereinen! Darin, daß dieser schon an sich so süße Wunsch möglich sei, liegt zugleich vieler und großer anderer Wünsche Erfüllung. Noch eine Bitte habe ich an Dich . . . Brief an Sir Alexander Johnston . . . Meine Hand liest er nie, obgleich er ebenso undeutlich schreibt. Nun umarme Mann und Kinder, liebe Gabriele, und lebe innig wohl. Ewig Dein treuer Vater

H."

Der Winter verstrich in London ungewöhnlich gesellig, so daß sich schon die Feste drängen, lange ehe die eigentliche Season beginnt, die aber deshalb nichts von ihrem Glanz einbüßt. Der neue Hof giebt zahlreiche Feste, und außer den Geburtstagsfeiern der Majestäten, die willkürlich in die Season verlegt werden, finden nicht weniger als acht Drawingrooms statt, was so viel wie acht große Courschleppen im erbarmungslosen Tageslicht für die Damen bedeutet. Frau v. Bülow schreibt aus dieser gesellschaftlich ebenso als politisch bewegten Zeit:

„London, den 25. April 1831.

. . . Unsere Trennung geht nun bereits ins vierte Jahr, geliebte Schwester, und doch haben wir keine bestimmte Aussicht zum Wiedersehen, ein Monat verstreicht nach dem anderen, und die Ungewißheit ist und bleibt sich gleich. Jetzt ist Polen der größte Stein des Anstoßes, alles Andere schiene sich doch wirklich sonst beruhigen zu können. Die Gestaltung der hiesigen Angelegenheiten ist auch unseren Privatwünschen nicht günstig, so sehr sie Einem sonst gefallen muß. Nun kommt das Parlament erst im Juni wieder zusammen. . . .

Die Drawingrooms amüsiren mich an und für sich noch immer sehr, so fatiguant sie auch sind, allein der Tag ist doch immer ein zerstückelter.

Ich habe, seit ich Dir nicht ordentlich schrieb, öfters die Freude gehabt, die Königin zu sehen bei ihrer letzten Anwesenheit in der Stadt. Sie schrieb mir von Windsor aus und bestimmte mir einen Tag, und nachdem ich an diesem zwei Stunden bei ihr gewesen war, sagte sie

mir, ich möchte bald, wenn ich könnte, sie wieder besuchen. Von vier Uhr nachmittags an wäre sie meistens zu Hause, ich möchte dann auch die Kinder mitbringen. Das that ich dann auch letzten Sonntag, d. h. die drei Aeltesten. Das arme Linchen verlangte schon lange nach dieser Freude, da sie in Brighton ihrer Krankheit wegen nicht mit zu ihr gehen konnte. Sie fing gleich damit an, daß sie ihr sagte, auf englisch natürlich: „Königin, ich komme, um Dich zu sehen, weil ich's in Brighton nicht konnte, weil ich krank war", und dann erzählte sie ihr viel. Die Königin hat so recht die Gabe, sich mit Kindern abzugeben, daß es eine freilich sehr wehmüthige Freude ist. Erst ließ sie die Kinder umherlaufen, wohin sie wollten, dann führte sie uns Alle in ihre Schlafstube und zeigte uns da allerlei hübsche Sachen, und wie sie dazu Linchen auf dem Arm hatte, kam der König dazu. Nun ließen wir uns wieder in der Wohnstube häuslich nieder, und, denke Dir, er fing an zu politisiren und ich mit ihm. Er meinte, sa petite visite im Parlament würde schon ihr Gutes thun oder hätte es vielmehr gethan, worin ich ganz einstimmte und wahrlich nicht aus Schmeichelei, denn er hat wirklich sehr gut daran gethan. Du glaubst aber nicht, wie komisch ich mir selber und gewiß auch der Königin vorkam, ich glaube, die Fürstin Lieven würde mir die Augen auskratzen, hätte sie mich so gesehen. Sie kann sich freuen, daß ich klug genug bin, es weder ihr, noch überhaupt zu erzählen, was ich nicht thue, weil mir nichts mehr zuwider ist als solche Art von Dickethun, besonders da ich weiß, wie dünn meine Ansprüche darauf sind. Ihr aber wißt, wie Ihr's zu nehmen und zu behalten habt, geliebte Schwestern. Der gute König glaubte gewiß, er hätte Bülow vor sich, mit dem er wirklich oft und viel politisirt. Der hätte ihm nun freilich nicht so wie ich sagen dürfen, daß ich möchte, wir hätten auch eine Konstitution, und da habe ich doch wieder nicht geschmeichelt, und das gefiel ihm auch. Gut, daß dieser Brief nicht durch die Post geht, sonst könnte ich noch als Umtreiber ins Verderben kommen, führt mich also nicht hinein. Auf dem Kontinent heißt es gewiß auch, hier wäre nun die Revolution los, der vorgestrigen Illuminationsnacht wegen, aber davor ist gerade jetzt nichts weniger als Gefahr. Doch Du siehst, die Politik steckt an, Geliebte, — also zurück zu meiner Königin, die nie über Politik spricht, und zu den Drawingrooms, von denen Du willst, daß ich Dir mehr erzählen soll. Sie sehen zwar alle dem ersten gleich, nur

Frau v. Bülow

1831 in London von August Grahl skizziert.

habe ich späterhin, durch die Königin selbst aufmerksam gemacht, außer dem Schleppenkampf noch einen anderen bemerkt, nämlich den die arme Königin mit den Federn der Damen (jede hat deren fünfzehn bis zwanzig auf dem Haupte) zu fechten hat, wenn ihr nämlich Einige mit ihrem befiederten Haupt beim Handkuß so nahe kommen, daß sie ihr mit den Federn ins Gesicht fahren. Andere stehen wieder so weit zurück, daß die Königin sie ordentlich zu sich ziehen muß, die, von denen sie weiß, daß sie sie umarmen muß. Es giebt da nämlich verschiedene Regeln nach dem verschiedenen Rang: embrassade und Handkuß oder unwillkürliches shake hands, wenn die Damen vergessen die Hand zu küssen. Manche sind so konfus, daß sie oft mitten durch die Reihe der Prinzessinnen und Damen durchbrechen wollen, oder direkt ins Kamin, kurz, es ist wirklich oft nicht möglich, das Lachen zu verhalten, so unartig ich's auch finde, und so leicht es auch für uns ist, die wir da unseren sicheren Posten haben. Gestern brachte mich die Königin fast selbst aus der Contenance, indem sie meinte, meine Verbeugung vor ihr wäre vortrefflich gelungen. Leider können wir, so wie wir stehen, nicht den König sehen und seine Kämpfe mit den zu küssenden Damen, die auch höchst komisch sein müssen. Der neuliche Ball war außerordentlich hübsch, wahrhaft ein königliches Fest. Der Federnwald fehlte nicht, er sah etwas einem Schneefeld ähnlich. Wir Diplomatinnen aber hatten keine Federn, weil wir die Königin gefragt und sie uns gesagt hatte, ihr zu gefallen wären keine nöthig. Sie liebt sie nämlich nicht und trug selbst keine, um so schöner nahm sich ihr Diadem aus, wirklich köstlich.

Aber ich schreibe und schreibe und muß schließen."

Den ganzen Sommer hindurch geht in diesem Jahre das gesellige Treiben, und die Festlichkeiten finden erst im September durch die Krönung ihren Höhepunkt. Im August schreibt Gabriele unter Anderem:

„. . . Wir aßen gestern bei der Fürstin Lieven in Richmond. Die Landluft zieht sie nicht von der Politik ab, und ihr Mann und der meinige und Graf Motuzewitz — nicht einer von den Polen, für die mein Herz glüht — kamen brühwarm aus der Konferenz, und so ging es munter her. Ich war aber allerdings sehr das fünfte Rad am Wagen. Das bin ich eigentlich zu oft und weiß zu gut, daß ich nicht zu vielem Anderen zu gebrauchen bin, um es nicht ganz gern zu sein, ich höre ja überhaupt viel lieber, als ich rede, aber manchmal kribbelt

es mir oder mich — wie sagt man? — doch, nach meiner Weise zu reden, besonders gegen solchen unpolnischen Polen, wie Motuzewitz, und ich bewundere Bülow in seinen Nuancen, wie er es nennt. Sonst mache ich die Fahrt nach Richmond nicht oft mit, denn sie fällt immer zu politisch aus, auch weiß ich recht gut, daß ich mir die Gunst der Fürstin mehr durch mein Nichtkommen als durch mein Kommen erhalte. Herrlich ist aber in Richmond die Aussicht von der Terrasse, es liegt eine Ruhe, eine Freundlichkeit in der Gegend, eine Offenheit möchte ich es nennen, die mir aber gestern mit der Gesellschaft dort gar zu sehr in Widerspruch zu stehen schien.

Doch wie weit bin ich abgekommen von dem, was ich von den Dejeuners erzählen wollte und wie das eigentlich sehr hübsche Feste sind, die hübschesten meinem Geschmack nach, wenn das Wetter günstig ist. Diese Landhäuser hier, diese Parks sind nun schon an sich Alles, was man Hübsches sehen kann, und eignen sich so zu diesen Festen. Die Leute verstehen das Alles so hübsch einzurichten, so in einem wirklich großen Stil. Selten beginnen diese Fêten vor vier Uhr. Um sechs oder sieben Uhr wird das déjeuner dinatoire eingenommen, und für die Nichttanzenden endigt es dann meistens mit einem Feuerwerk, wer aber tanzen mag, der kann bis Mitternacht und noch länger verweilen, denn ein förmlicher Ball schließt das Ganze. Ich würde eigentlich sehr gern tanzen, allein es führt hier zu weit, ich könnte das Bülow nicht zumuthen, meinetwegen so lange zu bleiben; auch vor mir selber könnte ich es nicht verantworten, als mère de famille noch später als es schon geschehen muß, abends zur Ruhe zu kommen und morgens bei Wege zu sein.

Das Feuerwerk neulich bei Lady Londonderry, das mitten auf der Themse auf drei großen Schiffen abgebrannt wurde, die Illumination des Gartens war wirklich zauberisch. Ein wirklich grandioses und höchst eigenthümliches Fest war auch das bei der Eröffnung der London Bridge. Allerdings, Geliebte, bekomme ich viel Interessantes hier zu sehen, und das ist ein großer Vorzug des hiesigen Aufenthalts. Ich wollte nur, ich könnte die vielen Eindrücke, die mir werden, recht lebhaft wiedergeben. Von Don Pedro glaubte ich Dir geschrieben zu haben, besinne mich aber, daß es an Mathilde war, und an Caroline von dem sonderbaren Konzertabend, darum wiederhole ich

Dir diese Beschreibung nicht, aber unvergeßlich bleibt es mir. Paganinis Spiel machte mir durch die sonderbare Versammlung, vor der er es vortrug, einen noch tieferen Eindruck. Es hat überhaupt bei aller unvergleichlichen Schönheit etwas, das mehr weh als wohl thut, finde ich, es schien mir eine Ironie darin sich auszusprechen, als ob er mit dem ihn bewegenden tiefen Weh sich — moquire — das ist zwar nicht das rechte Wort, aber ich finde gerade kein anderes — über die Großen der Erde und über ihr irdisch Freud und Leid.

Don Pedro*) gefällt mir eigentlich sehr gut, er grämt sich nicht übermäßig über seine gefallene Größe und meint, er wäre in seiner jetzigen Freiheit viel glücklicher. Er ist erstaunlich lebhaft und von sehr leichter Konversation. Das Französische soll er von seiner jetzigen Frau erst recht gelernt haben, die nicht so gefällig gewesen ist wie die erste, gleich Portugiesisch zu lernen. Ich habe sie nicht gesehen, man sagt aber, sie sei ungemein hübsch und liebenswürdig.

London, den 15. September 1831.

. . . Von der Krönung habe ich Dir eigentlich noch sehr wenig erzählt, allein ich fühle mich auch unvermögend, Dir eine eigentliche Beschreibung davon zu machen, und fühle dabei wieder recht, wie unverdient die Komplimente sind, die Du mir zu gütig in Deinem letzten Briefe über mein Schreiben machst. Ebenso dunkel ist mir auch die Bewunderung meines französischen Geistes. Ich mache schon auf deutschen keinen Anspruch, viel weniger aber auf einen anderen. Aber wissen würde ich gern, was Du damit meinst.

Ein Zeitungsblatt, das ich Dir sende, mit einer zwar gräulich verfertigten Ansicht, wird Dir eine Art Bild geben von dem herrlichen Anblick, den ich gehabt. Die Westminsterkirche ist so schon immer meine Passion. Ich streiche unsere Tribüne an und die Dame, die mich vorstellt. Du siehst daraus, daß wir einen vortrefflichen Platz hatten, von dem wir die ganze höchst imposante Zeremonie aufs Beste sahen. Mich hat sie besonders in Bezug auf die Königin unendlich ergriffen, und wahrhaft beglückt hat es mich, die liebe Königin so vortheilhaft darin erscheinen und so allgemein bewundert zu sehen. So

*) Vater der Donna Maria da Gloria, zu deren Gunsten er auf die portugiesische Krone verzichtet hatte, Kaiser von Brasilien von 1822 bis 1831, wo er infolge eines Aufstandes am 7. April abdanken mußte.

wenig schön sie ist, so war sie es an dem Tage doch unbestreitbar, denn ihre Schönheit lag in etwas ganz Anderem als eben der äußeren. Die ganze Schönheit ihrer Seele schien hervorgerufen zu sein, sich ihrem ganzen äußeren Wesen aufzuprägen. Ihr Benehmen hatte so viel Würde, so viel Grazie, die Grazie, die eben aus dem Innern kommt, so viel Ruhe, so tief auch ihr Gemüth ergriffen und bewegt schien, man sah so recht, wie ihre wahre Andacht sie allem Aeußern enthob. Sie sagte mir dies so natürlich und hübsch noch selbst, als ich sie am Dienstag vorher noch sah, wie sie dies öfters schon an sich erfahren hätte, und wie sie hoffte, daß es auch dies Mal der Fall sein werde, besonders bei der Kommunion. Doch ich schreibe Dir immer noch von ihr und muß Dich gerade ihretwegen verlassen, ich soll nämlich jetzt zu ihr fahren mit sämmtlichen Kindern, ihrer vorgestrigen Bestimmung nach, wo wir dort aßen. Adieu also, Geliebte!

. . . Die heutige Nachricht von der Einnahme Warschaus lichtet den Horizont wieder etwas, ich muß es einsehen, daß es für Preußen gut ist, daß es mit der polnischen Sache zu Ende geht, aber das Herz blutet Einem doch für die Polen und kann den Russen den Triumph nicht gönnen! Ach, hätten sie uns wenigstens nicht die Cholera gebracht! Der Gedanke daran verläßt mich nie!

. . . Lebe nun wohl, geliebte Adelheid, ellenlange Besuche haben mich so verspätet, daß ich schließen muß. Bülow grüßt schönstens. Er hatte gestern an seinem Geburtstage nicht weniger Konferenz als alle anderen Tage, denn es geht nun schärfer als je damit, denn mit dem 10. Oktober muß der Friedenstraktat zwischen den Holländern und Belgiern zu Stande kommen, wenn er es überhaupt thut. Mit Letzteren soll aber kräftig verfahren werden, wenn sie nicht mit Gutem verständig sein wollen, und es ist auch wahrlich Zeit dazu. Mich dauert der arme Leopold schon längst.

. . . Gott behüte und beschütze Euch! Mit treuester Liebe

Deine G."

Abermals waren also die Reisepläne an der Politik gescheitert. Die Erwählung Leopolds von Sachsen-Koburg zum König der Belgier beschäftigt alle Gemüther und bringt Bülow doppelt angestrengte Arbeit. Die Konferenzen nehmen unerhörte Dimensionen an, und Gabriele ist mit Recht um ihres Mannes Gesundheit besorgt. „Wir

haben hier", schreibt sie vom 15. Oktober, „sehr interessante Tage verlebt in dieser Woche, für den armen Bülow nebenbei sehr mühevolle. Neulich dauerte die Konferenz von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens, und heute ist er sogar erst um ein Viertel auf sechs von ihr zurückgekommen. Heute wird aber auch dafür der Traktat unterzeichnet — ein großes Wort für die Herren, die aber auch schon darauf gefaßt sind, besonders Bülow, daß trotz aller angewandten Mühe, Zeit und Arbeit die Belgier ebenso sehr wie die Holländer schreien werden, und viele andere Leute noch dazu. Der arme Wessenberg wäre beinahe an den Konferenzen gestorben und ist noch sehr bedenklich, mein armer Bülow reibt sich auf bei dem Leben."

Inzwischen hatte die Cholera ihren verheerenden Zug durch Europa genommen, und weder das Meer noch alle Absperrungsmaßregeln und Quarantänevorschriften schützten England vor der Seuche. Lange schon forderte sie ihre Opfer, aber erst im Februar 1832 wurde sie in London öffentlich eingestanden. Monate lang vorher steigerte das völlige Ausbleiben der Nachrichten die Spannung und Besorgniß bis zur Unerträglichkeit. Von Gabrielens Lieben erkrankte jedoch zum Glück Niemand, weder hüben noch drüben des Meeres, und das Weihnachtsfest feiert sie mit dankbarem, wenn auch besorgtem Herzen. Bei diesem Feste hatte sie immer Gelegenheit, ihr liebenswürdiges Gemüth zu zeigen, indem sie alle jungen Landsleute, die zur Gesandtschaft gehörten oder sich zufällig in London aufhielten und ihr heimathlos oder vereinsamt erschienen, in ihren Familienkreis zog und Jeden unter ihrem Weihnachtsbaum eine kleine sinnige Aufmerksamkeit, einen Scherz oder eine witzige Anspielung in kleinen Geschenken finden ließ.

Die ersten Monate des neuen Jahres 1832 verlebte Gabriele mehr als sonst in der Stille. Um so lebhafter wurde der Briefwechsel mit den Ihrigen; von Zeit zu Zeit beglückt sie sogar ein eigenhändiger Brief des einsamen Vaters. Ihr empfänglicher Sinn nimmt seine sich allezeit über das Alltägliche erhebenden Gedanken in der ihr eigenen sympathischen Weise auf, und indem sie seine Ideen weiter zu spinnen meint, kommt doch ihre Eigenart voll zur Geltung. Des Vaters Freude an ihrem Wesen klingt überall aus seinen Worten, und mit jedem Briefe giebt er ihr mehr, schließt er ihr mehr sein Inneres auf und leitet sie dahin, auch das Wesen der unvergeßlichen Mutter in seiner höchsten, edelsten und bleibenden Wirkung zu erkennen.

So schreibt er ihr:

„Tegel, den 14. Januar 1832.

Es ist fast Mitternacht, theure Gabriele, und der Mond scheint mild und hell durch das Fenster, das ich immer für ihn ohne Laden lasse. Du glaubst nicht, wie die Aussicht aus meiner Stube auf alle eisstarren Bäume auch jetzt schön ist. Ich habe eben in den Briefen der lieben Mutter gelesen, wie ich gewöhnlich abends thue, und will Dir nun noch für Deinen so herzlich lieben Brief danken, bestes Kind. Du mußt mir mein seltenes und weniges Schreiben verzeihen, Du kennst die Ursache, und meine Gedanken sind immer bei Dir. Es giebt so Einiges, was der Seele immer gegenwärtig bleibt, woran man darum nicht zu denken aufhört, weil man etwas Anderes denkt, worüber das Andere nur so hinrollt, wie ein Bach in seinem Bett. In diesen Gedanken liegt eigentlich das innere Glück, sie lassen eigentlich nicht unglücklich werden. Denn sie wachsen in Stärke mit der Wehmuth und umschließen die Seele fester, je mehr sie ihrer bedarf. So sind Du, geliebte Gabriele, und Deine Schwestern immer vereint mit Eurer Mutter in mir, das Bild einer Jeden auf verschiedene Weise, Alle bis an ihren Tod vom Hauch ihrer Liebe umgeben, und Alle so voll und rein und treu empfindend mit mir, daß ich mit Euch, wie mit mir selbst reden kann. Deine neuen Hoffnungen bewegten mich schon tief, als ich zuerst davon hörte. Ich erflehe Dir den besten Segen des Himmels dazu. Er hat bisher Dich und die lieben Kinder bei den vielen Gefahren des armen Linchens so gnädig beschützt, daß er es auch ferner thun wird. Was Du, liebe Gabriele, über die Verbindung zwischen den Ungeborenen und den nicht mehr Lebenden sagst, ist sehr schön und wahr. Begreifen läßt sich allerdings nichts, durch den Verstand nicht einmal errathen, aber die Ahnung des Gefühls giebt darum keine weniger sichere Gewißheit. So viel erreicht man aber auch mit Gedanken, daß wenigstens die Gründe, die uns das, was vor und was nach dem Leben ist, gleich unbegreiflich machen, für die, welche das Leben verließen, nicht mehr vorhanden sind. Einen umgebenden Schleier zerreißt wenigstens gewiß der Tod, und wenn nicht die Sehnsucht nach dem, was man hatte und nicht mehr besitzt, jedes andere Denken und Empfinden auslöschte, so könnte man sich auf den Tod noch wie auf die Enthüllung des Geheimnisses des Daseins freuen. Daher ist, was am sanftesten den Tod mit dem

Leben verbindet, eine recht ruhige, aber recht lebendige und klare Ideenbeschäftigung, zu der auch das Alter von selbst hinneigt. Es liegt zugleich darin das süßeste Unterpfand des Wiedersehens und der Wiedervereinigung. Man kann sie doch nur durch die Stärke der Liebe erringen oder verdienen, was man sich auch darüber einbilden oder vorsagen möchte, die Stärke alles Glaubens liegt nur in der Liebe, in jeder Art dieser wundervollen Empfindung, und Theklas Wort bleibt immer das Schönste und Wahrste darüber: „wenn Dein Lieben unserm Lieben gleichet.“

Die Liebe aber wächst in stiller Geistesbeschäftigung und wendet in ihr Alles sich zu. Darum ist, worüber ich mich schon oft in früher Jugend gestritten habe, das Leben der Frauen so viel höher und edler. Sie knüpfen einfach die stärksten und zartesten Fäden des Lebens zusammen, und weiter kann es der Mann doch auch mit allen seinen Umwegen nicht bringen, er gelangt aber nur selten dahin. Bei dem Lesen der Briefe der Mutter fällt es mir oft bis in Kleinigkeiten auf, wie unendlich sie auf uns Alle gewirkt hat, und wie sie schon darum und dadurch gleichsam immer mit uns fortlebt. In mir besonders kann ich in ganz bestimmten Epochen nachgehen, wie sie Alles in mir entwickelt hat, worauf ich noch heute Werth setze, und was ohne sie mir ewig verschlossen geblieben wäre. Und doch ging sie kaum einmal bei Euch gerade auf Lehren und Bilden aus. Aber ihr Wesen selbst hatte eine stillwirkende Kraft. Jedes tiefere menschliche Gefühl wurde Einem an ihr klar, und man empfand deutlich, daß man es so vorher nicht gekannt hatte. Darum, wenn sie uns Unendliches durch ihren Tod entrissen hat, so hat sie uns auch Unendliches gelassen. Denn man kann, auch die Süßigkeit der Erinnerung gar nicht gerechnet, selbst in Ideen ewig in ihr leben und erschöpft ihr einziges Wesen nie.

Caroline wird Dir geschrieben haben, daß sie mir eine Kopie des Kopfes aus dem Schickschen Bilde der Mutter geschenkt hat. Ich habe, da die Kopie gut gerathen ist, unendliche Freude daran. Da dies Bild und die Wachsche Zeichnung aus so verschiedenen Zeiten stammen, so ergänzen sie in gewisser Art einander. Der Schicksche Kopf hat einen ungemein lieblichen Charakter, nicht gerade der Jugend, aber einer jugendlichen Frau, den auch die Mutter selbst so lange behielt. Wir werden Dir nun bald den Abdruck des Grabmals schicken, der wenigstens sehr wahr ist.

Der Hoffnung, Dich und Bülow, den ich herzlich grüße, mit den Kindern im Sommer hier zu sehen, gehe ich zwar mit unendlicher Freude entgegen, wage aber noch nicht, mich ihr ganz zu vertrauen. Es liegt noch so Vieles dazwischen. Aber ich weiß, Du thust gewiß Alles, um die Schwierigkeiten zu überwinden. Mir ist meine Badereise recht fatal, es ist so klein und erbärmlich, so etwas nicht aussetzen zu können. Allein leider kann ich es nicht und nicht einmal die Zeit irgend bedeutend ändern. Der 10. Juli ist das Früheste, wo ich anfangen kann zu baden, und vierzig Tage brauche ich, da mehr als einmal am Tage zu baden nicht gut ist. Vom 1. Juli bis etwa 26. August muß ich also von hier abwesend sein. Davon hängt dann nicht sowohl mein Befinden, aber meine ganze Thätigkeit und mein Sein im ganzen Jahre ab. Das Bad hat mir wundervoll gut gethan, aber es ist wie alle Bäder, es muß wiederholt werden. Du glaubst nicht, theures Kind, wie ich körperlich eigentlich ein Alter fühle, das ich noch gar nicht habe. Ich möchte es mehr Unbehülflichkeit als Schwäche nennen. Denn Gehen, Steigen, Treppen und die Gebirge hier steigen kann ich sehr gut. Aber das Uebrige! Anziehen, essen, einen Knopf zuzumachen, ein Schubfach aufzuschließen, eine Stelle in einem Buch aufzuschlagen, Alles dauert sechsmal so lange als sonst. Darum brauche ich, um wenig zu thun, ganze Tage. Vom Schreiben rede ich gar nicht, Du siehst es, und an einem Brief, wie dieser, male ich einen vollen Winterabend. Das Einzige, was dabei helfen kann, ist noch das Bad, nicht gerade, daß es besser werden soll, aber nur, daß es nicht zunimmt. Uebrigens laß Dir diesen Zustand nicht eben zu Herzen gehen, geliebtes Kind. Ich bin darum wenig zu beklagen. Ich befinde mich sehr wohl, und wenn ich einen Knopf langsam zuknöpfe, so denke ich dabei an viele Dinge. Zum Glück braucht man zum Denken keine Hände, und in Gedanken, die mich beschäftigen und mich, wenn auch in Wehmuth, glücklich machen, lebe ich mehr als je, und das vorzüglich hat mir das Meer durch gestärkte Lebenskraft erhöht.

Nun lebe wohl, theures, innigst geliebtes Herz, und umarme mir tausendmal die lieben, lieben Kinder. Meine besten Wünsche umschweben Dich ewig. Dein treuer Vater

H.

Am 18. geendet."

Am 10. April 1832 wird für Bülows die Hoffnung auf einen Sohn durch die Geburt einer fünften Tochter vereitelt. Man hat sie die Enttäuschung ihr Lebenlang nicht entgelten lassen, vielmehr ist sie ganz besonders mit Liebe überschüttet worden, und nur die kleinen Schwestern riefen entrüstet: „again a girl", „only a girl!"

Ueber die Taufe, die mit großem Pomp begangen wurde, schreibt die Mutter:

„. . . Am Sonnabend hat die Taufe der lieben, süßen Kleinen stattgefunden, auf eine Art, wie sie mir nicht zusagte, aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und so will ich mich nicht weiter viel darüber auslassen, besonders da mir heute kaum Zeit bleibt, das Faktische der Sache zu erzählen.

Bülow hatte nämlich die Konferenz zu Gevatter gebeten zur Erinnerung an die in und mit ihr verlebte merkwürdige Zeit. Die Idee war in ihm ganz natürlich, nur wäre es mir lieb gewesen, wenn er sie nicht hätte haben können. Talleyrand als Pathe war und ist mir noch ein gar großer Stein des Anstoßes, obgleich man gar nicht mehr bei der Pathenschaft den eigentlichen Sinn beibehält. Talleyrand ist eine widerwärtige Figur, die Einen jedesmal von Neuem wieder verwundert und mir sozusagen eine Art von Uebelkeit erregt. Wessenberg hätte auch ohne diese Konferenzidee Gevatter gestanden, er gehörte zu denen, die ich mir gleich ausgedacht hatte bei der kleinen deutschen Taufe, die ich zu haben wünschte, so auch die gute Ompteda. Die Fürstin Lieven stand anstatt ihres Mannes und repräsentirte Rußland. So waren es also mit der Herzogin von Dino drei Damen und drei Herren; Lord Palmerston war der Dritte. Als eigentliche Gevatter betrachte ich aber den lieben Vater und den guten Hermann und mit für sie sprach ich mein „Ja" aus. Sage ihnen das, Liebste. Beim Namen Constance ist es geblieben, das süße Kindchen wird so genannt werden wegen der beständigen Töchterfolge, außerdem heißt sie Dorothea nach der Lieven und Dino und Hermine. Mit dem Namen Constance waren die Herren Konferenz-Gevatter auch zufrieden, wie sie's auch sein konnten, denn seine Bedeutung der Beständigkeit hat sehr passenden Bezug auf die Dauer dessen, was die Konferenz bezweckt. . . ."

Trotz dieses sinnigen, bedeutungsvollen Namens blieb das Kind bis in ihr siebentes Jahr Baby, und ihre Vorgängerin, von diesem Titel

verdrängt, mußte sich noch lange die Bezeichnung the old baby gefallen lassen, ehe die Schwestern sich dazu entschlossen, sie Thereſe zu rufen.

Mit rührender Freude nimmt der Großvater auch dieſes noch ungekannte Kind an ſein liebevolles Herz und vereint mit dem Willkommensgruß den ſchon ſo lange gehegten Wunſch, endlich Tochter und Enkel im Sommer bei ſich zu ſehen.

„Tegel, den 20. April 1832.

Ich kann Dir nicht ſchildern, theuerſte Gabriele, wie glücklich mich die Nachricht Deiner Entbindung und Deines und des lieben kleinen Weſens Wohlbefinden gemacht hat. Ich ſchließe Euch Beide tauſendmal an mein Herz und bitte Gott, daß ſein beſter Segen Euch ferner behüten möge. . . . Ich erfuhr die Nachricht auf ſehr ſonderbare Weiſe. Ich war eben in Berlin und ausgefahren geweſen. Wie ich wieder in die Stube trat, kam Hedemann mir nach und Caroline mir entgegen und erzählten mir Beide von Bülows Brief. Dann aber fingen ſie miteinander zu ſtreiten an, wer mir die Nachricht zuerſt gebracht hätte, und ſo dauerte es einige Minuten, ehe ich nur erfahren konnte, ob es ein Sohn oder eine Tochter ſei. . . .

Wenn ich dieſes Ereigniß und Hedemanns und Adelchens Hierbleiben*) zuſammennehme, ſo fängt der Frühling dieſes Jahr ſehr ſchön für mich an. Ich nehme es zugleich als eine Vorbedeutung für unſer Wiederſehen und Zuſammenkommen im Sommer. Wie würde das Alles die empfinden, die uns ewig fehlt, wenn ſie noch unter uns wäre! Daß man den Gedanken an geliebte Verſtorbene ſo gar an keinen Ort heften kann, bewegt mich oft ſo ſchmerzlich. Das Grab vermehrt nur die Sehnſucht, weil es auf die Vergangenheit und die Erde zurückweiſt. In anderen Momenten iſt es aber ein beruhigender Gedanke, ſich die Abgeſchiedenen nicht ſo an einem beſtimmten fernen Ort denken zu müſſen. Man iſt nicht ſo gewiß und beſtimmt von ihnen getrennt. Ihr Odem kann uns umgeben; da die Arten des Daſeins ſo vielfach ſein können, ſo mag ihnen eins zu Theil werden, für das Nähe und Ferne verſchwinden. Ich weiß, theures Kind, daß Dir die liebe Mutter immer gegenwärtig iſt, und darum treibt es mich immer, mit Dir von ihr zu reden. —

*) Hedemann hatte ſoeben eine Brigade in Berlin erhalten.

Wie unendlich werde ich mich freuen, Deine lieben fünf Kinder zu umarmen und mit Dir und Bülow einige Wochen zu verleben. Daß mich nur die fatale Badereise so aufhält! Freilich wirst Du auch nicht so bald reisen können. Aber ein paar Wochen gehen doch darum verloren, und jeder Tag ist da unendlich viel. Mit meiner Gesundheit geht es übrigens sehr gut, aber die Schwächlichkeiten kehren sich daran nicht, sondern gehen ihren Gang fort und würden zunehmen, wenn man ihnen nicht entgegenarbeitete. Aber Adelchen und Caroline sorgen so liebevoll für mich. Uebrigens kann es keinen glücklicheren Vater geben, als ich es durch Euch, liebe drei Töchter, bin. Das erkenne ich recht dankbar. Auch Hermann ist sehr lieb und gut. Nun lebt wohl, umarme alle lieben Kinder von mir und laß uns ja recht oft von Dir hören.

Von ganzer Seele Dein

H."

„Tegel, den 28. Mai 1832.

Die Sonne begrüßte heute Morgen ordentlich Deinen Geburtstag, geliebte Tochter, was mir gleich beim Erwachen heute früh eine so innige Freude gemacht hat. Du glaubst nicht, wie hübsch es gerade jetzt ist, Grün und Blüthen sind spät in diesem Frühling gekommen, aber nun auch in der herrlichsten Fülle und Mannigfaltigkeit. Wir haben Alle Deiner mit unendlicher Liebe gedacht, aber auch mit recht inniger und tiefer Sehnsucht. Ich kann mir keine größere Freude denken, als Dich und die lieben kleinen Mädchen in meine Arme zu schließen. Nimm aber bis dahin, beste Gabriele, meine herzlichsten Wünsche. Mögen Deine und Bülows Gesundheit sich recht kräftig und ununterbrochen erhalten, und mögen die lieben Kinder gedeihen und Dir fortwährend recht ungestörte Freude gewähren. Es hat mir sehr leid gethan, Dir kein Geburtstagsgeschenk zum heutigen Tage darbringen zu können. Du wünschtest Dir aber ein Bildniß der lieben Adelheid, und ich fühlte, daß ich Dir kein lieberes Geschenk machen konnte. Sie läßt sich aber jetzt malen, und ich hoffe, das Bild soll schön und ähnlich zugleich werden. Ich freue mich selbst sehr darauf, es in Deinen Händen zu wissen. Nur zu heute und gar so, daß es heute in London war, konnte es nicht fertig werden. Für Deinen liebevollen Brief danke ich Dir unendlich. Es schmerzt mich sehr, auf so lange und hübsche Briefe so kurz und unbedeutend zu antworten. Es geht aber mit meinem Schreiben, wie Du siehst, sehr

schlecht. Dies kindische Schreiben erinnert mich an den kleinen Wilhelm. Er ist nun in Niesky und gefällt sich sehr gut da. Er hat an Adelheid einen hübschen Brief geschrieben. Es macht mir sehr viel Freude, daß der arme kleine Junge endlich in regelmäßige Erziehung gekommen ist.

Nun lebe wohl, bestes Kind, und umarme Bülow und die lieben Kleinen herzlich von mir. In diesem Sommer sehen wir uns doch gewiß!

Mit innigster Liebe Dein treuer Vater

H."

Im Juni bringt Gabriele einige Tage mit ihrem Baby in Windsor zu und genießt das Zusammensein mit der Königin in der schönen Natur und ohne Zwang städtischer Etikette. Sommer und Herbst verstreichen ohne Unterbrechung in London, da Bülow durch Geschäfte in der endlosen belgischen Angelegenheit gefesselt ist, und wieder muß der Plan, die Heimath wiederzusehen, auf das nächste Jahr verschoben werden. Das Stillleben, das Gabriele ihrem Baby verdankt, genießt sie sehr im Zusammensein mit den Kindern, schickt die Erzieherin auf Urlaub und widmet sich ganz ihren kleinen Mädchen.

„Ich erfreue mich selbst sehr dieser Ferienzeit der Kinder", schreibt sie, „und es wandelt mich täglich mehr die Lust an, keine Gouvernante bei ihnen zu haben; so wenig als auch Miß M. ein Gêne zu nennen ist, — es ist doch immer ein Zwischending mit einer solchen Person, das nicht sein sollte, allein wenn es auch in der jetzigen prächtig stillen Zeit geht, so wäre es doch in der Season unmöglich, überhaupt eigentlich bei der hiesigen Lebensweise und dem Wohnen in verschiedenen Etagen nicht durchführbar.

Bei den Stunden bin ich immer zugegen, wenn ich es irgend einrichten kann, aber jetzt mache ich täglich mit den Kindern kleine Landpartien zwischen eins und sechs, bei diesem köstlichen Wetter, und die Kinder kommen jeden Morgen mit einem neuen Plan zu mir. Man sollte doch nicht sagen, daß London ein ungesunder Ort sei, jedenfalls nicht für Kinder. Nirgends sieht man schönere und gesündere Kinder als hier; dabei sind sie so abgehärtet. In der Abwartung, die hier die Kinder haben, liegt allerdings die größte Ursache ihres Wohlseins, und das Geld, das dafür hier ausgegeben wird, ist ein gut angewandtes Geld. Daß man darin, nach Maß und Verhältniß natürlich, bei uns diesem Beispiel folgte, wäre sehr wünschenswerth. Gehörige Kinder-

bedienung halte ich mir künftig überall, sie ist von zu großem Vortheil für die Gesundheit und das ganze spätere Leben der Kinder. Könnte ich Euch das Alles mündlich auseinandersetzen, so würdet Ihr schon mit mir übereinstimmen, liebe Schwestern, besonders aber darüber ganz unbesorgt sein, daß ich unvernünftig englisch hier geworden. Man kann überall das Beste annehmen und lernen und sich doch treu bleiben.

Gabriele und Adelchen sind jetzt ganz besonders lustig und guter Dinge, die beiden Kleinen, die sogenannte second édition, sind aber auch nicht schwermüthig, und wenn sie Alle so glücklich und heiter mich umgeben und mein süßes, holdes Baby mit ihrem hellen Stimmchen die spielenden Schwestern anjauchzt, geht mir oft das Herz in Freude und Dank gegen Gott über und auch in dem sehnsüchtigen Wunsche, daß Ihr Geliebten an dem freundlichen Anblick theilnehmen könntet. Wann, ach, wann, werdet Ihr meine zwei Kleinen kennen lernen!" —

Das Jahr 1833 sollte endlich den allseitigen Wunsch eines Wiedersehens in Tegel erfüllen, wenn auch der Herbst darüber herankam. Briefe, wie die folgenden ihres Vaters, konnten nicht anders als Gabrielens Sehnsucht bis auf das Höchste steigern.

„Tegel, den 14. Januar 1833.

Ich benutze das gütige Anerbieten der lieben Adelheid, ihr einen Brief für Dich zu diktiren, theuerste Gabriele, und Dir für den Deinigen zu danken, in dem Du mir so liebevolle Wünsche für das neu begonnene Jahr schreibst. Möge der Himmel auch Dich und die Deinigen behüten und Dir jede Sorge um die Gesundheit der lieben Kinder ersparen. Dies Jahr wird uns doch endlich zusammenführen, und die guten Kleinen werden mir wie neu geschenkt sein, auch die, die ich schon kannte. Von Gabriele und Adelheid kann ich mir eher ein Bild machen, wie sie jetzt sein können, aber die liebe, kleine Caroline steht meiner Phantasie so deutlich vor, wie sie noch auf dem Arm getragen wurde und die Arme so lieb gegen mich ausstreckte, daß ich sie mir jetzt gar nicht denken kann.

Führe ja, theures Kind, Deinen Plan aus, abzureisen sobald der Frühling die Fahrt der Dampfschiffe wieder beginnen läßt. Ich dächte Du könntest noch im April bei uns ankommen, und das wäre sehr schön, weil es uns noch über zwei Monate des Zusammenseins vor der fatalen Badereise ließe. Während dieser machtest Du wohl Deinen mecklen-

burgischen Besuch ab, und wir hätten dann doch noch nach meiner Rückkunft wenigstens sechs freie Wochen vor Deiner Abreise. Du wirst freilich etwas enge hier wohnen, wir wollen es Dir aber so bequem und behaglich einrichten, als es nur immer möglich ist. Auf Bülow rechne ich auch gewiß, aber dabei bleibe doch ja, daß Du Deine Abreise von der Möglichkeit seines Weggehens unabhängig läßt. Tegel wirst Du gewiß recht schön finden, und dem lieben Grab so nahe zu sein, wird Dir unendlich wohl thun; ich kenne es nun in allen Jahres- und Tageszeiten, und seine Nähe gehört wie zu meinem Dasein. Ich führe auch insofern hier ein so glückliches Leben, als es in dieser Vereinzelung möglich ist. Manche Unbehülflichkeiten sind freilich unangenehm, — aber im Grunde ist das Alter doch auch wohlthätig und beglückend, ich meine die Lebensperiode, wo man nicht mehr eigentlich in das Leben eingreifen will, sondern nur, wie ich es neulich irgendwo sehr hübsch ausgedrückt las, „auf den Niedergang denkt". Man löst sich von der Welt und hängt doch mit gleicher Treue an Allem, was man liebt und geliebt hat. Das Wohlthätigste ist, daß die Vergangenheit Einem zur Gegenwart wird. Die Briefe der lieben Mutter sind auch darin ein unerschöpflicher Schatz. Ich kann in ihnen, da wir leider so oft getrennt waren, unser ganzes Leben wieder von Neuem leben und finde darin immer zugleich auch Euch Kinder in jeder Periode des Alters so lieblich wieder. Die Briefe enthalten sehr oft bloß Dinge, deren Interesse nur in der damaligen Gegenwart lag, die liebe Mutter war auch so anspruchslos und so natürlich, daß sie gar nicht nach auffallenden oder besonders hervorgesuchten Ideen haschte, sie sprach sehr oft mehr die Sache als ihre Empfindung dabei aus. Dennoch ist es unglaublich, welch unendlicher Reiz in oft scheinbar unbedeutenden Zeilen liegt. Schon die bloßen Anreden wirkten jedesmal so auf mich, und bei einem „liebster Wilhelm", so einem Worte, das nie wiederkehren kann, verweile ich oft lange. Du siehst, liebe Gabriele, daß ich so einer schönen und wenn auch oft einer wehmuthvollen, doch sehr heiteren Ruhe genieße. Adelchen und ihr Mann theilen sie oft mit mir, und wenn Du gerade heute, wo Adelheid mit mir allein ist, die unendliche Stille empfändest, würde sie auch Dir wohlthun.

Ich bin jetzt schon mehrere Wochen nicht in der Stadt gewesen, und dieser Winter ist darin sehr gut für mich, daß der Staatsrath

noch nicht angefangen hat, ich also ungestört hier bleiben kann. Von dem, was vorgeht, höre ich eben nicht viel. Von Bülows Thätigkeit und ihrem Erfolge muß doch aber auch außerhalb gesprochen werden, denn noch heute las ich in einem Briefe der Wolzogen an Caroline, daß sie seiner auf solche Weise erwähnte. . .

Ich weiß übrigens nicht, ob ich es eben für ein Unglück halten sollte, wenn sich Eure Stellung änderte. Bequemer ist es allerdings, wenn ein Gesandter sehr lange an einem Ort bleibt, aber besser und bildender ist doch der Wechsel von Zeit zu Zeit. Außer seiner Heimath gewissermaßen Wurzel zu fassen, eignet sich nicht gut. Auch würde wahrscheinlich die Folge einer Aenderung sein, daß Du, liebe Gabriele, eine Zwischenzeit hier zubrächtest. Das würde mich und uns Alle sehr glücklich machen, und so sehr ich erkenne, daß es den Kindern gut geworden, an einem fremden Orte gewesen zu sein, so würde ein Jahr in Deutschland, besonders auf die ältesten, einen sehr heilsamen Einfluß haben. Es ist überhaupt immer meine Lebensansicht gewesen, daß es weit weniger darauf ankommt, welche Schicksale und Lagen der Mensch hat, als darauf, daß er jede wahrhaft in sein inneres und äußeres Leben verwebt. Grüße Bülow herzlich von mir und umarme die lieben Kinder, denen ich tausend Schönes und Gutes sage. Ich habe Gabrielchen an ihrem Geburtstage nur in Gedanken begrüßt, das Schreiben hat wirklich fast in mir geendet, und es ist ein ordentlich närrischer Einfall des Schicksals, gerade mich, der ich so viel schrieb, darum zu bringen. Ich schließe hier, da es gleich zehn Uhr ist. Ich habe Dir wohl nie vom Nachtwächter geschrieben? In dem erwartet Dich ein großes Vergnügen, ein solches Recitativ giebt es nicht mehr, und er weiß es Einem so eindringlich zu machen, daß es wirklich zehn geschlagen hat.

Lebe innigst wohl."

(Eigenhändig:)

„Tegel, den 20. Mai 1833.

Tegel war kaum je so schön und blüthenreich als in diesem Jahre, theure Gabriele, und jeden Morgen, wo ich nach dem Aufstehen ins Grüne blicke, schmerzt es mich so lebhaft, Dich und Deine lieben Kinder nicht hier zu haben. Auch an Deinem Geburtstag werde ich Dich mit wahrhaft tiefer Sehnsucht vermissen. Doch erkenne ich, daß es besser ist, daß Du jetzt nicht gekommen bist, und mit unendlicher Freude habe

ich in Deinem letzten Brief an Adelchen ein Wort gefunden, wo Du von einem Winteraufenthalt mit uns sprichst. Auf diese Weise werden wir Deinen lang ersehnten Besuch wirklich genießen können, besonders wenn Du Mecklenburg in der Zeit abmachen könntest, wo wir noch in Gastein sind. Wir wären dann noch drittehalb Monate zusammen hier, und im Winter käme ich öfter und auf länger nach Berlin. Und auch Du, süßes Kind, verschmähtest wohl nicht, mich auf Tage bisweilen in Schnee und Eis zu besuchen. Auch Deinen Kindern wird ein halbjähriger Aufenthalt in Deutschland wohlthätig sein, ob ich gleich die Entfremdung vom Vaterlande auch in London für sie nicht fürchte. Du und Adelheid wußtet ja lange gar kein Deutsch, und wo gäbe es wohl Frauen, in denen sich jedes echt deutsche Gefühl schöner, reiner und kräftiger entwickelt hätte als in Euch? Wie dies als ein Segen Eurer ewig theuren Mutter über Euch drei gekommen ist, so verbreitet es sich weiter von Dir auf Deine lieben Mädchen.

An dem Grabe wirst Du eine recht wehmüthige, aber auch unendlich große Freude haben. Ich hätte es nie vorher geglaubt, wie ein geliebter Todter unlösbar an den Ort fesselt, der ihn doch eigentlich nicht besitzt. Gewiß ist man überall von dem umgeben, mit dem man im Leben ungetrennt eins war, es ist aber so menschlich, sich gerade an den Punkt zu heften, wo man es von der Erde verschwinden sah. Die Entfernung vom Grabe hier wäre mir jetzt ein wahres Hinderniß bei dem Plan jeder längeren Reise. Die Schwestern lesen mir Deine Briefe immer vor, und sie machen mir die größte Freude, besonders sind mir alle Stellen lieb, wo Du über die Kinder sprichst. Ich freue mich unendlich auf sie Alle. Zu Deinem Geburtstage wünsche ich Dir von Herzen Glück. Genieße recht lange das Glück in ungestörter Gesundheit und Heiterkeit, von Deinem Mann und den Kindern umgeben zu sein, und erhalte mir Deine und ihre Liebe. Das Leben, wenn man es in jedem Moment mit der rechten Gesinnung aufnimmt, ist immer fruchtbringend, wenn auch oft schmerzlich, und die Gesinnung, es recht und schön aufzufassen, ist Dir, bestes Kind, vorzugsweise eigen.

Ende August sind wir gewiß von Norderney zurück. Sehr schön wäre es, wenn wir dort zusammenstießen. Wir sähen uns, wenn der Ort auch uns fremd ist, ebenso frei und, was unendlich viel wäre, eher.

Umarme auf das Herzlichste Bülow und die guten Kinder und lebe innigst wohl.

Mit der liebevollsten Sehnsucht

Dein treuer Vater H."

Gabriele an ihre Schwester Adelheid:

„London, den 10. Mai 1833.

. . Ich schreibe Dir am Posttag und bin leider schon so viel gestört worden, daß ich nun während der Stunde der Kinder schreibe und also meine Aufmerksamkeit sehr getheilt ist. Gestern nach dem Drawing-room war ich so müde, daß ich zum Schreiben unfähig war, ich war es so sehr, daß ich mich nach Tisch auf meine Chaiselongue legte und bis halb zehn schlief, wo es wieder an die Toilette zum Ball bei Talleyrand ging. Von diesem so verlebten Tage und der schrecklichen Hitze ist mir der Kopf heute noch ganz wüst. Bedauere mich nur auch ein bißchen, besonders für nächste Woche, wo jeder Tag besetzt ist und nicht weniger als vier Diners zu bestehen sind. An Deinem Geburtstag ist Hofball. Die große Diner-Rage ist all dem Herzog von Orléans zu Ehren, worüber ich ihm etwas grimmig bin, aber sonst muß ich gestehen, daß er mir ausnehmend gut gefällt in Wesen und Aussehen. Am Montag aßen wir mit ihm bei Talleyrand. Tags vorher und nachher benutzte ich meine Freiheit und fuhr mit den Kindern etwas aufs Land, denn es ist mit einem Mal Sommer geworden, und das macht eben dies gesellschaftliche Treiben noch fataler. Doch machte ich mir am Sonntag rechte Vorwürfe, als ich in dem Garten der Herzogin von Cumberland in Kew (wozu sie mir für immer die Erlaubniß gegeben, sie ist nämlich noch in Hastings) war und mich die Schönheit und Lieblichkeit des ganzen dortigen Etablissements in dem reizenden Frühlingsschmuck ebenso freute als rührte, wie es der Anblick von Gottes herrlicher Schöpfung thut, wie ich mir aber lebhaft vorstellte, was sie, die arme Herzogin, bei ihrer Rückkehr dorthin bald empfinden wird, wenn sie das Alles dort so frisch, so blühend wiedersieht, aber weiß, daß ihr geliebtes Kind das Alles nicht sehen kann, wenigstens sehr bald nicht mehr, denn es geht schlecht und immer schlechter mit seinem Auge! Ich aber hatte meine Kinder alle so wohlgestaltet, so im Genuß der Gesundheit um mich, und ich hatte das Bewußtsein, doch am nämlichen Morgen etwas unzufrieden gewesen zu sein, die schöne

Jahreszeit so wenig genießen zu können, freilich wohl am meisten ihretwegen, und wenn mich dieses Gefühl etwas übernimmt, so fühle ich doch so lebhaft, wie unendlich viel mir der Himmel gegeben und wie ich nur danken und in Demuth um Erhaltung beten sollte. Es sieht übrigens jetzt wieder sehr bunt in der Welt aus und nun selbst hier. Das Schwanken des Ministeriums wird wieder sehr verzögernd auf die Lösung der belgischen Frage wirken, und, liebste Adelheid — der Sommer ist doch da! Aber freilich, alle Menschen grämen sich nicht darüber. So wurde ich neulich auch fast wild, als mir die Marquise Salisbury versicherte, ihr wäre es ganz einerlei, ob die Sonne je schiene oder nicht, sie fand es viel wichtiger, ob die Sonne im Parlament für die Whigs oder Tories schiene! Und die Frau besitzt einen der schönsten Landsitze in der Nähe von London! Bei dergleichen ungenossenem Reichthum oder vielmehr Gottesgaben fallen mir sehr oft die herrlichen Worte aus dem Don Carlos ein:

Gehört die süße Harmonie, die in dem Saitenspiele schlummert, seinem Käufer, der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat das Recht erkauft, in Trümmer es zu schlagen, doch nicht die Kunst, den Silberton zu rufen und in des Liedes Wonne zu zerschmelzen."

Gabriele an ihre Schwester Adelheid:

„Windsor-Castle, den 21. Juli 1833.

Anfangen will ich wenigstens einen Brief für Dich, geliebteste Adelheid, von hier aus! Es klingt nicht allein so gut, wie wir sonst zu sagen pflegten — weißt Du noch, Geliebte? —, sondern es macht mir oder giebt mir vielmehr das Gefühl des Einheimischseins an einem Ort, wenn ich von da aus ein geliebtes Wesen schriftlich begrüße. Auch ist mein Erkerfenster hier, aus dem ich zum Greuel der englischen und königlichen Hausmädchen den gerade davor stehenden und alle Aussicht raubenden Toilettentisch verbannt und dafür auf deutsche Art einen Schreibtisch an die eine Wand der Fenstervertiefung gestellt, gar zu einladend zum Schreiben, wenn auch die herrliche Aussicht, die sich vor mir ausbreitet, die Blicke recht oft vom Papier abzieht, und es sich eigentlich viel besser träumen und denken läßt als schreiben. Doch bleibt zu allem diesem kaum Zeit, und ich habe schon zu viel davon versäumt, denn nun schreibe ich schon wieder am Dienstag, den 23. Vorgestern kam ich nicht weiter, da wieder Mittagstoilette gemacht

werden mußte, und gestern blieb mir keine Minute für mich selbst; denke Dir, ich hatte die Freude, die Kinder hier zu haben. Es war ihnen schon längst versprochen, daß sie Windsor sehen sollten, allein es wäre wohl schwerlich dazu gekommen, hätte es nicht die Königin mit ihrer gewöhnlichen Güte und Freundlichkeit beim König befürwortet und selbst Sorge getragen, die Kinder kommen zu lassen zum gestrigen Tage, wo beide Majestäten sich zur Stadt begeben mußten, um pflichtmäßig die Bilderausstellung auf Somersethouse zu besehen. Die Kinder hatten nicht versäumt, der Aufforderung nachzukommen, waren um sieben Uhr abgefahren, hatten auf halbem Wege die Pferde gewechselt, und als wir um zehn Uhr mit den Majestäten das Frühstückszimmer verließen und Bülow einen Blick in unsere Zimmer thun konnte, fand er die jungen Damen mit Miß Morton schon gemächlich bei einem zweiten Frühstück für sie etablirt. Sie sahen die Königin nur einen Augenblick, und als diese mit dem König nach der Stadt gefahren war, traten wir mit den Kindern, Miß Morton, der Hofdame der Königin Lady Wellesley und mehreren zur Gesellschaft gehörenden Herren die Wanderung durch das Schloß an unter Vorantritt des Sir Watson Waller, dem der König seinen goldenen Passepartout anvertraut hatte. Zuerst besahen wir des Königs Schreibzimmer, in welchem uns unser Führer, der ein alter Freund der ganzen Königlichen Familie ist, die Stelle zeigte, auf welcher Georg IV. in seinen Armen starb. Der Arme verschied auf einem Lehnstuhl. Alle die Pracht und Herrlichkeit, mit der durch seine Anordnung dieses Schloß jetzt so reich ausgestattet ist, hat eigentlich etwas Trübes, wenn man bedenkt, wie kurz nur er sich ihrer erfreut hat, und ich glaube, je mehr das Ganze bei aller sonst an und für sich großen und in seiner Art vollkommenen Schönheit den Stempel des zum augenblicklichen Genuß Bestimmten trägt, desto mehr übernimmt Einen dies Gefühl und wird zu einem drückenden. Diese Phrase ist höchst unverständlich abgefaßt, und ich muß sie erläutern, obgleich ich nicht recht weiß, wie. Ich meine eben, daß es doch zu sehr an wahren Kunstgebilden in diesen Räumen fehlt. Solche gehören nicht so dem gegenwärtigen Moment an, ich möchte sagen, es liegt in ihnen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und deshalb hat ihr Anblick gerade dann etwas so Wohlthuendes, wenn eine schmerzliche Empfindung die Seele bewegt.

Doch ich komme ganz von meinem Gegenstande ab, und noch dazu klingt, was ich eben so konfus niederschrieb, wie ein Tadel, und ich wollte mich doch gerade in Lob und Bewunderung ergießen über Alles, was ich gesehen. Dieses Schloß ist gewiß einzig in seiner Art in der dabei herrschenden Vereinigung von Pracht und Bequemlichkeit, es ist ebenso freundlich als großartig und ebenso wohnlich als zur größten Repräsentation geeignet. Jedes Zimmer hat alle erdenklichen Komforts, doch davon mündlich einmal, da ich jetzt von der Küche erzählen wollte, in die zu kommen man uns rief, während die vielen verschiedenen Diners noch bereitet, und ehe alle die Hammelbraten, deren ich an die zwanzig zählte (es war gerade Muttonday, sagte uns der Headcook), von ihren Fegefeuern erlöst wurden. Es sah gar zu komisch aus, wie alle diese Braten, an der dazu erbauten Drehmaschine herunterhängend, sich beständig vor dem Feuer herum drehten.

(Später aus London fortgesetzt.)

. . . Aus der Küche wanderten wir also wieder nach den oberen Räumen, nachdem wir indessen erst noch die Konditorei, die Gemüseküche, Backküche, Fruchtgewölbe u. s. w. und vorzüglich die Silber- oder vielmehr Goldkammer, wo Einem wirklich die Augen übergehen vor all der Pracht und dem Reichthum, besehen hatten. Der Kinder wegen wurden auch die täglichen Wohnzimmer durchgangen und dann St. George's Hall, die Waffenhalle, in welcher Nelsons Büste aufgestellt ist mit dem ihr als Postament dienenden Stück des Mastbaumes der „Victory", das von der Kugel, die ihn tödtete, durchbohrt wurde.

Im sogenannten Waaterloo-Room hätte ich mich gefreut, den Kindern das Portrait ihres Großvaters zeigen zu können, allein es war gerade nicht dort, was mir leid that, obgleich ich mich freute, zu hören, daß es sich unter der vollendenden Hand eines Malers befände, die ihn endlich von dem bewußten braunen Rock erlösen wird. Bülow hat eine Zeichnung von diesem Zimmer und der Aufstellung der Bilder darin gemacht, die ich mitbringen werde. Bülow macht überhaupt eine so hübsche und genaue Beschreibung von den in Windsor verlebten Tagen, daß ich, der dergleichen immer so schlecht gelingt, vollends abgeschreckt worden bin, eine zu liefern, und, um ganz aufrichtig zu sein, es viel bequemer finde, Euch mal die seinige mitzutheilen. Wir bestiegen auch noch den großen runden Thurm, wobei wir durch die Stuben gehen mußten, die wir voriges Jahr bewohnten, worüber sich die Kinder sehr

freuten, die schon viel nach dem Devilstower gefragt hatten, in dem unser Engelsbaby damals wohnte. Das Innere des großen Thurmes ist nun auch vollendet und zu den allerhübschesten, wenn auch sonderbarlichst geformten Stuben eingerichtet. Aus jedem Fenster hat man Aussichten auf das mit der Schloßkirche und allen Nebengebäuden eine kleine Welt bildende Schloß und die Umgegend, wovon eine Aussicht immer schöner als die andere ist. Leider erlaubte uns das Wetter nicht, auf die Plattform des Thurmes zu treten. Das war indessen das Einzige, worüber wir uns zu beklagen hatten, denn sonst erhöhte der regnichte Morgen die Freude über den herrlichen Nachmittag, der ihm folgte. Während wir beim Luncheon und die Kinder mit der Morton in einem aparten Zimmer bei ihrem Diner waren, klärte sich der Himmel auf, und um drei Uhr wurde ausgefahren. Wir Beide mit Lady Wellesley und von mehreren der Herren zu Pferde begleitet, machten eine herrliche Spazierfahrt durch den Wald. Die Lectrice der Königin erbot sich sehr freundlich, mit den Kindern und der Morton die Fahrt nach Virginia Water zu machen, und so sahen die kleinen Damen also auch dies, worauf ich gar nicht gehofft hatte. Von dort zurück, machten sie noch eine Tour auf der Terrasse, stärkten sich darauf noch mit Thee und fuhren gegen sieben Uhr wieder ab, worauf ich auch noch mit Bülow spazieren ging, bis es wieder Zeit zur Toilette war, da die Majestäten um 8 Uhr zurückerwartet wurden.

Mit Ausnahme des ersten Abends machte es sich sehr angenehm für mich, daß gerade ein Violoncellspieler aus Meiningen in Windsor war, dessen Spiel zu Ehren sich die Königin in das an den gewöhnlichen Salon stoßende Musikzimmer setzte, wo ich recht ungestört die Konversation mit ihr machen konnte. Diese reißt mir mit ihr nie ab. Saß ich aber wie den ersten Abend um den kleinen runden Tisch mit ihr, dem König, der Prinzeß Auguste und nur Wenigen von der übrigen Gesellschaft, so war doch die ständige Unterhaltung mit der Königin nicht passend. So gut und freundlich und handlich, möchte ich sagen, aber auch der König ist, so erschöpfte ich mit ihm doch das Thema, während ich vier Tage nacheinander seine Nachbarin bei Tisch und beim Luncheon war. Das Frühstück nahmen wir auch mit ihnen ein. Das führt mich auf den Sonntag zurück. Um elf Uhr fuhren wir zur Kirche. Der Gottesdienst dauerte mehr als drittehalb Stunden, mir,

aufrichtig gesagt, zu lang, obgleich die Musik sehr schön war. Von der Kirche selbst, in der man sich sonst gern noch länger aufhielte, kann man vom königlichen Stand aus wenig sehen. Nach der Zurückkunft von dort und bis zum Luncheon nahm mich die Königin in ihre Wohnzimmer, um mir diese zu zeigen. Diese sind, wie man sie sich nur wünschen möchte. Sie hat einen schönen, großen Salon, daneben ein kleines Kabinet, das das reizendste ist, das man sehen kann. Es ist ein Thurmzimmer, und aus seinen beiden Fenstern hat man die köstlichsten Aussichten, die ganze Einrichtung ist äußerst heimlich und hat etwas eigen Rührendes durch die vielen darin vereinigten Familien- und Erinnerungsbilder. Vorzüglich aber ergreift mich immer der Anblick der kleinen, im Todesschlaf vorgestellten Statue ihres Kindes, das sie, als es nur wenige Monate alt war, verlor. . . .

Am Mittwoch beurlaubte mich die Königin und schenkte mir dabei ein sehr hübsches Armband mit Türkisen, wodurch sie mich, besonders aber durch die Art, wie sie es mir gab, sehr rührte und erfreute. Abschied nahm ich noch nicht, sondern ich soll hier noch einmal zu ihr kommen und ihr alle Kinder bringen. Dies soll am Freitag geschehen.

Für heute muß ich Dich leider wieder verlassen, ich muß hinaufgehen, mir meine drei großen Töchter besehen, die zu einer kleinen Teaparty fahren, muß mein süßes Baby, ehe es schlafen geht, noch ein bißchen hätscheln, mein bißchen Mittagstoilette machen und dann meiner guten ehrlichen Therese meine Zeit zuwenden, die heute zum ersten Mal den Schmerz erlebt hat, daß Lina ohne sie ausgeht. Ihr ist der Unterschied der Jahre zwischen ihnen Beiden noch gar nicht so einleuchtend, und daß sie nicht mit soll, wohin Lina geht. Doch wollte sie sich's gern gefallen lassen, wenn sie zur Entschädigung früh in den Drawingroom kommen, mit uns in den Diningroom gehen und dort a plate for the sweet haben könnte, d. h. eine eigene kleine Portion von der süßen Speise, was nur sehr ausnahmsweise bewilligt wird.

Lebe wohl, Geliebte! Bülow und die Kinder grüßen, und ich bin und bleibe

Deine G."

VIII.

Gabrielens Besuch in Deutschland 1833-1835.

Stürmische Ueberfahrt. — Besuch in Düssin. — In Berlin und Tegel. Leben mit dem Vater. Bülow besucht die Seinen in Berlin. — Erkrankung und Tod Wilhelm v. Humboldts 1835. Erbtheilung.

Ende August kommt endlich die langgeplante Reise nach Deutschland zur Ausführung. Zwar ohne Bülow, für den die Wiederaufnahme der Konferenzverhandlungen eine Abwesenheit abermals unmöglich macht. So begiebt sich denn Gabriele mit den Kindern allein auf die Reise. Gleich der Anfang war nicht ohne Gefahr. Der König hatte ihr zwar sein eigenes Dampfschiff zur Verfügung gestellt, die Ueberfahrt war aber trotz dieser großen Annehmlichkeit eine sehr beschwerliche, indem ein entsetzlicher Sturm wüthete.

Schon die am 31. August beabsichtigte Einschiffung war wegen hoher See nicht rathsam, und so ging der ganze Zug von Woolwich aus wieder nach London zurück, nach dem rührenden Abschied ein tragikomisches Ereigniß, dem zwei Tage des Aufschubs folgten. Ueber die Reise selbst schreibt Gabriele an ihren Mann:

„Hamburg, Donnerstag, den 5. September 1833, abends 1/2 9 Uhr.

Hier bin ich, Theurer, innig Geliebter, glücklich und wohlbehalten mit den lieben Kindern angekommen, aber heute erst zwischen sechs und sieben Uhr abends. Bis Dienstag Nacht ging Alles vortrefflich, der Montag Nachmittag war köstlich, und wäre ich durch die Trennung von Dir nicht so schweren Herzens gewesen, so hätte ich mich sehr glücklich gefühlt. Bis nach fünf blieben wir Alle sehr wohl und mit Ausnahme

der Essenszeit immer auf Deck, dann aber wurden die Kinder beinahe alle zu gleicher Zeit krank und sehr bald auch ich, so daß wir mit Mühe und Noth Alle zu Bett kamen. Baby war übrigens nur diese erste Nacht etwas krank, nachher so wohl und so gut, daß es ein Trost war, sie zu sehen, wie sie aus einer Hand in die andere ging, d. h. von einem Matrosen zum anderen, denn diesen war sie ganz anheimgefallen. Die Nacht und der ganze Dienstag waren freilich in dieser Hinsicht nicht angenehm, denn wir waren Alle sehr elend, allein ich war doch sehr froh, denn auf meine Fragen: „How are we going on?“ hieß es immer: „Very well indeed.“ Wir machten siebenundeinhalb Meilen in der Stunde, und man gab mir die bestimmte Hoffnung, daß wir Mittwoch Morgen zwischen sechs und sieben Uhr in die Elbe kommen würden. In der Nacht zum Mittwoch erhob sich wieder ein starker Sturm und nahm während des Tages so zu, daß wir nur langsam fortkonnten, und im Angesicht von Helgoland fand es der Kapitän gerathen, sich nicht auf die Nacht ins offene Meer zu begeben, und nachdem er von einer der kleinen Inseln (sie kann nicht weit von Norderney gewesen sein) einen Piloten aufgenommen hatte, wurde beschlossen, daß wir für die Nacht in die Weser einkehren und dort vor Anker liegen sollten. Dies war auch sehr gut und verständig gehandelt, wie ich überhaupt den Kapitän nicht genug loben kann. Gestern Abend also in der Weser lagen wir so still, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte, daß man vor Anker liegen könnte. Die Kinder krochen Alle aus ihren Betten heraus — ich hatte das meinige schon früher verlassen und mich trotz Sturm und Regen aufs Verdeck begeben, um mir die Sache anzusehen, die freilich greulich genug aussah — die See so schwarz wie Tinte und wüthend. Wir machten nun ein sehr gutes Souper von Muttonbroth, mit dem wir uns überhaupt das Leben gefristet haben, und tranken Sodawasser mit Brandy, dem Rathe des Stewarts zufolge, eines vortrefflichen Menschen, der prächtig für uns gesorgt hat, wirklich wie eine Nurse. Als die Kinder alle wieder schlafen gegangen waren, erbat ich mir eine Entrevue mit dem Kapitän, und Du hättest gewiß gelacht, wenn Du mich mit ihm hättest sitzen sehen, die Landkarte studirend, denn ich wollte doch wissen, wo wir eigentlich wären. Wir beschlossen, d. h. ich erklärte, daß ich ein erneutes Unwohlsein der Kinder nicht befürchtete (denn sie waren abends munter und wohl wie die Fische), und er versicherte, daß

bei Tage keine Gefahr sei, um die Ecke herum nach Cuxhaven zu gelangen, und so ging es dann nach einer sehr ruhigen Nacht, die uns Allen sehr wohl that, heute Morgen um fünf Uhr wieder los. Der Sturm hatte sich gelegt, und wir kamen sehr glücklich herum, und von neun Uhr an hatten die Kinder keine Ruhe in den Betten mehr, und wir verbrachten den ganzen Tag auf Deck und freuten uns sehr der Fahrt, besonders die letzten Stunden vor Hamburg war es köstlich. Etwas nach sechs landeten wir, und da war auch gleich einer der Postbeamten da, der mich erwartete. Der Wagen wurde gleich ans Land gebracht, und ich fuhr in demselben mit den vier Kindern, die Nurse mit Baby u. s. w. in einem Miethswagen nach dem Hotel de Russie, wo B. Quartier bestellt hatte. Er besuchte mich gleich, man war sehr besorgt um uns gewesen wegen der großen Verspätung. Ich konnte unbekannterweise nicht freundlicher, ich möchte sagen, herzlicher empfangen werden.

Ich habe mich gefreut, das Vaterland wiederzusehen, aber ohne Dich fühle ich mich doch fremd darin. Gerührt hat mich Therese, die erst so glücklich war, mit mir und den Großen zusammen die Mahlzeiten nehmen zu können, wie sie plötzlich, als sie anfing, sich unwohl zu fühlen, sagte: „I want to go home, take me home!“ Ach, mein liebes home! Was macht es, was machst Du, mein armes, liebes Herz, bei Dir ist meine wahre Heimath, das fühle ich wohl. Gute Nacht, Gottes Segen mit Dir!“ —

Gleich am nächsten Morgen wurde die Reise fortgesetzt. Obwohl mit sechs Pferden bespannt, schwankte der Wagen langsam dahin zur tiefsten Entrüstung der Kinder, denen ein solcher Weg mit so vielen Löchern und Furchen ganz unwürdig erschien. Nach neuneinhalb Stunden des Stoßens und Schwankens war man mit Einbruch der Dunkelheit bis — Boitzenburg gelangt! Doch hören wir lieber Gabriele selbst den Fortgang ihrer Reise erzählen, wie sie sie ihrem Mann berichtet.

„Ludwigslust, den 8. September 1833.

Auch hierher hat mich der Himmel glücklich mit den lieben Kindern geleitet, und ich eile, Dir, mein innigst geliebter Heinrich, auch von hier aus Nachricht von uns zu geben. Ich habe Dir aber so viel zu sagen, daß ich wirklich nicht weiß, wo ich anfangen soll, darum wird es am besten sein, wenn ich hübsch der Reihe nach erzähle. Allein zuerst muß

ich doch vorausschicken, daß ich die lieben Deinigen hier Alle wohl gefunden habe und von ihnen Allen mit der rührendsten Freundlichkeit aufgenommen worden bin. Ach, nur Du fehlst uns, um vollkommen froh und glücklich zu sein, und wie dies unser allseitiges erstes Wort beim Wiedersehen war, so wird es auch beständig wiederholt von uns Allen, indessen kein Herz ist wohl so wehmüthig und schwer dabei als das meine, so unendlich Deine lieben Verwandten sich auch gefreut haben würden, Dich wiederzusehen. — Doch ich will Dich und mich nicht zu wehmüthig machen und zu Deiner Erheiterung zu der Erzählung aller meiner Fata übergehen. Meine beiden Briefe aus Hamburg durch Kapitän Alba und durch die Post sind hoffentlich gestern Morgen von Hamburg abgegangen und gelangen, wie ich den Himmel darum bitte, morgen oder übermorgen in Deine Hände. Dann wird mir eigentlich erst ruhig ums Herz sein, wenn ich Dich beruhigt weiß wegen unsrer Ueberfahrt. Ich habe es denn wirklich durchgesetzt, am Freitag Morgen etwas nach elf Uhr Hamburg wieder zu verlassen. Gegen zwei Uhr nachts war ich erst zur Ruhe gekommen, und bald nach sechs Uhr erweckten mich die Kinder, und ich selbst hatte keine Ruhe mehr. Wir machten Toilette, ich hatte Manches umzupacken, frühstückte, schrieb Dir noch und ließ Buchner bitten, zu mir zu kommen, der ganz verwundert war, mich schon so früh — d. h. ich hatte es doch neun Uhr werden lassen, ehe ich ihn inkommodirte — fix und fertig zu finden. Er besorgte das Wechseln des Geldes, die Bezahlung der Wirthshausrechnung, kurz, sorgte für mich aufs Beste und Freundlichste. Zwischendurch Besuch von Herrn X., der behauptete, von Montag an seinen Wagen zu meiner Aufnahme am Landungsplatz bereit gehalten zu haben; und dafür sich die Ehre meiner Gegenwart bei einem für mich arrangirten Konzert heute Abend erzwingen zu wollen schien, mir, ich weiß nicht, wie viel tausend Thaler anbot —, kurz, mich mit zudringlicher Höflichkeit quälte, daß ich froh war, als er wieder abzog und von Jenisch abgelöst wurde. Auch Hähnlein kam, und er und Buchner geleiteten mich in den Wagen, der mit den sechs Pferden sehr vornehm aussah, und eine Masse Leute um sich versammelte. Der Bediente thronte, wie natürlich, auf dem vorderen Bock und beide Kinderdamen auf dem hinteren. Die Nurse schien selbst zu wünschen, sich dort zu etabliren, es war sehr warmes und schönes Wetter, so daß es mir auch wünschenswerth erschien, nicht so

gedrängt im Wagen zu sitzen. Dafür mußte ich aber das liebe, süße, aber Du weißt, wie rührige Baby auf dem Schoß halten, die kaum eine halbe Stunde schlief, und die Fahrt von Hamburg nach Boitzenburg dauerte neuneinhalb Stunden. Von solchen Wegen hat man in diesen zivilisirten Zeiten auf einer Route wie die von Hamburg nach Berlin keinen Begriff, und Du kannst von meinetwegen Herrn von Bloome sagen, daß ich seinen König für einen Barbaren erkläre. Die Kinder nannten ihn einmal über das andere a tyrant, a Hottentot u. s. w., denn ihnen kam nun vollends ein solcher Weg als etwas Unmögliches vor, und ich kann nicht leugnen, daß ich selbst Mühe hatte, mich in die Zeiten zu versetzen, wo ich auf ähnlichen Wegen gefahren. Die fünf in England verlebten Jahre hatten es mich vergessen lassen. Wie es sieben Uhr wurde, ehe wir die letzte Poststation vor Boitzenburg, Lauenburg, erreichen konnten, fing ich an es zu bereuen, daß ich an dem Tage Hamburg verlassen hatte, denn obgleich die Kinder sich alle sehr gut hielten, ich sie vor der Abfahrt einige Tassen Bouillon hatte trinken lassen und auf halbem Weg sie mit mitgenommenen Sandwiches (an denen man aber die englische Zierlichkeit auch schon vermißte) gestärkt hatte, darauf sie mit unterwegs gekauften Birnen erquickte, so wurden es mir doch der Stöße für sie zu viele, und ich fürchtete Uebermüdung. Ich selbst fühlte in dieser Besorgniß die meinige kaum, indessen ließ ich in Lauenburg die Nurse in den Wagen kommen, denn meine Arme vermochten Baby nicht mehr zu halten. Eine halbe Meile hinter Lauenburg beginnt endlich die Chaussee, und ich begrüßte Dein Vaterland doppelt freudig. Nun rollte es lustig fort, und in einem Stündchen erreichten wir Boitzenburg, natürlich aber schon in vollster Dunkelheit. Bei H. Klepper am Markte vorgefahren, stürzte Alles mit Lichtern aus der Hausthüre, und Helmuths*) Stimme tönte mir entgegen. Das war mir wirklich eine große Freude, und ich lobte nun höchlich meinen Entschluß, Hamburg noch den Tag verlassen zu haben. Der gute Helmuth hatte wirklich seit Dienstag, dem 3., auf mich in Boitzenburg geharrt und war so wie Alle, die mich erwarteten, in große Unruhe über mein Ausbleiben gerathen. Wenige Stunden vor meiner Ankunft war die Kunde meiner Landung auch schon nach Boitzenburg gedrungen, und somit hatte Helmuth natürlich den schon gefaßten Plan,

*) Bülows Bruder.

nach Hamburg zu reisen, um zu sehen, was aus mir geworden, wieder aufgegeben. Er konnte sich nicht genug wundern und freuen, daß die Kinder alle lustig und munter, als kämen sie eben von einer Spazierfahrt zurück, sich nach so fatiguanten Reisetagen aus dem großen Wagen herauswickelten, und ich muß es selbst sagen, daß ich mich bei dieser Gelegenheit wie auf der ganzen Reise über sie gefreut habe. Ich ließ es der Lella und Alla zur Wahl, ob sie mit mir noch zur Tante Sell gehen wollten, da standen sie aber keinen Augenblick an, Ja zu sagen; ich machte nur noch die nöthigen Arrangements in der Vertheilung der Stuben u. s. w., Helmuth ließ uns unterdessen bei der Tante melden, und unter Vormarsch seines Dieners, der die Handleuchte trug, begaben wir uns nach ihrer nicht vier Häuser von der unserigen entfernten Wohnung. Es war neun Uhr und ein so später Besuch eine wohl in den Annalen von Boitzenburg zu bemerkende Begebenheit. Auch war Papa Sell schon wie am nächsten Morgen noch im Schlafrock, und mein Auge hat ihn nicht erblickt, Mama und Tochter empfingen uns auf das Freundlichste, und ich habe die Kinder noch nie mit ganz wildfremden Menschen so schnell Bekanntschaft machen sehen. Dazu trug freilich auch viel bei, daß Deine Cousine ganz vortrefflich englisch spricht und überhaupt ein so angenehmes Wesen hat, daß auch ich mich nicht erinnere, so leicht mich à mon aise gefühlt zu haben mit einer mir doch so Fremden. Mama kam nicht viel zu Worte vor Helmuths Fragen, meinen Beantwortungen, an denen die Tochter wieder das größte Interesse nahm, die Kinder waren auch gesprächig, kurz, ich habe das Bewußtsein, daß wir Alle sehr aimable waren, und glaube, daß eine so lebhafte Soiree lange nicht in den kleinen Zimmern stattgehabt hatte. Um zehn eilte ich indessen doch der Kinder wegen zu Hause, und sie kamen zur Ruhe, doch nicht eher, bis Miß Lella, obgleich sie gewiß todmüde sein mußte, es durchgesetzt hatte, daß Mary ihr Haar in Wickeln brachte, da sie sich am nächsten Morgen möglichst vortheilhaft zeigen wollte, wenigstens konnte es wohl keinen anderen Grund haben. Um sieben Uhr war Keine mehr im Bette zu halten, und so hatten wir volle Zeit, uns zurecht zu machen, die Stube etwas aufräumen zu lassen, denn das Frühstück im Schlafzimmer einnehmen zu sollen, kommt den Kindern und dem englischen „Sterndeuter" spanisch vor. Punkt neun Uhr war ich mit Kind und Kegel fix und fertig und begab mich mit Helmuth wieder

zur Tante, die sich wirklich sehr an allen Kindern zu ergötzen schien. Ueberhaupt finden die Kinder, besonders die Kleinen, des Aussehens wegen den größten Beifall, schon Buchners eigene Worte waren, sie würden Furore machen. Um halb zehn bestiegen wir wieder den Reisewagen, Helmuth machte in dem seinigen den Vortrab, und was war unser Ziel? — Düssin, denn dahin einen Abstecher mit mir zu machen von Vellahn (der ersten Poststation hinter Boitzenburg) aus war Helmuths Hauptzweck gewesen, und ich muß sagen, daß er Alles vortrefflich eingerichtet hatte. Wir waren bald nach elf in Vellahn, wo ein wirklich sehr stattliches Wirthshaus ist. Dort hat auch der Vater auf der Rückreise übernachtet. Eine Chaise mit vier Pferden stand angespannt, und wir fuhren mit Gabriele und Adelheid im Fluge nach Düssin, eine Strecke auf der Chaussee zurück, und dann rechts ab einen recht guten Feldweg. Ich begrüßte freundlich Deine Domänen, Geliebter, die Felder sehen sehr gut aus, und die Gebäude sind alle erstaunlich gut und tüchtig, allein wenn wir mit den englischen Ideen Haus und Hof bewohnen wollten, so würde es uns doch etwas kurios vorkommen. Ich sage Dir das Alles aufrichtig, liebstes Herz, denn ich weiß, Du nimmst es nicht übel und willst die Wahrheit hören, und so muß ich denn gestehen, daß ich mir von dem Hause doch eine bessere Idee gemacht hatte, besonders von dem Aeußern. Gegen das Innere sage ich nichts, das Wohnzimmer Deines seligen Vaters und Schlafzimmer sowie unten das große Zimmer haben in ihrer Altfränkischkeit etwas sehr Hübsches, und jenes Zimmer hat mich sehr gerührt, weil mir Helmuth sagte, es stände Alles darin noch oder vielmehr wieder (denn beim Brand hat ja Alles ausgeräumt werden müssen) so, wie es bei Deines lieben seligen Vaters Lebzeiten war. Die übrigen Stuben aber sahen alle sehr wüst aus, und ich konnte nicht umhin, Helmuth Recht zu geben, der meinte, es wäre besser gewesen, wenn das Haus mit abgebrannt wäre. Doch solange es Niemand bewohnt, hat es gewiß sein Gutes, daß es so ist. Leider hatte sich das Wetter verändert, und es fing sehr stark an zu regnen, so daß wir mit Regenschirmen uns in den Garten begaben. Dieser hat mir aber dennoch sehr gefallen, wie ich überhaupt nichts gegen das Ganze gesagt haben will, aber so wie es ist, würdest Du es noch weniger als ich bewohnen wollen. Die Kinder amüsirten sich sehr über Alles, und obgleich sie mir nachher gestanden, es sähe doch

etwas kurios aus, so ließen sie sich diese Meinung nicht merken. Das schlechte Wetter trieb uns früher fort, als wir sonst gethan haben würden, und so hatten wir das Ganze in einer Stunde abgemacht. Ich dachte, als Gutsherrin könnte ich nicht da Alles besehen und so klanglos abziehen, hatte aber nichts als Gold bei mir und drückte der Frau des Schulmeisters, die uns durch das Haus führte, einen einfachen und dem Jäger einen doppelten Louisdor in die Hand. Schilt, Liebster, aber verzeih' auch und tröste Dich damit, daß die Sache wenigstens Effekt gemacht hat, denn obgleich ich sie natürlich heimlich abmachte, so war sie doch schon an Meerheimb gelangt, und dieser ließ sie mir durch seine Frau anbringen. Die Leute hatten nämlich ausposaunt, es wäre ein sehr vornehmer Besuch in Düssin gewesen, der Gold ausgestreut hätte. —

In Vellahn nahmen wir ein sogenanntes Dejeuner ein, das eigentlich Diner war, und um halb zwei setzten wir die Reise weiter fort. Gegen halb sechs langten wir hier an, bei der schönsten Abendsonne. Deine Schwester, Mann und Töchter empfingen uns an der Gartenthür. . . .

Seit Anfang dieses Blattes schreibe ich heute den 9., kurz vor Tisch. Ich erhielt heute den Besuch des Herzogs Gustav, darauf mußte ich selbst einige machen, um drei Uhr wird gegessen, und um vier Uhr geht die Post, so daß der Brief fort muß. Ach, ich hätte Dir noch so viel zu sagen, aber es geht nicht. Der Wagen hat die starke Probe der Fahrt von Hamburg bis Boitzenburg gut bestanden, und ich bin im Ganzen sehr zufrieden, nur hätte man die Kissen etwas weicher stopfen sollen. Aussehen thut er wirklich sehr gut und hat bei meinem Einzug ganz Ludwigslust amüsirt. Luise meint, solch ein Haus und solche Sachen hätte sie nie gesehen. Nun Gott befohlen, innigst Geliebter, ich muß schließen. Die Kinder umarmen Dich, sowie ich, die ich in treuester Liebe bin

Deine G."

Noch einmal, kurz vor dem Ziel, sieht Gabriele das Wiedersehen mit dem Vater verzögert. Er hat das Haus voll Einquartierung, und sie muß in Berlin zunächst absteigen und mit dem schriftlichen Willkommen, das er ihr nach Spandau entgegenschickt, vorlieb nehmen:

„Tegel, den 14. September abends.

Tausendmal willkommen, theure Gabriele, in unserer Nähe. Spandau, das ich über sechzig Jahre kenne, hat mir nie so beneidenswerth erschienen. — Es schmerzt Caroline und mich unendlich, Dich morgen nicht sehen zu können. Aber übermorgen, Montag früh, kommen wir auf ein paar Stunden zu Euch nach Berlin und frühstücken mit Euch. Länger kann ich es nicht erwarten.

Welche Freude, aber auch welch Wiedersehen! Tausend Küsse an die holden Kinder. Adelheid hat ganz recht, daß es besser ist, Du wartest den Sturm der Einquartierung in Berlin ab.

Ewig Dein H."

Von der Ankunft in Berlin und dem Wiedersehen von Tegel schreibt Gabriele nach London:

„Berlin, den 15. September 1833.

Hier, hier bin ich, dem Himmel sei Lob und Dank, und Dir, innigst Geliebter, muß ich das heute noch sagen, — ich bin so aufgeregt, so bewegt, daß ich ja doch nicht schlafen könnte, und es wird mir wohlthun, mich gegen Dich auszusprechen. Ach! auszusprechen, wäre das möglich, wie glücklich würde ich sein! Doch, denke Dir, ich bin seit heute Mittag halb zwei Uhr hier und habe den lieben Vater und Caroline noch nicht gesehen. Durch die Verspätung der Manöver wegen des Kaisers ist heute erst die Einquartierung nach Tegel gekommen. Diese Nachricht erhielt ich noch in Ludwigslust durch einen Brief vom Vater, der mir aber zugleich schrieb, daß er sein hiesiges Quartier für mich zurecht machen lassen würde. Er selbst würde mich jedoch nicht darin empfangen können, aber Adelheid. In Friesack fand ich einige Zeilen von ihr. Wir kamen überraschend schnell nach Charlottenburg, und von da waren die Kinder in steter Bewegung, um das Brandenburger Thor zu sehen, was sie denn auch bald entdeckten und sich sehr daran freuten, wie überhaupt der ganzen Einfahrt. Von der Ecke der Friedrichstraße an ließ ich blasen, was die harrende Adelheid auch bald hörte. Sie empfing mich an ihrer Thür- oder vielmehr Treppenschwelle, und wie ich mit allen Kindern aus dem Wagen gekommen bin, weiß ich noch nicht, denn mir versagten beinahe die Füße. Du weißt, mir fährt die Seelenmotion gleich dahin. Wir waren in einer Art Betäubung, wie

wir uns endlich in den Armen lagen. Sie ist ganz die alte, liebe, himmlisch gute, man könnte wirklich sagen, zu gute Adelheid! — Ach! da tutet der Nachtwächter eben zwölf, und ich muß meine Erzählung unterbrechen, um Dir, Geliebtester, zu Deinem Geburtstage Glück zu wünschen. Mir fehlt es an Worten, Dir zu sagen, welche Empfindungen mich bewegen, aber Du wirst mich, hoffe ich, auch ohne solche verstehen. Die Feier Deines lieben Geburtstages wird morgen oder vielmehr heute, der Tag hat ja begonnen, uns Alle noch wehmüthiger bewegen. Der liebe Vater kommt um halb neun spätestens, um ein paar Stunden hier zu bleiben. Zu Mittag aber muß er zu seinen Gästen zurück, die bis Dienstag bleiben, so daß ich nicht vor nachmittags hinaus kann. Allein es ist dies, da das Hinderniß einmal war, vielleicht besser so, daß ich, wie der liebe Vater sich ausdrückt, „erst den Sturm vorüberziehen lasse". Unser Wiedersehen wird weniger feierlich, möchte ich sagen, aber darum gewiß nicht weniger ergreifend sein. — Die Beschreibungen, die mir Adelheid von dem lieben Vater macht, erschüttern mich sehr. In Spandau fand ich seinen Gärtner mit einigen sehr rührenden eigenhändigen Zeilen, die ich Dir schicken werde.

Ich wohne hier sehr gut, und die schönen Bilder lassen es mir so festlich erscheinen. Wie sie mich aber rühren, wie jedes Möbel, ich möchte sagen, tausend Erinnerungen in mir erweckt, kann ich nicht beschreiben. So sitze ich jetzt an dem großen runden Tisch, der sonst für uns Alle der Versammlungsplatz war, es ist mir, als blickte vom Sofa die liebe, liebe Mutter mich an, als müßte ich aus einem Traum erwachen, nicht erst einen suchen. Doch es ist so spät, Du schicktest mich gewiß zur Ruhe. Gute, gute Nacht! Seit der Abreise nach Karlsbad anno 16 habe ich nicht unter diesem Dache geschlafen, — dazwischen liegt mein eigentlichstes Leben, und ich muß Dir noch sagen, wie glücklich es durch Dich gewesen. Ich möchte Dir danken für all Deine Liebe und Güte, und zusammen wollen wir unseren Dank zum Himmel richten für all den reichen Segen, den er uns geschenkt und den er uns erhalten wolle. Ist Dir dies nicht auch der liebste Geburtstagswunsch, Geliebter? Ihm füge ich nur noch den baldiger Wiedervereinigung hinzu, denn ich muß Dir nun wirklich zum letzten Mal gute Nacht sagen. Meine Augen sind nicht von Schlaf, aber von Thränen schwer, — solche Thränen thun aber wohl in meiner Stimmung. Gottes Segen mit uns! —

Montag, den 16. September.

Eben ist der Vater mit Caroline und Mathilde (die Unglückliche, die gestern in all die Degen fiel) nach Tegel wieder abgefahren. Er war wirklich gleich nach acht Uhr hier. Wie ich eben den letzten Tropfen Kaffee über die Lippen brachte, fuhr ein Wagen in den Thorweg. Adelheid meinte, er wäre es noch nicht, allein ich hörte den Pfiff des Kutschers und stürzte hinaus — ach! aber für des Vaters Aussteigen hätte ich noch lange Zeit gehabt, denn nachdem Mathilde und Caroline heraus waren, brauchte er eine entsetzliche Zeit, ehe er aufstand und den Tritt hinunter kam, obgleich ihm zwei Leute halfen. Ich konnte mich kaum fassen über diese Veränderung seines ganzen Aeußern, das sehr Gebückte seiner Haltung, und dann dieses Zittern, was so ängstlich anzusehen ist. Geistig ist er nicht verändert, freundlich und liebevoll wie immer und sogar komisch. Aus Tegel schreibe ich Dir ausführlicher." —

„Tegel, Donnerstag, den 19. September 1833.

Endlich und endlich komme ich dazu, Dich, mein innigst Geliebter, von hier zu begrüßen, Dir zu sagen, daß ich glücklich ans Ziel der langen Reise gelangt, daß ich hier bin. Dies Wort sagt Dir zugleich Alles, und brauche ich noch hinzuzufügen, wie ich Dich in all der Freude und all dem Schmerz, wovon mein Herz bewegt wird, vermisse? Wie ich Deiner mit der innigsten Liebe und Sehnsucht gedenke? Mir ist noch immer wie in einem Traum zu Muthe, als müßte ich erwachen und, ach, — als müßte ich die liebe, liebe Mutter wiederfinden. — Trotzdem aber, daß die Wirklichkeit ihres Verlustes mich, wenn ich wieder so recht meiner selbst und der Gegenwart bewußt werde, von Neuem mit dem tiefsten Schmerz ergreift, trotz der Oede und Leere dieser Räume ohne sie ist wieder die beständige und Einem überall entgegentretende Erinnerung an sie unendlich wohlthuend, mehr als ich es beschreiben kann.

Als wir am Montag nach halb sechs hier anlangten (Adelheid war mit mir gefahren), empfing uns Caroline an der Hausthür, der Vater kam erst aus seinem Zimmer. Die Aufregung unseres Wiedersehens in diesen Räumen ließ sein Zittern so zunehmen, wie das jede Gemüthsbewegung thut, seine Stimme wird so tonlos (das ist noch eine der großen Veränderungen, die ich an ihm bemerke), daß es unbeschreiblich schmerzlich ist, ihn so zu sehen. Er selbst wollte gleich zum Monument,

und ich wünschte nichts mehr. Aber dieser Gang nach dem Grabe einer — Du weißt es, wie — geliebten Mutter, an der Seite des theuren Vaters, den ich so verändert wiederfand, so mit allen äußeren Gebrechlichkeiten des Alters — ach, dieser Gang war mehr als schmerzlich. —

Das Monument ist Alles, was man Schönes und der Bestimmung Würdiges sehen kann, und hat mich trotz all meiner Erwartungen sehr überrascht. Von den dunklen Tannen hebt sich die Säule so schlank und, ich möchte sagen, heiter ab; überhaupt liegt gerade in diesem heiteren Charakter, den das Ganze hat, etwas eigenthümlich Wohlthuendes. Die Lage könnte nicht schöner und passender sein, man sieht auf einen Blick alle Schönheiten Tegels; den bewaldeten Berg, den See, das Haus mit seinen schönen Bäumen in der Nähe.

Dieser Blick vom Monument aufs Haus und von diesem auf jenes ist überhaupt sehr hübsch und rührend, und es ist mir darum doppelt lieb, daß ich dieses Zimmer bewohne, von dessen Fenster man gerade die weiße und gleichsam schwebende Spes erblickt, denn die Säule ist von den Bäumen verdeckt. Die Feier dieses ersten Besuches am theuren Grabe wurde durch das schönste, heiterste Wetter sehr erhöht. —

Wir sind hier Alle sehr gut untergebracht, die Kinder sind schon ganz zu Hause, enchantirt von Tegel und glückselig in der Freiheit des Landlebens und erobern Aller Herzen. Die Bekanntschaft mit Mathildens kleinem Mädchen will indessen gar nicht recht in Zug kommen. Die Kleinen können sich ja auch gar nicht mit ihr verständigen, ebenso wenig wie die Engländerinnen mit dem schlesischen Naturkinde, der Liese. Die Kleine lacht über die unverständlichen Cousinen und meinte gestern: „Die närrischen Dinger, wenn sie gute Nacht sagen sollen, sagen sie good night!“

Sonnabend, den 21. September.

Ich fürchte Dir einen recht traurigen Eindruck gemacht zu haben mit meinem Brief aus Berlin, und ich werfe mir das vor, denn für das große Opfer, das Du durch die Trennung von mir und den lieben Kindern bringst, möchte ich Dein liebevolles Herz wenigstens durch das Bewußtsein erfreuen, daß ich in der Vereinigung mit den Meinigen glücklich bin. Gott weiß es, wie sehr dies der Fall ist, wie dankbar ich Dir bin, daß Du Dich zu diesem Opfer entschlossen, allein ich fühle zu sehr, wie groß es für Dich ist, und theile den Schmerz der Trennung

zu sehr, um mich einem ungetrübten Freudegefühl hingeben zu können, fände ich auch hier nicht Alles so verändert, als ich es natürlich finden muß. Andererseits liegt aber gerade in diesem Gefühl, daß ich zur Erheiterung des geliebten Vaters hier bin, daß es wirklich Pflicht wurde, ihm diese zu bereiten, eine unendliche Beruhigung für mich; möchte diese doch auch Deine Seele erfüllen! Allmählich gewöhne ich mich etwas an den Anblick seiner Schwäche. Im Gesicht finde ich ihn wenig verändert, und geistig, überzeuge ich mich immer mehr, ist er ganz derselbe, wenn er auch mehr ein inneres Leben lebt. Die ihm so eigenthümliche Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens ist unverändert und hat sogar noch zugenommen, er ist von einer Freundlichkeit und Güte, der nichts gleich kommt, dabei auch sehr heiter und oft ebenso witzig als sonst, er kann auch recht herzlich lachen und ist immer am vergnügtesten, wenn wir ganz allein sind. An den Kindern hat er eine rührende Freude, und die Konversation mit ihnen reißt nicht ab. Dich läßt er innigst grüßen, über Deine Dienstverhältnisse haben wir gesprochen, aber nichts eben Neues für Dich dabei berührt, es bleibt immer beim traurigen alten Lied, daß vor Lösung der belgischen Frage ein Urlaub für Dich unmöglich wäre. . . ."

Den ganzen Winter in Tegel beim Vater zu bleiben, wie Gabriele es zuerst gewollt, stellte sich als nicht thunlich heraus wegen des Unterrichts der Kinder. Bis in den Dezember blieb sie jedoch draußen, und der Verkehr zwischen dem Großvater und den Enkeln entwickelte sich in der lieblichsten Weise. „We can't do without a papa", hatten die Kinder gemeint, „grandpapa must be our papa now." Und sie nahmen von ihm Besitz, er mußte ihre Fabeln und Gedichte anhören, ihren Tänzen und Spielen zusehen. Anfangs ging die Verständigung, namentlich mit den Kleinen, auf Englisch vor sich, bis sich das Bekenntniß hervorwagte: „Ich verstehe Du, — Du verstehst ich." Und der Erklärer der Kawi-Sprache, der Erforscher der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues machte auch an den Enkeln seine Studien und verfolgte mit höchstem Interesse den Sieg einer Sprache über die andere. Um die Tagesneuigkeiten kümmerte sich Humboldt wenig, las z. B. nie eine Zeitung, da er meinte, das Wichtige erführe man auch so, und das Uebrige könne man sich schenken. Gabriele aber, aus einem Kreise kommend, wo Politik sie wie die Luft umgab, kam sich ganz ab-

geschnitten von der übrigen Welt vor und begrüßte doppelt freudig den Onkel Alexander, der häufig heraus kam und dann alle politischen Begebenheiten, Vermuthungen und Möglichkeiten mit dem ihm eigenen sprudelnden Witz vortrug. „Der Onkel ist voll der himmlischsten Geschichten und prächtig amüsant", schreibt sie wieder und wieder. Wie sehr der Vater das frische Leben, das mit der Tochter in sein Haus eingezogen, genoß, spricht sich in einem Briefe an seinen Schwiegersohn Bülow aus:

„Tegel, den 14. November 1833.

Ich würde, theuerster Sohn, Deinen liebevollen Brief vom September längst beantwortet haben, wenn ich nicht dächte, daß wir jetzt durch die Briefe der lieben Gabriele in beständiger näherer Berührung sind. Ich kann Dir nicht genug sagen, wie glücklich mich die Anwesenheit der Deinigen hier macht und wie aus dem tiefsten Herzen ich Dir dafür dankbar bin. Die liebe Gabriele ist ganz unverändert und hat sich, wie alle Menschen hier finden, unglaublich jugendlich erhalten. Sie ist sehr heiter, und unser Familienkreis war, seitdem er so unglücklich durch den Tod zerrissen wurde, nie so schön als jetzt. Die Kinder erregen die allgemeine Bewunderung. Sie sind in Ansehen und Gemüthsart jedes auf seine besondere Weise liebenswürdig und musterhaft gut erzogen. Die Mutter hat eine ungemein gute Gabe, mit ihnen umzugehen. Es fehlt uns nichts in unserem jetzigen Zusammensein, als auch Dich hier zu besitzen. Es ist schrecklich, daß die belgische Angelegenheit nie endigen will. Indeß hoffe ich jetzt doch, daß es geschehen und Dir eine Zeit bleiben soll, hierher zu kommen. Freilich ist wieder das Parlament ein neues Hinderniß. Doch denke ich, behältst Du entweder, ehe die wichtigen Debatten recht angehen, oder, wenn sie vorüber sind, Zeit zu einer Reise. Ich kann es mir aber kaum als möglich denken, daß Du genöthigt sein solltest, Deine Frau auch die Rückreise allein machen zu lassen. Du wirst von ihr gehört haben, daß sie in dem nächsten Monat zur Stadt ziehen will. Es würde freilich auch viele Unbequemlichkeiten für sie haben, den ganzen Winter hier zuzubringen, so sehr glücklich es mich auch machen würde. Es schmerzt mich nur, daß sie nicht in Berlin wie hier bei mir wohnen kann. Sie wird Dir aber geschrieben haben, daß Caroline nur den für sie unentbehrlichen Raum hat, und ich eine einzige kleine Stube zum Wohnen und Schlafen.

Saal in Tegel.

Ein Glück ist es noch, daß Gabriele wenigstens in demselben Hause wohnen kann, obgleich sie auch dies mit mancherlei Unbequemlichkeiten, die in ihrer Wohnung unabänderlich sind, erkaufen muß. Ich werde gewiß wöchentlich in die Stadt kommen. Linchen hat mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit Deutsch gelernt und ganz aus eigener Begierde. Sie hat eine besondere Freundschaft für mich. Der Saal oben dient den Kindern sehr zum Vergnügungsplatz, sie tanzen alle Abende darin. Lebe herzlich wohl.

Mit der innigsten Liebe

Dein H."

An einem solchen Abend entstand dann wohl ein Sonett wie das folgende:

Vorahnung.

Ich saß im Saal, den Bilder rings umstehen,
Und vor mir tanzten holde Mädchenpaare.
Es flatterten die losgelösten Haare
Von ihrer Füße leichtem Wirbeldrehen.

Doch wie, wer Andres, als die Augen sehen,
Fühlt, daß er in der tiefen Brust gewahre,
Flogen vorüber die verlebten Jahre
An mir, wie dunklen Regenwindes Wehen.

Bald wird mich anderes Gemach umfangen,
Und diese Bilder werden suchend blicken
Nach dem, der dann nicht weilet mehr hienieden.

Ich aber werd' hin an den Ort gelangen,
Der rein von allem irdischen Entzücken,
Allein umwehet ist von Himmelsfrieden.

Seit der großen Veränderung im Familienkreise, dem Tode der Frau v. Humboldt und der aus besonderer Rücksicht des Königs für Humboldt erfolgten Versetzung Hedemanns nach Berlin als Kommandeur des 2. Garde-Ulanen-Regiments hatte Humboldt seine frühere Wohnung in der Französischen Straße mit einer kleineren in demselben Hause vertauscht. Hier brachte Caroline meist die Wintermonate zu und fand Anschluß bei Hedemanns, die ebenfalls in jenem Hause wohnten, wenn auch in getrennten Quartieren und Haushaltungen. Ein glücklicher Umstand fügte es, daß auch für Gabriele sich noch ein Stockwerk miethen ließ. War es auch nicht geräumig, und fanden

namentlich die an englischen Komfort gewöhnten Kinder und Leute Manches sehr wunderlich, so stand doch Gabriele keinen Augenblick an, sich selbst manche Bequemlichkeit zu versagen, um nur mit ihren Lieben unter einem Dache sein zu können. Die kleineren Verhältnisse in Allem empfand sie wohl, setzte sich aber darüber hinweg und fand sich ebenso leicht und liebenswürdig in diesen Wechsel als in das Regiment der Schwestern, das, wenn auch liebevoll, doch nicht ohne manche kleine Tyrannei war.

Auch aus der Ferne blieb Gabriele in stetem Zusammenhang und Briefwechsel mit der Königin Adelheid, die auf das Theilnehmendste in ihr neues Leben eingeht.

„Pavillon von Brighton, den 9. November 1833.

Sehr erfreut wurde ich diesen Morgen durch den Empfang Ihres lieben Briefes, meine theure Gevatterin, für welchen ich mich beeile meinen herzlichen Dank gleich auszusprechen, um Ihnen zu beweisen, wie lieb es mir war, von Ihnen selbst Nachricht zu erhalten. Recht oft denke ich an Sie und Ihre lieben Kinderchen und freue mich Ihrer Wiedervereinigung mit Ihren theuren Verwandten im lieben Vaterlande, fühle aber auch zugleich, wie schmerzlich die lange Trennung von Ihrem Manne Ihnen sein muß. Es giebt keine vollkommene Freude in dieser Welt, das muß Sie trösten, wenn die Sehnsucht zu groß wird. Herr v. Bülow vermißt Sie und die Kinder recht schmerzlich, das sagte er mir wiederholt, und seine Gedanken schienen beständig mit den Abwesenden beschäftigt zu sein, davon gab er mir mehrere Beweise, die ich mit Vergnügen bemerkte, denn ich freute mich in Ihrer Seele darüber. Ich habe ihn jetzt länger nicht gesehen, kann folglich leider Ihnen nichts von ihm berichten. Daß er das Zuckerwerk wirklich nach Berlin schicken würde, erwartete ich kaum, als ich es ihm in Windsor für seine Kinder einhändigte, es ist mir aber sehr schmeichelhaft, zu hören, daß es so freundlich dort empfangen wurde.

Ich begreife, welche gemischten Gefühle von Freude und Wehmuth Sie zuerst ergriffen haben müssen, als Sie in das väterliche Haus zurückkehrten, die vielgeliebte Mutter vermißten und Veränderungen fanden, die Sie nicht erwartet hatten. Ich bin aber auch fest überzeugt, daß nun nur wohlthuende Gefühle Sie beleben und Ihnen das Opfer erleichtern werden, sich auf so lange Zeit von Ihrem Manne getrennt

zu haben, da es beruhigend für Sie sein muß, Ihrem Vater so viel Freude durch Ihre Gegenwart zu bereiten.

Recht von Herzen wünsche ich Ihnen und den lieben Kindern gute Gesundheit während des nun mit Macht herannahenden Winters. Alle Details, welche Sie mir aus Ihrer Nursery mittheilen, haben mich sehr interessirt. Sie wissen ja, welche Vorliebe ich für Kinder habe, und wie mich jede Kleinigkeit interessirt, die auf solche Bezug hat. Für Ihre lieben Kinder interessire ich mich ganz besonders, daher erfreut mich Alles, was ich von ihnen erfahren kann. Ich erwarte mit Ungeduld Linchens versprochenen deutschen Brief und küsse die liebe Kleine recht herzlich in Gedanken sowie alle ihre Schwestern.

Wir haben Windsor am 26. Oktober verlassen, was mir recht schwer wurde. Ich habe so viel Liebes dort zurückgelassen, die herrliche Gegend, meine hellen freundlichen Zimmer, voll von Bildern und Büsten, die mir so unendlich theuer sind, sowie die mir heiligen Gräber, die ich sehr ungern verließ. Die Nähe derselben ist mir, wie Ihnen auch, wohlthuend; besonders wenn man wie ich so viel verloren hat, werden selbst diese Ueberreste, die uns nichts als Erinnerung gewähren, ein theurer Besitz, den wir nur ungern entbehren mögen. — Wir fanden hier das Wetter so warm, daß es ganz drückend war, und für diese Jahreszeit unnatürlich. Jetzt ist es recht kalt, und der schnelle Kontrast hat uns Allen Schnupfen und Husten gebracht. Während der schönen Tage bin ich zweimal auf der See gefahren, was mir viel Vergnügen machte.

Seit Donnerstag ist die gute Herzogin von Gloucester hier bei uns und befindet sich Gott Lob besser, als ich erwartet hatte nach einem kürzlich erst erlittenen Rückfall ihres alten Uebels. Der Herzog ist mit ihr hier und bleibt bis zum 16. Meine Schwägerin wird aber den ganzen Rest des Winters wieder wie voriges Jahr bei uns bleiben, was mir sehr angenehm ist. Prinzeß Auguste ist ganz wohl, und Beide wünschen, Ihnen recht herzlich empfohlen zu sein, sowie auch der König, dem ich Ihren Auftrag ausrichtete. Es freut ihn sehr, Ihnen die Seereise haben erleichtern zu können, und er läßt Ihnen sagen, daß er nur Ihren Wink erwarte, um ein Schiff Ihnen entgegenzuschicken, um Sie hierher zurückzubringen. Wir vermissen Sie sehr oft. Leben Sie recht wohl, liebste Frau v. Bülow, und

empfangen Sie nochmals meinen recht innigen Dank für Ihren lieben Brief nebst der Versicherung meiner unveränderlich treuen Freundschaft, mit der ich für immer verbleibe

Ihre Ihnen recht herzlich ergebene
Freundin und Gevatterin
Adelheid."

Im Dezember beginnt nun das Leben in Berlin, und die häuslichen kleinen Sorgen, der direkte Verkehr mit den Dienstboten, die täglichen Besprechungen mit der Köchin machen Gabriele mehr Kopfzerbrechen, als alle Diners der Londoner Season. Staats- und Herzensbesuche müssen gemacht werden, und auch von Geselligkeit blieb sie nicht verschont, da infolge der nothwendigen Meldungen an den Höfen Einladungen ergingen, denen sie meist in Begleitung des Onkels Alexander folgt. Das Fehlen jedes „Mittelalters", zu dem sie sich rechnet, macht solche Feste nicht sehr erheiternd für sie, denn es giebt nur des guirlandes de fleurs et des gros bonnets, d. h. man ladet die Tanzenden und nothgedrungen die Mamas dazu, und ich muß mit den Prinzessinnen auf dem Sopha sitzen und ihnen von England erzählen, was so par ordre de Moufti eine schlimme Sache ist. Ich benutze dann unbewachte Momente, z. B. wo die Prinzessinnen tanzen, um mich zu entfernen, werde aber gleich wieder zitirt. Meine stete Besorgniß in der Gesellschaft hier, wo man so kleinstädtisch aufpaßt, ist, man könnte denken, ich suchte mehr, als mir zukommt. Wenn es nicht unsinnig wäre, hätte ich die größte Lust, hier wieder zu tanzen anzufangen, wie es hier fast alle verheiratheten Damen thun, sogar bis zu der Exzellenz hinauf. Die Menschen haben zwar die größte Höflichkeit und Freundlichkeit für mich, selbst jetzt, wo ich ihnen nichts Neues mehr bin, aber chacun a sa chacune, und so kommt es doch oft, daß ich mir sehr verlassen vorkomme, denn die eigentliche gesellschaftliche Liebenswürdigkeit ist nicht eben hier zu Hause, es herrscht ein Mangel an Form, an savoir faire, die Leute sind schwerfällig und festgefahren in gewisse Ideen. Du solltest den Onkel darüber hören, er ist himmlisch in seinem Witz, wenn auch etwas aigre."

Der Weihnachtsabend vereinigt den Familienkreis, der noch durch Hermanns Niederlassung in Berlin einen lieben Zuwachs erhalten hat, bei Gabriele, und es zeigt sich jetzt schon, wie sie der Mittelpunkt der

Familie ist, welche sanfte unwiderstehliche Gewalt Alle zu ihr zieht. War sie doch die einzige Mutter in dem ganzen Kreise, und ihre rücksichtsvolle Fürsorge dehnt sich auf all die Ihren aus.

Die Feiertage wurden dann wieder beim Vater zugebracht, der unmittelbar nach der Bescheerung in sein stilles Tegel zurückgekehrt war. Obgleich er wöchentlich zwei Mal zur Stadt kam, wechselte er doch fast täglich Billets mit den Töchtern. So schreibt oder diktirt er vielmehr am 25. Dezember: „Ich bin vor elf Uhr bei recht schönem Wetter hier angekommen, liebe Caroline, und Du kannst zum Trost für morgen sagen, daß auch der Weg noch ganz leidlich ist. Ich bin heute Vormittag, da die Sonne so freundlich schien, spazieren gegangen. Tegel ist mir ordentlich neu vorgekommen, da ich gewohnt bin, es immer nur von der Abendseite zu sehen. Allein die Abendbeleuchtung sagt doch meinen Augen sowie meinen Gedanken mehr zu. Ich freue mich sehr auf den morgenden Besuch und danke Euch Allen noch herzlich für den fröhlichen gestrigen Abend. Von Herzen Dein H."

Aus seiner Einsamkeit heraus nimmt er an Allem Theil und denkt und sorgt bis ins Kleinste für die Freude und das Wohlbefinden der Seinen:

„Tegel, den 14. Februar 1834.

Es hat mich hier, liebe Caroline, eine sehr schöne Temperatur empfangen, so daß ich den Ueberrest des Abends nicht bloß sehr ruhig, sondern auch sehr hübsch verbracht habe. Da Du so gütig sein willst, Dich meiner Geschenke für Linchen anzunehmen, so komme ich noch einmal darauf zurück. Bespricht zuerst mit ihrer Mutter ein recht ordentliches, von dem Preise, wie es Gabriele an ihrem Geburtstage von mir bekommen hat. Außer diesem einen dann noch sieben Kleinigkeiten, die aber hübsch sind und dem lieben Kinde Spaß machen. Da die acht Geschenke ihre acht Jahre vorstellen sollen, so wäre es hübsch, wenn eins immer größer als das andere wäre. Es sind dies schwierige Aufgaben, aber die Lösung wird Euch schon gelingen. Schreibe mir recht bald wieder, liebe Caroline, wie es Euch Allen geht, und sorge mehr für das Schicksal Deiner Briefe, denn ich vermisse sie sehr ungern. Ich bin sehr wohl und genieße das reine Landleben ohne alle die Zugaben von Blumen, Blättern, schönem Wetter u. s. w., womit die Menschen den reinen Genuß sich konfus machen. . . .

Ich erhalte jetzt gar keine Zeitungen mehr. An den Buchstaben darin liegt mir nichts. Aber als Löschpapier und zum Einpacken habe ich sie doch gern. Sei doch so gut, mir von Zeit zu Zeit, aber ganz nach Belieben, ein Packet zu schicken. Grüße Alle aufs Beste von mir und sage Hedemanns, daß ich hoffe, sie noch in der Zeit meiner hiesigen Verdunkelung, und ehe ich Mittwoch wieder in Berlin aufgehe, hier zu sehen. Mit innigster Liebe

Dein H."

„Tegel, den 24. März 1834.

Ich bin bei sehr schönem Mondschein hier angekommen, liebe Caroline, und mit der freudigen Aussicht, Euch nun bald Alle dauernd in Tegel zu besitzen. Es ist mir in der That ein sehr süßes Gefühl, den ganzen Sommer, der für mich gewissermaßen mit diesem Tage beginnt, in dieser Vereinigung vor mir zu haben. Ich schicke den Wagen, damit er zu Gabrielens Disposition, bis sie selbst herkommt, dort bleiben kann. Dann bitte ich Dich, mir eine Portion Aniskuchen für die Kinder zu schicken. Denn mit einem Großvater allein und ohne allen Kuchen ist es doch eine mißliche Sache. Ich freue mich aber sehr auf die lieben Kleinen, und sie werden alle Zimmer in gehörig menschlicher Luft finden.

Mit X. habe ich mich Sonntag recht gut amüsirt. Er ist ein verständiger und kenntnißvoller Mensch, und wenn man einen Menschen allein hat, kommt es niemals zur Langweile. Auch der unbedeutendste Mensch ist eine unerschöpfliche Fundgrube, wenn man nur die Mühe nicht scheut, das Amüsante aus ihm hervorzuholen. Das Wetter war heute und gestern unsicher und regnicht. Heute wirklich unfreundlich, gestern aber gegen Sonnenuntergang sehr milde, mit wunderschönen Lichteffekten. Ich sehe, daß ich wie die Rahel werde und das Barometer immer in meine Briefe verwebe. Genießende waren gar nicht hier, aber bestimmt, in Berlin genossen zu werden, eine zahllose Herde Schweine, die mit unsäglichem Spektakel einen langen Halt auf der Landstraße machten. Von ganzer Seele

Dein H."

Bei dem Nahen des Frühlings 1834 werden die Möglichkeit einer Wiedervereinigung zwischen Gabriele und ihrem Manne sowie seine außerordentlich schwierigen dienstlichen Verhältnisse hin und her erwogen, und sie schreibt ihm:

„Berlin, den 8. Februar 1834.

... Es giebt Momente, wo meine Entfernung von Dir mir wie ein Unrecht erscheint, so lebhaft ich mir auch bewußt bin, daß mein endliches Wiedersehen des lieben Vaters wirklich Pflicht war. Ach ja, der Herzog von Cumberland hat wohl Recht, Dir die mit dem armen lieben Vater vorgegangene Veränderung als groß zu beschreiben, geliebtes Herz, wenn ich mich dieser immer mehr überzeugen und Trübes von der Zukunft erwarten muß, so kann ich nicht anders, als dankbar sein, daß Du nicht zu bald auf meine Rückkehr dringst, andererseits aber fällt mir der Gedanke an eine noch so lange Trennung von Dir unbeschreiblich schwer, denn die, fürchte ich, wird unabänderlich sein, wenn nicht durch mein Reisen uns die Freude des Wiedersehens wird.

Der Stand der Dinge ist Dir leider nicht günstig, und die, welche Dir wohlwollen, können nicht zu Deinem Herkommen rathen, es sei denn, daß Du geneigt sein solltest, wie Dein Freund B. sich ausdrückte, „eine Schlacht zu liefern". Wer wagt, gewinnt auch oft, und so ist es nicht unmöglich, daß ein persönliches Auftreten günstig für Dich ausfiele. Du müßtest Dich aber sehr in der Gewalt haben, denn Du glaubst es nicht, wie verstockt hier die Leute sind, wie befangen in ihren Anschauungen, die sie die rechten nennen. Auch höheren Orts wendet sich die Stimmung sehr gegen Dich, und man markirt es mir, und sogar dem Vater! Man sagt, daß der Kronprinz gegen Dich eingenommen wäre, weil Du dem Prinzen Leopold vorzüglich zum Thron verholfen haben sollst? — Verzeih dies Fragezeichen, aber ich muß wirklich gestehen, daß ich hierauf keine Rede und Antwort stehen kann, denn diese ganze holländisch-belgische Angelegenheit ist für mich ein Labyrinth, wo ich nicht aus noch ein weiß, wenn ich auch nur zu gut mir bewußt bin, daß sie eine wichtige und nicht glückliche Rolle in unserem Leben spielt. Der freundschaftliche Brief des Königs Leopold an Dich trägt gewiß auch noch einige Schuld. — Es widerstrebt meinem Gefühl, Dich jetzt in eine fragende, ich will gar nicht einmal sagen bittende, Stellung gebracht zu sehen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Dein Gesuch von A... unterstützt würde, aber mehr to boast upon. Mein Geliebter, thue es nicht, ich brauche es Dir nicht zu sagen, wie wenig passend ein solches Verhältniß für Dich wäre. ...

Der Vater wollte Donnerstag wegen Deiner Angelegenheiten mit

X. . . sprechen, mußte es aber eines Unfalls wegen unterlassen. Der Kutscher, nämlich des Miethswagens (zum Glück nicht des Vaters eigener), hatte das Unglück, als er mit dem Jäger hinfuhr, um den Vater bei seinem Bruder abzuholen, ein Kind zu überfahren, ein Mädchen von zwölf Jahren, Tochter eines armen Holzhackers. Gott Lob ging es noch für die Umstände glücklich genug ab, indem das Kind durch den Fall nur den Arm brach. Gott sei's gedankt, daß der Vater nicht zugegen war. Er fuhr indessen gleich nach dem Hause der armen Leute, und drei Treppen stieg er hinauf und hielt sich über eine Stunde in dem Zimmer auf, um sich von dem Zustand und der Verpflegung des Kindes selbst zu überzeugen und es seinem Arzt in die Kur zu geben. Es geht Alles gut, aber den armen lieben Vater hat die Sache und Anstrengung schrecklich erschüttert und angegriffen. Wie er eigentlich die Hühnerstiege wieder herabgekommen ist, mag ich Dir nicht sagen, denn er sagte uns nichts und nur durch den Jäger erfuhren wir überhaupt davon.

So habe ich denn nur mit dem Bewußten gesprochen, und er hat mich von Neuem überzeugt, daß Dein Herkommen nicht rathsam sei, und der Vater ist mit ihm durchaus einer Meinung, daß Du jetzt nichts thun darfst. Ach, wie schmerzlich ist es mir, Dir dies schreiben zu müssen!

Das Eis brechen darfst Du jetzt nicht. Könntest Du Ehre einlegen durch solchen Schritt, so wäre ich die Erste, die Dir rathen würde, ihn zu thun, uneingedenk der Folgen, die er für unser äußeres Leben haben könnte. Allein Dein jetziges unglückliches Geschäft ist zu unpopulär, als daß Dein Aufgeben desselben nicht mißverstanden werden sollte. Und daß Deine Gegner dies benutzen würden, um Dir zu schaden, ist gewiß. Man würde es entweder für Muthlosigkeit Deinerseits halten, für ein Weichen vom Kampfplatz, oder für einen Beweis davon, daß man Dich auf Deinem Posten nicht den hiesigen Interessen nach handelnd fände. Zu solchem Schritt ist also jetzt nicht der Moment, darum wäre nichts passender als mein Zurückkehren zu Dir, machtest Du dies nicht mit Recht wiederum vom Geldpunkt abhängig. Ich kann in Wahrheit sagen, daß, was Du thust, mir lieb und recht sein soll, und daß ich mich in Alles zu finden wissen werde, aber wir dürfen der Kinder wegen nicht thun, was sonst am leichtesten und natürlichsten zu thun wäre.

Der Kinder wegen dürfen wir nicht wie bisher in London fortleben, wenn Deine finanziellen Verhältnisse sich nicht bessern. Es ist bisher das Mögliche für ihren Unterricht dort geschehen, aber es muß mit jedem Jahre und für jedes Kind mehr geschehen. Hierin dürfen wir keine Ausgabe vermeiden, aber Einschränkungen anderer Art zu machen, ist leichter gesagt als gethan, da Du das Haus so geregelt hast, daß man kaum weiß, ob irgendwo bei demselben Leben und den Anforderungen der Stellung eine Ersparniß zu machen ist.

Hedemann meint nun, ich sollte mich einrichten, auch den nächsten Winter noch hier zu bleiben, mein Quartier ist aber längst, schon ehe ich es bezog, zum 1. April vermiethet. Ich werde noch eine Frage deswegen — aber diplomatisch! — thun, glaube aber nicht, daß es was helfen wird; der Verlust ist auch nicht groß, denn wenn Du nächsten Winter herkämest, wüßte ich Dich kaum darin unterzubringen.

Möglichst bald will ich nach Tegel ziehen; ich habe doch jetzt gar zu wenig vom lieben Vater. Er wünscht auch mein Herauskommen sehr und weiß selbst doch noch nicht, daß wahrscheinlich er seine Badereise wird früher als gewöhnlich antreten müssen, da er nach Pyrmont soll. Vor dem 1. Juli wäre es kaum rathsam für mich, zu reisen, um der Season in London zu entgehen, was doch wünschenswerth wäre, schon allein der Toiletteausgaben wegen. Eine Einrichtung für den Unterricht der Kinder muß aber jedenfalls getroffen werden; auch wenn ich schon im Juni reisen sollte, dürfen die vorhergehenden Monate nicht wieder so wie im Herbst verloren werden.

Ich muß entweder an bestimmten Tagen zur Stadt oder Lehrer herauskommen lassen, was allerdings sehr kostspielig sein wird, aber doch wohl möglich. Die Kinder haben jetzt sehr guten Unterricht und nur fast zu viele Stunden. Aber das macht mir oft ein recht peinliches Gefühl, daß ich so wenig oder vielmehr gar nicht die Gabe der Erziehung besitze. Dieses Mangels bin ich mir nur zu deutlich bewußt, und doch, das weiß der Himmel, liegt mir nichts mehr am Herzen als die lieben, lieben Kinder zum Besten zu leiten. Sie machen viele Fortschritte und wenn sie deutsch sprechen, sagen sie „Mutter", was einen ganz eigenen Zauber für mich hat. Ich lege sie Dir ans Herz und scheide nur mit der Feder, nicht mit meinen Gedanken, von Dir. Mit der Feder schaffte ich Dir aber wenigstens so gern nur Freude, allein auch

das kann ich nicht. Nein, eine Trennung wie die unsrige sollte eigentlich vom Schicksal nicht zugelassen werden.

Deine G."

Da in dem Vorangegangenen Bülows dienstliche Lage verschiedentlich berührt ist, so möge hier auch ein Brief Humboldts folgen, der ein Meisterstück maßvollen Urtheils, diplomatischer Feinheit bei völliger Aufrichtigkeit ist, wie das ja seine eigene amtliche Laufbahn charakterisirt.

Auch hier ist er weit entfernt, in irgend einer Weise eingreifen zu wollen, und indem er seinem Schwiegersohn den eingehendsten Rath ertheilt, läßt er ihm volle Freiheit der Handlung.

„Berlin, den 19. Februar 1834.

Ich weiß, liebster Bülow, wie der Bewußte, mit dem Gabriele und ich Jeder besonders gesprochen haben, Dir schreiben wird. Ich muß leider seiner Meinung für jetzt auch beistimmen. Ich habe aber doch geglaubt, daß es Dir lieb sein würde, meine Meinung über Deine ganze Lage kurz zu erfahren.

Dein Mißgeschick, wenn man es so nennen soll, liegt eigentlich darin, daß Du an einer Arbeit fortwährend arbeiten mußt, die an sich nicht beliebt ist und bei einigen gerade einflußreichen Personen hier in einer besonderen Ungunst steht. Man vergißt nun, was möglich und unmöglich zu erreichen war, übersieht, daß die Hauptsache im Anfang auf Erhaltung des Friedens weit mehr als auf diese bestimmte Sache gerichtet war, und urtheilt außerdem mit leidenschaftlicher Parteisucht. Hierzu kommt Unzufriedenheit mit dem Lande, wo Du bist, und endlich für Dich persönlich das immer fortdauernde Mißverhältniß mit Z. . . ., selbst mit L. . . . Kämest Du her, so würdest Du natürlich überzeugen wollen, daß Du theils nicht anders handeln konntest, theils vortheilhaft gewirkt hast. Du würdest außerdem Deine finanzielle Lage zur Sprache bringen und verbessern wollen. Beides kann, meines Erachtens gelingen, aber nicht jetzt und nicht durch einen Aufenthalt weniger Wochen. Dein Erscheinen muß hier zuerst von der einen und anderen Absicht den Leuten frei vorkommen. Sie müssen Dich sehen, gelegentlich über die Ereignisse sprechen, und Du mußt durch Dein Benehmen und Deine Persönlichkeit die Vorurtheile zerstreuen, wo sie bei einflußreichen Personen Eingang gefunden haben. Im Sturm, durch absichtliche Unterredungen, selbst durch Memoiren läßt sich nichts erreichen. Du würdest jetzt viel-

leicht nicht sonderlichen Widerstand, aber, was weit schlimmer ist, kein wahres und offenes Eingehen in die Sache erfahren. Da diese noch zu keinem Ende gekommen ist, so nimmt sie auch die Leidenschaften natürlich noch mehr in Anspruch.

Der Geldpunkt erleidet jetzt nicht nur dieselbe, sondern noch eine ihn besonders betreffende Schwierigkeit. Der König glaubt, theils wegen vieler gehabter Ausgaben, theils wegen befürchteter Mindereinnahmen bei den Zöllen, daß große Sparsamkeit nöthig ist, und scheint besonders gegen das auswärtige Departement hierin eingenommen. Ich kann mir daher nicht denken, daß, so gerecht und billig Beides wäre, Du jetzt eine Entschädigung für die durch die Konferenz veranlaßten Mehrausgaben, noch die Bezahlung des ganzen Gehalts in Gold erlangen würdest. An eine wahre Gehaltserhöhung scheint mir unter allen Umständen schwer zu denken. Auf die Spitze kannst Du, auch wenn Du hier bist, die Sache doch nicht stellen. Es würde dies geradezu heißen, Deinen Posten in Gefahr setzen, ohne zu wissen, was Du dagegen erhieltest. Ueberhaupt würdest Du doch im Ernst ihn nicht gern, als gegen die sehr beschränkte Möglichkeit gleich ausgezeichneter Lagen, verlassen. Wolltest Du so weit gehen, es wirklich darauf ankommen zu lassen, so würde ich weit mehr rathen, dem Könige schriftlich ganz ruhig und klar die Unmöglichkeit zu beweisen, dort bestehen zu können, und ihn zu bitten, wenn er Deine Lage dort nicht verbessern könne, Dir eine andere anzuweisen. Allein auch dazu wäre es doch besser, einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten, und ohne dahin gekommen zu sein, mein Kapitalvermögen anzugreifen, würde ich doch in Deiner Stelle einen solchen Schritt jetzt nicht thun. Es scheint mir also jetzt das Beste, Dich so gut zu schicken und zu fügen, wie es sich machen lassen will, und die nächste Zeit hingehen zu lassen. Auch Deine größten Widersacher erkennen gewiß Deine Vorzüge in Einsicht, Kenntniß und Thätigkeit. Mit dieser schafft man sich immer Luft, wenn auch augenblicklich sich die Sachen ungünstig stellen, und dringt am Ende so durch, daß, vielleicht die ganz Eingenommenen abgerechnet, die Gegner selbst erkennen, daß man auch früher Recht gehabt hat. Ist die niederländische Geschichte vorüber, oder hat sie, wozu jetzt der Anschein ist, so lange geschlummert, daß das leidenschaftliche Interesse kühler wird, so wäre ich für Dich für einen längeren Urlaub, doch wenigstens von zweimonatlichem hiesigen Aufenthalt.

Was Deine Geschäfte und Dein Benehmen darin selbst betrifft, bin ich weit entfernt, Dir darüber etwas zu sagen. Nur eins kann ich nicht unerwähnt lassen, da es auch augenblicklich nothwendig ist. Bedenke ja, liebster Bülow, bei jeder Depesche den Eindruck hier. Was ein Gesandter an seinem Posten thut, ist doch nicht das ganze Geschäft, und es kommt immer viel auf die Vorstellung und die Rücksichten, auf die Persönlichkeiten am eigenen Hofe an. Es würde mich unendlich freuen, wenn Du es angemessen fändest, daß sich der lieben Gabriele Aufenthalt bei mir verlängerte, Du möchtest nun dies in Rücksicht auf eigenen Urlaub oder wegen häuslicher Arrangements vorziehen. Das Aufhören ihrer Miethe in der Stadt muß Dich nicht besorgt machen. Der Unterricht der Kinder läßt sich auch durch gehöriges Herausschicken der Lehrer oder eigenes Hereinkommen besorgen. Ich habe Pferde genug dazu, und die Pferde können nichts Besseres thun als Weisheit für die Kinder hin und herfahren. Nach allem Gesagten brauche ich wohl nicht hinzuzufügen, daß ich mich nicht wundern würde, wenn Du auch gegen unsere Meinung plötzlich hier erschienest. Man beurtheilt seine Sache immer selbst am besten, für gewagt hielte ich es allerdings, allein das Wagen führt auch manchmal zum Siege. Immer war es nothwendig, daß Du unsere, aus dem gewöhnlichen Laufe der Dinge geschöpfte Meinung offen erfuhrst.

Ich kann diese Zeilen nicht anders als mit dem Ausdruck des echten, wahren Gefühls beschließen, wie schmerzhaft es mir sein würde, Gabriele hier wieder zu verlieren, ohne zugleich Dich gesehen zu haben.

Mit innigster Liebe Dein

H."

So harrt denn Bülow weiter auf seinem Posten aus, und es wird ihm sogar noch durch Metternich die österreichische Stimme in der Konferenz übertragen. Da er jedoch immer einen längeren Urlaub und die Reise nach Deutschland im Auge behält, so ist zunächst von einer Rückkehr nach London für Gabriele keine Rede mehr, und im April zieht sie für den ganzen Sommer zum Vater nach Tegel hinaus, von wo sie ihrem Manne schreibt:

„Tegel, den 28. Mai 1834.

Heute noch muß ich Dir, mein geliebter Heinrich, meinen innigsten, gerührtesten Dank aussprechen für die Liebe und Freundlichkeit, mit der Du auch aus weiter Ferne mir den heutigen Tag zu erheitern

gewußt haſt. Ich kann Dir das Erſtaunen nicht ſchildern, das mich ergriff, als ich heute, bei meinem Erwachen nicht eigentlich (denn für dieſes hatte der Muſikchor des Kruges geſorgt, der ſich ganz früh unter meinem Fenſter poſtirt hatte und mich mit hübſchen, luſtigen — luſtiger als mir ums Herz war — Melodien aus dem Schlafe rief), Deinen Brief aus Spandau durch einen Extraboten erhielt. Ich freute mich der liebevollen Sorglichkeit, mit der Du mir dieſe doppelt ſüße Ueberraſchung bereiteteſt. Habe tauſend, tauſend Dank, Du Lieber, Guter. Ach, wie fehlteſt Du mir heute hier, wie wurde alle mich umgebende Freude zur tiefſten Wehmuth! Dieſe mußte ſich wohl überhaupt heute mehr als je in alle meine Empfindungen miſchen, auch trieb es mich aus aller liebenden und geliebten Umgebung hinweg zu einem einſamen Gange nach dem theuren Grab. —

Ach, je glücklicher ich mich gefühlt hatte in der Begrüßung der lieben, ſüßen Kinder, je mehr fehlte ſie mir, gerade in Bezug auf das Gefühl des Mutterglücks. Die lieben, lieben Kinder, — Gott erhalte ſie uns und mit ihnen Seinen größten Segen. Die wunderſüße Baby kam an mein Bett, einem kleinen Engel gleich in ihrem weißen Nachtgewande, in einer Hand ein Kränzchen, in der anderen ihren Roſegay haltend. Hätteſt Du nur das liebe Linchen ſehen und hören können, wie ſie mir ihren in deutſche Verſe gebrachten Glückwunſch darbrachte, und die ehrliche Thereſe, die auch etwas herſagen wollte und anfing: „my dear mamma“, — ſich lange beſann, auf das Gelernte aber gar nicht kommen konnte und ſich mit den Worten: „I love you“, mir um den Hals fallend, begnügte. Wer hätte auch wohl an dieſen ſüßen Worten nicht genug! Die beiden Großen, weißt Du, äußern weniger ihre Gefühle, aber ihre Mienen ſprachen ſie mir aus.

Das kalte Wetter erlaubte nicht zu meinem Bedauern das Frühſtücken draußen. Doch hielt es ſich, einige Regenſchauer abgerechnet, noch recht ſonnenhell. Um zehn wurde mir aufgebaut, nachdem wir erſt noch ein unerwartetes Schauſpiel genoſſen. Ein herumziehender Böhme zeigte uns nämlich eine Abbildung des Joachimsthaler Bergwerkes, wirklich ganz hübſch und kunſtreich gefertigt mit beweglichen Figuren, was auch die Kinder beſonders amüſirte. Das war wirklich eine Art Vorbedeutung (in dem Bergwerk wird auch Gold gewonnen) der goldenen Geſchenke, die meiner warteten. Geliebter, wie unendlich haſt Du mich mit dieſen

überrascht, und wie weiß ich Dir nicht genug zu danken, wenn auch Deine abermalige Grandiosität mich fast erschreckt hat. Ich erwartete mir durchaus nichts, höchstens vielleicht eine Kleinigkeit. Adelheid hatte es sehr gut zu verbergen gewußt, daß sie den Kasten erhalten, und ich war ganz dumm geblieben und wurde sehr überrascht durch alle Deine Gaben. Der Schmuck ist das Schönste, was man sehen kann, so einfach und gediegen und doch so elegant, er ist unendlich bewundert worden. Denke Dir meine Freude und Ueberraschung, als ich beim Hereintreten in den Salon, wo mir aufgebaut war, meine Adelheid (meine Schwester die Frau Generalin!) erblicke, und sich nun erweist, daß das Bild, welches Wach von ihr malt, mir zum Geschenk von Seiten des lieben Vaters zugedacht ist. Es ist ein Kniestück in Lebensgröße.*) Ich freue mich unbeschreiblich zu diesem Besitz. Nebengeschenke vom lieben Vater außerdem blieben nicht aus. . . .

Nachmittags konnten wir viel spazieren gehen, und da erst führten mich die Kinder nach der oberen Laube, wo mein Namenszug angebracht war, sehr hübsch aus Rosen, Jasmin und Vergißmeinnicht gefertigt.

Dies war eigentlich Gabrielens und Adelheids Angebinde, denn Handarbeiten oder dergleichen hatte ich mir verbeten, weil es ihnen zu viel Zeit gekostet hätte, die sie besser verwenden können. Der Gärtner hatte sich in schönen Kränzen und in Bouquets verherrlicht. Das Hübscheste blieb aber immer der schöne alte Fliederbaum, der wie ein großes Bouquet aussieht. Wie schön überhaupt jetzt die ganze Umgebung des Hauses in der vollen Blüthenpracht ist, kann ich Dir gar nicht beschreiben.

Den Onkel erwarteten wir auch zu Mittag, er konnte aber nicht kommen, wie Du aus seinem hier beigefügten Billet ersehen wirst. Ich sende es Dir zum Amüsement und zum Beweise seiner sich immer gleich bleibenden Freundlichkeit und seines nie ermüdenden Bestrebens, Anderen Freude zu machen. Das ist ein ungemein liebenswürdiger Zug seines Charakters. Er kommt jetzt oft her, ist immer heiter und amüsant und bringt den Kindern jedes Mal etwas mit. . . ."

Alexander v. Humboldt an seine Nichte Gabriele:

„28. Mai 1834.

Es ist dem freudeleeren hiesigen Leben eigenthümlich, auch dann störend zu sein, wenn man einmal irgend eines Genusses sich erfreut.

*) Jetzt in Schloß Tegel befindlich.

Ich kann leider Dir, meine theure Gabriele, nicht meine herzlichsten Glückwünsche selbst darbringen. Ich bin schon gestern früh für heute Mittag zum König nach Charlottenburg eingeladen, und bei einer so frühen Einladung war das Abschlagen unmöglich. Ich hatte mich so gefreut, diesen Tag im Schoße Deiner Dir so ganz gleichen, liebenswürdig, sanft heiteren Familie zuzubringen.

Die Schachtel enthält für Dich von meiner Armuth an echt Pariser Parfüms drei Flaschen: eau athénienne und huile antique für die Haare und ein drittes Fläschchen für den fazzoletto. Nach dem großartigen Prinzip, die Geburtstage der Monarchen durch Spendungen und Wohlthätigkeit an die Kindlein zu feiern, sind die Parfüms mit etwas Zuckerwerk verbrämt, unter dem sich auch ein Päckchen mit Würfeln befindet, weil ich die spirituelle Idee gefaßt habe, die Ladies sollten um das Zuckerwerk würfeln. Dagegen erbitte ich mir einen Waffenstillstand von acht Tagen für die sugar boxes, da ich sie jetzt erst bei Hoffauer bestellte. Ich hoffe gewiß, noch vor meiner Abreise nach Sanssouci und Paretz Euch umarmen zu können. Leider bin ich zwiefach geplagt! Die grüngelbe chemische Lady (meine fidele Jane) thront schon in Potsdam, korrespondirte mit mir aus dem Einsiedler, rückt heute gegen die Hauptstadt vor und verlangt am Thore Briefe für alle Wirthshäuser! Ein Schreckenskomet für 1834!

Lafayettes Tod hat mich unendlich gerührt. Es war ein liebenswürdiger alter Mann, mit dem ich 15 bis 18 Jahre gelebt. (Dazu ist er einer der wenigen, vor dem sie sich fürchteten.) Meine schönsten Grüße dem Familienkreis, Umarmungen für meinen Bruder.

A. v. H."

Im Juli begleitet Gabriele mit ihren beiden ältesten Töchtern Hedemanns nach Burg-Oerner, wo ein zehntägiger Aufenthalt genommen wird. Alle Erinnerungen an die verewigte Mutter werden da von Neuem für Gabriele wach, als sie nach neun Jahren zum ersten Mal wieder die lieben Räume betritt. Humboldt, dem seine Badereise erlassen wird, bleibt mit den jüngeren Enkeln in Tegel, und dort hat auch Gabriele die Freude, am 13. September endlich, nach mehr als zwölfmonatlicher Trennung, ihren Mann wiederzusehen.

Bülow fand den Gesundheitszustand seines Schwiegervaters in so trauriger Weise verändert, daß er sofort einsah, er könne dem Vater

jetzt nicht die Tochter entziehen, und in Berlin für den Winter eine möblirte Wohnung Unter den Linden nahm. Diese wird Ende November bezogen, und der nun wieder in Tegel vereinsamte Vater schreibt an Gabriele:

„Tegel, den 25. November 1834.

Ich kann Dir nicht sagen, theuerste Gabriele, wie sehr mich Dein so liebevoller Brief gefreut und gerührt hat. Ich möchte bei Dir sein, um Dir mündlich es ganz so, wie ich es empfinde, auszudrücken. Ich weiß und fühle es recht dankbar, daß Du lieber hier geblieben wärest. Die Umstände erlaubten es doch aber nicht, und ich schätze zu sehr das Glück, Dich und die lieben Kinder so lange Zeit in meiner Nähe zu behalten, um über diese Entfernung zu klagen. Da ihr die Wohnung mit jedem Monat aufsagen könnt, so dauert sie ja wohl auch diesmal nicht so lange, und auch ich werde versuchen, in die Stadt zu kommen. Vor meiner Einsamkeit laß Dir nicht bange sein. Ich bin viel, viel lieber mit Euch zusammen. Wenn das aber nicht möglich ist, scheue ich die Einsamkeit gar nicht, sondern habe sie vielmehr gern. Nach meinem Abendessen thue ich eben nichts mehr. Aber man sitzt und denkt und träumt. Beim Lesen und Arbeiten lebt man doch auch eigentlich mit Anderen, und es ist viel werth, auch einmal mit sich selbst zu sein.

Die Ministerialveränderungen zugleich in Paris und in London sind sehr merkwürdig. Das Schlimme dabei aber scheint mir an beiden Orten das zu sein, daß die Veränderung mehr aus einer Unzufriedenheit mit dem vorigen Zustande als aus der bestimmten Ueberzeugung hervorgeht, daß man nun das Rechte gefunden hat. Vor der Zusammenkunft des Parlaments scheint mir doch Bülows Anwesenheit nicht viel helfen zu können, und ich hoffe daher, daß man ihn nicht drängen wird. Immer aber bleibt es doch nur kurz, und für Dein ruhiges Zusammensein auch mit ihm wäre es doch gut, wenn Du, liebste Tochter, nun nicht weiter in große Gesellschaften zu gehen brauchtest. Der Kaiser ist ja wohl heute abgereist, und es wird sich wieder eine Ruhe nach der großen Bewegung einstellen. Die Schwestern theilen Dir ja wohl meine Briefe mit, und so wirst Du gesehen haben, daß es mit meiner Gesundheit ganz gut geht. Das unbestimmte Wetter, das den Herbst verlassen hat und sich doch nicht entschließen kann, in den Winter hineinzugehen, ist nur fatal. Ich habe doch aber heute meinen gewöhnlichen Spazier-

gang gemacht. Nur gestern und vorgestern war es schon wegen der Glätte unmöglich. Ich freue mich sehr, Hedemann morgen hier zu sehen. Für das Essen könnte er nicht in brillanterer Zeit kommen; zwei Fasanen und ein Hase von hiesiger Jagd, von der ich auch heute zwei Ziemer (große Krammetsvögel) gehabt habe! Bülow hoffe ich auch recht bald einmal zu sehen, und wie Du es wegen der Kinder am besten einrichten kannst, überlegst Du gewiß selbst. Umarme Bülow und die lieben Kinder von mir. Den Schwestern schreibe ich vielleicht heute noch selbst, wenn die Berliner Depeschen, die noch nicht angekommen sind, mir Veranlassung dazu geben.

Mit der innigsten Liebe

Dein H."

Bülows Urlaub gestattete ihm, noch zwei Monate in Berlin mit den Seinen zuzubringen. Der Februar 1835 führt ihn dann allein auf seinen Posten zurück. Es ist eines der letzten Billets Humboldts an Gabriele, das sich auf diese Trennung bezieht. Die Abreise der Tochter zu erleben, blieb ihm wenigstens erspart.

„Tegel, den 3. Februar 1835.

Dein so unendlich liebevoller Brief, theuerste Gabriele, hat mich auf das Innigste erfreut, aber auch tief bewegt. Ich begreife ganz Deine Empfindungen und habe heute Morgen unablässig an Dich gedacht. Auch mir ist das Weggehen von Bülow sehr schmerzlich gewesen, weil ich ihn sehr liebe und sein Umgang mir immer wohl thut, dann aber auch weil mir in seiner Abreise schon die Deinige und die der lieben Kinder vorschwebte. Ach, die Monate verfliegen so schnell, und es ist viel gewisser, daß sie zu Ende gehen, als daß für uns hier ein neues Wiedersehen entsteht. Es war aber eine schöne Zeit, und wir wollen die Monate, die uns noch vergönnt sind, nicht durch Klage und Besorgniß trüben, sondern, wie Du sehr hübsch sagst, mit Dank gegen die Vorsehung genießen. Die Zeit bringt so viel Unerwartetes, sie kann auch die Periode der Trennung, die wir vor uns zu sehen glauben, abkürzen.

Die Freundlichkeit des Königs ist an sich erfreulich und ein gutes Zeichen für die Zukunft. Die Kürze des Februars ist mir nie so erwünscht wie in diesem Jahre gekommen. Es sind ja nicht viel über drei Wochen hin, daß ich Dich wieder mit allen Kindern hier besitze.

Ich fühle gewiß und weiß, daß Du lieber gleich kämest, aber die Gründe des Aufschubs sind in jeder Rücksicht vernünftig. Ich bin in meinen Projekten, nach Berlin zu kommen, auf einmal sehr erschüttert worden, da nicht nur Nicolovius in Rusts Namen und Caroline mir ernstlich dagegen schreiben, sondern mir auch, ehe ich diese Briefe bekam, heute, wo ich des Wetters wegen oben spazieren ging, plötzlich vor dem Spiegel, in dem ich mein Gesicht selten jetzt sehe, mit Lachen einfiel, daß es doch ein sonderbarer Gedanke sei, einen so krummen Gang und ein so wunderbares Gesicht ohne alle Noth vor 50 bis 60 Personen zur Schau zu stellen. Ich will nun sehen, wie ich es mache. Auf alle Fälle aber denke ich, noch einmal vor dem Geburtstag der lieben, theuren Mutter Euch in Berlin zu sehen. Ich umarme Dich und die lieben Kinder herzlich. Tausend Grüße an Hedemanns und Caroline, bei der Du wohl entschuldigst, daß ich ihr heute nicht schreibe.

Mit der innigsten Liebe

Dein H."

Während der Wintermonate hatten die körperlichen Kräfte Wilhelm v. Humboldts noch bedeutend abgenommen, und Niemand, der ihn sah, konnte sich dem Eindruck verschließen, daß der helle siegende Geist sich anschickte, die gebrechliche, irdische Hülle zu verlassen. Von solchen Gefühlen getrieben, zog Gabriele schon Ende Februar mit den Kindern nach Tegel. Kaum einen Monat aber konnte man sich des Zusammenseins dort erfreuen. Humboldts Jäger erkrankte am Scharlachfieber und zwar so heftig, daß ein Fortschaffen aus dem Hause unmöglich war. Gabriele mußte also mit ihren Kindern die Flucht ergreifen und in Berlin bei Hedemanns und Caroline ein sehr beschränktes Unterkommen suchen. Humboldt, selbst sehr schwach und die Dienste des treuen Jägers schmerzlich entbehrend, wollte und konnte sich auch jetzt nicht von Tegel trennen, und so zog sein Sohn Hermann zu ihm. Es waren Tage peinlichster Spannung, die Gabriele da durchzumachen hatte, theils in der Besorgniß, daß ihre Kinder doch schon die Ansteckung davongetragen haben möchten, theils in dem betrübenden Gefühl, gerade in dieser Zeit dem Vater nicht von Nutzen sein zu können. Alle diese Sorgen und Bedenken aber traten zurück vor dem Ereigniß, das sich nun vorbereitete. Wilhelm v. Humboldt erkrankte an einem heftigen Erkältungsfieber, das er sich am 26. März, dem Todestage seiner Frau

auf dem Gang nach ihrem Grabe zugezogen. Als der Zustand besorgnißerregend schien und die Kinder zu ihrem Vater eilten, ließ sich auch Gabriele von der Ansteckungsgefahr nicht mehr zurückhalten und besuchte ihren Vater am 31. März. Was ihrem liebenden Blick schon die Veränderung seiner Züge verrathen, sprach er gleich selbst beim Wiedersehen aus: daß er von dieser Krankheit nicht aufstehen würde. „Es ist auch gut so", fügte er hinzu, „ich komme dann zur lieben Mutter."

Es folgten lange bange Tage und Nächte. Letztere waren namentlich für Gabriele peinlich, da ihr die Aerzte nicht erlauben wollten, lange in dem Hause, das noch immer den Scharlachkranken beherbergte, zu verweilen, und sie daher in der Mühle, etwa 200 Schritte vom Schloß, schlafen mußte. Wie angstvoll hat sie da wohl in die Nacht hinaus gelauscht, in welcher Spannung sich stets bereit gehalten, gerufen zu werden!

Wilhelm v. Humboldts Sterben entsprach in der Ruhe und Klarheit, mit der er dem Tode entgegensah, völlig seinem ganzen Leben, und man könnte kein besseres Motto dafür finden als die Worte Schillers in den Künstlern, für die auch Humboldt immer eine ganz besondere Vorliebe gehabt hat:

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Caroline und Hedemann haben über die letzten Tage einige Aufzeichnungen gemacht, und auch in Gabrielens Tagebuch finden sich solche. Es heißt da vom 2. April:

„ . . . Den Vormittag sagte er wie im Schlaf: „Ich glaube nicht, daß Alles mit diesem Leben vorbei sei. Wenn man sich überhaupt wiederfindet, dann werde ich sie gewiß gleich finden und von Euch grüßen." Als er erwachte, ließ er sich die Zeichnung der lieben seligen Mutter heruntergeben, sah sie an und sagte mehrmals: „Ein gutes Gesicht, ein recht gutes Gesicht." Zu uns hat er öfter gesagt: „Ihr seid Alle so liebevoll gegen mich und so thätig, ich könnte gar nicht besser besorgt sein. . . . Alexander glaubt nun, daß wir selbst nach dem Tode nicht mehr von der ewigen Weltordnung erfahren werden, ich aber glaube, daß der Geist doch das Höchste ist und nicht untergehen kann." (Auf die

Frage: Und mit Bewußtsein von diesem Leben?) „Ja wohl. Ich glaube auch, daß die wahre Liebe zusammenhält, und daß sie wieder vereinigt und daß man nicht getrennt werden kann.“ . . .

Nach zwei Uhr wurde der Zustand besser, d. h. ruhiger, und der liebe Vater verfiel in tiefen Schlaf, zwischendurch aber auch in einen halbwachen Zustand, in dem er viel vor sich hin sprach, Französisch, Englisch, Italienisch, aber ganz zusammenhängend, meistens griechische Hexameter, aber auch auf Deutsch die schönen Worte:

„Erloschen sind des Lebens Triebe — nichts bleibt —
Zu ihr die ew'ge Liebe.“

Als ich gegen sieben schreibend am Fenster saß, fing er sehr vernehmlich an zu sprechen, und wir verstanden die Worte:

„Es muß sich doch etwas daran anschließen — es muß doch noch etwas kommen — sich erschließen — werden —.“

Wir näherten uns seinem Lager, da erwachte er gänzlich und rief uns: „Kinderchen!“ Dann fing er an, auf das Bewußtvollste mit uns zu sprechen und Abschied von seinem Bruder und uns jedem Einzelnen zu nehmen. Zu uns sagte er:

„Gedenket meiner nicht in Trauer, sondern in Heiterkeit. — Haltet mir die Gipse rein, denn das ist die Hauptsache.“

Zu Adelheid: „Mein Kind, rechne nicht so viel, laß Herrn Bauer rechnen. Ich habe Euch doch immer amüsirt im Leben und bis in den Tod.“

Zu Gabriele: „Grüße Bülow und alle Deine lieben Kinder von mir. Es ist doch gut, mein Kind, daß wir uns nun nicht zu trennen brauchen.“

Zu mir: „Du gutes Linchen!“

Zu Hermann: „Wenn Du heiratheſt, so sprich Deiner Frau von mir, und Du wirst bald heirathen, das ist auch gut. — Sagt auch Theodor, daß ich keinen Haß gegen ihn habe, er ist unglücklich genug ohne meinen Haß. Grüßt Rust, Rauch, Tieck, Prinzeß Luise und die Kronprinzeß. — Daß ich ruhig gestorben bin, könnt Ihr mit Wahrheit sagen. Aber ich sterbe jetzt noch nicht, ich kann noch bis in die Haare der Venus sehen.““ (Man hatte ihn in sein großes Arbeitszimmer gebracht, wo die Venus von Melos stand.)

Am 3. April empfing der Kranke noch die Besuche des Kronprinzen

und des Prinzen Wilhelm, dann aber erreichte die Krankheit ihren Höhepunkt. In glühendem Fieber erschöpften sich seine letzten Kräfte. Aderlässe und eiskalte Sturzbäder wurden angewandt, um die Gewalt der Krankheit zu brechen. Immer wieder rang der klare Geist sich frei von den Fieberphantasien, und was ihm das höchste im Leben, gewesen: die Liebe zu seiner Frau, triumphirte auch noch im Sterben. An seinem Todestage, dem 8., sagte er zu Gabriele: „In mir ist es ganz still, hell und besonnen, so daß ich nicht klagen kann." Umgeben von den Töchtern, die er hatte zum Abschied rufen lassen, ließ er sich noch einmal die Zeichnung der lieben Mutter geben. Sie hielten sie ihm hin. „Eine Zeit lang sah er sie an, drückte mit dem Finger einen Kuß darauf und sagte mehr zu ihr als zu uns: „Adieu! Nun hängt sie wieder fort." — Es waren seine letzten Worte, er schloß die Augen und hat sie auch im Sterben nicht geöffnet. Gabriele setzte sich zu ihm —."

Nach einigen Stunden mußte sie die Anderen eilig herbeirufen, das Ende war nahe. Als die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen in das Zimmer warf, kehrte der edle große Geist zu seinem Schöpfer zurück. —

Am Palmsonntag wurde er zu Grabe getragen. Gabriele schreibt an diesem Tage ihrem Manne: „Sonntag, den 12. Auch dies ist vorüber — er ruht in kühler Erde aus neben der theuren Mutter. Ach, Geliebter, daß man solche Momente überlebt, das ist's, was ich bewundere. Es ging alles gut mit großer Würde. In meinem nächsten Briefe schreibe ich Dir Alles, heute kann ich nicht, es gebricht mir an Kraft. Zwei schwere Wochen liegen hinter mir, und doch kann man sich nach ihnen zurück sehnen, wie nach dem höchsten Glück, denn man hatte ihn noch, — nun kommt das Leben ohne ihn. Gott helfe uns! . . ."

Möge es an dieser Stelle erlaubt sein, die Worte des nun ebenfalls vollendeten Ferdinand Gregorovius anzuführen, der in seiner geistvollen Einleitung zu den Briefen Alexander v. Humboldts an seinen Bruder Wilhelm ebenso wahr als schön sagt:

„Ueber Wilhelm v. Humboldt steht schon heute das Urtheil fest, daß er zu den unabhängigsten, wahrsten und großartigsten Charakteren Deutschlands seiner Zeit gehört: ein Mann vom höchsten Adel der Bildung überhaupt. Ihr Problem, welches ihn von Jugend an be-

schäftigte, hat er an sich selbst so durchaus gelöst, daß, wenn je ein moderner Mensch der Antike nahe gekommen ist, dies Wilhelm v. Humboldt war. Sein Leben war sein persönliches Kunstwerk. Gebiete des Geistes, die selten ein Einzelner zu vereinigen vermag, hat er in Klarheit zusammengefaßt; Kenntniß antiker und neuer Litteratur, die Alterthumswissenschaft, Philosophie, Künste, die Sprachen, die Wissenschaft vom Staat. Er war Gelehrter, Dichter, Forscher und Staatsmann, aber das Alles in solcher geistigen Höhe und Freiheit, daß nichts zum Beruf in ihm ward, Alles nur zum Stoff für ein höchstes, ideales Gepräge der Humanität. Das handwerksmäßige Treiben, die gewöhnlich machende Gewohnheit war ihm unbekannt, seine vielseitige Thätigkeit nur bildungsgemäßer Ausdruck der Individualität. Deshalb blieb er gleichgültig gegen die Wirkung auf die Außenwelt. Er hatte keinen Ehrgeiz als diesen, groß zu denken und zu sein und alles fragmentarische Leben und Thun an eine höchste Feier des Kultus der Idee zu knüpfen. Gerade weil er sein Wesen im Aether der Ideen unabhängig erhielt, konnte er dieses wie ein Objekt der Forschung mit vorurtheilsloser Wahrheit zergliedern, wovon seine Briefe merkwürdiges Zeugniß geben. Sich selbst nannte er einen Skeptiker. Die Macht seiner Geistesart beruhte nicht auf der großen Stofflichkeit seines Wissens, sondern auf der philosophischen Kraft, dieses zu allgemeinen Gesetzen und Ideen zu vereinfachen, und das macht die Größe des Denkers aus. Wenn man sagen darf, daß das Jahrhundert, welchem er angehört hat, auf die Entdeckung des Menschen ausgegangen ist, so hat er diesen in jenem Gebiet entdeckt, wo die Natur durch die Sprache sich zur Persönlichkeit und Unendlichkeit erhebt und damit geschichtlich wird.

Sein geistiges Totalbild, dessen Einheit menschliche Fehler und Irrthümer nicht aufzuheben vermögen, hat sein Bruder Alexander mit diesen monumentalen Worten bezeichnet: „Ich glaube, daß nichts mehr den Verewigten charakterisirte als die Tiefe, mit der er in Geist, Anmuth der Sitten, Heiterkeit des Gemüths, Stärke und Würde des Charakters, Freiheit des Sinnes, Unabhängigkeit von den einseitigen Bedrückungen der Gegenwart, von dem Geiste des Alterthums als Staatsmann, als Gelehrter, Freund und Verwandter durchdrungen war. Er erschien mir immer als der Reflex von dem, was in der höchsten Blüthe der Menschheit uns aus vergangenen Jahrhunderten entgegenstrahlt.““

So war denn das Elternhaus geschlossen, und die jüngere Generation rückte in die vordere Reihe. Wer könnte es Gabriele nicht nachfühlen, daß sie sich mit einem Schlage um Vieles älter erschien. Die Aufgabe, die ihr zunächst zufiel, war nicht leicht. Eine Erbauseinandersetzung bringt immer, auch unter den Nächsten und Liebsten, Meinungsverschiedenheiten. Giebt es doch eine Befolgung des letzten Willens theurer Verstorbener, die über die buchstäbliche Erfüllung testamentarischer Verordnungen hinausgeht und oft mehr als diese dem Sinne der Entschlafenen entspricht. Gabriele war außerordentlich feinfühlend in Bezug auf Pietät, und sie selbst zögerte nie, diesem Gefühl materielle Opfer zu bringen, wie sie überhaupt auch in dieser Hinsicht einen großartigen und wahrhaft vornehmen Charakterzug besaß. Um so befremdlicher mußte ihr daher jede andere Auffassung sein. Ein weniger selbstloses, weniger sanftes und liebendes Gemüth hätte sich bei aller Klugheit oft in so peinlicher Lage nicht zurecht zu finden gewußt.

Zwischen Caroline, die mit den Jahren an wunderbaren Eigenthümlichkeiten zugenommen, der schnell erregten Adelheid, dem edlen, aber leicht verletzten und dann entweder heftig aufbrausenden oder, was noch schlimmer, auf dem Kothurn stumm-tragischer Verzweiflung einherschreitenden Hedemann, dem nicht mit weitem Ueberblick begabten und sich daher stets benachtheiligt glaubenden Hermann, endlich Theodor, dessen Benehmen unentschuldbar und nur durch geistige und seelische Störung einigermaßen erklärt werden könnte — zwischen all diesen Persönlichkeiten hatte Gabriele zu vermitteln, auszugleichen und Frieden zu stiften. Ihr ist es zu verdanken, wenn manchem scharfen Wort durch Scherz oder Ernst die Spitze abgebrochen, mancher Riß sich schloß, ehe er zur Kluft geworden, und schließlich eine allseitig befriedigende Lösung gefunden ward. Die Güter waren nun folgendermaßen vertheilt:

Aus der Erbschaft des Vaters erhielt Theodor die Herrschaft Ottmächau-Nitterwitz (es war ihm die Wahl zwischen diesem Gut und dem Antheil Gabrielens an Baarvermögen freigestellt gewesen, er entschied sich für das Gut), Hermann erhielt Ottmachau-Friedrichseck.

Frau v. Humboldt hatte ihre Güter so vertheilt, daß Theodor Auleben, Hermann Hadmersleben, Caroline und Adelheid zusammen Burg-Oerner und Siersleben besaßen. Für Tegel hatte Humboldt die

Erbfolge besonders geordnet, da es sein Hauptwunsch war, diesen seinen Lieblingssitz als Aufenthaltsort seiner Töchter zu wissen. Es trat zunächst Adelheid in den Besitz, ihr sollte Hedemann folgen, dann Caroline, Gabriele, Bülow, Hermann und dessen männliche Nachkommen und, falls solche nicht vorhanden oder schon verstorben, Theodor und nach diesem dessen Sohn Wilhelm. Der letzte Paragraph dieses Testaments lautet:

„Wenn der Nießbrauch an die letzte der im vorigen Paragraphen genannten Personen gekommen ist, oder wenn es sich so fügt, daß Keiner der in der gedachten Reihenfolge hinter dem dereinstigen Nießbraucher stehenden Erben mehr am Leben vorhanden ist, mit einem Wort also, wenn Keiner mehr da ist, welchen ich namentlich oder eventuell selbst ernannt habe, so soll der alsdannige Nießbraucher freier und rechtmäßiger Eigenthümer des Gutes und alles seines Zubehörs werden, alsdann aber die Summe von 20 000 Rth. in Preuß. Courant dafür herauszahlen. . . .

Die Veräußerung wird alsdann dem Zartgefühl dieses Eigenthümers, da er die freie Befugniß zu derselben hat, überlassen."

Niemand ahnte wohl damals, daß Gabriele diese letzte Ueberlebende sein würde, und sie selbst dachte am wenigsten an sich, immer bemüht, die Geschwister zufrieden zu stellen.

Hatte Gabriele so im Familienkreise ihre Diplomatie zu üben, so vergaß sie darüber nicht die ihres Mannes, der soeben auf eine Klippe zusteuerte. In London waren die Gemüther sehr erregt. Das Peel-Wellingtonsche Ministerium war am 8. April 1835 gestürzt, der König sah sich wider Willen genöthigt, ein Whig-Kabinet zu bilden, an dessen Spitze er Lord Melbourne berief. Palmerston wurde wieder Minister des Auswärtigen. Bülow, der den früheren Vorwurf Ancillons, in zu gutem Einverständniß mit Palmerston zu sein, dadurch paralysirt hatte, daß er sich mit den Tories gut gestellt, sah sich, da nun wieder die Whigs am Ruder waren, in einer schwierigen Lage, der er indessen immerhin noch gewachsen war, wenn er von Berlin aus Unterstützung oder zum Mindesten keine feindlichen Gesinnungen gegen seine Person hätte erwarten dürfen. Statt dessen sah er sich gerade hier von Intriguen umsponnen und glaubte, keinen anderen Ausweg finden zu können, als indem er um seine Entlassung bat. Während also Gabriele sich in

Gedanken schon mit der Rückkehr nach England beschäftigt, da mit des Vaters Leben der Grund ihres Aufenthalts in der Heimath erloschen war, erfährt sie ihres Mannes Absicht, seinen Posten aufzugeben. In ihren Händen lagen die entscheidenden Briefe mit der Weisung, sie an ihre Adresse zu befördern, aber das strengste Geheimniß darüber zu beobachten. Doppelt schmerzlich vermißte sie da des theuren Vaters oft bewährten Rath. Mußte sie doch nun Alles allein erwägen, allein und vorsichtig die Stimmung zu erforschen suchen, die in maßgebenden Kreisen für oder wider ihren Mann herrschte, und es war wirklich nicht leicht, aus der Ferne und bei der Langsamkeit der Posten auch die augenblicklichen Verhältnisse in London richtig zu berechnen. Welche Aufgabe aber wäre einer klugen und liebenden Frau zu schwer, wenn es sich um ihres Mannes Zukunft, um sein Glück handelt? Die Nothwendigkeit machte Gabriele auch zur Diplomatin. Sie, die so bescheiden sich sonst jeden Urtheils enthielt, sich nie in dergleichen Angelegenheiten mischte, durchschaute nun mit klarem und richtigem Blick die Verhältnisse. Ein einziger unüberlegter Augenblick, und sie hätte durch die blinde Befolgung der Befehle ihres Mannes dessen Karriere schwer geschädigt. Von ihrem Standpunkt aus hatte sie mit dem Scharfblick der Liebe, dem feinen Gefühl der Frau Veränderungen wahrgenommen, die Bülow nicht vorhersehen konnte, und auf eigene Verantwortung hielt sie sein Entlassungsgesuch zurück. Sie hatte Recht gethan, der Sturm zog vorüber.

Bülow, zwar noch nicht ganz davon überzeugt, schreibt ihr darauf:

„London, den 14. Mai 1835.

Meine theuerste, innigst geliebte Seele!

Was soll ich Dir sagen, was Dir antworten? Ich begreife ganz, daß Du keinen anderen als den genommenen Entschluß fassen konntest, und so bleibt auch mir nichts Anderes übrig, als Deinen Entschluß zu bestätigen und Dich um die sorgfältige Aufbewahrung der Dokumente zu bitten.

Ich hielt die jetzige Stunde für die beste, und ich hielt es für das Beste, in gut gestimmter Stunde den Fehdehandschuh aufzunehmen, welcher mir auf boshafte Weise in schlimmer Stunde hingeworfen war. Es thut nicht immer gut, still und ruhig zu dulden; ich habe dies erfahren. Ich bezweifle, daß ich je einen so günstigen Zeitpunkt wieder-

finden werde, um die Lage der Sachen in ihr wahres, mir günstiges Licht zu stellen. Ich hatte dies auf eine Weise gethan, welche gewiß ihren Eindruck nicht verfehlt haben würde. Auf äußere Zeichen lege ich nicht mehr Werth, als sie verdienen. Doch genug von diesem Kapitel! — Mich tröstet nur ein einziger Gedanke: daß ungeachtet aller meiner scharf und wohl durchdachten Gründe, die alle für den von mir beabsichtigten Schritt sprachen, ich doch vielleicht finaliter mich vergriffen haben könnte, weil Du, der liebe Engel meines Lebens, hindernd dazwischen getreten bist. Was mir Niemand auf dieser ganzen großen Erde zu beweisen im Stande sein würde, das glaube ich Deiner Liebe, Deinem mir befreundeten Genius! Diese Ueberzeugung giebt mir Muth, die erfahrene Widerwärtigkeit nicht bloß zu ertragen, sondern auch der belebenden Hoffnung Raum zu geben, daß Du mit einer glücklichen Hand mein Schicksal geleitet haben wirst.

Sei daher vollkommen überzeugt, mein liebes Herz, daß durch unsere Liebe Alles wieder in den schönsten Einklang gebracht worden ist.

Nachdem nun auf diese Weise Zweifel und Bedenken über Deine Herreise gehoben sind, kommt es nur darauf an, Alles fest ins Auge zu fassen, was darauf Bezug hat. . . .

Sobald die Verloosung der Bilder stattgefunden haben wird und Du weißt, was Du besitzest, wirst Du am besten bestimmen können, ob und was Du hierher senden willst. Aus meinem Brief an Hedemann wirst Du mit Mehrerem ersehen, daß ich den Dir zugefallenen Erbantheil größer finde, als ich es erwartet hatte. Du wirst ganz reich. Du kannst mir aber in Wahrheit glauben, daß, wie großen Werth ich auch auf Geld legen muß, weil ich Dir und den Kindern dadurch das Leben leicht und angenehmer machen kann, ich doch immer nach wie vor der Meinung bleibe, daß Deine reine Persönlichkeit mich viel reicher und glücklicher gemacht hat, als alle Deine ererbten Summen es zu thun vermögen. Da ich zu entsagen und zu sparen verstehe, so bin ich reich; ich wäre aber blutarm ohne Deine Liebe! Nur diese allein giebt Allem Werth, ohne sie ist Nacht für mich. Gott segne und erhalte Dich, mein lieber Engel, Du meine liebe, gute Frau!"

IX.

Noch ein Jahr in London 1835-1836.

Hedemanns begleiten Gabriele nach London. — Geburt und Tod des ersten Sohnes. — Rückkehr nach Deutschland.

Am 6. Juli machte sich denn Gabriele mit ihren Kindern wieder auf die Reise. In Mecklenburg wurde wie auf dem Hinweg ein Aufenthalt bei den Verwandten gemacht. Hedemanns, die sich entschlossen hatten, die Schwester zu begleiten, holten sie in Ludwigslust ab, und am 13. traf man in Hamburg ein, wo der entgegengesandte königliche Dampfer die Reisenden bereits erwartete. Dieses Mal dauerte die Ueberfahrt nur sechzig Stunden, und am Abend des 17. konnte Bülow die Seinen in sein Haus Seamore Place einführen.

Von den großen Festlichkeiten kann sich Gabriele ihrer Trauer wegen noch fernhalten, sie wird aber mit Adelheid alsbald zur Königin befohlen, besucht und empfängt alle die näheren Bekannten, die ihre Freude über ihre Rückkehr nicht genug bethätigen können, und ist beständig unterwegs, um Hedemanns London von allen Seiten zu zeigen. Im August wird ein gemeinsamer Ausflug an die See unternommen, und Ende des Monats schlägt abermals die Trennungsstunde. Hedemanns reisen nach Berlin zurück. Im September bringen Bülows wieder einige Tage in Windsor zu und beziehen im Oktober ein neues Haus Bryanstone Square. Hier sollte noch ein Herzenswunsch der Familie erfüllt werden.

Es war am Himmelfahrtstage des Jahres 1836, an einem schönen Maimorgen, als sich im Bülowschen Hause die Freudenbotschaft ver-

breitete, daß ein Knabe geboren sei. Ein Sohn, ein Erbe, die Erhörung so vieler Gebete, so heißer, langjähriger Wünsche! Der Jubel war unbeschreiblich und die Theilnahme überall sehr herzlich und warm. Die Schwestern wollten es gar nicht glauben. „Mutter", fragte Eine nach der Anderen, „ist es denn wirklich unser eigenes Kind? Ist es denn Dein wirklicher Sohn?"

Die glückliche Mutter aber schreibt an Adelheid:

„. . . Das Gefühl der Verwunderung über diesen Sohn verläßt mich noch immer nicht, und wenn ich manchmal mitten in der Nacht erwache, glaube ich oft noch, ich habe es geträumt. Ich freue mich dann aber unaussprechlich der Wirklichkeit. Du hast meiner jetzigen Stimmung selbst den rechten Namen gegeben, Geliebte, wirklich wie in Ruhe gewiegt ist meine Seele durch all das Glück und den vom Himmel empfangenen Segen, und ich möchte mich nur in diese Empfindung versenken, um sie nur immer dankbarer aufwärts zu richten. An meinem Geburtstage kam ich zum ersten Mal in dies Zimmer. Solcher Wechsel ist immer ein Fest und wurde es diesmal zu einem noch größeren für mich, weil ich so viel länger in der Schlafstube geblieben war und wegen des Tages hier Alles so festlich war, ein wahrer Bazar. Bis zum Montag ließ ich Alles so stehen, bot auch meinen Nerven den betäubenden Blumenduft; die sechs köstlichen Blumenbouquets waren mir als Repräsentanten meiner sechs Kinder ein zu süßer Anblick. Gott weiß es, wie mein Herz in Liebe, Dankbarkeit und Rührung überfloß, auch bei dem Anblick des nun in vollstem Grün und Blüthenschmuck prangenden Squares vor unserem Hause. Auch das war eine Belohnung meines ruhigen Ausharrens drüben in dem dunklen Zimmer, nun hatte ich mit einem Mal am Geburtstage Blumen, volles Grün, Blüthen, Sonnenschein und weiten Himmelsanblick! Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie mich das Alles rührte und wie dankbar ich es als schöne Verheißung für die Zukunft aufnahm.

. . . Es ist eine wunderbare Empfindung um das Bekanntwerden mit einem solchen kleinen Gesicht, oder vielmehr um das Fremde, das es erst hat, bei allem Gefühl des innigst Nächsten und mit dem eigensten Leben Verknüpften. Das Rührendste sind mir immer die Augen als das Geistigste an dem kleinen Wesen, und wie habe ich diesmal in noch höherem Grade als seit der lieben Mutter Tod die Empfindung, als

würde mir das Kind von ihr und ihm sprechen, wenn es nur könnte, weil es mir ist, als käme seine kleine Seele unmittelbar von dort, wo sie sind." —

Der Prinz von Oranien hielt das Kind über die Taufe, nach ihm und nach dem Großvater wurde es Wilhelm genannt. Es entwickelte sich überaus kräftig und war ebenfalls einige Tage mit seinen Eltern Gast der Majestäten in Windsor. In ungetrübter Glückseligkeit verstrich der Sommer. Bülow erlangt endlich einen längeren Urlaub, und schon rüsten sich Alle zur Reise nach Deutschland, da erkrankt plötzlich der kleine Wilhelm, und statt der endgültigen Anmeldung erhält Adelheid besorgnißerregende Nachrichten. Vierzehn Tage lang ringt das zarte Leben mit dem unerbittlichen Tod, kämpft und leidet das arme Mutterherz. Vom 2. September schreibt sie der Schwester:

„Dich, geliebte Adelheid, meines Wohlseins zu überzeugen, will ich Dir selbst einige Zeilen schreiben. Bülow oder Gabriele geben Dir genauere Details von dem Befinden des armen Kleinen, ich will mir nur die Freude machen, Dir selbst zu sagen, daß er in diesem Augenblick etwas besser ist, Gott sei Lob und Dank! Allein sein Zustand ist so wechselnd, daß die Freude über sein augenblickliches Besserbefinden nur eine sehr wehmüthige sein kann. Dagegen giebt aber auch die Erinnerung an die wiederholten schrecklichen Anfälle, die er mit Gottes Hülfe überstanden, Muth und Zuversicht, wenn man verzweifeln möchte. Er war ja am Montag öfter wie ganz leblos. Der Anblick kann jetzt nicht von meinen Augen, der Schmerz hat zu tief mein ganzes Wesen durchbebt, aber Gott, der ihn mir sandte, giebt mir auch Kraft, ihn zu tragen. Schenkt er mir in seiner Gnade das liebe, liebe Kind zurück, o, wie glücklich werde ich sein und wie dankbar! Jetzt aber scheint es mir mehr dem Himmel als der Erde anzugehören, und ich bete nur inbrünstig, daß, soll das Engelchen sein süßes Leben enden, es wenigstens ohne Schmerzen geschehe. Ach, meine Adelheid, laß mich nicht zu weich werden, sonst reichen meine körperlichen Kräfte nicht aus. Aengstige Dich nicht ums Entwöhnen, ich habe wenig dabei gelitten, ach, aber um desto mehr im Herzen, denn daß die Krankheit des armen Kindes durch meine Milch herbeigeführt worden ist, ist nur zu deutlich.

Lebe wohl, bleibe mir nahe im Gebet, und Gott wolle es erhören!

Deine G."

„London, den 9. September 1836.

Meine liebe, liebe Adelheid!

Unser Schweigen am Dienstag wird Dir gewiß schon bedeutsam genug gewesen sein, und das schwarze Siegel dieses Briefes wird Dir gleich Alles bestätigen. Ja, — das liebe, süße Kind ist zurückgekehrt zu Gott. Am Dienstag Abend ungefähr zehn Minuten vor sieben Uhr hauchte er sein liebes, kleines Leben aus, ach, nach so bitterem Leiden seit den letzten sechs bis sieben Stunden, daß wir nur dem Allmächtigen danken mußten, als wir ihn kurz vor dem Tode schmerzfrei und das kleine Lebenslicht allmählich ausgehen sahen und sagen konnten, nun hat er ausgelitten. Lieblich lächelnd lag er dann da mit offenem Mündchen und halboffenen Augen, die glänzend, wie sie immer gewesen waren, auch dann noch wie ein Spiegel das Licht, das auf sie fiel, zurückgaben. So sah er, möchte ich sagen, weniger todt aus als augenblicklich öfter in der Krankheit, wo auch der Athem so schwach war, daß ich mich zu unzähligen Malen über ihn hin beugte, angstvoll zu horchen, ob er auch wiederkäme, besonders in den Tagen, wo die Schwäche so groß war, daß sie sich in langen Ohnmachten kundgab. . . .

Erspare mir die Beschreibung seiner Leiden; die kreischenden Töne hallen noch in mir wieder, und die Verzweiflung, wie kein Mittel mehr helfen zu können schien, durchschauert mich noch. Endlich ließ das gewaltige Leiden nach, und das Kind wurde ruhiger, lag nun aber still stöhnend da wie ein erwachsener Mensch während ungefähr wohl zwei Stunden. Ich habe aber kein Maß dieser Stunden, nur das weiß ich, daß bald nach sechs Uhr ein neuer Anfall sich meldete, dem ein ruhiger, matter Zustand folgte, in welchem er unter leisem Röcheln und immer kürzeren Athemzügen hinüberging. Der Arzt kam gerade in den letzten Augenblicken wieder, ich hatte aber die volle Ueberzeugung, daß nichts mehr geschehen könnte, und es war auch Alles vergebens, — das Licht war ausgelöscht. — Ich wußte es, und darum ertrug ich es auch, im Nebenzimmer zu bleiben, wie es der Arzt und Bülow wünschten. Ich sah in stiller Ergebung zum Himmel auf, der, wie zum Trost, stellenweise seine Wolken brach, als öffnete er sich in hellem Licht, die kleine Seele einzulassen.

Ach, meine Adelheid, das sind nur so Worte, die ich finde, aber aussprechen läßt sich weder der unnennbare Schmerz, noch die unend-

liche Ruhe, die ich bei aller seiner Tiefe empfinde. Ich danke Gott aus tiefster Seele dafür, denn ich weiß, daß es meine Pflicht ist, mich Bülows wegen, der lieben Kinder wegen, um Dich Geliebte, um Euch Alle zu fassen, aber nur er giebt diese Kraft. So bin ich denn auch wohl geblieben bei aller körperlichen Erschöpfung und Aufregung, die für mich in diesem Augenblick mehr zu befürchten war als in gewöhnlichen Fällen wegen des Entwöhnens. Heute besonders fühle ich mich wohler. Ach, heute ist freilich auch völlige äußere Ruhe eingetreten, denn seit gestern Abend ist ja der liebe kleine Körper fort, fort aus dem Hause, worin er geboren. — Liebe Adelheid, das schreibe ich Dir aus derselben Stube, in der ich ihn geboren, und bin still und gefaßt. Ist das nicht Gottes Werk?

Wir mußten uns früher von der lieben Hülle jetzt trennen, um sie bald dann uns möglichst nahe zu haben, denn wie Ihr es Euch vielleicht schon selbst gesagt, ich wünsche sie nach Tegel zu den lieben Großeltern zu bringen, zu ihrer schönen Ruhestätte. Wäre diese nicht, hätte sie uns der liebe Vater nicht so angewiesen, so hätte ich gewiß nicht das Gefühl, was ich eigentlich gegen ein solches Wegbringen habe, überwinden können, allein so hat es mich der innige Wunsch, ihn dort zu haben, das Vorgefühl unendlicher Sehnsucht, das mich dort ergriffen haben würde, überwinden lassen, und wir haben alle Anstalten dazu gethan. Es war darum nöthig, die kleine Leiche bald in einen bleiernen Sarg zu legen. Dies geschah vorgestern Mittag. Hättest Du sie sehen können! So weich und hübsch und sicher ist sie darin gebettet, mit duftenden Spezereien umgeben. Auf einer kleinen Decke, bestimmt, über das Gesichtchen gelegt zu werden, waren mit einer Maschine Stickereien eingedrückt: vier Engelsköpfe. Ich war immer bei ihm. Gegen sieben Uhr drückte ich den letzten Kuß auf seine kalte Stirn, dann mußte der Sarg geschlossen werden. Ach, ihn nicht mehr erblicken zu können! Bis dahin war es immer noch, als läge er nur im Schlaf da. Die kleinen Züge waren ganz unverändert, ja, sie waren sich nach dem Tode erst wieder ganz gleich geworden, denn während der ganzen Krankheit hatte er etwas Fremdes, — nur größer, tiefer zieht der Tod die Züge und giebt selbst solchem Kindergesichtchen etwas, ich kann nicht anders sagen, Großartiges. Die Stirn, die überhaupt so schön an ihm war, war es nun vollends so sehr, so ernst, so bedeutungsvoll. Ich hätte

nicht weichen mögen von der heiligen Stelle, Bülow fürchtete aber immer die zu tiefe Bewegung für mich, und er litt in sich schon so viel, daß ich seine Sorge um mich nicht erhöhen wollte, obgleich diese nicht hätte sein sollen, denn mir war dort am wohlsten. Gestern gegen Abend nun wurde der bleierne Sarg in einen von Eichenholz gestellt und nach der Kirche St. Mary-le-bon, zu der dieser Kirchensprengel gehört, gefahren, wo er bis zur ferneren Reise nun stehen bleiben wird. Bülow sagt, es wäre sehr schön dort, und kam unendlich gefaßter und ruhiger von dort zurück. Ach, sein Schmerz berührt mich so tief, er kann nicht so wehmüthig sein wie der meine, er hat natürlich weit weniger noch von dem süßen Kinde gehabt, aber das finde ich eben so schmerzlich, ergreift es doch auch mich jetzt mit so unaussprechlichem Sehnen, als hätte ich in den wenigen glückseligen Wochen seines Besitzes ihn noch manches Stündchen mehr haben und genießen können, so viel ich es auch, Gott Lob, gethan. Ach, das Erwachen jetzt ist so trostlos, ich komme, verläßt mich auch im Schlaf nicht ein dumpfes Gefühl des erlittenen Verlustes, dann ganz zu seinem Bewußtsein, und sonst war er es selbst, der kam, um sich den süßen Morgentrank zu holen. Am ersten Morgen konnte ich es nicht ertragen, ich stand auf und schlich mich leise zu ihm, da konnte ich erst recht wieder beten, und denke Dir, wie eigen, als ich darauf, in höchstem, überströmendem Schmerz nach Trost suchend, Paul Gerhards geistliche Lieder aufschlug, da fiel mein Auge auf den sechsten Vers des siebenten Sterbeliedes:

Nichts ist so schön und wohlbestellt,
Da man hier wohl auf stehe;
Drum nimmt Gott, was ihm wohlgefällt,
Bei Zeiten in die Höhe
Und setzet es in seinen Schoß;
Da ist es alles Kummers los,
Darf nicht wie ihr sich kränken.

Lies es, Geliebte, es wird Dich stärken, mir war's, als spräche das liebe Engelchen selbst zu mir, und wie dankte ich dem lieben Vater auch für diese Gabe, wie bedeutungsvoll ward sie mir nun. Auch das erste Sterbelied lies, das schlug ich am Sonntag auf, ach, da ergriff es mich freilich mit noch anderem Gefühl. Des lieben Vaters, der lieben Mutter, wie habe ich ihrer in meinem Schmerz gedacht, wie wohl wird es mir sein, des süßen Kindes Körper bei ihnen zu wissen. Wir

denken nun, so Gott will, den 23. abzureisen, über das Wohnen kann ich noch nichts bestimmen, ach, seine Reise, seine Wohnung beschäftigt mich viel mehr als die unsrige. Die lieben Kinder grüßen Dich, so früh mußten auch sie schon diesen Schmerz, jede auf ihre Weise, empfinden. Ach, ich sagte es mir oft selbst ganz leise, daß unser Glück in den lieben Kindern fast zu groß war, denn der süße Wilhelm war so kräftig, so kerngesund, er hat auch wahrlich Kräfte genug gezeigt. Ich kann es nicht genug sagen, wie gut Gabrielchen in diesen Tagen für mich gewesen ist, von einer Liebe und Sorgfalt, die mir unendlich wohlgethan hat. Adelchen auch, aber sie wußte es weniger zu äußern.

Deinen Schmerz fühle ich wahrhaft physisch im Herzen. Du hattest mein Glück so ganz verstanden, auch das Bangen, das ich hatte, weil ich eben so unbeschreiblich glücklich war, das habe ich oft in Deinen Briefen empfunden.

Dem lieben August meinen ganz besonders innigen Gruß, ich weiß, er fühlt ganz unsern Schmerz. Vor seiner Rückkehr möchte ich auf keinen Fall die Beerdigung stattfinden lassen, er muß uns dabei beistehen in liebender Hülfe. Welche erste und einzige Erfüllung seiner Pathenpflicht!

Lebe wohl, meine Adelheid, ach, wie oft schreibt man das hin und weiß nicht, was dazwischen liegt! Gott sei mit Euch, wie er es mit uns ist! Bete für mich, daß er mir mit seiner Kraft und seinem Trost nahe bleibe, bete an der Stelle, die bald eine so doppelt heilige für mich sein wird.

Deine arme Gabriele."

So war denn von dem neugeschenkten Glück ein kleiner Sarg Alles, was Gabriele in die Heimath mitbringen durfte. Am 3. Oktober legte sie ihren Sohn der geliebten Mutter zur Seite, und Wenige, die am Tegeler Monument jenen kleinen Hügel sehen, wissen wohl, wie viele heiße Thränen um diese hoffnungsvolle Menschenknospe geflossen sind.

X.

Trennungszeit 1836-1841.

Tod der Schwester Caroline v. Humboldt. — Thronwechsel in England 1837. — Bülow auf Urlaub 3 Monate in Tegel. — Einsegnung der Töchter. — Geburt eines Sohnes 1838. — Bülow in holländisch-belgischen Verhandlungen. — Endliche Unterzeichnung des holländisch-belgischen Vertrages. — Bülows Urlaub April 1839. — Tod Friedrich Wilhelms III. — Verlobung der ältesten Tochter Gabriele. — Krankheit und Tod der Tochter Therese. — Bülows Ankunft in Tegel 1841.

Der Herbst 1836 wird mit Hedemanns und der sehr leidenden Caroline still in Tegel verlebt. Zum Winter beziehen Bülows eine Wohnung in der Behrenstraße, und als im Januar 1837 Bülow genöthigt ist, wieder nach London zurückzukehren, läßt er die Seinen hier zurück.

Die Erziehung der Töchter, der Konfirmationsunterricht für die ältesten und auch die unverhältnißmäßig großen Kosten, die das Leben in London mit einer so zahlreichen Familie verursachte, das Alles bestimmte die Eltern, ihren Kindern das Opfer einer abermaligen Trennung zu bringen.

Wenige Tage nach ihres Mannes Abreise stand Gabriele abermals an einem Sterbebett, und der erste Brief, den sie ihm schreibt, ist eine Todesnachricht. Die treue Schwester Caroline war am 19. Januar ihren Leiden erlegen. Auch sie wurde in Tegel bestattet.

Bülow, nun wieder vereinsamt in London, schreibt seiner Frau in Erwiderung auf die Todesbotschaft:

„London, den 5. Februar 1837.

Gestern Abend endlich erhielt ich Deinen lieben Brief, theures Herz. Ich las, ohne zu wissen, was ich las. Ach, es thut mir so sehr leid, Dich gerade in jenen Leidenstagen verlassen zu haben! Hätte ich dieses schnelle Ende der lieben Caroline vorhersehen können, wäre ich gewiß noch länger geblieben. Die Angst und Sorge um Dich hat mich schwer gequält, und ich kann es Dir nicht genug danken, Du liebe, liebe Frau, daß Du mir Alles so genau und umständlich beschrieben hast, wie das Ende der guten Caroline gekommen, und wie Ihr sie zur letzten Ruhestätte geleitet habt. Eine solche Beschreibung, wenn sie auch tief ergreift, beruhigt auch wieder. Und bei einem solchen Verlust gehört es immer zu den größten Wohlthaten der Vorsehung, wenn sie es so fügt, daß die hienieden Zurückbleibenden in Liebe und Freundlichkeit der Dahingeschiedenen sich erinnern können. Dies können und müssen wir in Hinsicht auf die gute Caroline gestehen. Ihre letzte Erscheinung in Milde und dankbarer Anerkennung Alles dessen, was man für sie that, ist wohl gemacht, ihr unsere volle und wahre Erinnerung bleibend zu sichern. Ach, dies freundlich zu bewahrende Andenken schließt sich nun so schön allen den Erinnerungen an, die uns in Liebe, Dankbarkeit und Demuth nach jenem stillen Platz am Saume des Weinbergs führen. Wohl habe ich es mit Dir empfunden, was Du hast empfinden müssen, als Du wieder ein geöffnetes Grab in der Mitte der Grabstätten sahst, wo Deine geliebten Eltern und unser unvergeßliches Kind ruhen. Die Erinnerung an jene schönen Tage der Freude, sowie an die Tage, wo wir den bitteren Kelch der Leiden trinken mußten, stand lebhaft wieder vor meiner Seele. Doch auch nie hätte ich geglaubt, daß solcher Schmerz lieb und theuer werden könne. Ich habe dies erfahren, ich habe erfahren, daß in innigster Liebe und Hingebung ein unbegrenzter Zauber liegt. Was ich verloren, habe ich wiedergefunden, und worin anders als in Deiner gesteigerten Liebe, in dem vollsten Einklang und Verständniß unserer Herzen. Sie standen sich wahrlich nie fern, doch so ganz Ein und Alles, so ewiglich verbunden, konnten wir vielleicht erst durch die uns auferlegte starke Prüfung des Schicksals werden. Nach einem solchen Schlage fühlt man erst ganz, was man hat und ist und will. Wir sind uns unseres ungeheueren Glückes noch mehr und dankbarer bewußt geworden. Ja viel, unendlich viel hat uns die gütige Vorsehung gespendet.

In uns, in unserer stets wachen, stets erwärmenden und erfreuenden Liebe sind wir reich und stets reicher geworden.

Wie elend, wie arm würde ich mich ohne jenes Glück fühlen; und dieses Glück, worin findet es seine unerläßliche Bedingung und Bedeutung? Worin anders als in Deiner treuen Seele, in dem Widerhall, ach nein, in der mich stets bezaubernden Hingebung Deines schönen Selbst, in der natürlichen und liebenden Auffassung meines Selbst, in Deinem Verstehen meiner Gefühle, in Deiner freundlichen und dankenden Erkennung meines guten Willens. Was Du mir bist, was Du mir gegeben, wie könnte ich das nicht immer fühlen! Was ich Dir gebe, habe ich zuvor von Dir empfangen. Gott lohne Dir all das Gute und Liebe, das Du mir erwiesen hast, und Gott erhalte Dich, dies ist der Inbegriff aller meiner Wünsche. Ich hatte keinen anderen, als ich dem ersten und einzigen Sohn die Augen zudrückte, nur an Dich und Deinen Schmerz dachte ich, meine ganze Sorge, meine ganze Hoffnung war nur Dir zugewendet, Du Morgen und Abend meines Seins. Mußte ich mir nicht sagen, daß Du viel mehr verloren, wußte ich nicht, wie schwer und doch immer so liebevoll Du getragen, war ich nicht Zeuge Deines Muthes und Deiner Ausdauer im Schmerz gewesen, stand nicht lebendig vor meiner Seele der nicht zu beschreibende, ja, nicht oft empfundene und vielleicht nie wieder zu empfindende Augenblick überstandener Gefahr und erlangter Kunde unverhofften Glückes? Ich fühle ihn ja noch, den Alles sagenden Händedruck, diesen stillen Zeugen tiefverstandenen Glückes, — und ich hätte in jener nachfolgenden Leidenszeit — aller erfahrenen Freuden uneingedenk — an etwas Anderes als an Dich, die Schöpferin aller meiner Freuden, meines Glückes, denken sollen?

. . . Das wilde und tolle, die Sinne berauschende und ertödtende Treiben in dieser endlosen Stadt führt mich ganz in die Stille meiner Stube zurück. Die meisten meiner jetzt hier verlebten Abende habe ich still und einsam in meinen vier Wänden zugebracht. Vor den Diners bin ich möglichst auf meiner Hut. Wie viel lieber äße ich mit Euch die süßen vaterländischen Rüben und Kartoffeln als die in Champagner und Burgunder gekochten Trüffeln! Du hast es ja oft gesehen, mit welchem Appetit ich mich über Brühkartoffeln und eine Hühnersuppe hergemacht habe. Das Pikante und Farcirte ist mir ganz zuwider, sowohl in Speisen als überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens. . . ."

Gabriele an ihren Mann:

„Berlin, den 1. März 1837.

Ich schrieb Dir schon vor acht Tagen, geliebtes Herz, daß Du mich durch Deinen lieben langen Brief unaussprechlich beglückt habest, was soll ich Dir nur vollends über Nr. 10 sagen, über all das Liebe, Süße, Feurige, — o, ich weiß nicht Worte zu finden, die ganz beschreiben, was jene Zeilen Alles enthalten, und was ich dabei empfinde. Ich kann Dir nur danken, innig und herzlich dafür danken, Du Lieber, unaussprechlich Guter, aber zugleich muß ich Dich inständigst bitten, dem Gefühl zu folgen, das Dir sagt, Dich nicht so ganz, so unbeschränkt Deiner Sehnsucht hinzugeben und jetzt doch unerfüllbare Wünsche nicht so mächtig in Dir aufsteigen zu lassen, denn es kann Dir dies nicht gut sein, in keiner Hinsicht. Ich möchte fast lieber, Du gedächtest meiner zu wenig als auf diese Weise zu sehr; das mag so schriftlich recht kalt klingen, besonders in Erwiderung auf Deine warmen Liebesworte, aber es ist wahrlich nicht Mangel an Liebe, der mich dies schreiben läßt, nein, es ist wahre, tiefe Liebe, innige Sorge für Dein Wohl, das mir so ganz am Herzen liegt, daß mir nichts darüber geht. Ach, Geliebter, erhöhe nicht die Sorgen, die unsere Trennung mir schon giebt, sie lasten schon schwer auf meinem Herzen! Gedenke meiner in treuer, inniger Liebe, aber mit der Liebe, die Dich so oft so zarte Schonung gegen mich ausüben, die Dich den herbsten Verlust so mild und ergeben tragen ließ. Habe ich diesen höchsten Beweis Deiner Liebe schon oft mit tiefster Dankbarkeit empfunden, steht er jetzt eigentlich immer lebhaft vor meiner Seele, so war es mir doch unaussprechlich süß, daß Deine lieben Worte ihn mir wiederum ausdrückten, daß ich durch sie wieder ganz empfand, wie Du mich ganz verstanden in meinem Glück und meinem Schmerz. Aber je mehr mich dies erfreut, je tiefer ergreift mich auch die Wehmuth über unseren Verlust. Ach, halte sie fest, Geliebter, die Erinnerung an jenen Händedruck, — einen solchen werde ich Dir vielleicht, ja wohl wahrscheinlich nie wieder geben können, aber um daß ich es könnte, gäbe ich viel und litte gern weit mehr als damals. O, mein süßes Söhnchen, — oft erscheint mir sein kurzer Besitz wie ein wunderschöner Traum, und dann ist es doch wieder eine Wohlthat zu empfinden, daß es kein Traum war, daß wir ihn besessen haben, und daß die Wehmuth um ihn ein dauernder Besitz ist,

ach, ein schmerzlicher, aber doch unaussprechlich theurer, den ich jetzt nicht entbehren möchte.

Unsere lieben Töchter, groß und klein, sind, Gott Lob, alle wohl. Ganz eigen rührend war es mir, mit diesem Deinem Brief, der an Liebesgluth nicht hinter denen zurückbleibt, die ich noch aus nun lang verflossenen Zeiten, aus Zeiten gehofften, aber noch nicht ganz besessenen Liebesglückes, kurz, aus jenen bräutlichen Tagen von Deiner Hand besitze, gleichzeitig die Fluth Deiner Briefe an die Kinder zu erhalten. Ich kann es nicht beschreiben, wie mich diese Betrachtung, dieser Vergleich rührte und bewegte, ach, ich kann überhaupt über dies Alles nicht schreiben. Das weiß ich, wir sollten nicht so getrennt sein, liebstes, bestes Herz, und wir müssen auf baldige und dauernde Vereinigung hinarbeiten auf irgend mögliche Weise. . . .

Am Sonnabend wurde mir die Besichtigung eines anderen Gebäudes zu Theil, nämlich des neuen Prinz Wilhelmschen Palais. Die Prinzessin führte an dem Tage ihren Plan aus, es uns, dem Onkel, Hedemanns und mir, zu zeigen, und hatte Recht gehabt, dazu einen schönen, sonnigen Tag auszusuchen, denn eine solche Beleuchtung macht gleich einen ganz anderen Eindruck. Im Ganzen muß man doch das Gebäude sehr rühmen, wie ich finde, besonders darum, weil man sieht, daß die Räume so gestaltet worden, wie die Bewohner sie wünschten, und diese sich nicht wie gewöhnlich den Räumen anpassen müssen. Dort ist von oben Licht geschaffen, wo es nicht von den Seiten kommen konnte, Treppen sind kühn angebracht, wo sie nöthig waren, kurz, es hat darin Aehnlichkeit mit der englischen Bauart, wie überhaupt auch in der Einrichtung, wie z. B., daß die beiden Salons der Prinzessin und ihr Kabinet egal tapezirt und möblirt sind. Letzteres ist gerade auf der Ecke, wie das des Prinzen darunter, und die Aussicht aus beiden Eckfenstern wirklich schön und großartig. Heimlich aber finde ich das Kabinet nicht, für ein so kleines Zimmer sind die Fenster zu groß und ordentlich ängstlich der prächtigen Scheiben wegen, die glauben lassen, es seien gar keine da. Die Räume für die Gesellschaften sind ganz prächtig, nur viel zu groß für die Berliner Gesellschaft, die sich darin verlieren wird. Sehr schön ist die Treppe und reizend ein runder Saal zum Treibhaus, kurz, das Ganze kann sich sehen lassen und amüsirte mich sehr zu sehen. Die Prinzeß war auch sehr freundlich. . . ."

„Berlin, (London!) den 21. März 1837.

Wie sehr meine Gedanken bei Dir sind, geliebtes Herz, siehst Du aus der Ueberschrift und möchtest gewiß, sie hätte ihre Richtigkeit. Daß ich es Deinetwegen möchte, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen, Du Herzenslieber, aber das glaubst Du wirklich nicht, daß ich nach dem Londoner Leben an und für sich oft wahres Verlangen haben kann, d. h. nicht nach einer Art Leben, wie Du Armer es jetzt dort führen mußt, sondern nach unserem sonstigen häuslichen Leben dort. Aus diesem Verlangen (bin ich aber doch vernünftig genug einzusehen) zeigt sich mir gerade die Nothwendigkeit der Rückkehr in die hiesigen häuslichen Verhältnisse, denn eine zu lange Gewöhnung an jene dort würde mich gänzlich ungeschickt für die hiesigen gemacht haben. Du verstehst natürlich, was ich meine, und daß ich nur von den wirthschaftlichen Verhältnissen spreche, denn wie alle anderen hiesigen meiner Denk- und Gemüthsart ganz anders zusagen, das weißt Du. In dem wirthschaftlichen Treiben ist man aber hier gewaltig zurück, es liegt nicht bloß darin, daß die Mittel hier beschränkter sind, es liegt in dem ganzen Zuschnitt und dem Mangel an Gefühl, möchte ich es nennen, für den Komfort des Lebens, der allerdings nicht das Erste, aber doch auch nicht ganz das Letzte sein darf, wie es hier, was die Wohnungen und die Dienerschaft betrifft, betrachtet wird. Ueber Ersteres darf ich nun zwar im jetzigen Moment nicht klagen, aber mit meinem Ministerium habe ich in den letzten Tagen wieder mancherlei Erfahrungen gemacht und muß mich wieder mehr an genaue Beaufsichtigung gewöhnen. Angenehm finde ich das aber gar nicht, und darum regrettire ich eben den englischen Komfort, nicht allein des Komforts wegen, sondern weil das Leben zu kurz ist, um sich mit all den Tisch- und Wischtüchern zu plagen, sechsundzwanzig Wischtücher sind nämlich auf und davon. Lache mich nur aus, Geliebter, glaube aber, daß ich's den Kindern selbst oft sage, man müsse sich solchen Komfort nicht zu sehr gönnen, und überzeugt bin, daß es viel besser für sie ist, in der hiesigen Häuslichkeit zu erwachsen. Doch wo bin ich hingerathen! . . . Heute haben wir einen recht wehmüthigen Tag, der liebe kleine Wilhelm*) ist wirklich abgereist. Da es sich nun schon mehrere Tage mit der Abreise

*) Theodor v. Humboldts Sohn.

so verzogen hatte, hofften wir wirklich, sie würde noch unterbleiben, wenigstens bis nach dem Fest, aber Theodor ist nachmittags mit ihm abgefahren, warum, wissen die Götter. Des lieben Knaben Fortgehen hat mir sehr, sehr leid gethan. Ach, schon seines Namens Klang war süß, und ich konnte recht süße Träume haben, wenn er im Kreise der lieben Töchter war. Er selbst thut mir so unbeschreiblich leid, und er war auch beim Abschied wehmüthiger, als ich glaubte. Unsere Kinder zeigten wieder Felsenherzen dabei, nur Baby gestand, daß es ihr sehr leid thäte, und Therese will nicht glauben, daß er fort ist, weil sie es nicht gesehen hat. Bei den beiden Aeltesten ist diese Thränenlosigkeit aber wirklich merkwürdig und doch eigentlich nicht hübsch. Die Kleinen grüßen Dich besonders und werden auch bald schreiben. Therese lernt jetzt Schillers Handschuh.

In immer gleicher Liebe

Deine Gabriele."

„Berlin, den 11. April 1837.

Damit ich nicht abermals so überrumpelt werde wie bei meinen zwei letzten Briefen, beginne ich diesen schon heute, allein für das, was ich Dir, geliebtes Herz, zu schreiben wünsche, hilft mir auch der Reichthum an Zeit nicht, denn wie soll ich Worte, die rechten Worte finden, Dir auf den Anfang Deines lieben Briefes so zu antworten, wie ich es wünsche, so, wie es geschehen müßte, um Dir nur wohl zu thun, nicht zu wohl, damit es Dir nicht wieder wehe thue, denn die Extreme berühren sich freilich nur zu oft im Leben. Du hast es mir nicht leicht gemacht, den rechten Mittelweg zu finden, mein Geliebter, indem Du mir den Eindruck beschreibst, den meine Worte vom 14. auf Dich gemacht haben. Wie soll ich Dir denn schreiben, um leichter durch die Gegenwart zu kommen und doch unserem beiderseitigen Empfinden zu genügen? Denn ein nur in der Geschäftssprache geschriebener Brief ist doch zu ungenügend. Ich will ihn zwar gern von Dir hinnehmen, wenn das Dir den gegenwärtigen Augenblick erleichtert, aber ich dächte, es ließe sich doch auch vereinigen, daß Du Dich Deinen liebevollen Empfindungen hingäbest, Dir die trübe Gegenwart dadurch erheiterte, ohne Dir den nächsten Augenblick noch mehr zu trüben. Ich wollte Dich ja nur beruhigen, Deine Gefühle mildern, nicht aber Dich verstummen lassen, wie könnte ich das wünschen! Ach

ich sagte es Dir ja schon damals! denke mit der Liebe, die stets bleibt und die Du mir schon oft auf so rührende Weise zeigtest, meiner, die thut immer wohl, und sich der und allem ihrem Zauber hinzugeben, hebt gewiß über Zeit und Maß hinweg und bedarf keiner Beschränkung. Ach, möchtest Du mich nicht mißverstehen, Du Lieber, Guter, hätte ich nur wirklich so die Gabe des Ausdrucks, wie Du sie mir so freundlich zusprichst, deren ich mir aber nicht bewußt bin! So kann ich nur wünschen und hoffen, daß Deine Liebe mich Dir verständlich machen wird, wie überhaupt, daß Du in ihr immer die meinige empfinden wirst. Also, Geliebter, sprich oder, leider, schreibe mir ja von allen Deinen Gefühlen und lege nicht mir und Dir zu große Entbehrungen auf. Daß ich Dein Schweigen auch nicht mißdeuten werde, dessen sei überzeugt, wie Du auch nicht das meinige. Ach, daß die Gegenwart jetzt für Dich überaus schwer ist, das fühle ich ganz und wohl noch schmerzlicher als Du selbst. Auch für Deine liebe, theure Gesundheit habe ich wieder recht viel Sorge bei der Beschreibung, die Du von Deiner jetzigen Zeiteintheilung mir machst. Das sehr späte Aufbleiben kann Dir unmöglich gut sein, da es natürlich ein spätes Aufstehen nach sich zieht. Denke dabei recht an mich, ich bitte Dich, und den kleinen Krieg, den wir immer darüber zu haben pflegten, und laß mich auch in der Entfernung Siegerin sein. Ich bin es jetzt oft über mich selbst, denn ohne zu Routs zu gehen, weißt Du, habe ich nicht das Talent, das Bett früh zu finden, und gehe nach Berliner Begriffen nicht früh zur Ruhe, stehe aber nach denselben auf, so schwer es mir auch oft wird, aber ist einmal der penible Moment überstanden, so geht es auch. Nun weiß ich zwar recht wohl, daß ich andere Hebel habe, die mich treiben: beim Frühstück begrüßen mich die lieben Kleinen, und die beiden Aeltesten nehmen es mit mir ein. Ach, Du findest nur die Zeitung, Du Armer. Als Du neulich schriebest, daß Du nach mühsamem Posttagewerk, nach Deinem Diner nun wieder nichts als die Zeitung fändest, wurde mir auch das Herz ganz schwer. . . .

Tausend, tausend Dank für Deine köstliche Sendung vom 31. . . Die Brieftasche war so wenig überflüssig, daß ich sie gleich zur Ausgehbrieftasche bestimmte und auch gestern gleich dazu einweihte, als ich shopping ging wegen des Geburtstages des süßen Constancechen. Ach, Geliebter, auch dieser liebe Tag kam und ging, und bis auf meinen

Geburtstag sind nun alle die bedeutenden Tage wieder durchlebt, die ich im vorigen Jahre mit so wechselnden Empfindungen begrüßte, — ach, aber besonders die Geburtstage unserer lieben Kinder, denen bald noch einen solchen frohen Tag zugesellt zu sehen ich damals so selige Hoffnungen trug! Morgen über einen Monat gingen diese Hoffnungen so selig in Erfüllung — und in weniger als vier Monaten darauf zur ewigen Vollendung hinüber! Solcher Vergleich ist herzbrechend, aber Gott weiß es, daß ich darum nicht minder mit tiefster Dankbarkeit und innigster Demuth den Segen empfinde und anerkenne, den Er uns erhalten, und daß ich mit solchen Gefühlen das Geburtstagsfest unserer holden, süßen Constance beging und der Freude über ihren Besitz vollen Raum gab bei aller Wehmuth, die sonst auch meine Seele erfüllen mußte in diesen Tagen schmerzlichster Erinnerungen. Wie erneut sich auch immer ein Weh in dem andern; wie empfand ich, als ich am Sonnabend hauptsächlich zum Grabe des geliebten Vaters treten wollte, von Neuem Alles, was die anderen Grabhügel bedeuten. Ja, fast noch nie ergriff mich der Anblick des kleinen Hügels so sehr, — ach, gerade weil er kaum sichtbar mehr war, so hoch deckte ihn der Schnee, dabei aber doch so gleichmäßig, daß der Umriß doch deutlich bezeichnet dalag neben den drei großen, durch den vielen Schnee aber auch so gleichmäßig erhöhten Gräbern. Es war ein unbeschreiblich ernster und in seiner unendlichen Stille wohlthuender Anblick. Ich hätte nur viel länger und ganz allein dort verweilen mögen, verließ auch die theure Stätte mit dem Vorsatz, wieder hin zu kommen, allein nachmittags wurde das Wetter so schlecht, das Schneegestöber so arg, daß ich es nicht mehr thun konnte. Ich habe wirklich noch nie das liebe Tegel so winterlich gesehen, es kam nicht allein vom Himmel so viel Schnee, sondern auch von der Erde auf flog er durch den Sturm wieder empor, und ich mußte an die Worte aus der „Schuld" denken:

Und vom finstern Himmelsbogen
Kommt der Schnee im Sturm geflogen.
Wirbelnd wie der Wüste Sand
Stäubt er wieder auf vom Boden,
Und, wie Erde birgt die Todten,
Deckt er das erstarrte Land,
Aufgethürmt zu Grabeshügeln.

Am 8. wurde denn wirklich noch nicht die Büste des seligen Vaters im Museum aufgestellt, aber am Montag. Adelheid und ich fanden das

ohne den Bezug, den wir gewünscht hätten; war es einmal nicht am 8., so hätte es heute am Begräbnißtage geschehen sollen, allein der Onkel hatte es so mit Tieck verabredet. Wir Beide waren nicht dabei, aber der Onkel, Hedemann, die Künstler und Brühl; es geschah ja auch leider ohne weitere Feierlichkeit, denn unter den Verhältnissen mußte ja eine solche sogar vermieden werden, da wir sie ja nur hinstellen, nicht der König, der nichts als die Erlaubniß, die er freilich nicht abschlagen konnte, dazu gegeben. Adelheid und ich gingen aber vormittags hin mit Lella und Alla, leider sind wir aber nicht befriedigt von der Aehnlichkeit, sie ist durchaus nicht so frappant wie die der Thorwaldsenschen Büste und gefällt uns überhaupt nicht so gut. Minister Lottum ist sehr krank gewesen, aber nun in der Besserung, ganz schlecht soll es aber mit Ancillon gehen, die Aerzte geben ihn auf. Minister Oertzen ist während Rust's Abwesenheit gestorben. Meine Feder fliegt, denn jeden Augenblick erwarte ich P. Die Kinder umarmen Dich mit mir, und ich bin

Deine G."

Bülow an seine Frau:

„London, den 19. April 1837.

. . . Heute war Lever. Der König, wie immer sehr freundlich, sagte mir, daß Ancillon*) so gefährlich krank darnieder liege, daß man daran denke, ihm einen Nachfolger zu bestellen. . . .

Den 21. April.

Du siehst, meine liebe Seele, daß ich mit meiner Unterhaltung mit Dir nicht weit habe vorrücken können. Ich wurde unaufhörlich gestört. Drei Abende, Montag, Dienstag und Mittwoch, habe ich von acht Uhr bis eins oder zwei Uhr morgens im Unterhause zugebracht, um dort die Debatten über die spanischen Angelegenheiten**) mit anzuhören und um nach eigener Anschauung urtheilen zu können, wie die Sachen liegen und was die Zukunft bringen wird. Wenn Krisen bevor-

*) Minister des Auswärtigen in Berlin.

**) Palmerston, dessen Interventionspolitik völlig Wellingtons bisher befolgten Grundsätzen widersprach, hatte sich in den heftigen Debatten vom 17. bis 19. April gegen den nicht ganz unberechtigten Vorwurf seiner Gegner zu vertheidigen, daß er sich auch hier in Spanien wieder verwegen in die Angelegenheiten fremder Staaten einmische und damit die Ehre Englands und das Wohl des Volkes leichtsinnig aufs Spiel setze.

ſtehen, verlaſſe ich mich lediglich auf meine eigenen Augen, Ohren und Betrachtungen. Für dieſes Mal hat Lord Palmerſton noch den Sieg davongetragen, ſollte er aber nicht bald anderswo Vortheile erringen, ſo dürfte er einen mehr als ſchweren Stand hier bekommen. Die Macht und Zahl ſeiner Gegner iſt gewachſen und wird noch mehr wachſen, — wenn ihm nicht eine aus den hieſigen inneren Verhältniſſen hervorgehende Kriſis wieder Oberwaſſer giebt. Am 25. beginnt der Kampf im Oberhauſe. Die Pairs wollen nicht nachgeben, der König fürchtet ſich mit Vielen vor der Auflöſung des Parlaments, die Miniſter ſagen, ſie ſeien müde, leeres Stroh zu dreſchen, und wollen abtreten. O'Connell und die Irländer erklären, ein ſolches freiwilliges Zurücktreten als einen Verrath an ihrer eigenen Sache betrachten zu müſſen, die Radicals hingegen ſagen, daß das Miniſterium abtreten müſſe, um eine Kriſis herbeizuführen, und verſichern, daß kein Tory-Miniſterium aufkommen könne, Sir Robert Peel erklärt dagegen laut, daß er ein neues Miniſterium zu forciren bereit ſei. Zu dieſen ſchwierigen Elementen kommen noch Gerüchte von Uneinigkeit im Miniſterium. Es liegt alſo ein bedeutendes Material zu Begebenheiten vor. Möglicherweiſe kann Alles wieder im alten Geleiſe bleiben und nichts Großes zum Vorſchein kommen. Zuletzt muß es aber doch zur Auflöſung des Parlaments kommen, und dann wird das Reſultat der neuen Wahlen allen Zweifeln ein Ziel ſetzen. Ich habe einen langen und ausführlichen Brief an den Kronprinzen geſchrieben. Wenn ich darauf eine eigenhändige, ermunternde Antwort erhalte, ſo werde ich meine Mittheilungen fortſetzen. Du wirſt es kaum glauben, allein meiner innigſten Ueberzeugung nach werde ich, wenn es nothwendig würde, bei Niemand eher Unterſtützung zu erwarten haben und finden als gerade bei dem Kronprinzen. Ich will nur das, was die Ehre und das Intereſſe Preußens erheiſchen; wer dafür wach und empfänglich iſt, muß zuletzt die Wahrheit erkennen.

Den 25. April.

Im Begriff, dieſes Packet nach der foreign office zu ſchicken, erfahre ich, daß der Miniſter Ancillon geſtorben ſei. Wahrſcheinlich haſt Du mir dieſe Nachricht auch mitgetheilt. Deine Briefe bekomme ich aber erſt heute Abend. Gott weiß, welchen Einfluß dieſer Todesfall auf unſer Geſchick ausüben wird. Ich hoffe jedenfalls, mein liebes Herz, daß es

mir möglich werden wird, mit dem neuen Minister auf einen besseren Fuß zu kommen, als mit dem alten.

Gott befohlen mein lieber Engel!

Ewig Dein getreuer

H. B."

Gabriele an ihren Mann:

„Berlin, Pfingstsonntag, den 14. Mai 1837.

Ich kann diesen schönen Festtag nicht vorüber gehen lassen, ohne Dir, geliebtes Herz, noch einige Worte treuesten, liebevollsten Andenkens zu sagen. Ich bin in den letzten Tagen stark in Anspruch genommen worden, denn die lieben Kinder haben in der vergangenen Woche denn wirklich Alle, eins nach dem anderen, der sich bei uns eingefundenen Krankheit (Masern) ihren Tribut zahlen müssen. Laß mich aber gleich hinzufügen, daß es nun wieder sehr gut mit Allen geht. Auch sind sie wirklich sehr unbedeutend krank gewesen, bis auf Linchen, bei der sich zu meiner großen Betrübniß wieder ihr altes Uebel einfand, so daß sie einen Croupanfall zu bestehen hatte. Was für eine gute Kranke sie ist, weiß Du noch gewiß, und so gingen die Tage, wenn auch sehr beschäftigt, in dem kleinen Lazareth doch sehr gut hin, auch war Steinrück ganz enchantirt von der Artigkeit der Kinder und machte mir viele Komplimente, die aber die englische Erziehung verdient und nicht ich. Die Lacey*) bewährt sich wieder als vortrefflich. Sie that mir auch am 12. so wohl in ihrer stillen, theilnehmenden Weise. Ach! Geliebter, ich schrieb Dir nicht an jenem Tage schmerzlich-süßester Erinnerung, aber Du mußt die Nähe meiner Gedanken gefühlt haben wie ich die Deinige, und die Vereinigung derselben an der heiligen Stätte, von der nun auch ich entfernt sein mußte. Das war ein großes Opfer, das ich den Kindern brachte, aber ich mußte es bringen, vollends nach der Sorge, die ich um Linchen gehabt hatte. — Ach, und ob körperlich hier oder dort, meine ganze Seele war bei dem Engelskind, ja wirklich Engelskind, und ich weiß eigentlich noch nicht, wie der Tag verging, denn ich war der Gegenwart wie entrückt, — freilich nur nicht dem Schmerz, aber er verklärte sich in der Seligkeit der Erinnerung des besessenen kurzen, aber höchsten Glückes. Mir war, als durchlebte und durchlitte ich wieder Alles, — als hielte ich das theure, holde Kind wieder in meinen Armen, als legte

*) Die Nurse.

ich es wieder an meine Bruſt. — O, ich kann es nicht ausdrücken, was ich Alles empfand und dachte, welches Weh mich erfüllte, und wie doch dieſes Weh mir noch als ein Glück erſchien, als ein Beſitz im Leben, den ich nicht zu miſſen vermöchte, wenn er auch an die Stelle des höchſten glückſeligſten Beſitzes treten muß. In dieſem Gefühl liegt ein unendlicher Troſt, für den ich Gott aus innigſter Seele danke, wie ich mich überhaupt immer mehr in tiefſter Demuth ſeinem heiligen Willen beuge. So erkenne ich auch in der Schickung, die mir gerade jetzt einige Sorge für die geliebten Töchter gab, eine Mahnung, des reichen Segens dankbar zu gedenken, der uns bleibt und den uns Gottes Liebe und Gnade erhalten wolle. Aber einem milden Schmerz nachzuhängen und allem Zauber des beſeſſenen Glückes, das darf und thue ich, und das thut mir wohl und ſtillt in etwas die unausſprechliche Sehnſucht, die mein Herz nach dem ſüßen Kleinen erfüllt. Ich hätte viel gegeben um eine einzige ſtille Stunde an ſeinem kleinen Grabe. Da dies nicht möglich war, ſandte ich ihm durch Adelheid ein ſichtbares Zeichen meines — ach, wie ſoll ich ſagen — meines Andenkens, das Wort iſt ſo arm für die Fülle der Empfindungen, die mich dabei bewegten, und mit der ich die Blumenpracht des Kranzes betrachtete, die als erſtes Geburtstagsgeſchenk des kleinen Engels Grab ſchmücken ſollte! Es war eigen, daß der Gärtner, dem ich bei Beſtellung des Kranzes natürlich nichts weiter äußerte, den Blumen zur Haltung und Grundlage Cypreſſenzweige eingeflochten hatte. So war denn der Kranz recht das Sinnbild unſeres Glückes und unſeres Schmerzes, — ach, des bleibenden Schmerzes, denn die Blumen verwelken und bleichen bald, die Cypreſſe behält ihr Grün und ihre Form, ſolange ſie dauert! — Gegen halb neun hatte ich den Kranz beſtellt und war er auch hier, alſo um die bedeutungsvolle Zeit, wo er das Licht der Welt erblickte, wo ich erfuhr, was ich Dir, Geliebter, gegeben hatte in dem Sohne, — Du haſt, ich weiß es, meines Händedrucks gedacht, Du armes, liebes Herz! — Ich legte den ſchönen Kranz um die kleine Büſte*) auf das Poſtament, um damit dem nie gekannten Schweſterchen ein Andenken zu weihen, und der erlittene Schmerz der geliebten Eltern war mir ein unbeſchreiblich heiliges Gefühl. Das Bild ihres ihnen ſo früh vorangegangenen und ſo fern von ihnen ruhenden Kindes verſinnbildlichte mir das unſerige, das nun bei ihnen

*) Der kleinen, drei Monate alt verſtorbenen Luiſe v. Humboldt.

ruht. — Ich las an jenem Tage die Briefe der seligen Mutter über den Tod der kleinen Luise wieder. Sie sind unendlich schön, und ich finde darin für meinen Schmerz den Ausdruck, den ich oft nicht zu geben weiß. . . .

Eben habe ich erfahren, daß das Loos geworfen ist, und daß Werther Minister des Auswärtigen Amts wird. Ich bin sehr durch den Gedanken beunruhigt, daß man Dir nun den Pariser Posten antragen könnte. Ich gestehe Dir aufrichtig, daß mich das unendlich unglücklich machen würde, d. h. wenn Du ihn annehmen wolltest. Nein, ich bitte Dich, es wäre schrecklich! Sollen wir einmal so auswärtig sein, so ist gewiß nichts besser als London, mein gutes, ehrliches London. Ich sehe uns oft schon im Geiste wieder dort. Ich bin unendlich verlangend auf Deine Antwort, bekäme ich nur noch heute einen Brief, ehe ich abschicke. Die Kinder grüßen Alle und versichern Jede for herself, daß sie ganz wohl sind, danke Du also mit mir dem Himmel, Geliebter, und stelle ihm alles Andere anheim. Wie sich auch unsere Verhältnisse gestalten mögen, wenn die lieben Kinder uns, und wohl, vom lieben Gott erhalten werden, wir selbst es bleiben und Du mich lieb behältst, so soll mir Alles lieb und recht sein. Ich denke in diesen Tagen mit besonderer Liebe Deiner, wie ich es weiß, daß Du es auch thust.

Gottes Segen mit Dir und allen unsren Lieben und Deiner

G."

Bülow an seine Frau:

„London, den 20. Juni 1837

Geliebtes Herz!

Der König ist nicht mehr; er hat in dieser Nacht geendet, allgemein betrauert und verehrt. Die Königin Viktoria läßt sich eben huldigen, und König Ernst von Hannover leistet zuerst den Huldigungseid. Indem ich dieses schreibe, ist die Zukunft noch in Unsicherheit gehüllt, da diese aber in wenigen Stunden enden muß, so will ich mich auf keine Spekulationen einlassen. Ich benutze diese Zeit, weil ich späterhin Depeschen schreiben muß und auch einen Privatbrief an Herrn v. Werther zu richten gedenke. In drei Wochen wird das Parlament schon geschlossen. Es sollen bald nachher die neuen Wahlen beginnen, und im Oktober oder November soll das neue Parlament zusammentreten, um die Civilliste zu votiren, dann aber bis zum Januar oder Februar wieder prorogirt werden. Für mich kommt es jetzt nur darauf an, daß ich,

so bald als möglich mein neues Beglaubigungsschreiben zugesandt erhalte. Ich empfehle die Beschleunigung dem Herrn v. Werther, wenn dieser mir auch die Erlaubniß zum Urlaub ausgewirkt hat. Ist dies der Fall, so darf ich mich der beglückenden Aussicht überlassen, Dich bald wieder in meine Arme schließen zu können.

Ich muß hier schließen.

Gott befohlen, ewig Dein

H."

Gabriele an ihren Mann:

„Tegel, den 26. Juni 1837, abends.

Eben hatte ich heute Nachmittag die Feder in die Hand genommen, um Dir zu schreiben, und zwar gleich über den Tod des guten, alten Königs, als ich Deinen schwarz geränderten und schwarz gesiegelten Brief erhielt. Dies war mir, ich möchte fast sagen, ein tröstliches Zusammentreffen, denn ich habe mich viel mit diesem Todesfall beschäftigt und konnte mir ganz denken, wie sehr dies bei Dir erst der Fall sein mußte, und bei solchem Gedanken ist ein sichtliches Zeichen, das über die Weite und Ferne, in der man voneinander lebt, einigermaßen täuscht, doppelt erwünscht. Daß aber dieser Brief auch in anderer Hinsicht so inhaltreich sein würde, glaubte ich nicht, — soll ich Dir aber erst beschreiben, geliebtes Herz, wie mich die in Deinen Zeilen aufgestellte Möglichkeit eines so baldigen Wiedersehens freudig durchbebte, aber wirklich durchbebte, so daß ich zuerst ganz wie schwindlig war, wie es mir oft bei dergleichen Momenten gewesen war. Diesmal behielt indessen auch der Eindruck der großen Nachricht, mit der Dein Brief beginnt, sein volles Recht. Ich hatte sie zwar schon am Sonnabend erfahren, allein Deinen Brief erwartete ich erst wie eine Art Bestätigung. Ich weiß es nicht auszudrücken, wie ich dies meine, allein das weiß ich gewiß, daß mir dieser Todesfall recht wahrhaft leid thut und nahe geht. Der gute König hatte alle Ansprüche auf unsere aufrichtige Anhänglichkeit und Dankbarkeit, und seine Gestalt verwebt sich mir in so mannigfaltige Erinnerungen, daß schon allein darum sein Hinscheiden eine Lücke für uns bilden muß. Ich gestehe Dir aufrichtig, daß es mir jetzt, wo ich in letzterer Zeit mich viel mit dem Gedanken unserer beiderseitigen Rückkehr nach London und in unsere dortigen Verhältnisse beschäftigt habe, immer war, als

könnten wir uns eben dahin immer wie nach einem sicheren Hafen wenden. In diesem Hafen fehlt nun aber ein mächtiger Anker, und das ist immer ein großer Verlust. Dann denke ich so viel der theuren Königin und könnte ordentlich eine Art von eifersüchtiger Empfindung gegen ihre junge Stellvertreterin oder vielmehr Stelleinnehmerin haben. Dir, Geliebter, könnte ich fast böse sein, daß Du so gar kein Wort über sie sagst, wenn auch die Flüchtigkeit Deiner Worte es erklärlich macht, die überhaupt, nimm es mir nicht übel, etwas zu Depeschenhaftes, ja Telegraphisches haben. Ich nehme zu großen Antheil an allen dortigen Begebenheiten, als daß mir diese kurzen Berichte genügen könnten, und ich bitte Dich herzlichst, wenn Du nur irgend kannst, mehr Details zu geben. In welcher Stube starb der König? Ich kenne sie ja alle, und es ist mir, als wäre es gestern gewesen, daß er uns, Frau v. Blome und mich, darin umherführte. Die Freude, die er an dem ihm gewordenen schönen Besitz hatte, hatte etwas sehr Hübsches, wie er überhaupt ein so vergnügter König war. Das habe ich immer gern an ihm gehabt, denn das ist selten im Leben der Großen und der Kleinen jetzt zu treffen, daß sie es eingestehen, zufrieden zu sein mit dem, was sie sind, obgleich sie es oft sind.

Ich gestehe, daß ich in diesem Augenblicke es sehr bedauere, nicht in London zu sein; alles dort Vorgehende mit zu erleben muß das größte Interesse haben. Ich kann mich wenigstens lebhaft hinein denken in die Gesichter des alten und des neuen Hofes. Du kannst denken, wie sich die Kinder für die „kleine Viktoria" interessiren und auch nach Details von Dir über Alles verlangen. Du erlebst doch wirklich vielen Wechsel in jenem Lande. . . .

Gestern — ich schreibe jetzt am Dienstag — ist die Inschrift für unseren kleinen Engel vollendet worden. Sein kleiner Lebenslauf steht nun in Stein gezeichnet da! — Es ist jetzt unaussprechlich schön beim Monument, die Rosen und Vergißmeinnicht blühen in vollster Pracht, auch die hochstämmigen Rosen kommen jetzt, und die hohen Akazienbäume, deren es am Rande des Parks so viele giebt, geben der ganzen Umgebung dort eine herrliche Zierde. Auch hier um das Haus herum ist die Fliederpracht fast ersetzt durch die der Akazien, der Pfingströschen, des Jasmin- und vieler anderer blühender Sträucher. Am Wege längs des Weinbergs hin stehen die Centifolien auch in köstlichster

Blüthe. Constance ist im höchsten Entzücken darüber. Am Sonnabend machte ich eine besondere Rosenpromenade mit ihr, und ihre Freude daran rührte mich nicht minder als der Anblick der Rosen selbst. Sie wird in ihrem Wesen immer liebenswürdiger im vollen Sinne des Wortes und hat gar nicht mehr solche kleinen Rücken und Fancies wie sonst. Nur gegen Hedemanns Verziehung kann ich oft nicht durchkommen, und wäre das Kind nicht so sehr klug, so wäre es noch schlimmer damit, so aber bin ich überzeugt, macht sie sich schon ihren eigenen kleinen Vers aus dem Allem und findet sich schon durch. Sie ist jetzt sehr viel bei mir, theils im Zimmer, theils draußen, wo es ein wahres Fest ist, mit ihr zu sein, denn sie hat so große Freude und Interesse an Allem, was sie sieht, macht so feine Bemerkungen und hat solche sinnigen Gedanken. Jetzt sind es eben die Rosen, die ihre größte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, fast bei jedem Strauch bleibt sie stehen, um ihr Näschen zu weiden. Aber auch ihr kleiner Gaumen findet jetzt viel Befriedigung, denn die Erdbeeren sind nun reif. Am Sonntag haben diese eine hohe kleine Person sehr erfreut; wir hatten nämlich den Besuch des kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm. Ein Besuch war es zwar eigentlich nicht gemeint zu sein, denn es schien die Fahrt hierher mehr ein but de promenade gewesen zu sein, das sich seine Gouvernante, eine Dame aus Neufchatel, ausgedacht. Es war schon ziemlich spät, und wir waren bei der großen Hitze eben erst hinausgekommen, und ich ging gerade allein vom Hause nach der Partielaube zu, als ich von fern einen kleinen Knaben mit einer Dame bemerkte, die gleich meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Gleich darauf sah ich auch den königlichen Livreebedienten und die vierspännige Chaise. Ich avertirte gleich Hedemann, und wir hofften einen Augenblick, es sei die Prinzeß, die schon längst kommen will, und deren unvermutheter Besuch angenehmer wäre als solche erneute Erwartung, wie wir sie schon mal erlebten. Der kleine Besuch war indessen ganz angenehm, besonders durch die Freude, welche unsere Kinder daran hatten, d. h. die Kleinen, Therese und Constance, hatten den kleinen Prinzen gleich gefaßt, stürmten nach ihrem Gärtchen, wo er gleich an zu graben fing. Die Erdbeeren zogen ihn aber bald von dieser Arbeit ab, die Hälfte ging in den Mund, die andere in die Seitentäschchen, wo sie natürlich gleich sichtbar wurden, was ihn aber nicht grämte. Die Gouvernante war

zwar ziemlich ermahnend, aber nicht unangenehm; ich kannte sie schon von früher her und hatte allerlei Anknüpfungspunkte, und Adelheid hatte gleich eine Gelegenheit, sich von der durch die Trask schon gewonnenen Geläufigkeit in der französischen Parlamentage zu überzeugen. Die Trask, die bei der ersten Kunde eines prinzlichen Besuchs sich mit einer Eile, die ihr sonst nicht eigen, in ihre Festung zurückgezogen hatte, kam auf unsere Aufforderung wieder zum Vorschein und war sehr aimable mit der Standesgenossin. Später kam auch die Lacey zum Vorschein, die Hedemann als englische Kinderpotenz auftreten ließ, und der mir eigens aufgetragen hat, Dir zu schreiben, daß er nur noch eine Kawi-Gouvernante aus den Büschen hätte treten lassen mögen, um der Kinder Grandeur ganz leuchten zu lassen. Diese waren aber so liebenswürdig, daß sie jeder Gouvernante Ehre gemacht haben würden, und bezauberten die Neufchatellerin. Constance habe ich fast noch nie so gesehen. Sie erschöpfte sich in Höflichkeit und that zuletzt auch nach ihren besten Kräften, um in größter Geschwindigkeit einen Korb Erdbeeren voll zu pflücken. Der kleine Prinz wäre lieber gleich ganz hier geblieben. Das arme Kind sitzt das ganze schöne Frühjahr noch in Berlin! . . .

Gute Nacht nun, und tausend Grüße von Adelheid und den Kindern. Schreibe mir ja bald von der Königin, ich meine meiner Königin, ich denke so viel an sie, daß es mir ist, als müßte ich ihr schreiben, und das wäre doch jetzt noch nicht passend? Mit herzlichster Liebe

Deine G."

Während Bülow sich seiner Pflicht gemäß wenigstens äußerlich dem neuen Stern, der jungen Königin, zuwenden mußte, hielt Gabriele in alter Treue an ihrer geliebten Königin Adelheid fest und folgte, unbekümmert um die Etikette, dem Zuge ihres Herzens, indem sie ihr theilnahmsvoll schrieb. Von denen, die in ihr nur die Königin gesehen, fand sich diese liebenswürdige edle Fürstin vergessen, sobald sie den Wittwenschleier trug, und so schätzte sie Gabrielens immer gleiche Freundschaft, die allein ihrer Persönlichkeit galt, doppelt hoch und verband in ihrem Antwortschreiben den rührenden Dank mit einem aus tiefstem Herzen kommenden „God bless you!"

Bülow an seine Frau:

„London, den 23. Juni 1837.

Tausend herzliche Danksagungen für Deinen lieben, langen und interessanten Brief vom 11. bis 14. Dank auch dem Onkel für die Dir mitgetheilten Nachrichten, die, wie Du begreifst, jetzt hohen Werth für mich haben. Was Du mir von Deinen Wünschen in Bezug auf die Königin gesagt hast, ist jetzt unerfüllbar geworden, ich habe sie seit Brighton nicht mit Augen gesehen.

Ich hielt es für ganz unerläßlich, eine außerordentliche Demonstration der Theilnahme zu machen. Ich fuhr daher gestern Morgen nach Windsor. Abends vorher hatte ich an Sir Herbert Taylor geschrieben, daß ich mich beim Portier nach dem Befinden der Königin in Person erkundigen würde. Als ich nun eintraf, fand ich einige Zeilen von Sir Herbert Taylor vor, worin er mir sagte, daß er mich zu sehen wünsche. Ich hatte eine lange Unterredung mit ihm und sah fast alle Herren des Hofes. Die Königin befindet sich den Umständen nach besser, als man eigentlich erwarten konnte. Von der Königin Viktoria hat sie sehr hübsche herzliche Briefe erhalten. Man erzählt, daß, als der Marquis of Conyngham ihr früh morgens die Nachricht vom Tode des Königs brachte, sie gleich die Hände über die Brust kreuzte und ängstlich nach Nachrichten von der Königin fragte. Diese Scene soll überhaupt malerisch gewesen sein. Der Portier von Kensington Palace erschien nach langem Pochen im tiefsten Negligee und wollte durchaus nicht auf das Verlangen des Marquis of Conyngham und des Erzbischofs von Canterbury hören, bei der Prinzeß gemeldet zu werden. Endlich entschloß er sich, diese Meldung bei Fräulein Lehzen*) anzubringen. Endlich erschien die Prinzeß Viktoria in einem weißen Pudermantel in bloßen gescheitelten Haaren und mit sehr hübschen Pantoffeln. Sie wußte noch nichts, sondern vermuthete nur, was ihr gemeldet werden sollte. Marquis Conyngham ließ sich auf ein Knie nieder, küßte ihre Hand und begrüßte sie zuerst als Königin. Der Erzbischof that desgleichen und soll eine vortreffliche Rede gehalten haben. Die junge Königin zeigt ungemein viel Haltung, große Ruhe und viel Verstand. Die Minister hat sie bestätigt und scheint Lord Melbourne volles Ver-

*) Frühere Gouvernante der jungen Königin.

trauen und uneingeschränkte Dispositionen verliehen zu haben. Sie nennt die andere Königin nicht die verwittwete, sondern „Queen Adelaide". ...

Es fehlt mir hier jetzt auch nicht an Landsleuten, jedes Dampfboot bringt jetzt neue. Diese geben Mühe und Arbeit, dazu die außerordentliche Zeit hier, Seckendorff auf Urlaub. Wäre ich nicht bei Kräften und bei Sinnen, so könnte ich jetzt Beide auch verlieren. Doch ich habe, Gott sei Dank, etwas zuzusetzen. Heute aber beherrscht mich auch wieder die Zeit, schon zweimal hat man mir das Essen angezeigt, es ist acht Uhr, endlich muß ich schließen. Tausend Grüße daheim, und all meine Liebe mit Dir

Ewig Dein H."

„London, den 27. Juni 1837.

Gestern Abend, mein theuerstes Herz, hab ich Deinen lieben Brief Nr. 32 erhalten, und ich benutze einige freie Augenblicke, um Dir gleich darauf zu antworten. Diese Gunst der Zeit verdanke ich dem Umstande, daß ich gestern bereits den größten Theil meiner nicht politischen Korrespondenz fertig gemacht habe, und daß ich heute meine politische Depesche erst später im Laufe des Tages schreiben werde. Das diplomatische Korps, d. h. jedoch nur Botschafter und Gesandten, ist heute nach Kensington Palace zum Lever bei der jungen Königin beschieden worden. Da muß man doch erst mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, ehe man eine Meinung ausspricht. Gestern hat die junge Königin, in Begleitung ihrer Mutter, einen Morgenbesuch in Windsor bei der Königin Adelheid abgestattet. Sie soll sich sehr theilnehmend und freundlich erwiesen haben. . . .

Den 30. Juni.

Ich schloß neulich vor meiner Audienz bei der Königin, theuerstes Herz. Fast hatte ich mich zu lange mit Dir unterhalten, denn obgleich der Kutscher jagte, daß ich alle Fenster schließen mußte, um nicht von Staub, Steinen und flüchtigem Kothe zu leiden, so konnte ich doch keinen meiner Kollegen mehr einholen. Alle waren bereits im Schloß von Kensington angelangt, doch war ich korrekt, denn die Thurmuhr schlug drei, als ich den Fuß in die Halle des Schlosses setzte. Ich eilte die Treppen hinan, die Thüren öffneten sich, und ich ward von allen meinen Kollegen mit einem lauten Ausruf empfangen. Sie hatten geglaubt, daß ich dieses

Mal ungeachtet meiner bekannten Pünktlichkeit doch zu spät eintreffen würde, denn Graf Ludolf, mein Vorgänger, war bereits zur Audienz in das Kabinet der Königin geführt worden. Ich hatte kaum Zeit, mich umzusehen, so öffnete sich auch schon das Kabinet der Königin, und ich mußte vorwärts.

Der Ceremonienmeister blieb auswärts, Palmerston aber, schnellen Laufes und geschmeidigen Rückens, stürmte mir voran gerades Wegs auf die Königin zu. Mit einigen zwanzig Schritten und dazwischen angebrachten tiefen Verbeugungen gelangte ich zur Majestät. Sie war kohlrabenschwarz vom Kopf bis zu den Füßen, im bloßen Haar, sie trug aber das Band des Hosenbandordens, den Stern auf der linken Brust und die Schnalle am rechten Arm. Lady Landsdown stand hinter ihr. Tiefes Schweigen herrschte zuerst. Korrektermaßen schwieg ich; ich kam auf Befehl der Königin, zu hören von ihr, ich, ohne Beglaubigungsschreiben, hatte nichts selbständig zu sagen. Die Königin schien aber etwas zu erwarten, denn meine Vorgänger hatten gesprochen. Esterhazy geht gleich überall mit Feldgeschrei vorwärts, Graf Pozzo hört sich gern selbst reden und hatte Ursache, gleich einige Redensarten auszustreuen, Graf Sebastiani hatte schon sein neues Kreditiv zu überreichen und mußte von rechtswegen so gut reden, als ihm die Lähmung seiner Zunge gestattet. Graf Ludolf aber betrachtet die Königin noch als die kleine Viktoria, bei der es nicht auf eine Hand voll Noten mehr oder weniger ankommt.

Also wie gesagt, primo loco war altum silentium. Dann merkte die Königin, was ihres Amtes war. Sie redete zuerst, fragte nach unserem König, nach seinen Reiseplänen, nach der Dauer des Aufenthalts der Königin der Niederlande. Gleich nachher verließ sie dies hohe Feld und begab sich auf ein häuslicheres. Sie fragte nach Nachrichten von Dir, von den Kindern, von Eurem jetzigen Aufenthaltsort und sprach die Hoffnung aus, Dich hier bald wieder eintreffen zu sehen.

Ich spielte stets etwas verlängerte Variationen zu dem mir angegebenen Texte, und somit ging die Konversation recht gut von statten. Durch eine Verbeugung und freundlichen Gruß wurde ich wieder in Tritt gesetzt, krebsartig und mich dreimal verbeugend. Ich fand jedoch bei der letzten Reverenz, daß ich noch nicht zur Thür gelangt war, ich mußte daher wieder frischen Anlauf nehmen, um in die Mitte meiner

Kollegen zu kommen. Da die Botschafter ihnen nicht Rede gestanden, so bestürmten mich alle noch nicht Introduzirten mit der Frage, ob man zuerst anreden oder angeredet werden müsse. Ich entschied für das Letztere, und das galt denn auch. . . .

London, den 7. Juli 1837.

. . . Als ich Dir das Ableben des Königs meldete, hatte ich wenig Sinn und Verstand für nähere Beschreibung aller mit diesen Ereignissen in Verbindung stehenden Fakta. Ich hatte in größter Eile einen amtlichen Bericht zu machen und sah mich augenblicklich von neuen Ereignissen und Nachrichten ereilt. Unter diesen Umständen rechnete ich ganz besonders auf die Hülfe der Zeitungen, was diese in größter Ausdehnung enthielten, glaubte ich nicht wiederholen zu müssen. Der Tod des guten Königs hat mich mehr ergriffen und geschmerzt, als ich sagen mag. Ich fühle nur zu sehr, was wir Alles in ihm verloren haben. Er war ein wirklich theilnehmender und sicherer Freund für mich, nicht im königlichen, sondern im rein bürgerlichen Sinne. Das will viel, sehr viel sagen. Jedesmal, wo ich ihm begegnete, war ich sicher, von ihm Beweise freundlicher Gesinnung zu erhalten. An seinem letzten Lever, wo ich ihn sitzend fand und, darüber ergriffen, mein Bedauern aussprach, antwortete er ungemein freundlich und schloß mit einer launigen Bemerkung, wie er wohl solche zuweilen gegen mich machte. Da er nicht wollte, daß diese von Anderen gehört würde, so mußte er sich sehr weit vorbeugen — in der Regel trat er einen Schritt vorwärts mir entgegen, um ungehört mit mir reden zu können — und legte selbst sein Ohr dicht an meinen Mund.

Von der jungen Nachfolgerin kann man noch keine bestimmt gebildete Ansicht erwarten, wenn sie politisch eine besitzt, so ist diese ganz zu Gunsten ihres Onkels, des Königs der Belgier. Für Oranien sieht es sehr ungünstig aus. Vielleicht findet in ihren Augen Gnade ein junger Prinz von Holstein-Sonderburg-Beck-Glücksburg. Die Hauptsache bleibt zwar immer der eigene Wille der jungen Königin, allein es ist begreiflich, daß dieser Wille auf verschiedene Weise influirt werden kann und wird.

Du hast wohl recht, die Zeit, welche ich hier jetzt verlebe, interessant zu nennen, indessen glaube ich doch, daß man sich ziemlich allgemein auf dem Kontinent mehr von diesem Interesse vorstellt, als wirklich da ist,

oder vielmehr sichtbar wird. Es ist jenseits des Meeres die Ansicht sehr verbreitet, als ob wegen der Weiblichkeit und Jugend der auf den Thron gestiegenen Königin große politische Krisen zu erwarten wären. Diese zeigen sich hier nirgends, im Gegentheil haben die Elemente zu jenen Krisen augenscheinlich dadurch an Nahrung und Schwungkraft verloren, daß die Mittel zu Intriguen bei Hofe fast gänzlich verschwunden sind. Die Thronbesteigung selbst und die Ausübung der königlichen Gewalt sind mit einer Ruhe, Sicherheit und Ordnung vor sich gegangen, wie solche bei uns vielleicht nur bei großen Staatsparaden gesehen werden. Die festen Basen dieses Reichs haben sich bewährt inmitten der durch parlamentarische Kämpfe und die Anordnung zu neuen Wahlen allerdings leidenschaftlich aufgeregten Gemüther. Wer nicht glauben will, mag herkommen und sich überzeugen.

Du willst wissen, in welcher Stube der König gestorben? In der nämlichen Wohnstube, wo Georg IV. gestorben ist. Der Moment seines Hinscheidens war so sanft, daß Niemand eigentlich genau denselben anzugeben wußte, deshalb hieß es auch zuerst, er sei um $3\frac{1}{2}$ Uhr gestorben, nachher aber setzte man die Zeit auf $2\frac{1}{3}$ Uhr fest.

Ja, wohl war der Verstorbene ein vergnügter König. Deine Bemerkung ist ebenso wahr und treffend als sinnreich.

London, den 20. Juli 1837.

. . . Montag war Schluß der Parlamentssitzungen. Gleich nach halb eins fuhr ich ab durch Constitution Hill und Greenpark. Das Wetter war schön, auch war dieser Park und der von St. James von schaulustigen Menschen aller Stände angefüllt. Gleich hinter den Horseguards wurde das Gedränge von Menschen, Reitern und Fuhrwerken so groß, daß wir häufig anhalten mußten und dann nur im Schritt vorwärts kamen. Obgleich ungewöhnlich früh, so war das Oberhaus schon gepreßt voll und die Gesandtentribüne größtentheils schon besetzt. Hunderte von Pairs in Kostümen saßen auf den untersten Bänken, die Richter des Landes in ihren großen Perücken und die Bischöfe in ihren geistlichen Amtstrachten deckten die Wollsäcke und die dem Throne am nächsten kommenden Sitze. Rechts vom Throne war die diplomatische Tribüne, davor hatte man eine kleine Bank reservirt, auf welcher der Herzog von Meiningen, Prinz von Leiningen und Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal Platz ergriffen. Unserer Seite gegenüber waren

zwei Bänke für die Damen des diplomatischen Korps aufbewahrt worden. Zwischen diesen beiden Seiten stand in der Mitte und gerade vor dem Thron der große Wollsack des Lordkanzlers. Auf diesem ließen sich die Herzogin von Kent und die Fürstin Leiningen nieder. Die Fürstin traute diesem hohen Ehrensitz noch nicht ganz und hielt sich ganz auf der Ecke des Wollsacks.

Alle übrigen Plätze im Innern des Hauses und der beiden Pairstribünen waren von Pairesses besetzt, was früher nie der Fall gewesen war. Das Ganze machte sich also ungewöhnlich großartig. Ich hatte einen Platz, welchen ich bald für den besten im Hause zu erkennen Gelegenheit fand. Ich stand nämlich in der diplomatischen Tribüne gerade der Eingangsthür gegenüber. Auf diese Weise konnte ich den königlichen Zug kommen sehen. Wie gewöhnlich ging derselbe zuerst nach dem Robing-Room. Als ich die kleine Königin auf diesem Zug zu Gesicht bekam, wurde ich nicht wenig durch ihre ganze Erscheinung überrascht. Sie war prachtvoll, geschmackvoll und sehr günstig angezogen. Auf dem Kopf trug sie einen großen Reif von Diamanten, welcher vorn ganz das Ansehen einer Krone hatte und ihrer Größe etwas zusetzte. Ein weißgesticktes Atlaskleid, mit offenen fliegenden Aermeln nach neuester Mode und reichlich mit Edelsteinen geziert, hob die Taille. Um diese schlang sich halb das Ordensband, auf der linken Brust strahlte der Stern des Ordens und um den rechten Arm das Knieband mit Juwelen-Motto: Hony soit qui mal y pense.

Lange mußten wir warten, zweimal tönten die Trompeten, und zweimal erhob sich vergeblich die ganze Versammlung. Man fing an zu glauben, es sei der Königin der Muth gesunken, sie sei unwohl geworden oder die Toilette habe Schwierigkeiten gefunden. Nichts von alledem war der Fall. Wenige Minuten, nachdem die Königin den großen, sechs Ellen langen Staatsmantel angelegt hatte, sah ich sie raschen Schrittes, von ihren Damen, Pagen und einigen Kammerherren begleitet, über den Korridor nach der entgegengesetzten Seite gehen. Sie ging in das Konseilzimmer, um dort zu einer Menge von Bills ihre mündliche Zustimmung zu geben, was der Eile wegen nicht vorher hatte geschehen können. Nachdem sie mit dieser Arbeit fertig war, kehrte sie nach dem Staats-Robing-Room zurück, und gleich erhob sich der Zug in die Pairskammer. Sie schritt sicheren Schrittes vorwärts, trug den

Kopf hoch und grüßte freundlich. Die Marquise von Lansdown hielt das Ende der Schleppe, die Herzogin von Sutherland und die Gräfin Mulgrave gingen zur Seite und legten die Hand auf die Schleppe. In dieser Ordnung standen auch die Damen, als die Königin auf dem Thron saß. Die Majestät erstieg ohne alle Schwierigkeiten die Stufen dieses hohen Gebäudes, blieb aber wohl eine gute Minute aufrecht vor dem Throne stehen, ehe sie sich auf demselben niederließ. Sie that Alles mit der größten Ruhe und Sicherheit. Nach einer kleinen Weile sagte sie, wie es schien, von Lord Melbourne daran erinnert: „I beg the Peers to be seated." Bis dahin stand die ganze Versammlung. Als das Unterhaus entboten worden, und dessen Mitglieder wie immer lärmend unter dem schon von fern her herüberschallenden Rufe des Speakers: „Order, Order!" hereinstürmten, lächelte die Königin gar sehr. Ihre Rede las sie vortrefflich, nicht deklamirend, aber ganz mit reiner, voller Stimme. Sie hielt das Papier ganz niedrig und ließ ihre guten Augen oder ihr Gedächtniß Hülfe leisten.

Als nun Alles vorbei war, und die Königin den Saal verlassen hatte, hörte man von allen Seiten Ausdrücke der Bewunderung und Zufriedenheit. Ich hatte meine Anstalten so getroffen, daß ich gleich hinter dem königlichen Zuge durch die Horse-Guards kam. Auf diese Weise erhielt ich Gelegenheit, ein Schauspiel des Jubels und des Enthusiasmus zu sehen, wie ich desgleichen in England noch nicht erlebt habe. Die Königin saß in ihrem großen Staatswagen ganz allein im Fond, ihr gegenüber saßen die Herzogin von Sutherland und Lord Albemarle. Die Menschenmenge wurde mit jedem Schritt vorwärts größer, Alles schrie, jubelte und schwenkte die Hüte oder wehte mit Tüchern. Der Jubel war aufs Höchste gesteigert, als die Königin unter dem „God save the Queen" des aufgestellten Garde-Kavallerie-Musikkorps durch den großen Triumphbogen von Marmor in den Hof von Buckingham Palace hineinfuhr.

Gestern Morgen war Lever, und vorher hatte ich mein Beglaubigungsschreiben zu übergeben. Ich wurde durch Lord Palmerston in das Kloset der Königin geführt. Sie hatte sich, was ganz gut verstanden war, der Eingangsthür gerade gegenübergestellt. Ich hielt eine kleine Rede, so kurz und bündig als möglich. Ich sagte, daß der König mich aufs Neue hier akkreditirt habe, weil er hoffe, daß es mir vielleicht ge-

lingen dürfte, etwas von der Güte und von dem Vertrauen der Königin zu erwerben, welches mir von ihrem Vorgänger geschenkt worden, ich fühle jedoch das Schwierige dieser Aufgabe, da ich vielleicht nur der persönlichen Freundschaft des Verstorbenen für meinen Herrn die gnädige Aufnahme verdanke, welche ich stets bei ihm gefunden. Kaum hatte ich das ausgesprochen, als mich die Königin unterbrach und höchst freundlich sagte: „Ich wünsche aufrichtig die freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Könige von Preußen aufrecht zu erhalten, Sie können darauf rechnen, und ich freue mich, daß Sie hier bleiben." Ich erwiderte darauf noch Einiges, und die Königin antwortete gleich zweckmäßig und huldreich. Sie nahm mir mein Beglaubigungsschreiben ab, händigte es Palmerston ein und machte eine gnädige freundliche Verbeugung. Ich warf einen Blick seitwärts, um zu sehen, ob ich mit Sicherheit meinen Krebsgang antreten könne, und gelangte mittelst desselben durch die inzwischen wieder geöffnete Thür in das Thronzimmer zurück. Die Königin war in tiefer Trauer. Sie empfing, auf dem Throne sitzend, noch Deputationen. Demnächst begann das allgemeine Lever. Ich stellte einige Herren vor. Nach dem diplomatischen Korps kamen die anderen Privilegirten. Lord Minto stellte seinen Bruder, den Admiral Elliot, vor. Die Königin schlug ihn zum Ritter, sie that es mit vielem Anstand. Die Zahl der sich Vorstellenden war Legion. Heute ist Drawingroom, und ich werde ihn besuchen. An Damen wird es nicht fehlen, denn die Neugierde ist unendlich groß. Lady Jersey hatte sich neulich im Parlament mit einem mächtigen Perspektiv versehen, welches sie ohne Rücksicht auf die junge Königin richtete. Nach alter Etikette ist ein jedes Beschauen hoher Herrschaften durch ein bewaffnetes Auge als ein persönlicher Angriff verboten.

(Später.)

... Ich aß gestern wieder bei Hofe. Die Königin war ungemein gnädig und freundlich, sie gab mir den Rang über die englischen Herzöge, nahm meinen Arm, ließ sich durch mich zur Tafel führen und wies mir den Platz zu ihrer Rechten an, so daß ich zwischen ihr und der sehr gnädigen Herzogin von Kent zu sitzen kam. Staunen des Hofes. Die Königin ist offenbar sehr gnädig und gütig für mich gestimmt und wünscht mir dies zu beweisen. Sie fragte wiederholt, ob und wann Du zu mir zurückkämst. Ein gestern im „Journal des Débats"

erschienener Artikel über mich hat die Leute nun bestimmt glauben gemacht, ich werde nicht mehr nach London zurückkehren. Es heißt darin, ich wollte die diplomatische Laufbahn verlassen und würde nun unverzüglich als président de la province de Saxe angestellt werden. Lady Jersey sprach mir von dieser Nachricht mit dem Zusatz: „On dit que la Baronne ne veut plus retourner chez nous et que par cette raison vous comptez nous abandonner."

Die verwittwete Königin werde ich wohl nicht zu sehen bekommen, sie kann mich nicht zu sich kommen lassen, ohne Andere vor den Kopf zu stoßen. Sie hat mir ein Memorandum über die letzten Tage Wilhelms IV. zugeschickt, ich lege es bei.

. . . Ich habe eben durch die holländische Post ein Ministerial-Reskript erhalten, worin mir angezeigt wird, daß mittelst Kabinetsordre der König mir den erbetenen Urlaub zur Reise bewilligt hat, und daß Seckendorff während meiner Abwesenheit Geschäftsträger sein soll. Ich zähle die Minuten bis zu seiner Rückkunft und höre und sehe nichts von ihm; wo ist er? Ich gehe wahrscheinlich über Hamburg frühestens kann ich am Dienstag, den 8., abreisen, bald muß Alles sich aufklären. So Gott will, schließe ich Dich bald in meine Arme und vergesse dann alle Leiden und Entbehrungen. Nur bei Dir bin ich gut aufgehoben, nur bei Dir ist mir wohl. Möchten dies doch die letzten Zeilen sein, welche ich Dir in diesem Monat schreibe, und könnte ich selbst bessere Nachrichten bringen.

Ewig Dein getreuer

H. B."

Am 16. August langte Bülow bei den Seinen in Tegel an und genoß dort drei Monate des glücklichsten Familienlebens. An diesem Orte mit ihrem Manne, den Kindern und der geliebten Schwester zugleich vereinigt zu sein, war für Gabriele die Befriedigung aller ihrer Wünsche, und es war wohl auch nicht möglich, eine glücklichere Familie zu sehen. Hedemanns betrachteten die Bülowschen Kinder ganz wie ihre eigenen, er- und verzogen sie und wurden von den Nichten angebetet. Adelheid Hedemann hatte sich eine große Jugendlichkeit des Wesens bewahrt, ihr Singen klang zu allen Tageszeiten durchs ganze Haus, und etwas Herzerquickenderes als ihr Lachen gab es nicht. Dann weinte sie auch wieder Thränengüsse über einem Buche,

das für die Felsenherzen der Kinder berechnet war, und konnte freilich auch wohl einmal in Heftigkeit aufbrausen. In Hedemanns Einwirkung auf die Kinder war mehr System. Täglich kamen am frühen Abend die Nichten auf sein Zimmer, wo er ihnen mit seiner schönen, klangvollen Stimme die Meisterwerke Schillers und Goethes vorlas, sie Gedichte deklamiren ließ und so auch in ihnen früh den Sinn für klassische Litteratur weckte. Auch während seines Urlaubs wird Bülow nicht von Geschäften verschont, die Konferenz-Verhandlungen verfolgen ihn sogar bis nach Berlin. Der König befiehlt ihn verschiedentlich zu sich und wendet ihm wieder seine Gunst zu, denn es gelingt Bülow, ihn sowie den Kronprinzen zu überzeugen, daß sein Antheil in der holländisch-belgischen Angelegenheit gerechter und günstiger beurtheilt werden müsse, als man es bisher, durch Ancillon beeinflußt, gethan. Mit den ehrenvollsten Beweisen Allerhöchsten Vertrauens scheidet Bülow im Januar 1838, um sich wieder auf seinen Posten nach London zu begeben.

Seine Stellung am englischen Hofe war seit dem Regierungsantritt der Königin Viktoria eine nicht minder bevorzugte als früher. Die junge Majestät legte einen besonderen Werth darauf, dem ebenso feinen Diplomaten als liebenswürdigen Gesellschafter ihr Wohlgefallen zu bethätigen, was denn auf das Benehmen der ihm zwar schon immer gewogenen Gesellschaft keinen geringen Einfluß ausübte.

Zu dem angreifenden geselligen Treiben kamen noch hinzu die Vorbereitungen zur Krönung, die die gewöhnlichen Gesandtengeschäfte noch vermehrten.

„Ich habe kuriose Geschäfte", schreibt er, „Hunde, Pferde, Wagen, Geschirre, Häuser, Operkonzessionen, Festgesänge-Uebersetzungen, hohe Vermählungspläne, religiöse Wirren, politische und militärische Demonstrationen, Alles findet sich in buntem Vereine in meinem Kopf."

Hierzu kommt noch im März die Wiederaufnahme der Konferenz-Verhandlungen in der holländisch-belgischen Angelegenheit. Bülow wird mit der Abfassung des schriftlichen Theiles beauftragt und ist in fortgesetzten Unterhandlungen mit allen daran Betheiligten. „Es ist wirklich recht traurig", schreibt er, „daß der König der Niederlande nicht vor sechs Jahren die vierundzwanzig Artikel angenommen hat, um welche er jetzt bittet, und welche wir ihm nicht alle mehr geben können. Hätte Herr Ancillon doch dieses Ereigniß noch erlebt! Ich muß es für mich

als eine der größten Rechtfertigungen betrachten, welche mir hat zu Theil werden können."

Gabriele bringt den Winter wieder still in Berlin zu und lebt ganz der Erziehung ihrer Kinder. Sie schreibt ihrem Mann über die Einsegnung der beiden ältesten Töchter:

„März 1838.

Ich schreibe heute nun schon lange am Mittwoch. Gestern Nachmittag hatte ich noch die größten Schreibprojekte zum Abend, allein ich wohnte drüben der Musikstunde etwas bei, die mir jetzt große Freude macht, denn Gabriele und Adelheid machen wirklich sehr hübsche Fortschritte. Dann kam die Gräfin Baudissin herunter, so war es Theestunde geworden, und darauf hatte ich die Aufsätze der Kinder durchzusehen, mit denen sie heute um acht Uhr bei Hoßbach sein mußten. Diese Aufsätze werden immer länger, G. ihrer mehrere dreißig Seiten lang und klein Adelchens auch nicht viel kürzer und in seiner Art ebenso gut. Ich kann mich wirklich nicht genug über die Kinder freuen, und, unter uns gesagt, komme ich mir ganz dumm neben ihnen vor. Solche Aufsätze zu liefern, wäre ich jetzt gar nicht im Stande und wäre es auch früher nicht gewesen, und doch thut es mir sehr leid, daß Schleiermacher sie nicht verlangte, denn dergleichen Nothwendigkeit ist doch ein Gewinn fürs Leben. Hoßbach ist außerordentlich zufrieden mit den beiden Kindern überhaupt und lobte auch die Aufsätze sehr gegen Hedemann, der vorgestern bei ihm war. Auch bezeichnet er sie jetzt fast immer mit einem „vorzüglich" oder wenigstens einem „sehr gut". Heute nun, wie gesagt, waren sie schon von acht bis neun Uhr bei ihm und dann wieder von elf bis zwölf. Damit sie gegen halb acht ihre Reise antreten können, stehen sie natürlich viel früher als gewöhnlich auf, und das geht natürlich nicht ohne Störung für mich ab, so daß ich eben darum gestern Abend diesen Brief ruhen ließ, um möglichst früh schlafen zu gehen. Ich sage möglichst früh, denn so früh, wie ich es eigentlich sollte, gelingt mir's nun einmal nicht, — und ich bin gewöhnlich abends so viel mehr bei Verstande, wie ich's nennen möchte, daß es mir auch darum schwer wird, gerade dann vom Leben abzubrechen.

20. März 1838.

. . . Was mich weit mehr jetzt in Gedanken beunruhigt, ist die Vorstellung, wie es in Tegel werden soll. Ich muß mir gestehen, daß ich eigentlich eine Gouvernante höchst nöthig brauche, aber ich denke mit Schrecken an solches neues vis-à-vis und hätte gar nicht den Muth, Schritte wegen einer solchen Jagd zu thun, ließe sich auch eine gute Ausbeute hoffen, wie das aber in Berlin weniger als irgendwo zu erwarten steht, denn ich würde doch das Französische wieder zur Hauptbedingung machen. Bei den Wenns und Abers, die über unserer Zukunft schweben, ist es aber auch eine Frage, ob solche neue Wahl gerade gut zu treffen wäre. — Du sprichst in Deinem letzten Brief auch so ein mystisches Wort aus, — ach, und von anderer Seite bewölkt sich der Himmel sehr. Ich meine dies nämlich in Bezug auf Hedemanns Stellung. Denke Dir, daß in den letzten Tagen wieder mehr als je von dessen Versetzung die Rede gewesen ist, und daß man nun sogar von Posen spricht. Das Herz thut mir ordentlich physisch weh, wenn mir nur die Möglichkeit ihres Fortkommens deutlich wird, — es wäre mir noch viel schmerzlicher als das unserige von hier, — und wenigstens das scheint mir klar, daß ich dann nicht wieder allein ohne Dich hier bleiben möchte, denn die Vereinsamung wäre mir zu groß und nicht zu ertragen. Du kannst denken, wie die arme Adelheid gequält ist von dieser peinlichen Erwartung; bis jetzt hatten weder sie noch ich uns ernstlich von dieser Sorge begehen lassen, allein seit gestern ist sie sehr in uns vermehrt, und wir sehen in ängstlicher Spannung dem 30. entgegen, da Hedemann behauptet, früher würde die Entscheidung nicht zu erfahren sein. Daß die Einsegnung der Kinder dann gerade damit zusammenfiele, wäre traurig. — Diese ist nun sehr nahe. . . .

Den 27. März 1838.

. . . Es steht damit (Hedemanns Versetzung) doch sehr gefährlich, wenigstens nach dem, was Hedemann sagt. Mit der damaligen Aeußerung des Kriegsministers, welche Du in Deinem Brief anführst, hast Du ganz Recht, allein die hätte sich auf die Möglichkeit bezogen, daß er zu einer anderen Brigade versetzt werden könnte, und darüber hatte ihn der Minister ganz beruhigt. Allein jetzt ist von dem Bekommen einer Division die Rede. Dies würde zwar ein fast unerhörtes Avancement sein, wie ich von anderer Seite gehört habe, allein Hedemann, der es

trotzdem doch so fürchtet, glaubt, nicht ohne Besorgniß sein zu können, und Adelheid, die erst gar nicht ängstlich war, ist es nun sehr. Ich hoffe noch immer mehr, als ich fürchte, — sonderbar ist es aber, wie der 30. März schon seit vielen Jahren bestimmt ist, bedeutungsvoll für uns zu sein. Vor dreiundzwanzig Jahren kam Hedemann an dem Tage von Wien hierher zurück und sah Adelheid wieder, um sich drei Tage darauf mit ihr zu versprechen, — der guten seligen Laroche Geburtstag machte den Tag immer zu einem besonderen für uns, — vor neun Jahren bezeichnete er die Beisetzung der Mutter auf dem Tegeler Kirchhof und Hedemanns Versetzung hierher, sowie von da ab alle seine Fortschritte im Dienst, — vor drei Jahren erkrankte der liebe Vater so tödtlich am 30. März, und dies Jahr ereignet sich auch Wichtiges. Die lieben Kinder sind in rechter Spannung vor dem Tage, wie ich es ganz begreife, wenn ich auch wünschen möchte, sie ließen sich durch diese nicht von den Gedanken und Gefühlen, die allein sie erfüllen sollten, abziehen. Am Sonnabend hatten sie schon die letzte Stunde, aber übermorgen versammeln sie sich noch einmal in der Sakristei. Am Sonntag war ich mit ihnen und Adelheid in der Kirche und freute mich dessen sehr, denn Hoßbach hielt eine herrliche Predigt. Als ich von dort zurückkam, fand ich eine Einladung für die Kinder zum kleinen Prinzen Wilhelm*) vor. Adelchen war auch mitgebeten, aber natürlich konnte und wollte sie nicht mitgehen, und da ich unmöglich die drei Kleinen allein ihrem Schicksal überlassen konnte, — denn Line ist zu unpraktisch, Therese gar zu wild und Baby gar zu fancyful, mußte die Lacey mit, nachdem ich mich jedoch erkundigt hatte, ob ihr gleichstehende Wesen mitkommen dürften, was auch der Wahrheit nach bejaht wurde. Die kleine Gesellschaft hatte sich aber ganz in die schönen oberen Räume begeben, und sämmtliche Prinzlichkeiten waren zugegen. Es war getanzt, darauf zu einem schönen Gouté förmlich sich hingesetzt worden, kurz eine vollkommene Party. Die Kinder hatten sich köstlich amüsirt, und Consty scheint dort ihren Effekt gemacht zu haben, denn der kleine Prinz hatte die Polonaise mit ihr getanzt und sein Papa vollends eine Ecossaise. Bei Tisch hatte sie neben dem Prinzen und dem kleinen Radziwill gesessen und wieder rechten Beweis ihrer Klugheit gegeben, denn um sich

*) Nachmaliger Kaiser Friedrich.

nicht ungeschickt zu benehmen, hatte sie den Genuß einer Orange lieber aufgegeben, während Line und Therese diese nicht verschmäht und, wie ich überzeugt bin, sich sehr ungeschickt dabei benommen hatten, denn was ich darüber jetzt mit ihnen zu kämpfen habe, ist gar nicht zu sagen. Doch hat Gräfin Schweinitz sehr Sämmtlicher Lob gesungen und gemeint, es wäre ein Vergnügen gewesen, die Natürlichkeit und Einfachheit dieser Kinder gegen so viele Zierpuppen, die da gewesen wären, zu beobachten. Dieses Urtheil gefällt mir sehr von ihr. Auch der Prinz hat sich seiner kleinen Tänzerin gerühmt.

Doch nun lebe wohl, die Zeit drängt, und das Schreiben nach Tisch ist schlimmer als je für mich. Doch kann ich Dir heute die Versicherung besonderen Wohlbefindens geben, das Wetter ist zwar rauh, das bekommt mir aber eben viel besser als warme, erschlaffende Lüfte. Ich ging heute Unter den Linden, um die aus Tegel dort gepflanzten Linden zu sehen. Lenné hat diese wirklich gekauft und dahin gebracht. Die armen Bäume! Die Kinder grüßen tausendmal und ich bin

Deine G."

„Berlin, den 31. März 1838.

Ich bereite diese Zeilen zu morgen vor, um Dir, geliebtes Herz, durch die Post die Nachrichten über Alles, was sich seit gestern bei uns zugetragen hat, zukommen zu lassen. Wir haben dem verhängnißvollen 30. März nicht umsonst mit solchem Bangen entgegen gesehen, — Hedemann ist wirklich versetzt worden und zwar nach Posen. Ach, da steht es, was mir das Herz so schwer macht und was Dich, ich weiß es, auch sehr betrüben wird, allein da es nun einmal so ist, so liegt mir doch auch sehr daran, daß Du es bald erfahrest. Es ist die 10. Division, die er erhalten hat. Wie das Alles zusammenhängt, das frage mich nicht, denn ich weiß gar nichts Zusammenhängendes darüber, werde Dir hier aber ein Blatt einlegen, woraus Du es erfahren sollst. Ach, ich habe genug an dieser einen königlichen Bestimmung! Sie ist äußerst ehrenvoll für Hedemann und der Schritt so gewaltig groß, daß wir ihn eben darum für unmöglich hielten, und ich war besonders in den letzten Tagen, wo ich ganz still, selbst ohne Hedemanns, die in Tegel waren, lebte, ruhiger darüber geworden. Gestern nun war auch der feierliche Tag der Einsegnung. Ich holte Hedemanns, deren Pferde noch immer unbrauchbar sind, gegen acht Uhr morgens ab in zwei

Wagen. In der Kirche nun wurde ich von jeder Unruhe befreit, denn mein ganzes Empfinden und Denken richtete sich auf die vorgehende Feier, die mich unaussprechlich bewegte, zu sehr, als daß ich es Dir in schriftlichen Worten äußern könnte. Da wir so früh gekommen waren, um die guten Plätze zu erlangen, so mußten wir lange warten, aber ich war geistig so angeregt, daß mir die Zeit doch rasch verging. Die Konfirmanden, 76 an der Zahl, versammelten sich in der Sakristei und kamen dann paarweise herein, als der Gesang begann. Unsere Töchter hatten es geschickt einzurichten gewußt, daß sie mit unter die ersten Paare gehörten und auf der vordersten Bank, dicht neben dem Altar und uns gegenüber zu sitzen kamen. Sie waren Beide ganz gleich — natürlich schwarz — gekleidet und sahen Beide sehr gut aus. Gabriele so voll und blühend, Adelchen so zart und so bedeutend. Die Lieder, die gesungen wurden, werden wir Dir schicken. Besäße ich nur Hoßbachs herrliche Rede! So entfernt von aller Sentimentalität, war sie so rührend und dabei so ernst und eindringlich, so einfach und ermahnend, daß ich hoffe, die jungen Herzen haben für die ganze Lebenszeit den Eindruck davon aufgenommen, und daß sie festhalten werden an den Worten: daß Demuth und Geduld die schönsten und beglückendsten Eigenschaften für uns Frauen sind. Ich kann es nicht so wiedergeben, wie er es sagte, aber ich fühlte mich unendlich dadurch erbaut und fand gerade in Bezug auf die Eigenthümlichkeit unserer Kinder die Rede so unendlich schön und passend. Nach derselben sagte eines der Mädchen das Glaubensbekenntniß her, und darauf begann die Einsegnung, immer paarweise. Unsere waren das dreizehnte Paar. Ihnen gab er den schönen Spruch: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." —

Gleich nachdem sie den Segen empfangen hatten, ging Hedemann fort, und wie er in sein Haus trat, sah er den Kanzleiboten mit einem Schreiben in dem bedeutungsvollen blauen Umschlag, doch glaubte er noch, es sei etwas von der Ordenskommission, aber nur zu bald erwies es sich, was es war. Er ging zur Parade, so daß Adelheid doch wohl eine Stunde wieder zu Hause war, als sie die Nachricht erhielt; sie waren darauf noch aufgehalten worden herzukommen, so daß es ziemlich spät wurde, und ich um so mehr zu hoffen anfing, es sei die gefürchtete Zeit glücklich vorüber, als sie gegen halb zwei Uhr kamen. Ich wagte

nicht in die Eßstube zu eilen, als Adelheid aber in die Thür trat, wußte ich Alles, doch war Posen noch eine schlimme Zugabe. Als Ort ist es zwar viel besser als Torgau, aber die Lage wäre dort ein großer Vorzug gewesen, die Nähe von Burg-Derner, Dessau und überhaupt so vieler menschlicher Orte. Posen ist nicht gerade so weit, aber so entlegen, so außer dem Wege, daß es viel entfernter erscheint. Der Rhein wäre der herrlichen Gegend wegen eine Entschädigung gewesen, und uns wären sie doch dort so günstig nahe gewesen, solange wir in London unser Obdach haben. Das scheint sich mir durch dieses Ereigniß sehr zu befestigen, denn entweder müssen Deine Verhältnisse sich entscheidend gestalten, oder so fort zu leben, wie wir es bis jetzt thun, geht auch nicht länger an, — ich habe wenigstens dann hier so viel Freude, so viel Anhalt verloren, daß ich nicht weiß, ob ich es wieder unternehmen möchte, ohne Dich hier zu bleiben. Doch das Alles liegt mir noch ferner in diesem Augenblick; der Schmerz meiner armen Adelheid ist es, der mir schwer auf der Seele liegt. Sie verliert zu viel, indem sie von hier, vom lieben, theuren Tegel geht. Ach, und wie tritt da die sie freilich stets begleitende Entbehrung, keine Kinder zu haben, im vollsten Maße in ihr Leben, und welcher Einsamkeit geht sie entgegen!

Heute kann ich noch nicht Deinen letzten lieben Brief beantworten, ich schreibe schon längst am Sonntag, dem 1. April, nach der Rückkehr von der Kirche. Die Kommunion dauerte sehr lange, und ich fühle mich etwas angegriffen davon, so daß es gewiß besser ist, ich schreibe nicht viel mehr. Doch sei ganz unbesorgt, denn ich versichere Dich in aller Wahrheit, daß ich sehr wohl bin und es alle diese Tage gewesen bin, so angreifend sie auch eigentlich waren. Sie enthielten ja auch so viel der reichsten, reinsten Freuden, und wurde mein Herz auch tief bewegt, so wurde es doch auch erhoben zu dem vollsten, reinsten Dankgefühl für den Segen, den mich der Allmächtige an den lieben Mädchen erleben ließ. Ach, daß Du die schönen heiligen Handlungen nicht mit uns begehen konntest, Du Lieber, Guter! Soviel ich konnte, schrieb ich Dir, doch fühle ich mich durch den Brief der guten ehrlichen Therese fast beschämt, denn sie giebt Dir eigentlich eine viel genauere Beschreibung. Ihr Briefchen wird Dich recht erfreuen, trotz manches noch darin vorkommenden Fehlers ist es sehr hübsch und so eigenthümlich, daß es sie lebhaft vergegenwärtigt. Das ist zwar bei Linen ihrem auch der Fall,

denn er ist gerade so wie sie, voll der besten Meinung und des besten Willens, aber weitläufig und unüberlegt dabei. Deinen Brief erhielt Therese gestern Morgen beim Frühstück, war sehr darüber erfreut, aber versicherte, ihn nicht lesen zu können, worauf ich ihr verkündigte, sie würde dann den Inhalt vor Abend nicht erfahren. Das überwand ihre Faulheit und ihren Mangel an Selbstvertrauen, sie machte sich an die Arbeit, und es ging sehr gut, nur an dem Wort Diplomaten scheiterte sie und konnte dessen Sinn nicht fassen, und da sie aus Politik Physik machte, gab das eine sehr komische Scene, bei der ich Hedemann sehr vermißte. Ach, der arme Hedemann! Ich weiß nicht, wie er ohne die Kinder leben wird, besonders ohne den Doppelstern.*) Sie ist zwar bereit, mit ihm zu reisen, wenn er nur ein gebratenes Huhn und Apfelmus für sie mitnimmt. Diese Aeußerung brachte uns mitten im ersten Schmerz zum Lachen, wie das eben das größte Glück in der Umgebung von Kindern ist, daß sie Einen unwillkürlich in ihre glückselige Sorglosigkeit hineinziehen!

Indem ich Theresens Brief noch einmal durchlese, sehe ich, daß sie Dir von den Ringen schreibt, was ich versäumt. Die guten Kleinen kamen ganz von selbst auf den Gedanken, den Schwestern zu dem Tage etwas schenken zu wollen, und da dachten Adelheid und ich uns diese Ringe aus, die Th. ganz richtig beschreibt, nur nicht, daß die drei Steine, Carneol, Türkise, Chrysolith, ein Kleeblatt bilden, wirklich sehr hübsch. Ich schenkte ihnen Hoßbachs Predigten, und mit Willen ihnen Beiden zusammen. Ein größeres Geschenk, wie es sonst wohl üblich ist an diesem Tage, ihnen zu geben, stimmte nicht mit meiner Empfindung überein. Anders ist es bei Kindern, denen überhaupt noch nicht viel geschenkt worden ist, allein bei ihnen, die nun schon so viel erhalten, hätte es keinen Werth gehabt und die Feier, die eigentliche, nicht erhöht. Sie fühlen das auch ganz mit mir, und ich hoffe, Du wirst meiner Meinung sein. . . .

Sie haben eine eigene Verschlossenheit des Gefühls, die beiden Mädchen, über die ich aber nicht viel sagen kann, denn ich finde mich selbst zu sehr darin wieder, wie ich besonders in ihren jetzigen Jahren war. Ich wünschte aber, es wäre anders bei ihnen, besonders ist es

*) Einer der unzähligen Kosenamen, die der Onkel Constance gegeben.

doch bei Alla oft zu arg. Gabriele ist wirklich weicher, aber sie verbirgt es nicht allein, sondern sie will es verbergen. Für mich ist sie aber jetzt nach ihrer Art und Weise voller Sorgfalt, und wie angenehm Alla in ihrem Wesen sein kann, weißt Du. Die beiden verlieren durch des Onkels Weggehen auch entsetzlich viel.

Die Feierlichkeit dieser Tage hat mich doch wohl auch die bei uns eingetretene Veränderung leichter tragen lassen, man fühlt sich in solchen Momenten doch doppelt durch den Trost von oben gestärkt und getröstet. Das ist menschlich, und Gottes Gnade vergiebt gewiß eben diese menschliche Empfindung. Für die Kinder aber hätte ich allerdings gewünscht, diese sie natürlich sehr erregende Begebenheit wäre nicht mit diesem so wichtigen Moment ihres Lebens zusammengefallen, denn es ist unvermeidlich, daß ihre Gedanken sehr davon eingenommen sind. Allein der Ernst des Lebens mit allen seinen so schnell eintretenden Wechseln stellt sich ihnen andererseits dadurch auch lebhaft dar, und das verfehlt auch sein Gutes und Heilsames nicht. Diese Tage bezeichnen überhaupt für uns so viel, daß ich immer nur den Wunsch habe, still nachzudenken. Gestern waren es zehn Jahre, daß ich nach London abreiste, und elf seit Deiner Abreise dorthin. Lebe nun wohl, geliebtes Herz, die Kinder grüßen Dich herzlich! Des Himmels Segen mit uns Allen!

Deine G."

Frau v. Bülow an ihren Mann:

„Berlin, den 18. April 1838.

Mein theures, liebes Herz!

Am Ostersonntag empfing ich Deinen lieben Brief vom 10. und fand eine wehmüthige Freude darin, Dich von Allem, was sich bei uns begeben, unterrichtet zu wissen. Du schreibst über Hedemanns Versetzung ganz so, wie ich es erwartete. — Du willst nach Männerart die glänzende und ehrenvolle Seite davon hervorheben, aber es gelingt Dir schon gegen Dein eigenes Gefühl nicht, sie so geltend zu machen, als Du möchtest, und gegen das unserige nun vollends nicht. Das Unsinnige, was die Menschen in das Leben bringen, womit sie sich den Genuß desselben kürzen, berührt einen bei dieser Gelegenheit eben so ganz besonders. Hedemanns, die so unabhängig dastehen, die gerade durch das, was ihrem Leben an Glück abgeht, indem sie keine Kinder haben, wahrhaft menschlicher Ansicht nach recht darauf hingewiesen sind, die Vorzüge, die ihnen

andererseits geworden sind, zu genießen, — die müssen alles dieses Schöne verlassen, Alles, was ihnen doch eben so viel ersetzen muß, und sich nach einer solchen Wildniß versetzen, wie Posen ihnen sein wird, — und was Einen am meisten kränkt, ist das, daß man sagen muß: ja, es ist nicht zu ändern, es muß für den Augenblick geschehen, aber doch wirklich nur für diesen. Länger als auf ein paar Jahre dürfen sie sich ihr Lebensglück nicht schmälern. Aber auch ein paar Jahre giebt keine Menschenmacht Einem zurück! O, ich muß von diesem Gegenstand abbrechen, denn es ist wirklich nicht damit fertig zu werden."

Unwillkürlich drängt sich Einem hier die Bemerkung auf, wie doch die Menschen ihre Schickungen verschieden auffassen. Eine Beförderung, wie die Hedemanns zum Divisionskommandeur, würde wohl mit Recht jedem Militär als das Ziel seiner Wünsche erscheinen. So dankbar Hedemann selbst die ehrenvolle Auszeichnung anerkannte, so war doch auch ihm, vor Allem aber seiner Frau, die Freude sehr verdunkelt durch die nothwendige Trennung von Gabriele, die nun vollends, wie wir gesehen haben, ganz außer sich geräth über den Zwang, den äußere Verhältnisse nun einmal über den Menschen ausüben, wenn er, wie es dem Manne zukommt, seine Kräfte in den Dienst des Ganzen stellt.

Mitten aus dieser allgemeinen Erregung über die Versetzung wurden plötzlich Gedanken und Empfindungen in eine andere Bahn gelenkt, indem die jüngste Tochter Constance am Scharlachfieber erkrankte. Frau v. Hedemann ergriff mit den beiden ältesten Nichten sofort die Flucht nach Tegel. Da aber auch von den zurückgebliebenen kleinen Schwestern sonst keine erkrankte, so konnten die Flüchtlinge nach Ablauf von sechs Wochen nach Berlin zurückkehren. Am 8. Juni wurde dann zur unbeschreiblichen Freude der ganzen Familie ein Sohn geboren. Schon können die erwachsenen Töchter die Korrespondenz an Stelle der Mutter führen, und der Vater erhält durch sie die eingehendsten Beschreibungen über den „Son and heir". So bald als möglich schreibt aber Frau v. Bülow wieder selbst:

„Berlin, den 26. Juni 1838.

Länger kann ich dem Wunsche, Dir, theures, geliebtes Herz, wieder selbst ein Lebenszeichen zu geben, nicht widerstehen und will diese Zeilen zu dem morgenden Posttag vorbereiten. Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, daß ich zu viel thäte, mein Befinden ist so gut, daß ich schon

vor mehreren Tagen hätte schreiben können, hätte mich nicht übergroße Vorsicht davon zurückgehalten. Ja, mein Geliebter, ich bin, dem Himmel sei's gedankt, sehr wohl und kräftig wieder. Der Allmächtige hat mir wunderbar beigestanden, daß es mir oft noch wie ein Traum ist, daß ich wirklich schon im Besitz des lieben Kindes bin. Ach, und welchen lieben Kindes, Geliebter! Ach, daß Du das liebe Wesen noch nicht sehen kannst, daß ich Deine liebevolle Umgebung entbehren mußte, war und ist sehr schmerzlich, aber ich erlaube mir keine Klage, — ich bin so unaussprechlich dankbar und glücklich, so durchdrungen von Gottes Gnade und Liebe, ich betrachte mit so vielfältigen Empfindungen den uns gewordenen Segen, daß ich es nicht auszudrücken vermag, am wenigsten mit meinen jetzigen doch noch schwachen Schreibkräften. Das liebe, kleine Wesen liegt mir oft da wie ein heiliges Geheimniß, weckt unaussprechliches Weh schon durch die Macht der Erinnerung, und doch ebenso unaussprechliches Glück. Ich empfinde den erlittenen Verlust in dem neuen Besitz nur noch tiefer, und doch empfinde ich Letzteren auf die beglückendste Weise, und Gott weiß es, wie dankbar ich dafür bin; aber auch dafür, daß ich Dir, theure Seele, wieder einen Sohn geboren! — Ich muß abbrechen, über all diese Gefühle zu schreiben. Ich kann sie kaum alle selbst in mir ausdenken, viel weniger ihnen schriftlichen Ausdruck geben, auch sehe ich, daß es mit der Schrift doch noch nicht so gut geht, als ich dachte. Die Augen sind noch schwach, wenn ich ihnen nur die geringste Beschäftigung biete, so schmerzen sie. Im Ganzen aber doch weniger als andere Male, und das ist auch das Einzige, worüber ich zu klagen habe. Meine Kräfte haben sich, Gott sei's gedankt, fast ganz wieder eingefunden, und ich habe so recht das Gefühl von Wohlsein. Doch gehe ich noch wie mit einem rohen Ei mit mir selbst um, und Du kannst überzeugt sein, daß ich mich hegen und pflegen lasse, und daß ich es werde. Die liebe Adelheid ist unbeschreiblich gut und sorgsam für mich, wie es nur zu erwarten ist, von ihrer Liebe, ihrer Güte, und dem Verständniß, ihr so eigen. Die lieben Kinder, die Großen, sind auch möglichst hülfreich und die Kleinen gut und still. Es ist nicht möglich, mehr Ruhe zu haben, als mir wird, in einem doch so reichen Kreis von Lieben. Der Kleine ist das wahre Bild der Gesundheit, Gott erhalte ihn so und lasse ihn ferner gedeihen! Er ist bei Weitem nicht so groß und stark, als unser seliger kleiner Wilhelm war, d. h. er war es be-

sonders bei der Geburt nicht, aber er hat schon recht zugenommen, und sein kleiner Körperbau ist recht kräftig und vielversprechend. Von der Abwesenheit aller Schönheit seiner kleinen Gesichtszüge ist Dir in den ersten Briefen genug geschrieben worden, und ich selbst fand ihn nichts weniger als schön, aber jetzt überzeuge ich mich täglich mehr von der vortheilhaften Veränderung, die mit ihm vorgeht, und auch Adelheid macht ihm alle Tage eine réparation d'honneur. Er hat schon ordentlich Ausdruck in den kleinen Zügen und solche vernehmlichen kleinen Töne und Mienen, gar, gar zu hübsch. Dabei ist er so höflich und hat allerhand Aehnlichkeit mit mir, schläft immer mit dem einem Händchen unter der Backe gestützt, wie ich es an der Art habe. Mit dem Stillen bin ich in der größten Ordnung, so daß ich mich unendlich des abermaligen Entschlusses freue. Des Nachts bekommt der Kleine aber Kuhmilch, so daß ich volle Ruhe habe. So, hoffe ich zu Gott, wird Alles ferner so gut gehen und ich bald ganz wieder bei Wege sein. Busch (der Arzt) meinte ganz von selbst, daß ich in der fünften Woche mich gewiß würde nach Tegel begeben können. Letzteres wäre freilich eine große Glückseligkeit für mich, doch baue ich noch nicht zu fest darauf, es ist überhaupt eine große Ruhe über mich gekommen, und ich lebe mehr, als es sonst meine Art ist, so von heute zu morgen hin.

Deine lieben Zeilen vom 15. beglückten mich unendlich, heute erhielt ich Deinen Brief vom 22., denn ich schreibe schon längst am Mittwoch und muß nun schließen, so Vieles ich Dir noch sagen möchte und zu sagen hätte. Dies hoffe ich aber bald thun zu können, besonders um Deine Meinung zu hören über die Taufe und die Pathen. Ich möchte Dich doch gar zu gern dazu abwarten, aber wird das nicht zu lang werden? Die Taufe in Tegel zu haben, ist mein höchster Wunsch, und daß Hoßbach sie halte, aber ich fürchte, dessen wahrscheinliche Badereise wird das nicht gut möglich machen. Außer Adelheid und Onkel Alexander zu Pathen weiß ich auch noch keine anderen. Ueber die Namen sind die Kinder, Adelheid und ich auch noch in den größten Zweifeln. Doch nun lebe wohl, liebes, theures Herz, ich freue mich Deines Wohlseins bei allen Strapazen und wünsche gute Kräfte zu morgen. Gern thäte ich einen Blick in die Westminster-Abtei.

Gott sei mit Dir und uns. Ich lege Dir unser liebes, neues Kind ganz besonders ans Herz, und Dich umarmend bin ich

Deine G."

die sehr glücklich ist, um so viel weiter zu sein, als heute vor drei Wochen. Gott sei Lob und Dank, und sein Segen sei mit dem neuen kleinen Lieb!"

„Tegel, den 17. Juli 1838.

Ja, liebstes Herz, ich schreibe Dir wirklich wieder vom lieben, lieben, köstlichen Tegel aus! Mit welchen Empfindungen, würde ich vergebens versuchen zu beschreiben, am wenigsten heute, wo ich leider wieder eilig sein muß, denn es ist bereits zehn Uhr abends, und mein Tag muß sich bald dem Ende neigen. Zu viel darf ich meinen Kräften noch nicht bieten, und leider mußte ich den ganzen Tag unangenehme Schriften nach Berlin beseitigen. Diese sind ein drawback der hiesigen Glückseligkeit, allein sonst beschreiben es keine Worte, wie glücklich ich bin, wieder hier zu sein. Mein Herz fließt über in Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, und mit wahrhaft heiligen Empfindungen nahte ich mich dieser Stelle mit unserem neuen kleinen Lieb. Ach, und als ich am Sonntag Abend zum ersten Mal zum Monument ging und zu den theuern Gräbern trat, — als ich dort das grüne Bettchen, das unser seliges Engelchen deckt, erblickte und nach dem Hause zurücksah, wo ich ihn nun wußte! — Doch ich kann das Alles nicht in Worte fassen, könnte ich nur all meinen Gedanken darüber nachhängen, aber das irdische Leben nimmt mich gar zu sehr in Anspruch, und je weniger man in der Stimmung dazu ist, je zeitraubender sind solche Besorgungen, und seit der lieben Adelheid Abreise (nach Burg-Oerner) muß ich die Hausfrau spielen, was, wie Du weißt, mir gar nicht leicht ist. Ich lasse zwar jetzt mehr als je fünf gerade sein und habe es bei dem ganzen Umzug gethan, doch muß Alles durch meinen Kopf gehen, und die letzten Tage in Berlin waren nicht angenehm, besonders bei der gräßlichen Hitze. Gott Lob, hat es mir nicht geschadet, und der Kleine hat von den Gedanken auch nichts empfunden.

Die Kuh, von der der Kleine in Berlin die Milch nahm, habe ich wirklich gekauft, für einen hohen Preis, aber welcher wäre wohl zu hoch bei solchen Rücksichten. Zu miethen war die Kuh nicht. Ich habe viel Moquerie über sie von Hedemann zu hören, allein das quält mich gar nicht. Die Kinder sind glückselig, wieder alle hier zu sein, und dem kleinen Namenlosen behagt es hier sehr gut.

Gute Nacht. G."

„Tegel, den 31. Juli 1838.

Ich habe Dir, geliebtes Herz, so lange nicht ordentlich geschrieben, daß ich es wirklich fast verlernt habe, und dafür ist mir fast ein Trost, daß Deine Briefe jetzt auch immer so flüchtig sind, sonst aber thut mir dies sehr leid. Ich bin selbst darin der vielen Festlichkeiten, in denen Du lebst, schon müde, wie mußt Du es erst sein! Dagegen lobe ich mir doch mein hiesiges Leben, so viel zu sehr hausbacken es auch bisher war, d. h. das ist das Einzige, was ich daran auszusetzen habe, sonst ist es köstlich hier. Nur wirklich an eigener Zeit hat es mir zu sehr gefehlt, denn ewig muß man für das Haus und die Küche denken, und ich bin von Neuem außer mir, daß es in Deutschland keine Housekeeper giebt, und gehe sehr mit dem Gedanken um, eine Bildungsschule für solche anzulegen. Mir thut die arme Adelheid wieder gar zu leid, die abermals dieses Amt verrichten muß, aber so schwer wie mir wird es ihr doch nicht. Doch genug davon, ich bin froh genug, daß ich hier und nicht in Berlin das Haus zu führen gehabt habe, nur hatte ich wirklich in dieser Zeit für meine Kräfte zu viel Schreiberei.

. . . Inzwischen habe ich mich hier wieder einmal eingerichtet und bin nur froh, meinem süßen Kindchen so nahe zu sein und ihn gut gebettet in dem heimlichen, von Lärm und Zug entlegenen Thurmstübchen zu wissen. Aus diesem Jungen muß wirklich, so Gott will, etwas Besonderes werden, denn so logirt nicht leicht ein Wickelkind. Hier erst in meinem reizenden Thurmzimmer, dann im alten Schlößchen, wo die zwei Grazien-Torsen ihre Thürwache halten, nun im Christen- und Heidenthum zugleich, denn die Grablegung und Filippo Lippi sind jetzt vis-à-vis der Venus von Milo und der Kapitolinischen. Draußen bewachen Faun und Amazone seinen Thurm, kurz, non piccolo cosa! Ich glaube aber wirklich, daß die heidnischen Gottheiten dieses Hauses ihren Einfluß üben und der Taufe allerhand Schwierigkeiten in den Weg legen, denn es will damit gar nicht weiter mit den Gevattern gehen, und, ach, den Wunsch, ihn durch Hoßbach taufen zu lassen, muß ich aufgeben, denn der kommt nicht vor Ende August zurück, und das ist doch zu lange, — da auf Dich bis dahin ja auch nicht bestimmt zu hoffen ist. Ach, Geliebter, das ist traurig, dürfte ich hoffen, Du könntest Deines späten Kommens wegen um so viel länger im Winter bis zum Frühjahr bleiben, so wollte ich mich eher trösten, aber das hat ja nie

geschehen können, also hoffe ich es nicht. Ein Brief vom Onkel gestern Abend hat mich vollends bange gemacht. Ich schicke ihn Dir einliegend, denn er interessiert Dich gewiß höchlich. Hebe mir aber ja diesen Brief und den aus Teplitz auf, ich bitte Dich, er schreibt gar zu hübsch über das Heidenkind. Solch einen Onkel hat auch nicht ein Jedes, und ich will dem Jungen alle diese bezüglichen Merkwürdigkeiten aufheben. Es scheint mir bei ihm doppelt nötig, denn, Liebster, wir müssen es doch gestehen, eigentlich ist er ein später kleiner Sprößling, und wenn er ins wirkliche Leben tritt, sind wir schon sehr alt und grau. Apropos, wenn Du endlich kommst, mußt Du allen Leuten etwas mitbringen, sie sind alle ganz vortrefflich während meiner Wochen gewesen. Ich werde der Francis (Housekeeper bei Bülow) noch über diese Präsente schreiben.

Auch für Steinrück (den Arzt) möchte ich, daß Du so ein kleines Schreibutensilienkästchen mitbrächtest, wie Du an Adelheid und Hedemann schenktest. Er bewunderte das so sehr. Auf Steinrück komme ich, weil er mich heute Nachmittag ganz unvermuthet hier besucht hat. Er wollte eine Landpartie mit den Seinigen machen, hatte aber aus Interesse für uns sich hierher gewandt, denn er hat eine große Freude an dem Infanten und wollte auch wohl gleich sehen, ob er in der englischen Pflege noch ebenso wohl wäre. Dies ist, Gott Lob, der Fall. Die anderen Lieben sind auch ganz wohl, — ich habe nun in sechzehn Tagen keine Seele weiter gesehen, mich aber vortrefflich mit ihnen amüsirt. Ich denke, die beiden Aeltesten wirst Du recht vorteilhaft verändert finden, jede in ihrer Art. Gabriele hat doch Verstand für ein Dutzend junger Mädchen gewöhnlicher Art. Ach, wenn das Posen nicht wäre, welch einem hübschen Herbst würden wir entgegen sehen, wenn Du bald kämest! Aber diese Wenns sind schrecklich. Doch nun gute Nacht — eben beglückte ich Dames mit 1 Rth. Er hielt mir eine lange Serenade, — ich dachte daran, wie ich den Abend vor der letzten Abreise nach London ihm auch ein Geschenk herunterwarf, und an Alles, was da dazwischen liegt. Gott erhalte uns jetzt unser Glück!

Deine G."

Die bevorstehende Taufe beschäftigt natürlich Mutter und Schwestern des Täuflings sehr, und Bülow erhält einen vorwurfsvollen Brief seiner ältesten Tochter, deren frisches, lebendiges Wesen sich so darin spiegelt, daß er auch hier Platz finden mag.

„Schloß Tegel, den 24. Juli 1838.

Liebster Vater!

Du wirst Dich heute mit einem Briefe von mir begnügen müssen, denn Mama geht in Gevatterbriefen unter. Es sind große Schwierigkeiten bei dieser Taufe vorhanden, Onkel August, der den 13. August fort muß, Hoßbach, der sich noch in Marienbad aufhält, und nun Onkel Alexander, welcher die großen Reiseprojekte auf Paris hat, wie Du aus seinem beifolgenden Briefe ersehen wirst, und doch muß er dabei sein. Mama hat beschlossen, das Savignysche Ehepaar als Freßgevatter zu bitten und als ordentlichen Gevatter unseren Eichhorn. Dies wird Dir gewiß ebenso angenehm sein, lieber Vater, wenn Du darüber denkst, denn bis jetzt — ich sage es mit aller Ehrfurcht und nöthigem Respekt —, bis jetzt hat er Dir wenig Gedanken gekostet, der kleine Zögling, glaube ich, Du hast ihn recht stiefmütterlich oder vielmehr stiefväterlich behandelt und wahrscheinlich nicht viel über seinen Namen nachgedacht. Er muß doch irgend was heißen! Wir haben uns schon den Kopf zerbrochen, und am Ende nach einer langen Tour sind wir auf den ersten Punkt wieder zurückgekommen. Er ist ganz bülowisch, seine Nase vorzüglich, und dann zeigt er große Anlagen zum Dickwerden. Da wir aber an Bernhard Ernst ein warnendes Beispiel vor Augen haben, so wird unser Baron sogleich ins Seebad expedirt, sobald diese Unart bei ihm bemerkt wird. Da er nun aber à la Bülow ist, so ist Mama fast entschlossen, ihn Bernhard zu nennen, besonders da er am Geburtstage Deines seligen Vaters geboren ist. Es ist eigentlich ein recht hübscher Name. Mama ist doch sehr klug! Zu dieser Erkenntniß sind wir zwar schon lange gekommen, aber gestern waren wir von Neuem stupéfaites durch ihren politischen Brief an Philippsborn, den der alte Talleyrand (der gewiß noch im Sarge lebt) nicht besser hätte stilisiren sollen. Behrnauer wird allen Respekt vor dem Gesandtenweib bekommen, und Busch kommt auch dahinter, zu welcher Sekte sie gehört. Er wollte dem Kleinen die Pocken einimpfen, Mama hatte aber keine Lust, es jetzt geschehen zu lassen, er ist doch erst sechs Wochen alt und dann gerade während des Wechsels der Pflegerinnen zwischen Deutschland und England, und später fiele es in die Taufe, also ist es besser, es noch einige Wochen aufzuschieben. Dies hat Mama mit einer wundervollen Schlußsauce verbunden an Busch geschrieben, der ohne Zweifel wie Apfelmus

gerührt darüber sein wird, und grandios wie immer, sandte sie diese Schrift durch einen expressen Boten nach Berlin, denn daß der Herr Medizinalrath uns vielleicht mit der aufgehenden Sonne hier begrüßt hätte, würde doch nicht zu den angenehmsten Ueberraschungen gehört haben. Wir leben sehr ruhig und haben noch gar keinen Besuch von Berlin gehabt, auch die Zahl der Genießenden ist gering. Beiläufig gesagt, ich verdiene wirklich mein Brot durch meine Gouvernantendienste bei den Kindern, meine Lunge schone ich nicht, aber ich schmeichele mir auch, daß die Kleinen Einiges mehr bei mir lernen und begreifen werden als bei Uhlenhuth, der eigentlich die personifizirte Langeweile war. . . .

Line hat an Dich geschrieben, einen Brief kann man es eigentlich nicht nennen. Ich sage Dir nun Lebewohl, lieber Vater. Hoffentlich werden wir über Dein Kommen bald etwas mit Gewißheit hören. Das Erste ist nun die Taufe! So findest Du wenigstens einen kleinen Christen vor. Der Kleine ist sehr lustig, schläft viel, und wenn er satt ist, lacht er in einem weg.

In herzlicher Liebe verbleibe ich

Deine gehorsame Tochter

Gabriele."

Am 13. August fand die Taufe in Tegel statt. Auch Rauch stand Gevatter, und Frau v. Bülow schreibt bei dieser Gelegenheit über diesen treuen Freund des Hauses, den sie schon als kleines Kind gekannt:

„Rauch war so schön und so liebenswürdig, daß es mich um so mehr freute, ihn zur Pathenstelle eingeladen zu haben und dadurch dem kleinen Junker auch gleich etwas Kunst ins Leben zu mischen. Sie waren Alle unbeschreiblich herzlich und freundlich, so wahrhaft erfreut durch unsere Aufforderung zu dieser Gevatterschaft, daß es mir wirklich eine wahre innige Freude war. Ueberhaupt hatte die ganze Feier etwas so Einfaches, Herzliches, wie es natürlich bei unsern großen Taufesten in London nicht sein konnte, ich fühlte mich so verstanden, daß es mir unendlich wohlthuend sein mußte. Ach, hättest Du nur mit uns sein können!"

Auch die mecklenburgischen Verwandten hatten die Reise nicht gescheut, um durch ihre Gegenwart bei der Taufe ihre überaus herzliche Theilnahme an dem Glück des Bülowschen Hauses auszudrücken.

So warm sie sich indessen auch bewillkommnet sahen, so machte bei ihnen doch das vielbewunderte und -besprochene Tegel mit seinen Kunstschätzen kein Glück. Der ganze Charakter des Hauses war ihnen zu fremd, um sich gleich darin heimisch zu fühlen, allenthalben traten ihnen Gebilde entgegen, die sie entsetzten, und manchen Seufzer mußte Gabriele hören, wie: „Nein, Liebste, diese Nuditäten sind doch zu arg."

Gabriele an ihren Mann:

„Tegel, den 10. September 1838.

Heute bin ich leider in meiner Hoffnung, wieder einen Brief von Dir, geliebtes Herz, zu erhalten, getäuscht worden, allein ich darf nicht klagen, da mir dagegen am vorigen Mittwoch recht unerwartet die Freude wurde, Deinen mir so äußerst lieben Brief vom 31. v. Mts. zu erhalten. Habe tausend herzlichen Dank dafür, liebste Seele, in Gedanken sagte ich Dir diesen schon oft, allein zum Schreiben konnte ich nicht kommen in den eben durchlebten erinnerungsvollen Tagen. Es war mir Herzensbedürfniß, mich während derselben dem äußeren Thun möglichst abzuschließen und mich ganz in den Schmerz jener Tage zu versenken, zugleich aber auch in heiliger Freude dem mir von Neuem geschenkten Segen mehr als je zu leben. War mein Schmerz um das verlorene Lieb immer schon still, so trachte ich gewiß jetzt noch viel mehr danach, in Rücksicht auf unser neues kleines Liebchen, das ja, Gott Lob, mit mir noch in so inniger körperlicher Beziehung steht, und Du kannst sicher sein, geliebte Seele, daß ich alle Aufregung entfernt gehalten habe, aber in aller Fülle der Wehmuth und der Liebe dem Andenken des verklärten Engelchens mich hingeben, das mußte ich, und aus den Worten, die mir damals so viel Trost zusprachen, auch von Neuem die tröstende Ueberzeugung schöpfen, daß der Allmächtige auch in den schmerzensvollsten und wunderbarsten Fügungen nur unser Bestes will, und daß der Mensch nicht fragen, sondern sich still ergeben soll seinem heiligen Willen. Ach, wie möchte ich sonst nicht fragen, warum wohl diese beiden kleinen Lieben nicht zusammen uns und sich beglücken durften? Gott weiß es, mit welchem Dankgefühl ich den neuen Besitz empfinde, aber daß die Freude daran den Schmerz um jenen Verlust nicht mindern kann, ist ebenso wahr, und daß ich schon jetzt in dem kleinen, sich noch aller Freude und alles Leides unbewußten Herzen des süßen Kleinen den Verlust empfinde, den auch er durch den Tod des Brüderchens er-

litten, — er wohl ganz besonders. Doch über alles dieses läßt sich nur empfinden, kaum denken, viel weniger sich schriftlich darüber ausdrücken, und ich weiß, Du besonders hast eine Art Bangen vor solchem Aussprechen, also nichts mehr als: „Gottes Wille sei in Demuth gepriesen, und Seine Gnade erhalte uns den uns verliehenen reichen Segen." Diesen Wunsch laß mich Dir auch als den innigsten und liebsten unter all den vielen, die ich Dir zu Deinem Geburtstag ausdrücken möchte, nennen. Leider ist es ja so weit, daß ich Dir schriftlich Glück wünschen muß, und daß Du, armes, liebes Herz, auch den Tag einsam wirst verleben müssen. Ja, selbst unsere Briefe werden Dich nicht mal erreichen können, was mir herzlich leid thut, sie hätten Dich doch erheitert. So wird Deine Sehnsucht nach uns bei der Erinnerung an unsere Abreise von London, die gerade auf den 16. September vor zwei Jahren fiel, nur noch erhöht werden, ach, und ich fürchte, Du wirst Dein Verlangen immer nur noch ins Ungewisse hin beschwichtigen können. Dein letzter Brief klang zwar etwas tröstlicher und erfreute mich dadurch um so mehr, nachdem ich durch einen Brief vom Onkel aus Paris sehr muthlos geworden war. Er hatte eine lange Unterredung mit Louis Philippe über die belgische Angelegenheit gehabt, es war ihm aber in dieser gerade der Eindruck geworden, daß sie noch lange nicht zu Ende gehe. Er sagt, er schriebe Dir darüber, ich sollte Dir aber doch von seinetwegen wiederholen, daß er nach Erledigung seines Auftrages alle politischen Gespräche dort vermeiden werde, denn viele Köche können nur schädlich sein, und man kenne ja nur allein in London den wahren Zustand der Angelegenheit. Daß Louis Philippe voll Deines Lobes und Deiner „allgerühmten Liebenswürdigkeit" gewesen sei, hat der Onkel auch gewiß nicht versäumt, zu berichten. Das ist Alles recht gut, aber was hilft es! Diese Sache ist bodenlos. — Ich bedauere Dich unaussprechlich, Du armes, liebes Herz, denn ich weiß es, wie ungeduldig, wie verlangend Du sein mußt, fortzukommen, und nun so gebunden zu sein. Doch fühle ich ganz, von welchem Werthe und von welcher Wichtigkeit es für Dich wäre, diese Sache zu einem endlichen Ausgange zu führen, fühle ganz, daß Du davon jetzt Alles abhängen läßt. Inzwischen geht Zeit und Leben hin, und meine Wehmuth über den abklingenden, von Dir so ganz ungenossen vergangenen Sommer ist groß. Ich bin jetzt in einer sehr eigenen Stimmung eben über die

vergehende Zeit. Sie erfreut mich in Bezug auf unsere Trennung, auf die freudenlose Zeit, die Du in London und der arme Hedemann in Posen verleben müßt, aber für Tegel und meine so rasch ihrem Ende entgegengehende Vereinigung mit Adelheid erfüllt mich jeder vergangene Tag mit tiefer Wehmuth. Der 9. Oktober steht wie ein Gespenst da!

Ich bin unendlich begierig, ob Dir das Fortkommen von London durch eine bloße Unterbrechung oder durch einen wirklichen Abschluß möglich werden wird. Gott gebe das Letztere, denn vor dem Ersteren zittere ich. Ich hoffe von Werther auch die freundlichste Berücksichtigung. Apropos, der Sohn soll ja mit einer wahren Anbetung von Dir schreiben. Ich gestehe, mir entfiel es bisher, doch besser so als anders. Inzwischen halte ich mich an die Gegenwart, wie ich denn überhaupt sehr gelernt habe, mir das lange Vorausdenken abzugewöhnen. So geht es mir auch mit der Gouvernantenangelegenheit. Ich denke: Kommt Zeit, kommt Rath, und freue mich jetzt meiner Freiheit ebenso sehr wie der der Kinder. Diese lernen bei Gabriele wirklich unendlich mehr als beim Lehrer. Neulich abends hielt sie eine Repetitionsstunde mit ihnen, die vortrefflich ging, selbst Constance fuhr mit ihren kleinen Gedanken von Nord nach Süd, von Ost nach West mit der größten Sicherheit und blieb keine Antwort schuldig. Es amüsirte Adelheid sehr. Ueberhaupt haben wir immer unseren Spaß daran, wie unerschöpflich das Amüsement bei uns ist, obgleich wir doch eigentlich so still und einsam wie möglich leben. Neulich hatten die kleinen Mädchen sich ein Fest ausgedacht und uns, d. h. Adelheid, mich und die großen Schwestern, zu einem Gabelfrühstück eingeladen, bei welchem sie die Speisen alle selbst zubereitet hatten. Du erhältst hierbei den Küchenzettel dieses großen Mahles und wirst staunen über diese neuen Künste. Es war wirklich Alles ganz vortrefflich, sowie die Aufwartung, die Therese und Line übernommen hatten. Constance war die Lady wie natürlich und präsidirte sehr zierlich an der Tafel. Unser lieber, kleiner O'Connell konnte freilich nur „second hand", wie Therese sagte, an dem Gastmahl Theil nehmen. Doch ich schrieb Dir, glaube ich, noch nicht, daß der Kleine jetzt so bei uns heißt. Lella behauptet nämlich, wenn er lacht, sähe er O'Connell ähnlich, und da er, Gott Lob, oft lacht, so kommt er oft zu diesem Namen. Die Kinder oder vielmehr die Töchter haben sich Alle in Schriften an Dich ausgelassen, die Dir, denke ich, alle Freude machen

werden. Sie sind alle von höchster Eigenthümlichkeit, und das ist doch eigentlich die Hauptsache bei Briefen. Lella hat wirklich ein ungemeines Schreibtalent, besonders im spaßhaften Genre.

Daß Du bei unserer guten Königin Adelheid gewesen, und zwar in Bushy, habe ich mit vieler Freude und großem Interesse erfahren. Ich werde ihr immer von Herzen anhänglich und dankbar sein und ihr überall theilnehmend folgen, so auch nach Malta. Ihre freundlichen Grüße haben mich wahrhaft erfreut, sage es ihr doch, wenn Du sie noch einmal sehen solltest.

Doch nun lebe wohl! Franz klappert mit den Tellern, und dann wird die Milchfrau expedirt. Welch ein verschiedenes Leben von dem Deinigen, Du armer Lieber! Der Londoner Portier würde Abscheu vor mir jetzt haben, denn ich stecke die Grandeur immer mehr ab, aber ich kann's nicht ändern, sie wird mir immer gleichgültiger. Die Kinder grüßen Dich tausend Mal und auch Adelheid. Gottes Segen mit Dir und uns Allen.

Deine Gabriele."

Gabriele an ihren Mann:

„. . . Nun sind wir im Oktober und haben noch keine Bestimmung über Dein Kommen, im Gegentheil, Dein gestriger Brief klingt wieder viel weniger tröstlich. Doch soll ich mich über diese wieder aufgenommenen Konferenzen freuen, sagt man mir. Ja wirklich, Geliebter, das ist mir dieser Tage gesagt worden, und von Jemand, dem ich nicht Unrecht geben möchte, noch könnte. Er band mir auf die Seele, Dich recht herzlich zu grüßen und Dir zu schreiben, daß Du jetzt doch ja ruhig und getrost ausharren möchtest, sollte es auch noch so peinlich lange dauern. Das Dich jetzt bindende Geschäft möchte nun auf eine oder die andere Weise endigen, für Dich persönlich hätte es schon die allergünstigste Wirkung gehabt. Allgemein wurde anerkannt, daß Du Alles darin auf so gute Bahn gebracht, daß Deiner Einsicht allein die Vereinbarung der streitigsten Interessen zu verdanken sei, daß man nun vollkommen einsähe, wie sehr Recht Du immer gehabt, kurz, nicht allein hier, sondern überall würde Dein Lob gesungen. Ueber Werthers Zufriedenheit oder vielmehr Enchantement ginge aber nichts. Er wäre aber gerade deshalb voller Leidwesen, Deinen Urlaubswünschen nicht willfahren zu können, und möchte Dich beschwören, nicht zu dringend zu werden. Du würdest

indessen ja selbst die Umstände am besten zu beurtheilen wissen und den gewährten Urlaub nur antreten, wenn es auch nach Deinen eigenen Ansichten möglich sei. Mehr kann er freilich nicht thun.

Was soll ich nun aber zu allem diesem Anderes sagen als: Halte ruhig aus, Geliebter, so leid Du mir thust, und ich mir selbst. Daß das jetzige Geschäft von der höchsten persönlichen Wichtigkeit für Dich ist und die größten Folgen für Deine Zukunft haben kann, sah ich ja auch schon längst ein, daß man Dir aber jetzt schon so Gerechtigkeit widerfahren läßt, und daß zwar, wie jener meinte, in so vollem Maße, daß der Ausgang der Sache dafür gleichgültig sei, freute mich sehr. Und sehr beruhigend war mir seine Meinung, daß eine Unterbrechung der Unterhandlungen jetzt undenkbar sei, daß sie entweder zum Schluß oder zu gänzlicher Auflösung kommen müßten, denn bis jetzt habe ich nichts mehr befürchtet als solche Unterbrechung, wo dann die Wiederaufnahme Dich so bald wieder zurücktreiben könnte. Ach, aber daß Du nun noch nicht kommen kannst, ist doch zu traurig. Heute über acht Tage um diese Zeit ist meine Adelheid fort. Gott, es kommt mir noch immer wie unmöglich vor und erscheint mir nur immer mehr so, je hübscher es hier ist. Wir verlebten jetzt gar hübsche Tage mit dem lieben Besuch. Abends bringt Jeder aufs Tapet, was er für Künste kann mit Gesang und Spiel, Jung und Alt, und heute nach dem Thee gerieth Alles ins Tanzen, und ich komme eben vom Ball. Die großen und kleinen Mädchen so vergnügt zu sehen, war doch zu hübsch, als daß ich weggekonnt hätte. Ueberhaupt gönnst Du mir gewiß die Erheiterung dieser Tage und zürnst nicht wegen der Verkürzung dieser Zeilen. Nicht wahr, Geliebter? Bald wird nur zu große Stille im Hause sein. Aengstige Dich aber ja nicht. Ich will gewiß gehalten sein, und Du weißt, ich bin vernünftig.

Alles grüßt und ich umarme Dich.

Deine G."

Bülow an seine Frau:

„London, den 5. Oktober 1838.

Liebe, theure Seele!

Mein letzter Brief bestand nur aus wenigen Zeilen, ich will versuchen, das Versäumte nachzuholen. Es war meine Absicht, dies schon in Windsor zu thun, allein ich habe dort nur einen Brief im Auftrage

des Kronprinzen zu Stande gebracht. Als ich das Schloßthor erreicht hatte, wurde ich nach dem North-Tower dirigirt. Ausgestiegen, empfing mich die Dir wohlbekannte Housekeeper, sie geleitete mich durch lange Gänge nach einer Parterrewohnung von drei großen schönen Stuben, welche ich gleich als diejenigen erkannte, welche sonst Prinz George von Cambridge bewohnt hatte. Nachdem ich einige freundliche Worte der Erinnerung, in welche auch Du eingeschlossen warst, gewechselt hatte, war ich mir selbst überlassen bis zur Stunde des Diners. Es war sechs Uhr, das Wetter war schön und die Sonne im Untergehen. Während ich mich der Aussicht erfreute, bemerkte ich große Schwärme von Mücken nach den Fenstern zueilen. Da ich nun gerade nichts Besseres zu thun hatte, als mir die Aussicht auf eine gute nächtliche Ruhe zu erhalten, so machte ich Jagd auf diese kleinen Skorpione. Ich war in der besten Arbeit, umgeben von zahllosen Schlachtopfern, als ein Wagen heranrollte, umgeben von geharnischten Reitern, in welchem ich sogleich die jugendliche Königin erkannte. Sie kam von London, wohin sie um ein Uhr gefahren war, um Abschied von der Königin Adelheid zu nehmen. Um siebeneinhalb Uhr begab ich mich nach dem Dir bekannten Versammlungszimmer. Ich traf dort den Lordkanzler Cottenham nebst Lady, die Lords Melbourne und Palmerston sowie dessen Bruder, den Gesandten Temple. Bald nach mir trat der aufwartende Kammerherr ein und sagte mir, daß ich die Königin zu führen und mich zu ihrer Rechten zu setzen hätte. Der Lordkanzler, welchem der verstorbene König den Pas über mich zu geben pflegte, erhielt die Weisung, die Herzogin von Kent zu führen und sich rechts von ihr zu setzen. So ist es auch die Tage meiner Anwesenheit in Windsor geblieben. Links von der Königin saß Lord Melbourne, der mehr wie je bei der Königin in Gnaden steht und ihr Vertrauen im vollsten Maße zu besitzen scheint. Die Königin war von Anfang bis zu Ende überaus gnädig und freundlich gegen mich. Ich habe sie und ihre Mutter, zwischen welchen Beiden ich bei Tische saß, möglichst zu unterhalten gesucht, und es ist mir auch gelungen, sie sehr viel lachen zu machen. Da das Lachen, wie Du sehr richtig bemerkt hast, sehr der Gesundheit zuträglich ist und daher zur Dankbarkeit gegen den Lachdoktor stimmt, so hoffe ich, daß mir die Königin auch in Gnaden gewogen bleiben wird. Bei Tafel erzeigt sie mir stets die Ehre, mit mir Wein zu trinken. Unter anderen

Gegenständen wurde auch das Romanlesen zwischen uns berührt. Als Prinzeß Viktoria hat sie nie einen Roman gelesen. Seitdem sie Königin ist, hat sie drei gelesen, einen von Walter Scott, einen von Cooper und einen von Bulwer. Sie sprach auch deutsch mit mir; nach einiger Zeit bemerkte sie, daß dies das erste Mal sei, daß sie mit mir deutsch gesprochen habe.

Wir hatten Militärmusik während der Tischzeit und Kammermusik (die Königin hat sich auch eine Kapelle zugelegt) bis elfeinhalb Uhr, wo den Freuden des Tages ein Ziel gesetzt wird. Um zehn Uhr wird gefrühstückt und um zwei Uhr gelunchi in dem nach dem Schloßhof hinausgehenden Saal. Die sonst vom König bewohnten Zimmer stehen leer. Die Königin hat diejenigen gewählt, welche sonst die Königin Adelheid innehatte. Diese liegen unmittelbar über denen des Prinzen George von Cambridge. Dies verschaffte mir das Vergnügen, die Königin auf dem Fortepiano singen und spielen zu hören, als sie am zweiten Tage meiner Anwesenheit gegen sechs Uhr abends von einem der Herzogin von Gloucester abgestatteten Besuch zurückgekehrt war. Als ich ihr dies beim Essen sagte, war sie ganz betroffen darüber, weil, wie mir nachher Lord Melbourne vertraute, — sie ihm gestanden hatte, daß sie mit ihren beiden Hoffräulein in der Stube herumgetanzt hatte und ganz ausgelassen lustig gewesen sei. Das Reiten, Springen und Tanzen bekommt der Königin aber recht gut, sie sieht sehr vergnügt und blühend aus.

Mit Lord Melbourne und besonders mit dem Lord Palmerston habe ich stundenlang konferirt. Letzterem habe ich stark eingeheizt und ich hoffe Gutes von meinem Feuermaterial. Man hat mir gute Zusicherungen gegeben und auch einige zweckdienliche Schritte gethan, allein natürlich genügt mir dies Alles noch nicht, da ich noch nicht dem Ziele so nahe bin, daß ich es bezeichnen könnte. Der Faden der Geduld wird wirklich stark angezogen. Dürfte ich ihn zerreißen wie der Fürst Esterhazy, welcher ehegestern nach Wien abgereist ist, so würde ich nicht säumen, dies zu thun. Graf Pozzo ist wirklich in einem Zustand der Verzweiflung und sieht sein nahes Ende voraus, wenn er nicht in vierzehn Tagen abreisen kann. Graf Sebastiani ist auch in sehr schwarzer Stimmung und sucht sich durch frühzeitige Spaziergänge und Einsaugung Hydeparkscher Luft über Wasser zu halten, mit Resignation sein Ende im nächsten Jahre vorausseheud.

Doch nun genug von mir und hier, ich wende mich zu Dir, mein lieber Engel, und den geliebten Fluren der sandigen Mark. . . ."

„London, den 12. Oktober 1838.

. . . Ich will oder ich muß vielmehr der Ansicht desjenigen beitreten, der Dir vertraulich solche mitgetheilt hat. Meine Stellung läßt mir keine Wahl übrig, ich muß sie behaupten und vertheidigen, denn ich besitze Waffen, mit welchen ich, wenn die holländisch-belgische Sache auf freundlichem Wege beendigt werden kann, eher als Andere zum Ziel gelangen dürfte. Fast täglich erkenne ich die Vortheile, welche mir die vollständigste Kenntniß aller Details der nun schon sieben Jahre dauernden Unterhandlungen giebt, und die großen Widerwärtigkeiten, welche ich im Laufe dieser Unterhandlungen von Seiten meiner Vorgesetzten und des niederländischen Hofes erfahren, geben mir jetzt hier das Recht, Dinge zu sagen, zu vertheidigen und in Anspruch zu nehmen, über welche ein Anderer an meiner Stelle schweigen müßte, oder mit einer Vertheidigung anstoßen und nur Oel ins Feuer gießen würde. Ich allein darf Lord Palmerston schneidende Wahrheiten sagen; meine Kollegen schießen zwar mit feurigen Kugeln auf ihn, aber aus einer so großen Ferne, daß er dieselben gar nicht zu Gesicht bekommt. Graf Pozzo und Graf Senfft versprachen oder ließen Großes hoffen, solange sie in Paris und im Haag waren, seitdem sie aber hier sind und der Hauch des Krokodils sie berührt hat, scheinen ihnen die kampflustigen Gedanken entfallen zu sein, während ich, den auch sie gewiß oft der Schwäche und zu großer Nachgiebigkeit gegen die Palmerstonschen Anmaßungen beschuldigt haben, dreist und kühn mein Haupt erhebe, stets bereit, mich in die Bresche zu werfen, wenn sie auf die Nothwendigkeit eines Sturmes hindeuten, gleichzeitig aber für sich einen Platz in der zweiten Linie bezeichnen. Diese sich fast täglich wiederholenden Wahrheiten machen es mir in der That zu einer Gewissenssache, meinen Posten so lange nicht zu verlassen, wie ich Hoffnung zur Erreichung des uns vorgesteckten Zieles bewahre. Diese Hoffnung habe ich noch, und deshalb schone ich weder Mühe noch Arbeit. Schon vor sechs Wochen hätten wir endigen können, wenn mir nicht ins Handwerk gepfuscht worden wäre. Das, was ich damals als zum Ziel führend festhalten wollte, aber der lieben Eintracht wegen nachgeben mußte, zeigt sich mehr und mehr als das letzte Mittel zur Erlangung vollständiger Einigkeit. Ich stehe wie ein General dem Feinde gegenüber.

Jeder Augenblick kann Angriffe bringen, welche gleich und kräftig zurückgewiesen werden müssen. Feder und Tinte sind meine Soldaten und Kanonen, ein guter Gedanke gleicht einem geschickten Manöver, gute Ausführung des Gedankens ist Kampf, ist Aktion. In der Auffindung des Gedankens der Rettung liegt Genuß und Belohnung. Dem forschenden und schaffenden Geiste müssen die Mittel nie fehlen, dem Heerführer fehlen oft die entscheidenden Hülfstruppen. So gestimmt gehe ich zu Lord Palmerston, so lache ich über belgische Arroganz, papistische Umtriebe, französische Süßigkeit und andere sich stets erneuernde Ereignisse. Es sind Unterhandlungen für politischen Scharfsinn. . . ."

Wie Frau v. Bülow indessen mit ihren Kindern allein in Tegel lebt und sich bemüht, ihnen die Gegenwart der geliebten Tante zu ersetzen, veranschaulicht uns ein Brief ihrer ältesten Tochter, die, ihren sechzehn Jahren weit voraus, den Unterricht der Schwestern übernommen hatte. Sie verstand es, sich mit eiserner Strenge Respekt zu verschaffen, und wenn ihr auch, um eine gute Lehrerin zu sein, die Geduld fehlte, so hatte sie dafür eine unermüdliche Frische, ein glühendes Interesse und sprudelnden Witz. Wehe dem, der sich ihrem erbarmungslosen Spott aussetzte, die empfindlichste Strafe konnte nicht so vernichten. Niemals ist eine Erzieherin mehr gefürchtet worden, niemals haben Zöglinge sich mehr angestrengt, hohen Ansprüchen zu genügen, als die kleinen Schwestern dieser Aeltesten gegenüber, und wie heiter, wie zwanglos war dabei der Verkehr außer den Stunden, wie unerschöpflich die Neckereien! Da gab es kein langweiliges, geisttödtendes Ueben, sogar das mechanische Schönschreiben erhielt einen geistigen Inhalt, indem Stellen aus dem Homer dazu gewählt wurden, und auch die Handarbeitsstunden wurden durch Vorlesen oder Deklamiren versüßt. Fast alle Romane Walter Scotts hat die Schwester-Gouvernante in Tegel den gespannt lauschenden Kleinen vorgelesen, selbst nicht minder auf das Ende begierig als sie. Doch hören wir sie selbst dem Vater ihre Tätigkeit beschreiben, giebt sie doch damit zugleich ein getreueres Selbstportrait, als es aller Beschreibung gelingen möchte.

„Schloß Tegel, den 22. Oktober 1838.

Liebster Vater!

Jetzt, da die Saison in Schloß Tegel vorüber ist, all unser Besuch uns verlassen hat und wir in der größten Einsamkeit leben,

beeile ich mich, wenn auch etwas ſpät, für Deinen lieben Brief zu danken, der uns ſehr amüſirt hat. Die hübſche Geſchichte vom alten Sünder Talleyrand kam gerade zur guten Zeit an, um gehörig gewürdigt zu werden. Ueberhaupt haben wir, wie Mama Dir wohl geſchrieben haben wird, unſere Zeit gut benutzt und uns auch zu guter letzt recht amüſirt, denn nun haben wir ja Zeit, an den Studien Alles nachzuholen, die Gelehrſamkeit und ihre Appendixe walten und wirken zu laſſen. Die erſten Tage aber nach Tante Adelheids und der Deſſauer Abreiſe waren wir Alle ſehr tragiſch geſtimmt. Nun haben wir uns aber ſchon daran gewöhnt, von aller übrigen Menſchheit abgeſchieden zu leben und unſere Amüſements in uns ſelbſt zu ſuchen, denn außer den intereſſanten Neuigkeiten, welche die Staatszeitung und das Spikerſche Löſchpapier enthalten, wiſſen wir nichts, was in der Welt vorgeht. Ein paar Juden, die letzten Genießenden des Jahres wahrſcheinlich, waren die erſten Menſchen, welche wir geſtern ſeit langer Zeit erblickten, und obgleich unſere ſämmtlichen Toiletten nicht zu den eleganteſten und modernſten gerechnet werden konnten, ſo mußten wir doch ihnen imponiren und etwas wie verwunſchene Prinzeſſinnen ausſehen, denn ſie blieben ſtehen und grüßten uns ehrfurchtsvoll. Wenn wir, was ich ſehr hoffe, noch lange hier bleiben, ſo werden uns die Berliner ſehr weiſe, geiſtvoll und gelehrt zurückkehren ſehen, den Infanten Bernhard V., Grafen von Tegel, vielleicht ausgenommen, obgleich man an ihm doch jetzt auch den Einfluß ſpürt, welchen die Nähe der Venus von Milo, des Kapitols, der Grazien, der Gelehrſamkeit auf ihn ausübt, er wird furchtbar dick und hat gewiß ſchon mehr Verſtand als unſere edle Zoſe, die wirklich etwas über die Erlaubniß ſtupide iſt. In ihr beſitzen wir einen zweiten Adelung, täglich erfindet ſie neue Wörter. Dieſe klingen aber ſo ausländiſch und abenteuerlich, daß mein ſchwacher Verſtand ſie nicht zu behalten vermag. Die Loënſche Familie, mußt Du wiſſen, hat ihr ſchönes Herz erobert, und ſie ſagte neulich: „Ach, Jotte doch, Fräulein Jaberjelchen, Herr v. Loën iſt doch jar zu löblich, und der älteſte Herr v. Loën iſt ein rechter Menſchenfreund, und der jüngſte hat eine jar zu ſchöne Baßſtimme. Ach, Jotte doch, das Wetter iſt ſo ſchlecht, die Wäſche ſieht ſo betrübt aus!“ Dies ſind ihre Lieblingsredensarten.

Ich meinerſeits habe auf lange Zeit von allen Romanen Abſchied genommen, weil mir mein letzter: „The fair Maid of Perth“ gar nicht

gefallen hat, und lerne nun aus dem Byron auswendig, überſetze ein engliſches Buch ins Franzöſiſche, ſtudire meine alten Geſchichtsbücher wieder durch, leſe abends in Goethe Iphigenie, Torquato Taſſo und hatte vorgeſtern Nachmittag den großen Muth, mir den Homer zu holen und die Ilias zu beginnen. Iſt das nicht edel? Dazu gerechnet noch, daß ich bei den Kindern an die Stelle von Mlle. Trask und des unſäglich langweiligen Uhlenhuth getreten bin, die Studien mit ihnen eifrig betreibe und ſie dann noch ſpazieren führe, ſo verdiene ich mir doch wirklich einen kleinen Theil des Paradieſes.

Mama hat mir auch geſagt, ich könnte Dir ſchreiben, daß ſie jetzt ſehr tugendhaft und eine ſehr gute mère de famille ſei. Dies iſt auch leider wirklich der Fall, denn ich muß Dir meinerſeits ſagen, daß es ihr auch gar nicht ſteht.

Sie bekümmert ſich ſehr viel um die Kinder, abends nach dem Thee wird das lehrreiche, aber zum Schießen, zum Sterben langweilige Buchſtabenſpiel zum Vorſchein gebracht, und wahrſcheinlich um das ſehr edle, würdige Beiſpiele einer gewiſſen großen, zum Anbrennen mageren, haushälteriſchen, jeden Tag des Jahres Rindfleiſch und Brühkartoffeln auftiſchenden, bei Licht frühſtückenden, ſich um die Erziehung ihrer trockenen Kinder ſehr bekümmernden Mama aus der Luiſenſtraße nachzuahmen, giebt ſie ihnen Wörter zu rathen auf. Es war wirklich zum Davonlaufen geſtern, und wäre es nicht Sonntag geweſen, und hätte ich mir es nicht ſehr feſt vorgenommen, eine chriſtliche Geduld zu zeigen, ſo wäre ich abgezogen in den Antikenſaal oder vielleicht ſelbſt zur Eiche, wenn es Mondſchein geweſen wäre. Du kannſt mir aber glauben, es war grauſenhaft ennuyant, und Mama wird nichts dadurch gewinnen, denn der liebe Gott hat es nun einmal nicht gewollt, daß ſie ſo von der tugendhaften Sorte der mères de familles ſein ſollte, und ſie thut daher viel beſſer, die Kinder ſich ſelbſt zu überlaſſen. Ich hätte Frau v. Loën bei dieſen der Tugend geweihten Stunden ſehen mögen! Wie wir über dieſe haben lachen müſſen, kann ich Dir gar nicht ſagen; ſie iſt zu amüſant und ſelbſt wenn ſie ganz ernſthaft ſpricht, wie über ihren Tod, ſo bringt ſie es ſo lächerlich vor, daß wir vor Lachen faſt umgekommen ſind. Wir haben uns zu ſchön mit den Verwandten amüſirt, abends haben wir getanzt, gewiß zur größten Verwunderung der Götterverſammlung. Seit längſt verfloſſenen Zeiten,

wo wir auf den Bällen in St. James figurirten, habe ich meine Tanzkünste kaum geübt, und natürlich hatte ich so ziemlich Alles vergessen und konnte nicht mehr walzen. Leopold*) gab uns aber förmlichen Unterricht, er tanzt sehr angenehm, und ich wünschte nur, wir hätten unsere Studien mit ihm fortsetzen können und uns dadurch einen Tanzmeister erspart, vor dem ich mich sehr fürchte. Und doch werden wir ihn einmal wohl noch genießen müssen. Konzerte sind auch oft gegeben worden, indem Mama und Tante Adelheid sangen und die Anderen spielten. Alla und ich konnten aber wenig beitragen, denn bekanntlich ist die Musik nicht unsere Force, und dann ängstige ich mich so, Anderen etwas vorzuspielen, daß ich kaum die Noten mehr erkennen kann. Um die Iphigenie zu hören, fuhren wir eines Morgens alle nach Berlin, zwei Wagen voll. Es war ein Tag der Konfusionen, der Verwirrung, der Begebenheiten, gemischt mit dem unzertrennlichen Dusel, der die Dessauer nun einmal bezeichnet, kurz, daß ich nicht verrückt geworden bin, ist mir wenigstens ein tröstlicher Beweis, daß mein Kopf schon ziemlich fest sitzt. Tante Adelheid machte Abschiedsbesuche, wir gingen mit Loëns und einem Vetter Hedemann, von denen ein solcher Reichthum in Holstein vorhanden ist, nach der Ausstellung. Sie ist dies Jahr sehr schwach bestellt, kein einziges hübsches neues Bild und ein Ueberfluß an grundhäßlichen Portraits, man könnte die Themse mit ihnen dämmen. Wirklich affreux! Da die Ausstellung Einem also im Zweige der Kunst so wenig Erbauliches zu zeigen vermag, sah ich mir die Bilder gar nicht weiter an und betrachtete die Menschheit, die lebenden Bilder, was viel interessanter war. Fürstlichkeiten waren wieder da, als ob sie heruntergeregnet wären, und da viele mit Tante Adelheid sprachen, konnte ich sie sehr gut sehen. Die Kronprinzessin sprach sehr lange und lud sie auf den folgenden Nachmittag nach Sanssouci ein, die Herzogin von Dessau brachte auch einige Worte hervor, und der junge Prinz Wilhelm schüttelte ihr dreimal so die Hand, daß sich ein großer Kreis von Menschen um sie versammelte. Der bayerische Kronprinz, der Großherzog des Mecklenburger Landes und Andere wandelten in den Sälen umher. Vor Hitze konnten wir es zuletzt aber gar nicht länger aushalten und zogen ab. Nachmittags, als Tante Adelheid ihre Abschieds-

*) Aeltester Sohn der Frau v. Loën, geb. v. Hedemann.

visiten bei den Oberhofmeisterinnen fuhr, kam die Nachricht, sie möchte den Abend zur Kronprinzeß kommen. Alarm — Trubel — Verwirrungen, die gar nicht zu beschreiben sind. Erst gegen sieben kam Tante Adelheid zurück, die Anderen fuhren nun gleich in die Oper, ich blieb, um bei der Toilette zu helfen, hatte aber wenigstens die Freude, Tante Adelheid sehr elegant und schön zu sehen. Sie brachte mich noch in die Oper und zog dann ab nach dem Schlosse. Ich war, wie vorher gesagt, den Tag nicht für die Kunst eingenommen und kann Dir daher mit dem besten Willen nichts von der Oper sagen. Wir fuhren nach Hause, und nachdem wir eingepackt, Thee getrunken, Baisers genossen und von Frau v. Loën Abschied genommen hatten, welche die Nacht noch im Hôtel Bülow übernachten und den nächsten Morgen nach Dessau abreisen sollte, fuhren wir zurück nach Tegel. Gegen Mitternacht langten wir glücklich hier an. . . .

Doch nun, liebster Vater, sage ich Dir Lebewohl und wünsche Dir, daß Du nicht so blaß und krank und erloschen aussiehst in der Wirklichkeit, als Dich Hensel dargestellt hat. Die Krönung und die Konferenzen müßten Dich dann wirklich sehr angegriffen haben. Die Kleinen lassen Dich vielmals grüßen, sowie Alla.

Nochmals ein herzliches Lebewohl von

Deiner gehorsamen Tochter

Gabriele."

Frau v. Bülow an ihren Mann:

„Tegel, den 23. Oktober 1838.

Schwerlich würden es mir deutsche Damen, geschweige denn englische, glauben, daß es mir trotz der ländlichen Stille und Einsamkeit, in der wir jetzt hier leben, so an Zeit fehlen kann, als das doch wirklich der Fall ist. Von einem Tage zum anderen denke ich immer, daß es sich endlich mal lichten muß, und die Housekeeper-Geschäfte, die ich jetzt treiben muß, etwas abnehmen, aber vergebens, es findet sich immer etwas Neues. Freilich bin ich jetzt doppelte Housekeeper, nicht allein für meinen Hausstand, sondern auch für den Adelheids, und als solche bin ich unendlich gewissenhafter als for my own concern. In solchen Geschäften vergeht der halbe Morgen, ehe ich nur an meinen Schreibtisch komme, und da giebt es durch die Korrespondenz nach Posen auch doppelt zu thun, und dreifach durch die schreckliche Schreiberei nach

Berlin. Es wird mir jetzt oft mit den auf meine Feder gemachten Ansprüchen zu arg. Nun habe ich auch noch geschäftliche Schreibereien und verstehe, wie gewöhnlich, nichts von der ganzen Geschichte. Dergleichen Angelegenheiten sind mir immer schauderhaft, so leicht sie Dir erscheinen mögen und so sehr ich mich manchmal selbst auslachen muß über mein allemaliges erstes Entsetzen, wenn so ein Brief anlangt, dessen Aeußeres schon ein Geschäft errathen läßt.

So ist die liebe Adelheid doch heute schon seit vierzehn Tagen fort und unser Besuch übermorgen ebenso lange. Mr. Howard ist der einzige Sterbliche, der uns seitdem aufgesucht und mir eine halbe Stunde genommen hat, und doch kann ich versichern, daß ich noch keine halbe Stunde gefeiert habe, obgleich ich nie vor Mitternacht die Ruhe suche. Ich meine mit Feiern nichts Anderes als das Lesen irgend eines hübschen Buches, denn darüber, weißt Du wohl, geht mir fast nichts. Eben darum aber, und weil ich mich darin kenne, daß, habe ich einmal ein solches begonnen, ich für die Wirklichkeit verloren bin, begebe ich mich gar nicht in diese Gefahr, und die Berliner Zeitungen sind Alles, was ich mir täglich an Lektüre gönne. Die Tage und auch die Abende, um die uns die schwachen Berliner bedauern wollen, sind immer so rasch dahin; das finde ich nicht allein, sondern auch die Kinder alle. Das Buchstabenspiel ist jetzt auf amüsantere Worte geleitet. Ich glaube, daß nicht leicht ein sechsjähriges kleines Mädchen sonst wo den „Peliden Achilleus“ zum Rathen aufgiebt, wie Constance gestern that. Sie hat solches Gefallen an schönem Klang der Worte. Daran hat Gabriele aber großes Verdienst, denn sie liest nicht umsonst, sondern trägt das Gelesene ins Leben über. Etwas mehr mère de famille muß ich doch aber auch abends sein, am Tage, denke ich, lasse ich's nie daran fehlen, aber abends freilich pflegte ich mich nicht so mit den Kindern abzugeben, weil sie Andere hatten, die sie besser amüsirten. Das ist ja nun aber leider vorbei, und ich bin zu gewissenhaft, um die sonst der Gesellschaft gewidmete Zeit nicht ihnen etwas zuzuwenden, was die moquante Lella auch darüber sagen mag. Sie thut freilich am Tage auch das Ihrige, das muß ich ihr einräumen, und giebt den Kindern wirklich sehr ordentlich Unterricht, und sie machen ihr alle Ehre. Ich kann die beiden Aeltesten nicht genug loben, wie gut und hübsch sie die Gegenwart jetzt zu nehmen wissen, wie verständig sie sind, immer heiter, immer beschäftigt, immer

aus sich selbst etwas herausfindend, besonders Lella, die sich wirklich immer geistvoller ausbildet. Ach, könnte ich sie verdoppeln und der armen Adelheid hinzaubern, ohne sie selbst zu entbehren. Das gestehe ich, hätte ich jetzt nicht vermocht, obgleich es mich beunruhigt und mir fast wie ein Unrecht vorkommt, ihr von meinem Reichthum nichts mitgegeben zu haben. Ach, ich hatte gestern einen Brief von Adelheid, der so den Ausdruck der Wehmuth des dortigen Entbehrens trägt, daß er mich mehr betrübt als erfreut hat. Sie spricht das Alles zwar nicht so aus, aber man fühlt es durch. Von dem angenehmen Eindruck, den ihr das Haus in Posen gemacht, schrieb ich schon neulich. Das ist viel, aber nicht Alles, besonders wenn man solches Haus verlassen wie das hiesige. Es ist doch einzig hübsch hier, und giebt Einem die Beaufsichtigung dieser weitläufigen Räume viel zu thun, so erholt man sich in ihnen immer wieder, und man trägt so gern für sie Sorge. Mir erscheint es immer wie eine heilige Pflicht.

Sonnabend also war ich auch in Berlin, ein großer Entschluß! Klein Bernhardchen ließ sich meine Abwesenheit sehr gut gefallen, er schenkt mir überhaupt viel größere Freiheit, als ich sie mir zu nehmen erlaube. Ich fand ihn abends bei der Rückkehr schon längst in dem süßesten Schlaf, und es frappirte mich den ganzen Tag der Gedanke, wie es doch so eigen und eigentlich traurig ist, daß so ein Kindchen so lange unbewußt bleibt der Liebe, der Kräfte des so innigst mit ihm verwebt gewesenen und noch seienden Lebens, — und daß es dessen auch so unbewußt bleiben könnte. Doch wo gerathe ich hin! Je niedlicher er wird, je mehr wächst meine Sehnsucht, daß Du, geliebtes Herz, ihn doch endlich sehen möchtest. Möchte doch die französische Antwort nach Wunsch ausfallen! Wie wird erst die belgische sein, und werden diese guten Leute zufrieden gestellt, was sagt da wieder Holland! Das ist eine bodenlose Sache. Doch lache mich nicht aus, ich gerathe ja sogar mit Dir ins Politisiren, das kommt aber davon, daß ich das jetzt mit den Kindern treibe, und deren Behauptung, daß ich ihnen die Konferenz-Geschichte so deutlich auseinandergesetzt hätte, daß sie ganz klar darin sähen, macht mich kühner. Doch Spaß bei Seite, — mir ist gar nicht spaßhaft dabei zu Muthe, denn ich traue hier gar nicht so sehr auf die Dir werden sollende Unterstützung, obgleich ich Deinem Motto: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“ sehr beistimme.

Die Kinder, die nicht geschrieben haben, grüßen herzlichst. Gabriele behauptet, Allas Brief sei wie eine nicht aufgegangene Mehlspeise, viel Stoff und nicht genug bearbeitet, und hat wohl nicht Unrecht. Sie versteht die Bindung besser. Adelchen ist aber jetzt allerliebst. Consty hat auch einen Brief fabrizirt. Das kleine Wesen wird immer lieblicher und ausgezeichneter. Du glaubst nicht, mit welcher Leichtigkeit sie lernt und welches Interesse sie daran nimmt, besonders an Gedichten. Die Goetheschen und Schillerschen sind ihr die liebsten, und sie sagt sie schon mit mehr Ausdruck als je Therese. Heute Morgen war sie, Consty, besonders poetisch gestimmt und sagte Vieles her, den Fischer ganz besonders hübsch. Ich glaube, ihr wird man künftig ebenso wenig widerstehen wie der Wassernixe. Den Todtentanz von Goethe hat sie durchaus lernen wollen und ihn, obgleich er doch recht schwer ist, in unglaublich kurzer Zeit, wie Lella sagt, gelernt. Denke aber nicht etwa, daß sie sich überarbeitet. Das läßt sie sich selbst nicht gefallen und sieht, Gott Lob, jetzt wohler und blühender als je aus. Nicht weniger die anderen Lieben, sie blühen wie die Rosen so frisch, und das ist doch die Hauptsache und die freie Entwickelung des Menschenverstandes. Ich glaube es nun selbst, daß Therese wirklich schön werden wird.

Ich muß lachen über all diese Konfidenzen und den Aerger, den man haben möchte, käme man vielleicht auf den Einfall, meinen Brief zu öffnen, um den Widerklang irgend eines Staatsgeheimnisses auszuforschen. Im Grunde sind doch aber die Details über die Kinder viel wichtiger als jene, und es ist schlimm genug, daß Du durch jene diesen entrückt bist . . .

Stets Deine G."

Gabriele v. Bülow an ihren Vater:

„Berlin, den 5. Dezember 1838.

Liebster Papa!

Wir sind in Berlin und leben noch, aber todmüde. Mama und der Infant sind sehr wohl, und Mama würde Dir geschrieben haben, allein sie hatte heute Morgen so fürchterlich viel zu thun, und jetzt ist es so spät, daß es die höchste Zeit ist, diese Zeilen wegzuschicken. Du wirst Dich daher mit diesem kleinen Lebenszeichen für heute begnügen müssen. Der Umzug war glänzend, sechzehn Pferde und eine Kuh haben uns fortgeschafft. Wir hielten unseren Einzug in zwei vierspännigen

Wagen, von vier Pferden gezogen, vierzehn Mann hoch, es war, als ob die Frau des Papstes einzog, jeder Mensch blieb stehen. Das Wetter war wunderschön und milde, unsere Regrets sind desto größer. Deine Briefe fanden wir vor, und heute ist der Infant in seinem schönen schottischen Hut im Thiergarten erschienen. Er hat dadurch solches Aufsehen unter den edlen Berlinern erregt, daß die Menschen schaarenweise auf die Lacey losgestürmt sind, und sie hat gar nicht alle Fragen beantworten können, wie alt der schöne Junge sei, wessen Kind, wo sein Hut zu kaufen; man kann ihn auch vom Brandenburger Thor bis Charlottenburg leuchten sehen. Der Infant zierte sich ungeheuer, hielt sich sehr gerade und belächelte jeden Bewunderer. Es ist so spät, in der nächsten Zeit schreibe ich Dir ausführlich, um Dir für Deinen Brief zu danken. Mama grüßt tausend Mal sowie die Kleinen, und ich bin

Deine gehorsame Tochter

Gabriele.

Prinzeß Wilhelm hat eine Infantin.*) 36 Kanonenschüsse! —"

Während die Seinen beständig seiner Rückkehr entgegen sahen, und Bülow selbst nichts sehnlicher wünschte, verstrich ein Monat nach dem anderen für ihn in der angestrengtesten Arbeit, und noch immer sah er sie nicht von Erfolg gekrönt, immer wieder schoben sich ihm neue Hindernisse in den Weg. Es ist für seine diplomatische Laufbahn charakteristisch, daß er unermüdlich thätig war, nicht den kleinsten Nebenumstand unberücksichtigt ließ und bei größter Gewandtheit und Biegsamkeit dennoch es verstand, seinen Willen durchzusetzen und die Zustimmung der Anderen zu erzwingen, wo es ihm trotz hinreißender Beredsamkeit nicht gelungen war, ihre Meinung zu beeinflussen. Seine Ansicht trug schließlich auch den Sieg davon. Er ist von allen Diplomaten, die sich mit der holländisch-belgischen Angelegenheit befaßt haben, der Einzige, der von Anfang bis zu Ende die Verhandlungen geführt hat, niemals unterstützt und niemals abgelöst. Ohne seine Energie wäre der Vertrag auch wohl im April 1839 noch nicht zum Abschluß gelangt. Mit welchen Schwierigkeiten er aber zu kämpfen hatte, welche Kunstgriffe es erforderte, seine widerstrebenden Kollegen im rechten Moment in die erwünschte

*) Geburt der Prinzeß Luise, jetzigen Großherzogin von Baden.

Stimmung zu versetzen, davon geben seine Briefe ein anschauliches, oft humoristisches Bild. So schreibt er z. B.:

„London, den 11. Dezember 1838.

Liebste, theuerste Seele!

Ich schloß heute vor acht Tagen in größter Eile, und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich seitdem nicht gefeiert und nicht ohne Erfolge meiner Bemühungen geblieben bin. . . .

Der folgende Tag war wichtig, da Lord Palmerston dem Grafen Sebastiani eine sehr ernste Sprache zu führen hatte und ihm eröffnen sollte, daß wir am folgenden Tage eine offizielle Konferenz haben würden, um ein Protokoll zu machen und zu unterzeichnen. Ich übernahm es, den Grafen Pozzo in unserm Sinne zu stimmen, was anfänglich große Schwierigkeiten zeigte, mir aber demnächst so wohl gelang, daß der Graf jetzt nur bei mir schwört. Er war aber am folgenden Tage, Donnerstag, als er zur Konferenz gehen sollte, wirklich oder durch Einbildung so schwach und kränkelnd, daß er mir in zwei Briefen so viele Klagetöne schrieb, daß ich zu ihm eilte, ihn nicht mehr verließ, mich zu ihm in den Wagen setzte und ihm den Arm gab, um Palmerstons Konferenzzimmer zu erreichen. Hätte er vorher gewußt, daß er dort statt der halben Stunde, zu welcher ich ihn nur gedungen, drei Stunden würde aushalten müssen, so wäre er wahrscheinlich vorher vor Schreck gestorben. Allein einmal im großen Lehnstuhl, von warmen und weichen Kissen umgeben, mußte er schon aushalten. Der Kampf war zuweilen lebhaft mit Sebastiani und mir, aber nicht so hitzig wie sonst, denn der Franzose war schon Tags zuvor etwas mürbe gemacht worden. Indessen konnten wir doch erst gegen Abend zu einer Verständigung über das Protokoll und die Beilagen kommen, und es war zu spät, um die Unterzeichnung noch an diesem Tage vorzunehmen. Ich bat Lord Palmerston, uns dieserhalb am folgenden Morgen zu vereinigen, allein er schlug es auf eine Weise ab, welche mir keinen Zweifel übrig lassen konnte, daß die Beerdigung seiner Schwester stattfinden solle. So war es denn auch. Wir mußten die Konferenz bis zum Sonnabend aussetzen. Dieser Zeitverlust war mir höchst unangenehm, ich erkannte die Gefahr und suchte ihr möglichst zu begegnen. Ich hatte darin Glück, daß ich am Freitag Lord Melbourne und mehrere Minister bei Lady Holland versammelt fand, Alle mehr oder weniger schwankend in ihren Ansichten und voller

Zweifel darüber, ob das englische Kabinet gut thue, sich so bestimmt mit den drei nordischen Mächten gegen Frankreich zu erklären, und ob der Erfolg unseren Erwartungen entsprechen werde. Ich trat kühn in die Schranken, hielt ihnen eine lange Rede, deren kurzer Sinn darin bestand, daß nach stattgehabter Unterzeichnung des Protokolls ich solches als le commencement de la fin de l'affaire hollande-belge betrachte. Ich gewann Lord Melbourne sichtbarlich. Lord Holland ist zu sehr Freund der Franzosen, um nicht einer wenn auch nur kurzen Spannung mit dem französischen Kabinet entgegen zu sein. Endlich erschien der Sonnabend Morgen, welcher die Entscheidung bringen sollte. Ich ging schon gegen zwölf Uhr zum Grafen Senfft und machte mich dann mit ihm zum Grafen Pozzo auf den Weg, welcher wieder unruhig und unschlüssig geworden. Unterwegs erhielten wir zwei Billete Lord Palmerstons, wodurch er die Konferenz um eine Stunde verschob. Wir sahen diesen Aufschub als ein böses Zeichen an und besorgten Uebles. Als wir aber endlich Alle bei Palmerston versammelt waren, zeigten sich wohl einige Spuren rückgängiger Bewegung, einige Versuche, einen Grund zur ferneren Aussetzung der Unterzeichnung des Protokolls zu gewinnen, allein da wir das einmal gewonnene Terrain gut vertheidigten, so kam es endlich zur Unterzeichnung. Sebastiani unterschrieb, nahm aber Alles ad referendum, während die Bevollmächtigten der vier anderen Mächte sich bestimmt einverstanden erklärten über die den Holländern und Belgiern vorzulegenden Vertragsentwürfe. Nachdem ich mich in der Konferenz tüchtig mit Graf Sebastiani gebissen, schlug er mir beim Herausgehen aus Palmerstons Hause einen Spaziergang nach dem Serpentine-River vor. Ich nahm diesen Vorschlag sowie die Einladung zum Essen auf den folgenden Tag bereitwillig an. Je besser ich ihm amtlich entgegengetreten war, desto willkommener war mir eine freundliche Annäherung. Seit vierzehn Tagen hatte ich ihn vermieden, um ihm meine Bemühungen, das englische Kabinet zu einer Erklärung per Protokoll gegen Frankreich zu bewegen, besser verheimlichen zu können. Ich hoffe nur das Beste für die Beendigung unserer Unterhandlung. Frankreich muß sich den vier Mächten anschließen und möglichst dazu beitragen, daß Belgien sich gutwillig dem Willen der fünf Mächte unterwerfe. Gestern Abend traf hier der Direktor des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ein. Seine

Sendung ist durch die Nachricht von dem beabsichtigten Protokolle veranlaßt worden. Er kommt zu spät, das Faktum liegt vor. Er muß andere Saiten aufziehen und auf andere Hülfsmittel sinnen. Ich erwarte nun in Ruhe das Weitere, seitdem wir England wieder gewonnen haben. Das ist keine Kleinigkeit.

. . . Zu Deiner Unterhaltung sowie der der lieben Kinder sende ich Dir anliegend auch einen Artikel, welcher vor wenigen Tagen in der Morningpost erschienen ist und die Ueberschrift trägt: „Personal history of the Hollando-Belgian Conference." Der Autor giebt vor, von Berlin aus zu schreiben, allein solange nicht Kokosnüsse in der sandigen Mark geerntet werden, glaube ich nicht an die Wahrheit dieses Aushängeschildes. Der Artikel ist entweder hier oder in Holland geschrieben worden. Du wirst viele Bekannte darin finden und auch Dich selbst, wie immer verdientermaßen belobt und beglückend. . . ."

Es ist hier nicht der Ort, den holländisch-belgischen Vertrag in seinen unzähligen Windungen und Verwickelungen zu verfolgen. Haben ihn doch schon zur Zeit, als ganz Europa damit beschäftigt war, die wenigsten Menschen begriffen, und hier kann er uns nur insoweit interessiren, als er in Bülows Leben eine überaus wichtige und in seinen Folgen auf Bülows Gesundheit traurige Rolle spielte. Die beständige Spannung, das rastlose Arbeiten blieben nicht ohne nachtheilige Folgen. Bülows bisher so feste Gesundheit erhielt den ersten Stoß, er hatte sich überarbeitet. In Rücksicht hierauf möchten seine Tagebuchnotizen, die uns einen Einblick in die unausgesetzte diplomatische Thätigkeit während der letzten sechs Monate der Verhandlungen geben, hier von Interesse sein:

1838.

„15. Oktober. Ich habe Lord Palmerston, Sebastiani und Senfft zum Essen bei mir, um zu versuchen, ob wir uns über die Finanzstreitfrage verständigen können. Der Versuch gelingt, allein späterhin wird Graf Sebastiani von seinem Hofe über das uns Zugestandene desavouirt. Ich halte jedoch unter allen Umständen das Errungene fest.

November. Eröffnung der belgischen Kammern. Thronrede und Adressen sind im höchsten Grade anmaßend und herausfordernd. Ich suche vergeblich die Konferenz dagegen in Harnisch zu bringen.

Nachdem mir alle Versuche mißglückt sind, fordere ich den Grafen Senfft auf, mit mir, in unserer Eigenschaft als Bevollmächtigte des Deutschen Bundes, an die Konferenz eine Note zu richten, um Exekution der Territorialbestimmungen des Vertrages vom 15. November 1831 zu fordern.

Dezember. Unsere Note hat den glücklichsten Erfolg. Lord Palmerston sieht sich zu energischen Entschlüssen gezwungen. Er versucht, mich für die Leopoldinische Idee zu gewinnen, an Belgien gegen Geldentschädigung einen Theil des von Luxemburg zurückzugebenden Gebietes abzutreten. Ich verwerfe mit Verachtung diese Idee und fordere Konferenzbeschluß — offiziellen — auf dem Grund unserer Note. Palmerston verständigt sich ganz im Geheimen mit Graf Senfft und mir. Wir bereiten ein Protokoll und alle Noten vor, ohne daß sonst Jemand etwas davon erfährt, nur Lord Melbourne habe ich gewonnen. Lord Palmerston sah wegen des eingetretenen Todes seiner Schwester Mrs. Bowles Niemand. Dieser Umstand war höchst günstig.

6. Dezember. Konferenz bei Lord Palmerston. Ich habe große Mühe, den Grafen Pozzo für unsere Ansichten zu gewinnen und zur Unterzeichnung eines offiziellen Protokolles zu vermögen. Besuch des Grafen Sebastiani bei diesem Botschafter. Das Protokoll kommt zu Stande. Einigkeit der vier Höfe, Frankreich nimmt Bedenkzeit. Seit diesem Akte schenkt mir Graf Pozzo unbedingtes Vertrauen in der holländisch-belgischen Verhandlung. Er folgt mir in Allem ohne Bedenken.

Das französische Kabinet wünscht seine endliche Erklärung bis zum 15. Januar auszusetzen. Streit in der Konferenz. Korrespondenz der Bevollmächtigten der vier Mächte mit dem Grafen Sebastiani, welcher durch den an ihn abgesandten chef du bureau des affaires étrangères unterstützt wird.

Ich gehe auf einige Tage nach Brighton zur Erholung, um der Königin meine Aufwartung zu machen und um in Ruhe mit Lord Melbourne über die weit aussehenden und ausgedehnten Pläne der Papisten und die darauf gestützte Nothwendigkeit zu reden, ihrem Versuch, auf dem Felde der Politik durch Religionsumtriebe Eroberungen zu machen, kräftig entgegenzutreten und daher nicht zu gestatten, daß von Luxemburg oder Limburg das geringste Stück mehr als bestimmt an Belgien gelange. Lord Melbourne erkennt den Werth meiner Bemerkungen. Ich

esse bei der Königin und benutze diese Gelegenheit zu gleichem Zweck. Sylvesterabend in Cambridge House.

1839.

23. Januar. Die Bevollmächtigten der fünf Konferenzmächte unterzeichnen Protokoll und Noten, wodurch sie Holland und Belgien die bereits am 6. Dezember vorläufig vereinbarten Verträge zur Annahme mittheilen.

9. Februar. Der niederländische Bevollmächtigte zeigt der Konferenz an, daß er zur Unterzeichnung der Verträge von seinem Hofe ermächtigt worden.

März. Ich werde, nach zwei vorher gehabten Krankheitsanfällen, so nervenschwach, daß ich mich gezwungen sehe, dem Legationsrath v. Werther die amtliche Korrespondenz mit dem König zu übertragen.

Die belgischen Kammern nehmen successive die Vertragsentwürfe an.

April. Der belgische Minister Nothomb trifft mit Aufträgen seines Hofes ein.

14. April. Herr van de Weyer richtet eine Note an die Konferenz, um Modifikationen und Aufklärungen zu erhalten.

18. April. Die Konferenz schlägt die Ersteren ab und giebt die Letzteren.

19. April. Die Unterzeichnung der Definitiv-Verträge mit Holland und Belgien findet statt. Ich war so weit wieder hergestellt, um in der letzten Woche mit Lord Palmerston vertraulich mich berathen zu können und den Sitzungen der Konferenz beizuwohnen."

Wir kehren nun zum Januar 1839 und zu Frau v. Bülow zurück, der jetzt die Aufgabe wurde, die Wünsche tanzlustiger Töchter mit den Ansprüchen eines Säuglings zu vereinigen. Ballkleider und Windeln, — zwei Elemente, die in einem Haushalt gleichzeitig sich nicht leicht vertragen. Wenn sie sich auch nicht dazu verstand, die Töchter bei Hofe vorzustellen, so mochte sie ihnen doch kleinere Bälle und Gesellschaften, an denen namentlich die älteste Tochter großes Gefallen fand, nicht versagen. Und so hübsch, so jugendlich blühend und liebreizend erschien Frau v. Bülow der Berliner Gesellschaft, daß man sich lachend weigerte,

ihr erwachsene Töchter zuzuerkennen, und sie die drei Schwestern oder gar die Drillinge benannte. Sie schreibt an ihren Mann:

„Berlin, den 7. Januar 1839.

Mein theures, geliebtes Herz!

Heute, am Geburtstage unserer lieben großen Gabriele, werfe ich alle langweiligen Rechnungen über den Haufen und will mich einmal wieder mit etwas mehr Muße mit Dir unterhalten, Geliebter. Ich denke, Du wirst Dich auch freuen, wenn ich die Frage, ob ich dieser Unterhaltung oder dem Rechnungsabschluß den Vorzug geben soll für den übermorgenden Posttag, dahin entscheide, daß ich eben Letzteren, d. h. die Uebersendung an Dich, bis zum nächstfolgenden Posttage verschiebe, da es mir nicht möglich ist, Beides zu leisten. Ich bin in meinem Gewissen ganz darüber beruhigt, denn an Fleiß und Ausdauer habe ich es nicht fehlen lassen, und es wäre mir selbst viel lieber, wenn ich diesen Abschluß endlich hinter mir hätte. Du weißt, wie ungern und ungeschickt ich rechne, und dieses Mal ist die Sache so verwickelt, daß es wirklich nicht leicht ist, sie in Stand zu bringen. Da ich heute und morgen Abend aus sein werde, so ist es unmöglich, denn die Abendstunden sind doch die einzigen ungestörten für mich (wenn da nicht etwa auch noch Besuch auftritt) — am Tage aber quirlt es hier ewig aus und ein. Es wird mir zuweilen wirklich etwas schwer, allen Anforderungen zu genügen, und in diesen Tagen fühlte ich mich etwas matt. Ich habe aber, Gott Lob, eine so gute, kräftige Natur, daß die geringste mir gegönnte Ruhe mich gleich wieder zurecht bringt. Mitten am Tage ziehe ich mich öfters — d. h. an einem Tage doch immer nur einmal — in die Eßstube drüben zurück und halte auf dem Durostuhl, der zu diesem Zweck dort etablirt ist, ein kleines Schläfchen und komme dann nach zehn Minuten wieder ganz erfrischt und gestärkt zurück, wo sich die Kinder immer nicht genug wundern können, daß mein Aussehen es schon zeigt, wie wohl mir die kurze Ruhe gethan hat. Du kannst also ganz unbesorgt um meine Gesundheit sein, liebste Seele, und ich kann dem Himmel nicht genug dafür danken, wie frisch und kräftig ich heutigen Tags noch bin, wenn ich bedenke, was seit heute vor siebzehn Jahren mein Körper Alles durchgemacht hat. Siebzehn Jahre! Es schwindelt Einem wirklich dabei, und daß eine Tochter von diesem Alter Einem zur Seite steht und man sich doch eigentlich fast ebenso jung als damals fühlt, in geistiger

Hinsicht wenigstens kann ich mich nicht anders empfinden, und in anderer hatte ich bis jetzt noch an keiner von Lellas Geburtstagsfeiern einen solchen Repräsentanten aufzuweisen wie heute an dem lieben kleinen Bernhard. Die Schwester heute siebzehn Jahre und er morgen sieben Monate! Es liegt darin etwas sehr Eigenes, für mein Gefühl vorzüglich, doch empfand ich das eigentlich vor einem Jahre noch weit mehr. So wie das liebe Kind heute da ist, könnte man es ebenso gut für meinen Enkel wie meinen Sohn halten. Aber mein Herz, das, seit ich vor drei Jahren solche Hoffnungen hegte, die höchste Freude und den tiefsten Schmerz erfuhr, genießt nur des neugeschenkten Glückes in innigster Freudigkeit und ist so unaussprechlich reich im tiefsten, dankbarsten Erkennen des mir beschiedenen reichen Segens. Ach, wärest Du doch mit uns, geliebtes Leben! Ich hoffe, daß Dir wenigstens heute gerade eine große Freude geworden sein wird durch den Empfang von Hensels allerliebster Zeichnung des lieben Bernhards. Sie hat mich sehr befriedigt, zwar hat Hensel wieder in gewisser Art schöner gesehen, die Augen größer, die Nase länger gezeichnet, aber im Ganzen ist die Aehnlichkeit doch sehr groß, sowohl in den Zügen als in der Auffassung des Charakteristischen des kleinen Gesichts, dieser großen Freundlichkeit und Derbheit. Er hat nicht weniger ein kleines Kunstwerk als ein Kunststück geliefert, da der Kleine auch nicht eine Sekunde still saß. Daß die Lacey auch ihre Arbeit hatte, kannst Du Dir denken, ich und die Schwestern sparten aber auch nicht unsere Unterhaltungskünste, und alle blinkenden und klappernden Spielsachen kamen in Requisition.

. . . Der gestrige Tag — ich schreibe Dir seit dem Wechsel der Feder am 9. — brachte ganz neue Ereignisse, gegen zwölf nämlich Einladung zum Diner bei der Kronprinzessin, in deren Gefolge Toilettennoth von Kopf bis zu Fuß. Nicht gerade, daß ich das Nöthige nicht besäße, sondern ich habe eher Ueberfluß daran, aber unmodern und mit Skrupel und Schwierigkeiten umwunden, da ich jetzt so ganz Ninette à la cour und gänzlich unbewandert bin, was und wie man sich Alles anthut. Meine Untreue an Herrn Mahn rächte sich auch, der neue Schneider hatte von den Weihnachtskleidern keines fertig, kurz, Nöthe überall!

Dank Gabrielens Rath und Hülfe kam aber am Ende Alles noch leidlich zusammen, und nachdem ich nicht versäumt hatte, bei Gräfin Bohlen meine Geburtstagsgratulation abzustatten, den Kleinen versorgt

hatte u. s. w., war ich zur rechten Zeit auf dem Schloß, meine einsame entrée de salon zu machen. Es war, wie ich auch glaubte, nur eine ganz kleine Gesellschaft, denn der Kronprinz ist seit einigen Tagen mit den anderen Prinzen nach Magdeburg zur Jagd, zu welcher sich auch der König von Hannover einfinden sollte. Ein etwas weit hergeholtes Vergnügen finde ich, und diese Entrevues liebe ich gar nicht. — Außer den gewöhnlichen Hofstaatspersonen waren, als ich kam, nur der Oberst Lindheim, Graf Maltzahn aus Wien mit Tochter dort, General Luck mit Gattin folgten gleich. Die Kronprinzessin kam sehr bald und begrüßte mich sehr freundlich. Bei Tische Frau v. Luck zu ihrer Rechten, ich zur Linken, neben mir Herr v. Lindheim, Gräfin Rehde und Maltzahn gegenüber. Ich hatte ihn so lange nicht gesehen, und er sieht, obgleich noch unglaublich jung, so elend und erloschen aus, daß ich erst durch Kombination ihn erkannte und die Tochter ebenfalls zu ihm kombinirte, die ich erst für die dritte Hofdame, Fräulein v. Marwitz, gehalten hatte. Der Vater weiß nicht, wie es mir scheint, ein Gespräch über den Tisch hinüber zu entamiren wie andere Leute, und der gewisse Schleier, der sich überhaupt hier in solchen Räumen über die Stimmen breitet, fiel mir wieder sehr auf. Die Kronprinzessin sprach aber sehr viel mit beiden Nachbarinnen, und ich kann nicht genug sagen, wie freundlich und eingehend mit mir; erst viel über den Kleinen, den sie immer im Thiergarten begrüßt, und dessen Zeichnung Hensel ihr gezeigt, von Posen und von Dir. Bei meiner Erwähnung, daß Du nun gerade ein Jahr fort wärest und wir gerade gestern vor einem Jahre abends bei ihr zu sein das Glück gehabt hätten, wußte sie sich aller Details darüber zu erinnern, und das liebe ich immer so. Sie bedauerte Dich aufrichtig wegen dieser langen Abwesenheit und sagte, der Kronprinz hätte kürzlich einen höchst interessanten Brief von Dir erhalten, der ihn sehr erfreut hätte. Nach Tische sprach ich lange mit der jungen Maltzahn, die ein recht hübsches und besonders sehr wohlerzogenes Mädchen ist und mir ungemein gut gefallen hat. Solche hübsche Weltmanieren möchte ich unendlich gern unserer Lella aneignen können. Diese zu ihrem sonst so ausgezeichneten geistvollen Wesen würden Perfektion bilden. Als die Kronprinzessin sich zurückgezogen hatte, begrüßte mich der Vater Maltzahn, fragte sehr viel nach Dir, stimmte, etwas mit der Thür ins Haus fallend, Dein Loblied an und versicherte — als ob ich's nicht wüßte —, daß

Du ein sehr tüchtiger Mann wärest. Ich möchte Dich sehr grüßen und schreiben, er wüßte, was man Dir verdanke, und er hat freilich nicht Unrecht, darauf zu appuyiren, daß seine Quellen in dieser Beziehung gut sind, aber es klingt immer eigen, wenn man das „ich" so hervorhebt. . . ."

„Berlin, den 16. Januar 1839.

Diesmal schicke ich Dir den Rechnungsabschluß, geliebtes Herz, er hat mir wirklich Mühe gemacht. Das Resultat ist traurig, wie Du siehst, denn ich habe enorm viel Geld ausgegeben. Es war eben auch ein außerordentliches, theures Jahr, aber doch auch welch ein wirklich theures segensreiches Jahr; ach, hätte es sich nur nicht so arm an Tagen für unser Zusammensein erwiesen, liebste Seele, oder wollte wenigstens das neue Jahr sich anschicken, uns bleibenden Ersatz zu geben, und das bald, allein dazu sehe ich zu meiner unbeschreiblichen Betrübniß noch immer nicht die nahe Aussicht, die ich so sehnlich wünsche, und die Nachrichten, die der Onkel aus Paris mitgebracht hat, haben mich sehr entmuthigt und mir dadurch sehr die Freude seines Wiedersehens getrübt. Er trat am vorigen Freitag ganz unerwartet ins Zimmer, denn seinem Briefe nach glaubte ich nicht, daß er vor dem 13. oder 14. eintreffen würde. Er war aber rascher gereist. Er sieht, Gott Lob, sehr wohl aus, und ich freute mich herzlichst seines Wiederhierseins für mich, aber er thut mir immer so leid dabei, da er sich doch stets so unbefriedigt hier sieht, und die ersten Eindrücke waren auch leider recht ungünstig gewesen. Er war natürlich gleich morgens zum König gegangen, sich zu melden, war noch vor Beginn des Vortrags gekommen hatte den König aber nur sprechen hören im Nebenzimmer, das Wiedersehen aber war bis auf die Dinerzeit verschoben worden. Da war der König außerordentlich freundlich gewesen, hatte shake hands gemacht ꝛc., aber das Aber war doch schon empfunden worden. Das ist gewiß, die Schwerfälligkeit aller hiesigen Verhältnisse frappirt Einen immer sehr, wie nun vollends den aus Paris kommenden Onkel. So war es ihm denn auch so sehr aufgefallen, daß man ihm eigentlich mehr erzählt hatte, wie es in Paris stände, als daß man ihn danach gefragt hätte, außer dem Weimarschen Schwesternpaar, das nicht allein das Wie, sondern auch gleich das Warum wissen wollte. Er wird sich allmählich auch an dies Wesen gewöhnen, aber daß es ihm so viel der kostbaren Zeit raubt, das ist traurig. Er war am Tage seiner Ankunft zweimal

hier und Sonnabend auch, dann ging es aber nach Potsdam, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Heute Mittag aber wird er hier essen, und ich hoffe, daß keine olympische Einladung ihn mir entführen wird. Er ist von der unendlichsten, liebevollsten Güte und hat auch wieder mich und die Kinder so reich beschenkt mit einem ganzen Karton der wundervollsten französischen Blumen, wahre Kunstwerke, die die Kinder entzückt, ihnen aber das Herz ordentlich groß gemacht haben nach einer Gelegenheit, sich mit diesen reizenden Blumen zu schmücken. Damit ist mir freilich nun kein Gefallen geschehen, denn in die Welt führen kann ich sie wirklich jetzt noch nicht, es wäre doch nicht passend bei meinem Alleinsein jetzt, und ich vermag es auch nicht. Sie werden es sich auch schon wieder begeben, d. h. Lella, denn der war doch eigentlich nur die Lust gekommen. Sollte ich etwa zum König befohlen werden zu dem bevorstehenden Dejeuner, so muß ich hingehen in Rücksicht auf Dich und die Verhältnisse. Wegen morgen bin ich in einem kleinen Kampf mit mir selbst, ob ich der Einladung zu Radziwills Folge leiste, der Aufführung der Faust-Musik beizuwohnen. Es tentirt mich sehr, aber ich fürchte, ich begehe eine Inkonsequenz, wenn ich mich dort sehen lasse und sonst nirgends; dann denke ich aber, man bemerkt mich am Ende gar nicht und ich hörte es dann doch. Ich werde den Onkel um Rath fragen. Neulich besuchte mich Fürst Wilhelm Radziwill und blieb lange hier. Er bleibt sich stets in einem gewissen Bezugnehmen auf die Vergangenheit gleich, und dann klingt Vieles in ihm wieder, was ihn sehr angenehm macht. Er trug mir die angelegentlichsten Empfehlungen an Dich auf und die Versicherung, wie sehr es ihn freue, Dich jetzt so allgemein anerkannt zu sehen. Das hat auch der Onkel überall hier gehört, dessen soll ich Dich auch versichern. Wie wenig man Dich aber eigentlich unterstützt, sieht auch Keiner mehr wie er, auch in Frankfurt hat er das so empfunden. Man schiebt Alles auf die lange Bank, und die Bank wird auch mal zu Ende sein! . . .

Ich schreibe Dir jetzt nach Tische und etwas eilig, da der Onkel lange blieb. Er grüßt Dich herzlich und wird Dir nächstens schreiben. Er war schon etwas mehr im hiesigen Geleise, aber nicht recht heiter darin.

Die Uhr sagt mir, daß ich schließen muß. Lebe innigst wohl, geliebtes Herz. Des Himmels Schutz und Segen sei mit Dir und uns und erfülle endlich unsere Wünsche.

Deine G."

Bülow an seine Frau:

„London, den 22. Januar 1839.

Mein liebstes, theuerstes Herz!

Ich weiß nicht, ob ich Dir neulich, wo ich in höchster Eile schrieb, meldete, daß die belgischen Bevollmächtigten ganz unerwartet durch ein Versehen des Portiers angenommen und in den Salon geführt wurden. Die Unterredung mit ihnen raubte mir nicht nur viel Zeit, sondern legte mir auch die Verpflichtung auf, über dieselben noch besonders Bericht zu erstatten. Da ich nun aber einmal, wenn ich nicht unhöflich sein wollte, was mir in der Natur zuwider ist, mit diesen Herren mich einlassen mußte, so habe ich auch diese Gelegenheit ehrlich benutzt, um ihnen Wahrheiten zu sagen, welche ihnen noch nicht vorgekommen waren. Sie versuchten, mir den Wind abzugewinnen, allein ehe sie noch ein Segel aufziehen konnten, hatte ich ihnen die leitenden Stricke zerrissen. Herr v. Gerlach, Präsident des Kassationshofes, dessen Benehmen und Auftreten mir übrigens wohl gefallen, glaubte mich durch eine historisch-juristische Deduktion in die Enge treiben zu können. Aber meine Antwort war kurz und schlagend; ich erklärte, daß von Rechts wegen Alles, was in Belgien vor dem 15. November 1831 geschehen sei, gar keinen Werth für mich habe und haben dürfe, — da nur von jenem Tage an, durch abgeschlossenen Vertrag, ein Belgien existire. Ich habe ihnen alle und jede Hoffnung benommen, die Territorialbestimmungen im Geringsten abgeändert zu sehen. Sie sind nun auch, wie ich erfahren, davon überzeugt und wollen sich der Nothwendigkeit fügen. Der Augenblick dazu ist ganz nahe. Die Debatten über die Adresse der französischen Kammer sind am Sonnabend, den 19. Januar, geschlossen worden; es ist daher anzunehmen, daß Sonntag oder gestern die versprochene Autorisation zur Unterzeichnung an Graf Sebastiani abgesandt worden ist. Sie könnte daher heute Abend oder morgen hier eintreffen. Damit alsdann die Unterzeichnung keinen Aufenthalt erfahre, hat Lord Palmerston bereits alle nöthigen Reinschriften anfertigen lassen. Ihm liegt sehr viel daran, die Sache zu Ende zu bringen, um womöglich in der Thronrede, bei der nahe bevorstehenden Eröffnung des Parlaments, etwas Günstiges ankündigen zu können. Ich hoffe also das Beste. Ich würde mich freuen, dadurch auch zur Zufriedenheit unseres Königs etwas beizutragen, denn nicht bloß nach außen, sondern auch

nach innen würde sich die Ordnung der belgischen Streitfrage fühlbar machen. Die Dir zu Theil gewordene ehrenvolle Einladung bei der Kronprinzeß ist mir nicht nur als solche sehr erfreulich gewesen, sondern auch als Gelegenheit zur Nachricht, daß der Kronprinz meinen Brief erhalten und damit zufrieden gewesen ist. Was Du über die Dir gemachten Aeußerungen des Grafen Maltzahn bemerkt hast, ist in jeder Hinsicht treffend. Doch lege ich im Ganzen wenig Werth auf diese Redensarten; ich vernehme sie gern, weil sie mir immer Aufklärung und Belehrung gewähren, mir mehr und mehr beweisen, wie seltsam das Urtheil der Welt sich gestaltet, wie sie oft das am meisten tadelt, was am meisten gelobt zu werden verdiente, und wie sie nachher das Geringfügige, das in seinen Resultaten Geschwächte als etwas Großes betrachtet und deshalb mit Lob und Bewunderung überhäuft. So ging es dem Prinzen von Oranien, als er mit kühner Entschlossenheit und Selbstverleugnung im Anfang der belgischen Revolution keine Gefahr und Mittel scheute, um Belgien der Dynastie Oranien zu bewahren; — damals wurde er allgemein getadelt und von Holland beinahe in die Acht erklärt; — nachdem aber Belgien ganz verloren gegangen und der Prinz eine militärische Inkursion nach Belgien unternahm, wurde er deshalb als ein großer Feldherr gepriesen. So geht es zum Theil nun auch mir. Wegen des Vertrages vom 15. November 1831, durch welchen ich für Holland die größten Vortheile erlangt hatte, wurde ich bitter getadelt und fast wie ein Paria behandelt; jetzt, wo ich nur dazu beitrage, einen Theil der in jenem Vertrage bedungenen Vortheile zu retten, spendet man mir Lob!

Inzwischen kann ich aber doch in aller Bescheidenheit sagen, daß ich nicht gefeiert habe, und daß ohne mich wir nicht da wären, wo wir jetzt stehen. Darüber liegen die Beweise vor. Ja, selbst jetzt, wo wir schon über den Berg gekommen zu sein scheinen, muß ich rastlos aufmerksam und eingreifend verfahren, wenn ich nicht die Frucht aller gemachten Anstrengungen durch Fehler oder Künste unserer Gegner verloren gehen sehen will. Bei alledem suche ich sorgfältig zu vermeiden, daß man meine thätige und schwere Hand nicht zu sehr und zu oft zu Gesicht bekomme und fühle. Ich weise viele Ehre zurück, Erfahrung hat mich auch in dieser Zeit mit einigen Lehren ausgestattet. Mir liegt Vieles auf dem Halse. Ich schreibe englische Zeitungsartikel — aus

Noth —, weil ich Niemand bei der Hand habe. Ich thue es sehr ungern und beobachte darüber großes Geheimniß. Ich liebe nicht die Zeitungs-Publizität. . . .

Herrn Hensel habe ich geschrieben und gedankt. Laß ihn ja auch den kleinen Doppelstern zeichnen. Genire Dich nicht. Ich habe viel Mittel in Händen, Herrn Hensel seine Mühe zu vergelten. — Wenn sich eine passende Gelegenheit dazu fände, so solltest Du doch, wenn es Dich nicht genirte, die beiden ältesten Töchter bei Hofe vorstellen.

Ich danke nochmals allen lieben Kindern für ihre Briefe, welche ich gestern Abend spät noch einmal wieder durchgelesen habe. Gern antwortete ich Jedem, es gebricht mir aber an Zeit; bedenke, daß ich seit heute Morgen zehn Uhr in einem Zuge schreibe, und daß es jetzt fast acht Uhr ist, ich aber nur um neuneinhalb erst eine Tasse Thee getrunken und etwas Brot gegessen habe, daher jetzt hungrig wie ein Wolf bin. Dies soll auch keine Antwort auf Deinen Brief sein. Ich schließe Dich mit innigster Liebe in meine Arme, mein liebes, theures Herz, grüße herzlichst Dich und alle Kinder und bleibe

ewig Dein getreuer H. B."

An dieselbe:

„London, den 4. Februar 1839.

Ich muß Dir, theuerstes Herz, doch gleich sagen, daß ich Erfreuliches zu melden habe. Der vierte Akt unseres Konferenz-Schauspiels ist glücklich erreicht. Es fehlt jetzt nur noch der fünfte Akt; von diesem wird es abhängen, ob das Stück ein Trauerspiel oder bloßes Schauspiel genannt werden wird. Müssen die Belgier gezwungen werden, so ist darauf Bedacht genommen, und sie werden blutige Köpfe bekommen. Doch ich will mich deutlicher erklären. Der 15. Oktober v. Js. war der erste Akt und Schritt zum Ziele. Er spielte in meinem Hause in der Geisterstunde. Man sprach von Millionen Gulden und warf damit herum, als wären es Pfeffernüsse. Wir gewannen Lord Palmerston und brachten den Franzmann an die Wand. Am 6. Dezember wurde der zweite Akt gegeben. Der Franzmann hatte Winkelzüge gemacht, Redensarten gehalten und aufs Glatteis zu führen gesucht; es war dadurch dessen wahre Absicht an den Tag gekommen, und man mußte dagegen Maßregeln ergreifen. Deshalb versammelten wir uns in dem Privathause des Lords Palmerston und verbanden uns mit ihm,

ließen jedoch dem Franzosen noch die Hinterthüre offen. Am 23. Januar hat derselbe hiervon Gebrauch gemacht; nachdem er in der Zwischenzeit mehrere Male bloß den Kopf in die Thüre gesteckt hatte, um zu sehen, ob wir noch einig seien, trat er nun endlich ganz feierlich zu uns ein und verkündete den Beifall und die Zustimmung seines Hofes. —

Nun liefen unsere Schiffe vom Stapel; Kuriere eilten nach dem Haag und Brüssel. Gestern Abend kam der erste schon wieder zurück. Er brachte gute Botschaft. Herr Dedel ist ermächtigt worden, Alles so zu unterzeichnen, wie dies die Konferenz vorgeschlagen hat. In einer Stunde, um fünf Uhr abends, ist Konferenz im foreign office, wo wir von Dedels Note Akt nehmen und nun sofort die Belgier zur ungesäumten Erklärung auffordern werden. Dies bildet den vierten Akt. Nun wollen wir auch schon den fünften heranholen, mit Gutem oder mit Bösem. Du siehst, liebes Herz, daß wir nicht müßig sind, und daß uns das Glück nicht ganz den Rücken wendet. Ehe wir aber noch zum fünften besagten Akt kommen, muß ich heute Abend noch einen anderen spielen. Um sieben einhalb Uhr erwarte ich Herzog und Herzogin und Prinzeß Auguste von Cambridge u. s. w. zum Diner. Es mußte so sein. Ich konnte nicht umhin, den Herzog einzuladen; am folgenden Tage schrieb mir Herr v. Knesebeck, daß die Herrschaften heute bei mir essen würden. Very well. Ich hoffe, der Koch wird seine Schuldigkeit thun und Alles gut abgehen.

Morgen ist Eröffnung des Parlaments. Die Königin erscheint in Person. Da darf ich also auch nicht fehlen; zum Unglück ist morgen auch Posttag, es wird heiß werden! Das hiesige beschwerliche, widernatürliche Leben, verbunden mit der unausgesetzten Geistesanstrengung, hat mir das Blut so nach dem Kopf getrieben, daß ich häufig lange Zeit hindurch aus der Nase blute.

Dienstag, den 5. Februar.

Graf Senfft holte mich gestern ab zum foreign office, dort fanden wir eine belgische Antwortnote vor. Man glaubt uns zu fangen, hinzuhalten, indem man vorschlägt, Belgien für Luxemburg und Limburg dem Deutschen Bunde beitreten zu lassen, damit dessen Rechte auf diese Länder bewahrt bleiben. Wir haben kurzen Prozeß mit diesem Vorschlage gemacht und denselben für inadmissibel in einer gleich abgesandten Antwort erklärt. Ich saß etwas auf feurigen Kohlen, weil ich

besorgen mußte, nicht zu rechter Zeit nach Hause zu gelangen, um meine Gäste zu empfangen. Es machte sich aber Alles recht gut. Das Diner war sehr gut. Die gelbe Staatslivree florirte, und Alles zeigte sich in guter Ordnung. Die Herzogin schien sehr zufrieden. Nachher spielten wir Schwarzen Peter! Dies Spiel erinnerte mich recht lebhaft an den Doppelstern, an ihre Verzweiflung, wenn der böse Peter in ihren Händen zurückblieb. So habe ich denn eine Schuld abgetragen, die schon lange auf mir lastete. Heute Morgen um neuneinhalb Uhr war schon Bunsen bei mir, und seitdem er fort ist, habe ich vielfältige Störungen erfahren. In wenigen Minuten muß ich Toilette machen, um zur Eröffnung des Parlaments zu fahren. Ich benutze meine Zeit zur Unterhaltung mit Dir, denn sobald ich nach Hause komme, muß ich Depeschen schreiben. Ich eile, noch einige Punkte Deines letzten Schreibens zu berühren. . . . Mit größter Freude habe ich gelesen, was Du mir aus Hoßbachs Brief mitgetheilt hast. Meine Freude war um so größer, als ich mir mit Ueberzeugung sagen konnte, daß der ausgesprochenen Ansicht Wahrheit zu Grunde lag.

Gott segne die lieben Kinder!

Gegen Abend.

Ich war im Parlament. Die Königin las ihre Rede vortrefflich. Das Haus war gedrängt voll. Damen mehr als je. Meine Depeschen sind geschrieben und sollen gleich auf die Post. Ich werde eiligst essen und dann wieder nach dem Parlament fahren. Zur Zeit läßt sich noch nicht voraussehen, was die Minister und das Parlament zu Stande bringen, und wie lange dieses versammelt bleiben wird. Dies kümmert mich wenig, wenn ich nur erst die holländisch-belgische Angelegenheit in Ordnung gebracht haben werde. Ist dies geschehen, so habe ich Oberwasser und kann schwimmen, wie und wohin ich will.

Lebe wohl, mein liebstes, theuerstes Herz, tausend Grüße den lieben Kindern! Dem Onkel Alexander, von welchem ich einen äußerst interessanten Brief erhalten, schreibe ich durch rückkehrenden Kurier. Ewig Dein Dich innig liebender H. B."

An dieselbe:

„London, den 5. März 1839.

Mein liebstes, theuerstes Herz!

Ich bin gestern Abend durch Deinen lieben Brief sehr erfreut worden. Du begreifst, daß ich mit Sehnsucht Nachrichten von Deinem

und des lieben Bernhards Befinden entgegen sah. Gott sei Dank, daß sie gut waren. Ich schätze dieses Glück besonders hoch zu einer Zeit, wo ich fern von Dir und durch Geschäfte an meinen Posten gebunden bin. Ich hoffe jedoch, daß der Zeitpunkt nahe ist, wo diese Geschäfte beseitigt sein und meiner Abreise kein Hinderniß mehr in den Weg legen werden. Als solche durchaus bindenden Geschäfte betrachte ich jetzt nur die holländisch-belgischen. Erhalten diese nun durch Unterzeichnung des Definitiv-Vertrages ihre wesentliche Erledigung, so kann das Formelle desselben sehr gut durch einen Geschäftsträger besorgt werden. Deshalb habe ich auch heute amtlich an den Minister v. Werther geschrieben und ihn gebeten, mir von dem König meinen Urlaub zu erwirken, welchen ich nach Unterzeichnung des gedachten Vertrages würde antreten können. Zu diesem meinem Entschluß hat aber auch wesentlich der Umstand beigetragen, daß ich mich mehr und mehr überzeuge, wie ich jetzt, wo die hiesige Saison beginnt, wo ich täglich zu Diners, Soireen u. s. w. eingeladen werde, selbst bei der größten Vorsicht und Sorgfalt wenig Hoffnung hegen darf, meine Gesundheit ganz wieder in Ordnung zu bringen. Auf diese aber Rücksicht zu nehmen, ist mir eine theure Pflicht. Solange ich mich ruhig verhalte, mir mäßige Bewegung mache, keine sehr kopfbrechende Arbeit vornehme und keinen Aerger habe, befinde ich mich ganz wohl, wenn ich aber Kälte und Hitze ertragen muß, wenn ich spät esse und lange bei Tische sitze, steigt mir das Blut zu Kopf und verursacht mir unangenehme Empfindungen. Da ich nun einmal den Entschluß gefaßt habe, um sofortigen Urlaub zu bitten, so habe ich auch den gefaßt, alle Einladungen zu Diners und Evening-Parties abzulehnen. Auf diese Weise nehme ich die Sache sicher. Ich hoffe nur, daß Werther sich mir gefällig erweisen wird. Wenn Du darüber von ihm selbst oder durch den Onkel A., welchem ich meine Bitte zur Unterstützung auch bestens empfehle, etwas erfahren solltest, so schreibe es mir gleich durch die Post, denn je eher ich Gewißheit erhalte, je lieber wird es mir sein, da ich doch auch viele häusliche Einrichtungen zu treffen habe.

Ich lebe ganz auf in der Hoffnung baldigsten Wiedersehens. Gott gebe dazu seinen Segen. Vertrauen wir diesem, und Alles wird sich freundlichst für uns gestalten."

Gabriele v. Bülow an ihren Mann:

„Berlin, den 12. März 1839.

Ich kann Dir nicht beschreiben, geliebtes Herz, mit wie mannigfachen Empfindungen ich Deinen Brief vom 5. gestern empfangen habe. Meine Freude, daß Du um Urlaub amtlich gebeten hast, ist unendlich groß, denn es ist ein großer Schritt, und daß Du ihn machen konntest, schon ein großer Gewinn, denn ich weiß, wie Du über dergleichen denkst. Dennoch hatte diese Nachricht, verbunden mit der, daß Deine Gesundheit jetzt solcher Schonung bedürfe, etwas Erschreckendes für mich. Es ängstigt mich gar zu sehr, zu denken, Du seiest vielleicht unwohler gewesen, als Du es mir geschrieben, und nur um desto dringender bitte und beschwöre ich Dich, schone Dich, lehne alle Diners und Evening-Parties ab. Zwar schmerzt es mich unbeschreiblich, zu denken, daß Du die langen Abende einsam zu Hause zubringst, so wenig Vergnügen auch bei den Parties eigentlich zu holen ist, aber die Gewohnheit thut dazu schon viel. Verschaffe Dir hübsche Bücher, das machte Dir ja immer Vergnügen und erscheint mir als ein solcher Genuß, die ich, seit ich hier bin, nicht ein einziges gelesen habe. Am allerwirksamsten und besten für Deine Gesundheit wäre es aber, Du nähmest die Gewohnheit an, so pünktlich als möglich zu essen, damit Du abends früher als sonst die Ruhe suchen könntest, und ständest morgens dafür früh auf. In diesem naturgemäßeren Leben liegt gewiß viel Gewinn für die Gesundheit. Doch Gott wird ja geben, daß Du bald zu unserem vernünftigeren Leben wirst zurückkehren können. Werther giebt die besten Hoffnungen, meinte sogar gestern, daß bis morgen die Sache möglicherweise in Ordnung kommen könnte. Ich gebe mich nicht leicht zu kühnen Hoffnungen hin, also auch nicht dieser, ach, daran hängt es ja auch nicht allein; die noch immer ausbleibende belgische Zusage, die ängstigt mich, und muß ich mir denken, diese bliebe noch aus und Dein Urlaub langte bei Dir an, so weiß ich kaum selbst, wie ich Dir Geduld und Ausdauer rathen könnte, und doch muß ich das thun, denn, liebe, theure Seele, was hülfe es, nicht ruhig bleiben zu wollen, was hülfe es und wie viel könnte es schaden, wenn Du Deiner lieben Gesundheit noch mehr zumuthetest mit unnöthiger Empfindung. Doch der Himmel wird diese Prüfung fernhalten. Der Onkel versichert mir, länger als heute oder morgen könne die Ent-

scheidung in Brüssel nicht aufgeschoben werden, also weg mit den unbegründeten Sorgen und statt dessen die schönsten Hoffnungen gefaßt, die Hoffnung, daß Du wirklich noch zum Osterfest hier eintreffen könntest. O, es wäre schön! Gott gebe es. Ich kann eigentlich nicht gut heute schreiben, ich bin zu an- und aufgeregt, hoffe immer auf des Onkels Kommen, der mir versprochen hat, mir alles Vorfallende mitzutheilen.

Den 13. März.

Der Onkel ist unglücklicherweise durch Erkältung verhindert, auszugehen, schrieb mir aber heute Morgen, welchen Zettel*) ich Dir eben einlege, überdem hat er Dir ja selbst geschrieben.

Daß Werther das Möglichste thut, kannst Du überzeugt sein, und ich hoffe auch, der König, der immer so rücksichtsvoll-menschlich ist, wird es auch diesmal sein, es wäre ja grausam, wollte man Dich der Formalitäten wegen noch aufhalten, das halte ich für so unmöglich, daß es mich nicht ängstigt. Aber die belgische Unterschrift, die möchte ich erst schwarz auf weiß sehen, fehlte die noch und Du hättest den Urlaub, das wäre gräßlich! Aber ich bitte und beschwöre Dich, kalmire Dich möglichst, liebstes, theuerstes Herz, denke, daß es nun auf acht Tage mehr oder weniger nicht ankommt, daß Deine Gesundheit über Alles geht. Ach, ich bin so betrübt, daß Du Dich nicht wohl fühlst, daß Du vielleicht mehr littest, als Du es mir schriebst, und doch freut es mich zu unaussprechlich, daß Du zum Entschluß, den Urlaub zu fordern und

*) Der Wortlaut dieses Briefes Alexander v. Humboldts ist folgender:

„Theure Gabriele!

Die Staats- und Ober-Regierungs-Räthe schwelgten in der Freude, einmal im Jahr anbeten zu dürfen. Werther hatte dieselben friedlichen Nachrichten verbreitet, wie immer lobend für Bülow. Ich aß gestern wieder mit dem Kronprinzen bei dem Könige, wo auch der Tyrann von Sondershausen war. Die Kronprinzessin äußerte nochmals ihre Freude, daß Du in dem Gedränge nicht erschienen seiest. „Man würde bei der tropischen Hitze für Dich besorgt gewesen sein." Morgen werde ich Dich bei Prinzeß Albrecht rechtfertigen. Beim König (wo man Trappenbraten, eine Art fliegendes Rindfleisch, aß) hatte man nicht bloß die gewisse Nachricht, daß Holland unterschrieben, sondern man war auch um Belgien unbesorgter.

Stolbergs Kultusministerium wird jetzt wieder geleugnet. Mit inniger Liebe Dein

A. Humboldt.

Viele Grüße den Kindern; gieb Dir keine Mühe, zu antworten"

ein ganz häusliches Leben zu führen, gekommen bist. Ich bitte Dich, bleibe dabei, es mag zwar sehr freudenlos für Dich in dem öden Hause sein, aber auch das geht vorüber, denke, daß liebende, treue Gedanken um Dich sind, und daß der liebe Gott noch Alles gut und schön machen wird. Wir sind hier Alle wohl, daran erquicke Dich. Die Kinder umarmen Dich mit mir und freuen sich sehr über den geforderten Urlaub. Gott sei mit Dir und

Deiner G."

Bülow an seine Frau:

„London, den 15. März 1839.

Auch heute, mein liebstes Herz, sage ich Dir nur in wenigen Worten, daß ich mich im Ganzen wohl befinde, aber strenger wie je Nachdenken, Schreiben und Geschäfte vermeiden soll und muß. Deshalb habe ich auch dem Herrn v. Werther die Geschäfte der Gesandtschaft übertragen. Das hat mein Gemüth sehr beruhigt. Jetzt warte ich mit steigender Ungeduld auf den glücklichen Augenblick der Erlösung von hier, auf die Unterzeichnung des Vertrages. Wollte Gott nur bald die Belgier zum Entschluß führen! Man muß fürchterlich viel Geduld haben! Sonst besaß ich sie, jetzt fehlt sie mir fast. Außer mit Werther spreche ich mit keiner Seele. Das Sprechen und Denken greift mich an. Ich bin durch das viele Mediziniren sehr geschwächt worden, die Nerven sind sehr gereizt. Alle Aerzte sagen, daß ich nur durch die Reise und völlige Entfernung von Arbeit und Geschäften meine Gesundheit wieder herstellen könne, hier kann nur geflickt, aber nicht radikal verbessert werden.

Doch ich vertraue dem lieben Gott; er wird uns bald wieder zusammen führen, mein lieber Engel. Ich umarme Dich von ganzem Herzen und grüße innigst alle unsre lieben Kinder.

Ewig Dein getreuer H."

An demselben Tage schrieb Gabriele ihrem Manne:

„Berlin, den 15. März 1839.

Ich hoffe durch diese Zeilen die Erste zu sein, die Dir, geliebtes Herz, die Nachricht giebt, daß der König Dein Urlaubsgesuch ohne alle Schwierigkeit bewilligt hat, und daß dasselbe in der Expedition ist. Doch ich schreibe lieber wörtlich ab, was der Onkel mir gestern Nachmittag schrieb: „Soeben schickt der König den Fürsten Wittgenstein zu mir, um

mir sagen zu lassen, daß er Alles für Bülows Reise bewilligt, d. h. wegzugehen, sowie die Belgier unterzeichnet hätten!" Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, Geliebter, wie mich diese Mittheilung beglückt hat, vollends nach Empfang Deines Briefes vom 8., aus welchem mir recht deutlich hervorgeht, wie krank Du gewesen bist. Ich muß es Dir unendlich danken, daß Du mir doch immer geschrieben hast, und ich dadurch gar nicht zu der Einsicht kommen konnte, daß es wirklich so übel gewesen. Andererseits schmerzt es doch aber gerade so sehr, daß man selbst mit so sicheren Beweisen, als die eigenhändigen Briefe, sich so getäuscht sehen kann, und man verliert dadurch so die Sicherheit. Bis zu Deinem gestrigen Brief habe ich wirklich geglaubt, Du hättest Deinen Zustand willentlich etwas erhöht beschrieben, um die Erlangung des Urlaubs zu erleichtern, nun aber muß ich es ganz so glauben und bin, ich kann es Dir nicht beschreiben, wie sehr darüber bewegt. Doch lassen wir das. . . .

Es ist wirklich von allen Seiten das größte Interesse für Dich gezeigt worden. Hier wären wir also so weit, als wir wünschten. Aber Belgien, Belgien! Ich habe keinen anderen Gedanken, und die Nachrichten aus Paris ängstigen mich auch in dieser Hinsicht sehr, denn solange nicht unterzeichnet ist, sind Winkelzüge immer noch möglich. Behalte Du nur die Geduld, geliebtes Herz, besser hilft doch nichts als das. . . ."

„Berlin, den 19. März 1839.

Ich bin heute Morgen durch den Empfang Deiner Zeilen vom 12. sehr erfreut und sehr betrübt worden, geliebtes Herz. Erfreut, weil ich sehr verlangend nach Nachrichten von Dir aussah und gestern schon den ganzen Tag vergebens danach ausgesehen hatte, und betrübt, weil diese nun so flüchtig und ungenügend waren. Ich gestehe Dir, liebste Seele, ich kann mich aus dem Allem nicht recht vernehmen. — Schon Dein letzter Brief vom 8. zeigte mir zu meinem größten Schmerz, daß Du viel kränker gewesen bist als ich es im Entferntesten habe glauben können, doch sprichst Du darin, daß es nun ans Stärken ginge. Wenn Du aber nach fünf Tagen darin nicht weiter gekommen und so bist, daß Belinaye*) Dir solche Ruhe anempfiehlt, daß Du selbst an mich nicht einigermaßen ausführlich schreibst, in einem Augenblick, wo Dein Herz Dir sagen muß, wie mich nach Deinen Briefen verlangt, Du aber doch,

*) Der Arzt.

Gott Lob, stark genug bist, stundenlang spazieren zu gehen, so weiß ich nicht, wie ich mir das Alles erklären muß, und bitte Dich inständigst, sage mir Alles über Dein Befinden, dieses Halbe ängstigt mich zu sehr. Ich muß auch, obgleich sie vielleicht wenig liebevoll klingt, ich muß die Bitte an Dich richten, Dich auch nicht für kränker zu halten, als Du es bist, wie ich wenigstens zu Gott hoffe. Solche Gedanken können wirklich krank machen, und hingegen kann mancher Krankheitszustand verscheucht werden, wenn man ihm mit dem Willen entgegenarbeitet. Doch glaube nicht, Geliebter, daß ich es nicht fühlte, nicht ganz einsähe, wie traurig, wie peinlich Dein jetziges Leben ist, wie wenig dazu geeignet, Dich die Erholung finden zu lassen, deren Du bedarfst. Ich fühle es so ganz, daß ich keine Freudigkeit an dem mich umgebenden reichen Kreis haben kann, und würde untröstlich und ganz ruhelos sein, lebte ich nicht der Hoffnung, daß Dein Londoner Aufenthalt sich doch nur um wenige Wochen verlängern kann. Ach, das ist mir schon zu lange!

Daß ich heute noch nicht weiter in meinen Erwartungen bin, ist peinigend, und Du kannst es glauben, daß die verlebten letzten acht Tage mir nicht leicht vergangen sind. Mit Herzklopfen erwarte ich alle Abende die Staatszeitung und trostlos lege ich sie immer weg, wenn immer und immer wieder nicht die erwünschte Nachricht aus Brüssel darin zu finden ist, statt dessen nur die langweiligen Reden und die Befürchtung neuer ungünstiger Vorschläge. . . .

Die Kinder und ich erschöpfen uns in Plänen, wie wir Dich hier gleich gesund machen wollen. Könntest Du nur einmal hören, wie der Kleine mit heller Stimme „Papa" ruft, — es machte Dich gleich gesund!

Lebe wohl, liebes, bestes Herz, glaube, daß ich mit allen meinen Gedanken bei Dir bin und bleibe. Gottes Schutz und Segen sei mit uns Allen.

Deine G."

Bülow an seine Frau:

„London, den 12. April 1839.

Mein liebstes, theuerstes Herz!

Immer noch in London! Das ist die härteste mir je auferlegte Prüfung. Nicht Geschäfte treiben und nicht von der Stelle! — wann wird dies enden? Herr Nothomb ist hier, seit zwei Tagen. Palmerston treibt, und heute soll endlich Herr van de Weyer seine Note an die

Konferenz übergeben, worin er einige Modifikationen des Vertrages in Anspruch nimmt. Die Konferenz wird diese zurückweisen, es fragt sich dann aber noch, ob H. v. d. W. demnächst gleich den Vertrag wird unterzeichnen dürfen. Ich wollte klar sehen und ging daher heute Morgen zu Palmerston. Er gab mir die Versicherung, wie er jetzt *glaube*, daß Montag oder Dienstag würde unterzeichnet werden können. Um mich zu stärken und die Zeit abzuwarten, werde ich heute nach Brighton fahren und dort wahrscheinlich bis Montag bleiben. . . ."

„*London*, Dienstag, den 16. April 1839.

Meine liebste, theuerste Seele!

Mein Brighton abgestatteter Besuch ist mir sehr gut bekommen, die Seeluft hat meinen Nerven wohl gethan und würde ihnen noch mehr geholfen haben, hätte ich meinen dortigen Aufenthalt etwas verlängern können. Ich erhielt aber ehegestern, Sonntag, von den Mitgliedern der Konferenz eine Aufforderung zur schleunigen Rückkehr, weil man hoffte, gestern den Vertrag unterzeichnen zu können. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Belgier machten wieder Schwierigkeiten. Da habe ich denn heute meine Kraft zusammen genommen und Lord Palmerston einen Brief geschrieben, worin ich ihm vorschlug, auf andere und kräftigere Weise gegen die Belgier vorzuschreiten und jede Gefälligkeit zurückzunehmen, wenn sie nicht sofort unterzeichneten. Lord Palmerston wird höchst wahrscheinlich meinen Brief dem Herrn van de Weyer mittheilen und diesem dadurch die Ueberzeugung geben, daß er eilen müsse, zum Ende zu kommen, wenn er nicht den Einfluß meiner wiederkehrenden Gesundheit zu seinem Nachtheile erfahren will. Palmerston hat mir gleich schriftlich geantwortet, daß Alles gut ginge, daß es der Annahme meines Vorschlags nicht bedürfe, daß aber durch physische Unmöglichkeit *heute* die Unterzeichnung des Vertrages noch nicht stattfinden könne. Das Nähere hierüber werde ich bald durch Graf Senfft erfahren, welcher zu Lord Palmerston gegangen ist.

Inzwischen preise ich Gott, daß ich mich so kräftig wieder fühle, um kräftig einschreiten zu können, falls es Noth thun sollte. Ich werde mich *so* morgen auf dem Lever zeigen, um Abschied von der Königin zu nehmen.

Eben war Graf Senfft bei mir. Die belgischen Bevollmächtigten haben versprochen, Donnerstag zu unterzeichnen, und wünschen nur diesen

Aufschub, um pro forma Antwort aus Brüssel zu erhalten. Ich verlange im Einverständniß mit Senfft und Pozzo, daß die belgischen Bevollmächtigten dieses Versprechen pure geben, ohne Rücksicht auf eine Antwort von Brüssel.

Ich würde also Sonnabend-Morgen oder Sonntag, und dann über Holland, abreisen. Wahrscheinlich begleiten mich Dedel und Senfft. Das Wetter ist vortrefflich. Ich werde etwas nach Greenwich fahren, jetzt aber gleich nach dem foreign office, um Alles sicher zu machen.

Gott sei mit Dir. —"

„London, den 19. April 1839.

Endlich, mein liebstes, theuerstes Herz, ist der Tag der Erlösung gekommen! Es ist sechs Uhr, ich kehre vom foreign office zurück, wo der holländisch-belgische Vertrag unterzeichnet worden ist!

Morgen Mittag sende ich meinen Wagen an Bord des Bataviers, und übermorgen, Sonntag, um neun Uhr morgens fahre ich mit diesem großen Dampfschiff nach Rotterdam. Von dort aus schreibe ich Dir, welchen Weg ich einschlagen werde. Das Wetter ist heute wundervoll, ich bin froh und glücklich. Wie doch zwei Stunden Alles verändern können! Um vier Uhr nämlich verließ ich das Konferenzzimmer im foreign office, indem ich erklärte, daß Treue und Glauben gebrochen seien und ich nichts von dem Vorschlage eines neuen Aufschubes hören wolle. Die Belgier verlangten ihn unter dem Vorwand, noch nicht die erwartete Antwort aus Brüssel erhalten zu haben. Palmerston und Sebastiani wurden schwach und nachgiebig.

Meine Erklärung und mein Fortgehen machten guten Eindruck. Ich schickte Herrn v. Werther mit erneuter Protestation in die Konferenz und verließ meinerseits das foreign office. Da begann der Kampf, man sah, daß ich die Sache nicht still hinnehmen würde. Graf Pozzo, den ich aufgeregt hatte, ging ins Feuer, und Senfft gab auch seinen Senf dazu. Um fünf Uhr erschien Herr v. Werther bei mir und lud mich im Namen meiner Kollegen zur Unterzeichnung und Rückkehr ein.

Ich säumte nicht, und so ist denn das große Werk vollendet. 440 Siegel und 480 Unterschriften wurden erforderlich.

Ich habe heute meine Privat-Abschiedsaudienz bei der Königin gehabt. Sie trug mir viele Grüße an Dich auf.

Deinen lieben Brief vom 10. habe ich zu meiner unaussprechlichen Freude erhalten. Ich sehnte mich entsetzlich nach Nachrichten von Euch.

Ich füge heute nichts mehr hinzu, da ich bald mündlich über Alles mit Dir mich werde unterhalten können! — Ich umarme Dich und die lieben Kinder innigst und bleibe ewig Dein getreuer

H. B."

Später aus Utrecht:

„ . . . Denke nur, daß in der Nacht vom 19. zum 20. um zwei Uhr morgens Herr van de Weyer noch einen Kurier bekommen, um neue Modifikationen zu erlangen. Der Kurier war durch Stürme sechs Stunden in Calais aufgehalten worden. Ohne meine Szene auf dem foreign office, meinen Terrorismus, säßen wir noch in der Tinte. Gott sei Dank, daß ich hier sitze, mit der Aussicht, Dich bald zu umarmen! Lebe wohl, theuerstes, süßes Herz."

Am 28. April 1839 trifft endlich Bülow in Berlin ein, und schließlich sogar noch überraschend für die Seinen, die nicht geglaubt, daß er so schnell reisen könnte. Vor dem Brandenburger Thor begegneten ihm zufällig die jüngeren Töchter und der kleine, noch ungekannte Sohn. Er nahm sie alle in seinen Reisewagen auf, und so fehlte bei seiner Ankunft kein geliebtes Haupt in dem reichen Kreis. Eine Zeit reinsten Familienglücks folgte, für Bülow brachte sie auch in dienstlicher Hinsicht innere Befriedigung. Nach außen hin waren es für ihn Tage des Triumphes. Der König wurde nicht müde, ihm seine volle Anerkennung zu bethätigen, er überschüttete ihn mit Gnadenbeweisen und ernannte ihn zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädikat Exzellenz.

All dem Glück und Glanz aber fehlte auch nicht der Schatten, und es war namentlich Gabriele, die hin und wieder eine mühsam verhehlte Besorgniß überfiel. So erfrischt auch Bülow durch die momentan erfreulichen Verhältnisse erschien, ihr konnte es nicht verborgen bleiben, daß seine Nerven in der letzten Krankheit sehr gelitten, daß es ihm nur mit Anspannung aller Energie möglich war, die kleinen Diners und Abende bei Hofe zu ertragen, daß jedes dienstliche Gespräch ihn erregte und seine Stimmung höchst ungleichmäßig war, und sie begrüßt mit einem Seufzer der Erleichterung den Tag, an dem er sich allen weiteren Ehren entzieht und mit ihr und den Kindern nach Tegel flüchtet. Die ländliche Stille und Einsamkeit hier hat schon den glücklichsten Erfolg, eine Kur in Kissingen soll die Wiederherstellung vollenden. Seine Frau und älteste Tochter begleiten Bülow dorthin, während die jüngeren Kinder

unter dem Schutz der Tante Adelheid in Tegel zurückbleiben. Nachdem dann der Herbst wieder ruhig in Tegel zugebracht war, zog man im November nach Berlin. Zu Bülows großem Schmerz starb hier nach längerer Krankheit sein sehr geliebter Bruder Helmuth. Je mehr sich Bülows Urlaub seinem Ende zuneigte, desto dringender stellte sich wieder die quälende Frage ein, ob eine abermalige Trennung von den Seinen geboten sei, und von widerstreitenden Empfindungen bewegt, schreibt Gabriele darüber im Januar 1840 ihrer Schwester:

„. . . Dieser Nachklang der weihnachtlichen Fatigue wird sich schon bald geben, und sonst fehlt mir ja, Gott Lob, nichts körperlich. Geistig kann ich das zwar nicht so unbedingt sagen, denn da quälen mich manche Gedanken. Ach, liebste Schwester, diese Gedanken quälen mich schon lange, allein bei dem Vielen, das meine Kräfte und mein Gefühl während der letzten Wochen in Anspruch nahm, und der unausgesetzten Thätigkeit kam ich nicht so recht zum Blick in die Zukunft vor dem Drang der Gegenwart. Brauche ich Dir, Geliebte, nach dieser Einleitung noch zu sagen, daß es die immer bestimmter sich gestaltende Aussicht der Rückkehr nach London ist, die mich so quält? Du hattest sehr richtig schon aus meinem letzten Brief und aus Aeußerungen der Kinder einige Beunruhigung empfunden, sie ist nur zu sehr begründet, denn in Bülow gestaltet sich der Plan, mit uns Allen wieder übers Meer zu gehen, immer fester, und aus dem Spaß wird Ernst. Letzteres meine ich in Bezug darauf, daß er anfangs wirklich mehr zur Beruhigung seines Ministers, der sehr auf Erklärung über seine Pläne drang, Schritte that, um in London vorläufig Häuser für uns besehen zu lassen. . . .

Hinzu kommt noch, daß durch die Heirath der Königin alle diese Fragen aufs Tapet gebracht worden sind. Bülow meint, daß bei so deutlich zur Schau gebrachter Absicht, auf seinen Posten mit der ganzen Familie zurückzukehren, er eine Verlängerung seines Urlaubs erlangen würde. Das ist auch gewiß eine ganz gute Taktik, allein die Gegenwart vergeht so schnell und bringt so bald die entfernt scheinende Zukunft heran, in der auch gethan werden muß, was man verspricht, daß ich nicht ohne Herzklopfen daran denken kann. Ach nein, nicht nur Herzklopfen, Herzweh, wirklich physischen Schmerz am Herzen empfinde ich, wenn es mir deutlich wird, daß die Worte, die ich kürzlich in der

Gesellschaft auf die langweiligen, zudringlichen Fragen der Leute, ob ich den Herrn Gemahl wieder allein nach England würde abgehen lassen, oder ob ich ihn begleitete, immer erwiderte, daß ich mit ihm gehen würde, wirklich Sinn und Meinung haben, und daß es dazu wird kommen müssen. Denn, sagt selbst, liebe, beste Adel, und Du, theurer August, was kann es anders werden? Nirgends eröffnet sich irgend eine Aussicht auf eine Stelle, die Bülow bekommen könnte, die ihn befriedigen könnte, und darauf kommt bei seiner Art, zu sein, Alles an. Nirgends sehe ich ein schickliches Mittel seines längeren Hierbleibens mit Beibehaltung seines jetzigen Postens, den er noch mehr in Rücksicht seines geistigen Wohls als in jeder anderen nicht aufgeben darf, ehe er eines anderen gewiß ist. Ebenso gewiß ist es aber, daß ich es nicht in mir verantworten kann, Bülow allein das Londoner Treiben wieder beginnen zu lassen, dessen überzeuge ich mich immer mehr, trotz der, Gott Lob, immer mehr zunehmenden Befestigung seiner Gesundheit. Ich würde gar keine Ruhe haben, und sage selbst, liebste Adelheid, würdest Du es recht und passend finden, wenn ich es thäte? Aber was es heißt, mit Kind und Kegel diese ganze Umwälzung zu unternehmen und doch nur auf ein Jahr in Gedanken und Willen, wie das in pekuniärer Hinsicht nichts weniger als ein Vortheil ist, das wißt Ihr wie ich; und die Trennung von Euch, von Tegel! Ich habe wirklich ohne Affektation die Empfindung, als würde ich nicht über das Alles wegkommen, und oft denke ich doch, es kann nicht so werden, irgend etwas muß sich ereignen und Alles oder doch wenigstens etwas mehr nach Wunsch und, ich möchte sagen, der Vernunft gemäß gestalten, denn eigentlich ist es doch fast Unvernunft, nach Ablauf so vieler Jahre gerade wieder auf den alten Fleck zurückzukommen, nur mit dem Unterschied, daß alle Familienverhältnisse noch viel weniger für eine solche Expatriation passen. Doch ich will nun diesen Gegenstand nicht weiter berühren, und Du, liebste Adelheid, sehnst Dich gewiß auch davon los, — viel liegt noch zwischen Becher und Lippe, das wollen wir auch denken und zu Gott hoffen, daß Alles noch anders werden kann.

Von ihrem Weihnachten haben Dir die Kinder ausführlich geschrieben. Reich war er freilich, aber wenn Du den Kommentar dazu recht studirst, wirst Du sehen, daß nichts Ueberflüssiges geschenkt wurde, und daß Vieles figurirte, das sie auch ohne Bescheerung hätten haben müssen.

Deshalb bestand auch Bülow auf den Armbändern, gegen die ich wirklich war, wenigstens waren dann die Uhren zu viel, — aber, wie Line zu sagen pflegt, es kam so: Den drei Kleinen habe ich nicht ohne Absicht gerade die kleinen Fächer und Mantillen gegeben, damit sie, durch solche Art Gleichstellung mit den Schwestern befriedigt, deren Flitterstaat gleichgültiger betrachten sollten und keine Wünsche nach der Zeit erregt werden, wo sie erst eigentlich solche Dinge brauchen werden. Verzeih, wenn diese etwas Genlissche Idee dunkel ausgedrückt ist, und laß mich Dir endlich danken für Dein sehr hübsches Geschenk . . ."

An dieselbe:

„Berlin, den 19. Januar 1840.

. . . Heute nun empfindest Du gewiß die noch größere Nähe meiner Gedanken, wie ich die der Deinen, und wir haben wie schon in all den Tagen seit gestern gewiß alle schmerzlichen Erinnerungen an den Heimgang der guten, treuen Caroline noch einmal miteinander durchlebt. Es that mir wohl, mich recht in jene Erinnerungen zu vertiefen gerade um die Zeit gestern Abend oder vielmehr Nacht, als sie jährig, ach, schon zum dritten Male wurde. So lange schied sie schon von uns, die Liebe, Treue! Wie oft denke ich jetzt daran, wie schmerzlich unser bevorstehender Aufbruch von hier sie berühren würde, und man fragt sich dann, wie es wohl geworden wäre, und daran reiht sich die Frage, wie wird es mit Einem selbst werden? Wirklich liebste Schwester, das weiß ich oft so nach menschlichem Ermessen nicht zu denken. Mein Herz ist aber oft so bang und schwer, wenn ich aus dem steten Drang des Augenblicks heraus dessen inne werde, wie rasch die Tage vergehen und sich so bald zu Wochen und Monaten aneinander reihen, daß ich es nicht beschreiben kann. Hoßbachs heutige Predigt über den Text: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet! hat mir unendlich wohl gethan. Ich wünschte so sehr, Bülow hätte sie mit angehört und wäre durch sie zu einer freudigeren Stimmung gelangt. Er war in den letzten Tagen theils so niedergedrückt, theils so nervengereizt, daß es mich wirklich beunruhigt, nicht sowohl des Augenblicks wegen als im Hinblick auf die Zukunft. Wie es mich ängstigen würde, ihn allein in London zu wissen, das ist mir dieser Tage mit verdoppelter Gewißheit klar geworden, und doch thürmt sich jetzt nach Bülows eigener Ansicht so Manches auf, daß er selbst sehr zweifelhaft wird, ob er um Ver-

längerung seines Urlaubs nur wird nachsuchen wollen und können. Ein neuer Handelsvertrag ist im Werk, eine Geschichte über den Sklavenhandel, die ich gar nicht verstehe, vorzüglich aber ist die orientalische Angelegenheit jetzt auf dem Londoner Tapet, denn da ist ja nun einmal jetzt die Küche, wo alles gebraut werden muß. Ferner haben sich die Gerüchte vermehrt, daß doch von einigen Seiten Glückwünschende geschickt würden zur Vermählung, und in Bezug hierauf hatte der König mit Lottum gesprochen und gefragt, wie es denn nun mit Bülows Gesundheit wäre, es würde ihm, dem König, doch unangenehm sein, wenn er nicht wieder in London sein könnte, Preußen zu repräsentiren, wenn bei oder infolge der Vermählung Festlichkeiten stattfänden. Bülow wird durch Lottum nun weiter zu verhandeln suchen. Ach, aber es wird nicht mehr viel zu verhandeln sein, die ganze Sache hat seit gestern — ich schreibe nun wieder am Dienstag — solche bestimmte Gestaltung gewonnen, daß mir ordentlich der Athem dabei still steht. Doch erschrick nicht zu sehr, Geliebte, ich und die Kinder, wir brechen noch nicht auf, aber Bülow gewiß in einigen Wochen, ach, und das ist an sich schrecklich und zugleich das schmerzliche Losungswort für die Zukunft, denn je früher er geht, je früher muß ich folgen. Bis jetzt hatte ich wirklich vermieden, mir ein ganz deutliches Bild von allem diesem zu machen, und auch wirklich gehofft, es würde bis zum Ablauf des bis Ende Februar gewährten Urlaubs Alles noch so hinzuhalten sein und dann sich noch einige Zeit daran anreihen lassen; ach, man glaubt so gern, was man wünscht, und solange kein bestimmter Zeitabschnitt genannt wird, ist der Hoffnung Raum zu geben, und so dachte ich immer, etwas muß sich ereignen, wodurch die Dinge eine andere Gestaltung bekommen. Es ereignet sich aber nichts selbst nur Aufhaltendes, sondern mit einem Mal, ich weiß selbst nicht wie, steht es ausgesprochen da: „Bülow geht in Kurzem, und Du folgst baldigst.“ In diesen wenigen Worten liegt ein Weh, das tausend andere nicht ausdrücken. Ich könnte jetzt fast wünschen, wir wären schon im Herbst zurückgegangen, das Losreißen wäre überstanden, man wäre von Tegel in einer Zeit geschieden, wo man es doch verlassen mußte, und nicht gerade zu der Zeit, wo das Leben dort, ach, unser vereinigtes Leben wieder beginnen könnte, wo Alles Einen dahin zieht und dadurch eben Alles schon so Schwere in dem Londoner Leben noch um so viel mehr erschwert wird. Ich glaube,

ich erſticke dort dieſen Sommer, und ich wollte es noch ertragen, aber die armen Kinder!

Bülow hat natürlich dem König erwidert, daß, ſo ſehr ſeine Geſundheit der Schonung bedürfe, er doch bereit zur Rückkehr ſei, ſowie dieſe von ihm gewünſcht würde. Ihr werdet fühlen, daß keine andere Antwort möglich war. Auf die kleinen Pflaſterchen, die nun noch erdacht werden, die Pille zu verſüßen, gebe ich gar nichts, ich halte ſie einerſeits für ziemlich unnütz, andererſeits wünſche ich durchaus nicht, daß z. B. in pekuniärer Hinſicht ſeine Londoner Stellung erleichtert würde. Letzteres iſt auch ganz Bülows Meinung, und er will deshalb keine Schritte thun und hat auch bis jetzt geſucht, ſich dadurch freier zu ſtellen, daß er ſein Gehalt nicht erhoben hat in den letzten Monaten. . . .

Ich kann meine guten Kräfte nur dankbar rühmen, denn ich habe ſie wirklich in letzter Zeit gehörig bewieſen und befinde mich, Gott Lob, ſehr wohl, obgleich freilich etwas erſchöpft, ſo daß ich ein paar Mal, wo ſich mitunter ein ruhiges Abendſtündchen fand, es unbenutzt laſſen mußte. Viele waren ſolcher aber allerdings nicht, denn es iſt in dieſer miſerablen großen Welt nicht genug, daß man ſich mit Viſiten quält, das Schickſal rächt ſich auch gleich wieder und führt dieſelben Einem ſehr ſchnell wieder zu, und ſo wurden viele unſerer Abende durchſchnitten, außer den durch eigenes Ausgehen verdorbenen. Die Zeit unſeres Hierſeins kommt mir wie dreimal ſo lang vor, ſo Vieles hat ſich darin zuſammengedrängt. Am meiſten beſchäftigte mich dabei das Ausgehen der Kinder und erforderte in vieler Art meine Aufmerkſamkeit, obgleich ich gewiß keine größere Wichtigkeit darauf lege, als es nöthig iſt. Weit mehr beſchäftigt mich dieſer neue Abſchnitt in mir ſelbſt in ganz anderen Beziehungen als den bloß äußerlichen, wie ich denn überhaupt finde, daß dieſes ſogenannte in die Welt Einführen eine viel größere Epoche für die Mutter als für die Töchter iſt. In vieler Art iſt mir ſchon die größte Freude daraus erwachſen, denn die lieben Mädchen ſind ganz prächtig mit ihrem reinen Herzen und friſchen, richtigen Sinn, womit ſie ſogleich das Richtige herausfinden in dem Benehmen der Anderen. Darin werden ſie mir mehr zum Leitfaden werden, als ich es ihnen je ſein könnte. Darin giebt es gewiß nicht viele ſo glückliche Mütter, wie ich es bin. Im Aeußern fehlt noch Manches und wird immer fehlen, das weiß ich auch. . . ."

Der gefürchtete Augenblick der Trennung kam noch rascher, als man erwartet hatte. In den ersten Tagen des Februar verleiht der König Bülow den Rothen Adler-Orden 1. Klasse und spricht dabei in der Kabinetsordre den Wunsch aus, Bülow möge so bald auf seinen Posten zurückkehren, als seine Gesundheit es erlaube. Dieser erklärt sich hierauf unverzüglich zur Abreise bereit. Von den ehrenvollsten Gnadenbeweisen Allerhöchsterseits überschüttet, verläßt er Berlin und trifft am 1. März in London ein. Hier erwartete ihn eine schwere Aufgabe in der Lösung der orientalischen Frage. Wenige Wochen des Londoner Lebens bei angestrengter Arbeit überzeugen ihn, daß im künftigen Sommer ein abermaliger Urlaub zu strengem Kurgebrauch und über kurz oder lang das Aufgeben seines Gesandtenpostens nothwendig sein werden. Er läßt daher den Plan, seine Familie nachkommen zu lassen, im Stillen wieder fallen. Seine Frau, die durch das Ausführen der Töchter sich der Berliner Gesellschaft nicht entziehen konnte, geräth durch indiskretes Fragen und stetes Drängen in die peinliche Lage, mit halben Worten und diplomatischen Wendungen ihre eigentlichen Absichten verbergen zu müssen, und nichts fiel ihrer durchaus wahrhaften Natur schwerer. Sie litt unter diesem Zwiespalt, unter der geheimen Sorge um ihres Mannes Gesundheit, die ihr erst recht eine Triebfeder zur Uebersiedelung nach London war, und ohne sie Anderen mittheilen zu können, mußte sie doch Bülows triftige Gründe anerkennen, wenn er ihr schrieb:

„. . . Ich fühle mit Dir, was ein gefaßter, aber noch nicht kundzugebender Entschluß Peinliches hat. Die hiesige Lebensweise sagt meiner Gesundheit auf die Länge nicht mehr zu, ich sehe voraus, daß ich im Laufe dieses Jahres wieder Urlaub werde fordern müssen, um auf die Wiederherstellung meiner Gesundheit Bedacht zu nehmen. Obgleich den geistigen Anstrengungen gewachsen, leide ich doch an einer Schlaflosigkeit, welche durch späte Diners, Gesellschaften und heiße Stuben nicht wohl gehoben werden kann. Was ich in früheren Jahren gut vertragen konnte, vermag ich jetzt nicht mehr. Hierzu kommen nun noch alle Betrachtungen, welche mit Deinem und der lieben Kinder Herüberkommen verbunden sind. Ich muß mir sagen, daß, kommt Ihr im Mai herüber, ich Anstalten treffen müßte, welche mit großem Kostenaufwand verbunden sind. Ich müßte daher auch mit Sicherheit darauf rechnen können, daß dieser Entschluß dem Zweck entsprechen würde. In dieser Hinsicht bin ich

aber entschieden anderer Meinung. Du brauchst Dich daher in That und Wort wegen des Aufbruchs im Mai nicht anzustrengen. Sage noch nicht, daß Du bleiben werdest, allein setze nicht den Mai als festen Aufbruchstermin mehr fest. Sage, daß Du noch nicht so früh herkommen kannst, weil ich Schwierigkeiten gefunden, ein Haus zu nehmen, daß die hiesige Saison etwas weiter vorgerückt sein müsse, um Platz zu bekommen. Man fordert weit über tausend Pfund St., und selbst für diesen Preis steht augenblicklich kein Haus frei. Wahrheit, nichts als Wahrheit! Das Weitere kommt mit den hübschen, unschuldigen Maiblümchen. —

Ich allein bin am besten im Stande, zu beurtheilen, ob ich das hiesige Leben fortsetzen kann und soll. Kein preußischer Gesandter hat hier so lange ausgehalten, als ich es bereits gethan. Ich wollte ja gern noch länger bleiben, es war ja meine Absicht, etwa noch zwei Jahre hier auszuhalten. Allein da ich sehe, daß, wenn ich auch jetzt noch durch die hiesige Lebensweise hindurchkomme, doch solche unfehlbar bald verderblich auf meine Gesundheit und Gemüthsstimmung wirken würde; da ich erkenne, daß auch diese Lebensweise für Dich und die lieben Kinder nur Entbehrungen und wesentliche Nachtheile bringen dürfte, daß eine neue Uebersiedelung unserer Familie bei den gesteigerten Bedürfnissen derselben und bei den hiesigen sehr gesteigerten Anforderungen des Luxus und sehr vermehrten Gelegenheiten zu Ausgaben pekuniäre Opfer verlangen würde, welche ich nicht zu leisten oder jedenfalls nicht in meinem Gewissen zu rechtfertigen im Stande sein dürfte; da ich wohl erwäge, daß mir abgezogen statt zugelegt worden ist, und ich fest entschlossen bin, keine Erhöhung zu fordern und anzunehmen: so ist denn endlich der Entschluß zur Reife gekommen, welchen ich bereits seit Jahren in mir herumgetragen habe. Es ist also kein neuer, kein überraschender. Wenn ich bloß meinem Gefühl zu folgen hätte, so würde ich im Monat Mai in diesem Sinne unmittelbar an den König schreiben und dessen billige und gnädige Gesinnungen in Anspruch nehmen. Denn der gerade Weg ist mir der liebste, und ich habe mich, Gott Lob, noch immer so benommen, daß ich das Licht und die Wahrheit nicht zu scheuen brauche. Nur aus Rücksicht auf die Wünsche und Anordnungen meiner Vorgesetzten dürfte ich mich bestimmen lassen, der Darlegung meiner Absichten und Ansichten noch etwas länger Anstand zu geben und bloß mit der Bitte um Urlaub hervorzutreten.

Ich brauche Dir nicht zu sagen und zu rathen, von dem oben Bemerkten zu schweigen, und daß Du auch gegen den Onkel u. s. w. nur einen sehr vorsichtigen Gebrauch wirst machen müssen, damit keine voreiligen Neuigkeiten und unrichtigen Kombinationen oder sonstigen Schwierigkeiten entstehen. Wenn Du aber den beabsichtigten Besuch machst, so könntest Du dort vertraulich ein Wort fallen lassen, wie mir einleuchtend zu werden schiene, daß meines Bleibens hier nicht lange sein würde, aus Gründen der Gesundheit und sonstigen triftigen Rücksichten. Ich würde über diesen Punkt überhaupt noch Stillschweigen beobachtet haben, auch gegen Dich, wenn ich nicht glauben müßte, daß es Dir besonders lieb sein werde, so bald als möglich über die nächste Zukunft klarer zu sehen, als bisher möglich gewesen ist.

In einigen Wochen zieht Lady Holland nach Holland-House, wo, wie sie sehr freundlich versichert, die alte Haushälterin, meine große Gönnerin, für mich eine hübsche, freundliche Wohnung in Bereitschaft setzen werde. Vielleicht benutze ich ein so freundliches Anerbieten, denn was mir im vorigen Jahre bei sehr leidendem Gesundheitszustand angenehm und wohlthätig war, wird mir jetzt bei besserer Gesundheit freundlich und erheiternd erscheinen. Die Gesellschaft der Diplomaten gewährt selten eine wahre Aufheiterung, denn das Abgemessene in Form und Materie hat wenig Anregendes. Anders verhält es sich mit der Gesellschaft freimüthiger Redner und geistreicher Künstler, wie man solche in Holland-House antrifft.

Uebrigens nehmen die Etikettestreitigkeiten der Gesellschaft mit dem diplomatischen Korps mehr und mehr einen unangenehmen Charakter an, so daß zu den vielen triftigen Gründen, welche unserem längeren Bleiben hier und Deinem Kommen entgegentreten, auch dieser noch hinzuzuzählen ist. Bei der Königin wird dem diplomatischen Korps ein hoher Rang gegeben, allein dagegen lehnt sich der hohe Adel auf und entschädigt sich für diesen vermeintlichen passe droit, wo er nur eine Gelegenheit dazu findet. Dies giebt unangenehme Reibungen. Bei der Königin Adelheid giebt man den Herzögen den Rang vor den Gesandten. Als dies neulich dem Grafen P. dort begegnete, wollte er keine Dame führen und setzte sich an das Ende der Tafel. Ich kam neulich glücklich durch, weil der Herzog von Sutherland nicht seine Frau führen konnte. Ich gab daher dieser den Arm. Was mich betrifft, so schlage ich mich

schon durch, theils weil man höflich gegen mich zu sein wünscht, theils auch weil ich nöthigenfalls einen Witz bei der Hand habe, um mir aus der Verlegenheit zu helfen. Allein für die diplomatischen Damen ist diese Lage sehr unangenehm. Jetzt ist noch eine andere Verlegenheit zum Vorschein gekommen. Die Königin giebt jeden Montag einen kleinen Ball. Sie ladet dazu nur wenige Personen ein und nur die, welche ihr gefallen. Mehrere diplomatische Herren und Damen haben nun nicht das Glück, ihr zu gefallen. Diese sind noch nicht zu Tische und nicht zu den Bällen eingeladen worden. Wärst Du hier mit den Kindern, so müßte ich es als eine Auszeichnung betrachten, wenn Du mit den Kindern zu diesen königlichen Bällen eingeladen würdest; diese Auszeichnung würde aber sehr viel kosten, sehr viel Geschrei nach sich ziehen. Würdet Ihr aber nicht eingeladen, so würde dies Eurer und meiner Stellung in der Gesellschaft nachtheilig sein.

Gewiß habe ich den hiesigen Posten sehr gern, eine solche Stellung, einen solchen Einfluß werde ich schwerlich irgendwo wieder gewinnen, allein was heißt das Alles, wenn es nur durch Opfer erkauft werden könnte, welche verderblich für Geist und Körper wirken würden. Eingedenk Deines Satzes, daß das Leben zu kurz sei, um sich unnöthigerweise Trennung und Entbehrung aufzuerlegen, werde ich die Zukunft ins Auge fassen und mir vor allen Dingen Leben und Gesundheit zu erhalten suchen. In einer solchen Lage wird der Entschluß leichter. Er bleibe noch unser Geheimniß, mein liebes, theuerstes Herz. Bis dahin, daß ich aufbreche, hoffe ich hier wieder Einiges fördernd geleistet zu haben und dadurch bei mir selbst und Anderen das Vertrauen zu meinen Fähigkeiten und intellektuellen Kräften zu befestigen. Gott wird mir beistehen, um dieses Ziel zu erreichen, und mir glücklich über die Tage unserer Trennung hinweghelfen."

Gabriele v. Bülow an ihren Mann:

„Berlin, den 1. April 1840.

Ich beginne heute meinen Brief mit einer großen Neuigkeit, mein geliebtes Herz. Hedemann ist nach Erfurt versetzt, indem er vorgestern das Kommando der 8. Division erhalten hat. Der 30. März hat sich also wieder wie immer als sehr bedeutungsvoll erwiesen und diesmal, Gott Lob, als sehr günstig, denn es ist gewiß ein sehr glückliches Ereigniß in Hedemanns Leben. So ist er nur dreizehn Meilen von

Burg-Oerner entfernt, und die ganze Lage ist doch überhaupt eine noch viel bedeutendere und angenehmere, so im Herzen Deutschlands, mit so viel reicheren Beziehungen u. s. w. In Hinsicht des nächsten geselligen Kreises werden sie verlieren, und Adelheid wird viel zu überwinden haben wegen der vielen Konnexionen mit den zahllosen kleinen Höfen, und der Onkel hat ihr schon gerathen, fortan mit dem Gothaischen Kalender in der Tasche zu leben, um immer gehörig orientirt zu sein. Das ist aber auch die einzige Schattenseite. Ich denke dieser Tage immer: Ach, gäbe es für uns doch auch einen 30. März, irgend ein Erfurt! Ich bin dieser ungewissen Zustände so müde, daß ich es nicht aussprechen kann. Ob Deine letzten Entschließungen, Geliebter, endlich eine festere Gestaltung unserer Verhältnisse herbeiführen werden, das ist mir noch gar nicht so gewiß, und jedenfalls ist meine Lage für jetzt sehr peinlich. Sie ist es so sehr, daß es wirklich nicht lange mehr so fortdauern kann. Du glaubst nicht, wie schon jetzt die Leute dringend werden in ihren Fragen, wo ich doch noch gar nicht recht davon präludirt habe, daß meine Abreise noch einen Aufschub erleiden könnte. Neulich beim Dejeuner beim Prinzen Albrecht, wo ich leider an einem Tische mit dem Fürsten Wittgenstein zu sitzen kam, wurde er förmlich unangenehm mit seinen Vorwürfen, daß ich Dich nicht gleich begleitet hätte, daß es ganz natürlich wäre, daß es Dir jetzt nicht gut in London ginge, so ohne Häuslichkeit, daß ich nun aber bald folgen solle u. s. w. Solche Aeußerungen und Fragen nehmen von allen Seiten zu. Du mußt fühlen, daß alles dieses etwas sehr Peinliches für mich hat, daß es wirklich nicht so fort gehen kann, und ich Dich bitten muß, meiner Stellung zu Hülfe zu kommen, denn ich bin ihr nicht gewachsen. Könnte das ausgesprochen werden, daß Du den Londoner Posten durchaus aufgeben willst, so stände die Sache sehr anders. Aber freilich, das wäre ein sehr gewagtes Spiel, denn es ist kein Posten frei, um welchen Du zu gleicher Zeit bitten könntest, und ohne einen bleiben, das geht durchaus nicht und auf keinen Fall für Dich an. Solange Du aber den Londoner Posten inne hast, mußt Du Dir auch seiner ganzen Wichtigkeit bewußt bleiben und des großen Vertrauens, das der König in Dich setzt, und wovon er Dir eben so viel Beweise als von seiner Gunst überhaupt während Deines hiesigen Aufenthalts gegeben hat. Bei dem großen Werth, den er auf Deine Rückkehr nach London legte,

wäre es ihm natürlicher Weise sehr unangenehm, so bald wieder von neuen Wünschen zum Abgang von dort zu hören, wenn auch nur von interimistischen. Ich weiß so gut als Du alle die Opfer, die eine Uebersiedelung erfordert, aber ich wiederhole Dir, daß ich zu dieser gleich entschlossen war und gleich wieder entschlossen sein will, wenn Du Dich doch noch anders besinnst und mich kommen lassen willst mit allen Kindern — oder nur mit einigen. Ich will Alles thun, was Du willst, und bitte Dich inständigst, überlege nochmals Alles. Uebrigens müssen nur Deine Gesundheit und Deine Dienstverhältnisse ganz berücksichtigt werden. Zu viel darf dem qu'en dira-t-on nicht eingeräumt werden, aber Rücksichten erfordert es doch. Daß Du aber an dem äußeren Glanz und, wie man's wohl nennen kann, dem Flitterstaat der dortigen Stellung immer weniger Reiz und Vergnügen findest, das glaube ich Dir gern, und das ist so natürlich wie es gut ist. Ueber den Geldpunkt bin ich vollkommen Deiner Meinung und bitte Dich inständigst, bleibe dabei. Daß die Königin so wenig freundlich, ja nicht eigentlich höflich dem diplomatischen Korps gegenüber ist mit Ausnahme von Dir selbst, finde ich doch sehr unrecht, und es kann allerdings die dortige Stellung nicht sehr angenehm machen. Doch sollte sie mich nicht weiter sehr damit grämen. Ach, wäre doch der Schluß des Parlaments mit Gewißheit zum Juni zu erwarten; so ewig lange hin mir auch jener Zeitpunkt schon erscheint, so müßte man doch für die Gewißheit schon so dankbar sein. Wenn ich aber denke, diese orientalische Geschichte könnte wenn auch nur ein Schattenbild der holländisch-belgischen in Hinsicht der Dauer sein, so wird mir so angst, daß ich nicht weiß wohin, und es wird mir dann immer schmerzlicher, daß Du so reisen mußtest, daß es nicht möglich war, Dich zu begleiten mit den Kindern!"

Statt nach London siedelt also Gabriele zum Frühjahr nach Tegel über, wo Hedemanns ihre silberne Hochzeit feiern und Adelheid dann ebenfalls einige Monate zubringt. Für den Unterricht der Kinder wurde dadurch gesorgt, daß an einigen Tagen Lehrer und Lehrerinnen nach Tegel herauskamen, an anderen die Kinder zur Stadt fuhren, um dort die Weisheit in sich aufzunehmen.

Gabriele v. Bülow an ihren Mann:

„Tegel, den 31. Mai 1840.

Ich fange, wie Du siehst, geliebtes Leben, mit jeder Woche früher für den Posttag zu sorgen an. Bis übermorgen sehe ich wieder mancherlei entgegen, was meine Zeit beschränken wird. Heute Mittag kommt der Onkel mit Rauch. Morgen ist der große Tag der Grundsteinlegung zu dem Monument Friedrichs des Großen. Der Onkel hat uns auch sehr gerathen, es mit anzusehen, da es doch sehr merkwürdig sein wird. Besonders wünsche ich es für die Kinder und bin ihm sehr dankbar, daß er mit seinem gewohnten liebenswürdigen Eifer für Plätze für uns gesorgt hat, und dies zwar bei dem Professor Weise im Universitätsgebäude. Doch ist noch manche Schwierigkeit mit dieser Fahrt verbunden, und als head of the family, was ich doch bin, wenn Du fern bist, hat man immer viel zu sorgen und zu denken. Wer weiß übrigens, wie es mit dieser Feierlichkeit noch wird, man fühlt eine wahre Beklemmung bei dem Gedanken daran, denn mit dem armen König ging es in den letzten Tagen wieder sehr schlecht, besonders vorgestern Nachmittag fand man ihn so übel, daß die Prinzen die für den gestrigen Tag gemachten Anordnungen zurücknahmen, der Kronprinz z. B. ein Diner absagen ließ, das er der Herzogin von Talleyrand geben wollte. Diese ist denn nun wirklich hier, ich bin gestern zur Stadt gefahren, um ihr einen Morgenbesuch zu machen, und es ist mir sehr lieb, es gethan zu haben, denn ich habe mich wirklich gefreut, die Dino so ganz unverändert in ihrer Freundlichkeit, ja wirklich Herzlichkeit für mich zu finden, obgleich ich in den letzten Jahren wirklich nicht freundlich gegen sie gewesen bin. Es war, als wenn die sieben Jahre nicht dazwischen lägen, und das ist immer erfreulich. Auch äußerlich fand ich sie unverändert, eigentlich noch schöner. Sie hat doch eine äußerst ausgezeichnete Physiognomie und ein gleiches Wesen. . . . Morgen Abend muß ich in Berlin bleiben wegen des übermorgenden Unterrichtstages und noch wegen einer anderen Veranlassung. Die liebe Adelheid hat mir nämlich zum 28. einen großen Wunsch erfüllt, in Deinem Namen zwar, aber doch ihrerseits mit der großen Zuthat ihrer Zeit. Sie hat mir nämlich von Randel Lella und Alla portraitiren lassen, gerade so wie ich den Doppelstern für Hedemann. Die Portraits erfordern aber noch einige Sitzungen. Ich hoffe aber, die Aehnlichkeit wird frappant

werden, denn sie ist es schon in der Anlage, und meine Freude darüber war schon sehr groß, als ich sie auf dem Geburtstagstisch erblickte, und ich danke auch Dir, Geliebter, denn Du verstehst, daß es eigentlich Deine Geschenke sind. Ich hoffe nur, Du hast Dich nicht zu sehr angestrengt in dem Geschenk, das Du mir durch Herrn v. S. schicktest. Mein Geburtstagstisch war viel reicher, als ich es nur im Entferntesten gedacht. . . .

Das Wetter war wie durch Zauberschlag ganz wunderschön geworden, so daß der Tag dadurch schon etwas sehr Festliches erhielt. Es war eine solche köstliche Klarheit des Himmels, daß sie Einem wahrhaft die Seele erhellte, und dies nahm ich besonders dankbar hin als ein günstiges Zeichen für die Zukunft. Deiner, geliebtes Herz, dachte ich mit der herzlichsten Liebe und Sehnsucht und vermißte Dich unendlich; ach, — darauf laß mich nicht kommen! Nach dem Frühstück ging ich allein nach dem Monument, wo ich lange blieb, und wo Vieles durch meine Seele zog. —

Den 2. Juni abends.

Hier mußte ich am Sonntag abbrechen. Der Onkel kam, leider nicht mit Rauch, aber mit seiner unerschöpflichen Liebenswürdigkeit, so daß wir sehr heitere Stunden verlebten. Um sechs Uhr fuhr er fort, und noch im Mühlengang begegnete er dem jungen S., der, den Abend vorher angekommen, sehr freundlicherweise gleich selbst seine Briefe und Packete zu überbringen kam. Dies erkenne ich sehr dankbar an, und es freute mich sehr, obgleich es mich wie immer andererseits auch bewegte, Jemand zu sehen, der so ganz frisch von Dir kommt. Man hat aber Einiges zu überwinden, ehe man mit S. in Fluß der Rede kommt, denn seine Affektation hat so zugenommen durch das Bestreben, die englischen Manieren anzunehmen, daß es anfangs wirklich nicht auszuhalten war, besonders da zuerst nicht allein die Sprache, sondern auch der Gang, die Bewegung, Alles in Betracht kamen, denn wir waren im Garten, und er mußte gehörig umhersteigen. Das half. Und die Natur und die Natürlichkeit der Menschen — ich meine mich, Adel und die Kinder — brachten ihn doch auf die rechte Bahn nach einiger Zeit, und er erzählte mir viel. Daß Alles mich interessirte, das brauche ich nicht zu sagen. Er rühmte außerordentlich Dein Befinden, sprach mit Staunen davon, welche Anstrengungen Du sowohl in Hinsicht der Arbeit,

der amtlichen Thätigkeit und der Geselligkeit zu ertragen vermöchtest, hörte gar nicht auf die Einwendungen, die ich doch leider in Hinsicht Deines Befindens machte, und ich gestehe Dir, daß es mir nicht ganz klar ist, wie er so rühmen kann, wo Du so klagst. Da es aber leider so ist, so finde ich es nicht günstig für Deine jetzigen Wünsche und das ganze Verhältniß, daß er Dich so kannibalisch wohl, wie der Onkel zu sagen pflegt, schildert.

Wie soll ich Dir aber, geliebte Seele, genug danken für das prächtige Geschenk, das Du mir durch S. geschickt? Ich kenne zwar nur erst die Außenseite, aber an der allein hat man sich lange zu weiden. Ich bin nämlich so großartig enthaltsam gewesen und habe die köstliche dressing box noch nicht eröffnet, sondern die Schlüssel dazu rasch verschlossen, um mit allem Genuß von Zeit und Weile die inside in Augenschein zu nehmen. Es war nämlich spät, als uns S. verließ, ich hatte nach Lesung Deines Briefes, für den ich auch von Herzen danke, und der Eröffnung der anderen Packete vielerlei zu thun für den bevorstehenden Berliner Tag. Dieser ist sehr gut abgelaufen. Der vierstündige Aufenthalt im Universitätsgebäude war ermüdend, aber äußerst belohnend. Der Anblick der ganzen Feierlichkeit war ebenso schön wie erhebend und hat mir einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Die ernste Stimmung, die wohl schon durch die Handlung selbst sehr erregt sein mußte, wurde, wie natürlich, sehr erhöht durch die Trauer und Sorge, die ein Jeder für den leidenden theuren König fühlte. Aber das trug eben zu der Feierlichkeit des Ganzen so bei, man fühlte sich so vereinigt in der Empfindung mit der ganzen ungeheuren Menschenmasse, die man vor sich sah, dem Kronprinzen folgte man mit solchem Antheil, kurz, ich kann es nicht ausdrücken, aber ich fühlte mich auf das Tiefste ergriffen. Auf eine Beschreibung des Ganzen lasse ich mich nicht ein, die Zeitung giebt sie heute recht hübsch, und Line schreibt Dir auch einige Details. Wir sahen sehr gut, kamen leicht hin und zurück und waren sehr zufrieden, diese Plätze gehabt zu haben, obgleich uns Prinzeß Wilhelm eine Aufforderung, in ihr Palais zu kommen, hatte zugehen lassen. —

Hierbei ein Exemplar der Rede, die der Onkel gestern bei dem in der Akademie stattgehabten Diner gehalten, und welches er mir aufgetragen hat, Dir zu schicken. Er meint, er müsse um Nachsicht bitten für die

ſo ſchwierige Löſung des Problems, über beide Könige zu ſprechen. Ich finde das aber groß gelöſt.

Ich lege Dir die Kinder alle ans Herz und bin ewig Deine

G."

„Tegel, den 6. Juni abends.

Mein liebes, beſtes Herz!

Ich kann mir ſo lebhaft denken, in welcher beſorgten und geſpannten Stimmung Du wegen des armen Königs biſt, daß ich Dir doch die Wohlthat thun will, Dir die in der Einlage enthaltenen Nachrichten mitzutheilen. Sie ſind zwar leider von der traurigſten Art, und vielleicht iſt in dieſer Stunde ſchon Alles vorüber, denn nach unſeren letzten Nachrichten glaubte man nicht, daß der König die Nacht erleben würde. In ſolchen Momenten iſt Mangel an Nachrichten gar zu peinlich. Wir fühlen das jetzt ſchon hier in ſo geringer Entfernung, wie muß es Dir erſt ſein, Du Armer, in Deiner weiten Entfernung und in Deiner Einſamkeit! Sich ſo gar nicht ausſprechen zu können, iſt ſo ſchrecklich; wie viel gedenke ich Deiner! Es iſt dies ein großer Augenblick, dem man entgegen geht, und in ſolchem iſt Trennung und Entfernung eine große ſchmerzliche Zugabe. Des Onkels Schreiben werden Dir ein Bild geben von dem Ganzen. Das Leiden ſcheint auf völlige Auflöſung zu deuten. Wie dunkel iſt doch alles menſchliche Wiſſen! Gott wolle die ſchwere Stunde ſanft vorüber führen. Unendlich viel gedenke ich auch der armen Kronprinzeſſin, die ſchwere Tage jetzt verlebt unter dem großen Kreis, der ſich verſammelt hat. Heute Nacht ſoll man den Kaiſer erwarten. Das ſagte wenigſtens Lord William Ruſſell, der herkam, gerade als die Dino bei uns war.

Es war heute ein köſtlicher Tag. Ach, wenn Gottes Welt ſo ſchön, dadurch vollends ſchön iſt, ſo denkt man mit noch tieferem Weh eines Sterbenden. Gott mit uns und Allen, die wir lieben und ehren!

Nächſtens mehr von

Deiner

G."

„Tegel, den 7. Juni 1840.

Ich habe Dir geſtern Abend einige Zeilen geſchrieben, mein theuerſtes Herz; ſie werden heute Abend durch die Hamburger Poſt abgehen. Ich wollte nur, ich könnte ſie früher zu Dir hinzaubern, denn aus Deinen

eben erhaltenen Zeilen geht mir nur zu deutlich hervor, in welcher peinlichen Lage Du bist bei des Königs gefährlichem Zustande. Mit größter Bangigkeit sahen wir heute der Zurückkunft eines in aller Frühe geschickten Boten entgegen, er brachte nicht die schlimmste Nachricht, aber doch sehr traurige. Der Onkel ist heute früh um fünf schon ins Palais gerufen worden. Er schickt uns gewiß einen Boten, sowie die Entscheidung da ist. Ach, da alle Hoffnung dahin ist, muß man den Allmächtigen bitten, den Todeskampf nicht zu verlängern. —

Abends.

Bis dahin hatte ich heute Nachmittag geschrieben, als ein Bote vom Onkel kam, der Jedem von uns einen Brief brachte. Den meinigen habe ich Dir gleich durch den rückkehrenden Boten geschickt und hoffe, daß er noch zur rechten Zeit nach dem Postamt gekommen sein wird. Sein Inhalt war zwar der traurigste, aber auch mit der Kunde des Todes hat es ja in diesem doch so kurzen Leben Eile! Daß man Dir diesen augenblicklich zukommen lassen wird, bezweifle ich nicht, aber ob man Dir berichten werde, daß der König in der völligsten Agonie lag, das weiß ich nicht, und deshalb schickte ich Dir des Onkels Zeilen. Die sich in Berlin äußernde Aufregung und Theilnahme sollen unbeschreiblich sein, Tausende von Menschen füllen stets den Platz vor dem Palais und blicken in tiefstem Schweigen nach den Fenstern, wo sie wissen, daß der geliebte König liegt. Ich schrieb Dir schon neulich, wie mich dieser Anblick ergriff, seitdem ist das immer mehr der Fall gewesen. Heute am Pfingstsonntag, der den köstlichsten Tag brachte, den wir noch gehabt haben, war es hier ganz still von Besuchenden. Dieser große Feiertag und das himmlische Wetter ließen die Wehmuth noch tiefer empfinden, und uns besonders schlug sie recht an das Herz, als wir heute gegen Abend auf dem lieben Hasselwerder waren und der Feier des 3. August so lebhaft dort gedachten, ja, auf dem Platz, wo wir unser damaliges Freudenfeuer lodern ließen, noch die Rudera davon fanden, halb verkohlte Stückchen Holz. Gerade heute an seinem Todestag, denn es ist nicht zu glauben, daß es nicht heute geendigt haben sollte. Bei den Nachrichten ist nur zu beten, daß er sanft hinüber geschlummert sein möge.

Wir sind besorgt für den Onkel, daß diese stete schmerzliche Aufregung, in der er nun seit Mittwoch lebt, ihn angreifen möchte. Gott behüte ihn, es ist doch auch für ihn ein großer Lebensabschnitt! Mit

dem Kronprinzen ist er oft und viel allein gewesen in diesen Tagen fast beständigen Aufenthalts im Palais und rühmt sehr seine Fassung und Haltung, obgleich er körperlich sehr angegriffen sein soll. Zwischen dem König und dem Kronprinzen ist das Verhältniß bis zuletzt sehr schön gewesen. Man erzählt sich das mit tiefer Rührung, wie überhaupt viele Beweise von des Königs Herzensgüte, und es ist nur eine Stimme der Liebe und des Schmerzes um ihn!

Den 8., unseres lieben Bernhards Geburtstag, den in der Trauer um den guten König zu begehen mir sehr wehmüthig ist. Doch ist es nicht heute, daß er vollendete, sondern schon gestern. Wir aber erhielten die volle Gewißheit erst heute. Heute Morgen, als wir noch Alle im tiefen Schlaf lagen, um halb sechs Uhr, kam der Onkel. Wie an meine Thür gepocht und dies gesagt wurde, war mir natürlich des Königs Tod gewiß. . . .

Des seligen Königs letzte Unterschrift ist die unter der Kabinetsordre zur Errichtung des Monuments Friedrichs des Großen gewesen und am Himmelfahrtstag vollzogen, und seine letzte schriftliche Bemerkung sind die Worte: „Soll nicht gezögert und nicht geknickert werden" bei der Bewilligung eines — ich weiß nicht welchen — Kirchenbaues.

Gleich nach dem großen Augenblick hat sich der neue König ganz unbemerkt entfernt. Daß Rochow der Allmächtige nun sein wird, bezweifelt Niemand, und — Strauß! Nur er hat in dieser verhängnißvollen Zeit den geistlichen Zuspruch gegeben und auch gleich nach dem Tode die Einsegnung verrichtet! Man glaubt allgemein, daß der König sich nicht Friedrich III., wie man früher der Meinung war, nennen wird, sondern Friedrich Wilhelm IV. Prinz Wilhelm heißt nun Prinz von Preußen."

„Tegel, den 15. Juni 1840.

. . . So sehr ich den Wunsch hatte, etwas von der Beisetzungsfeierlichkeit zu sehen, so stellte ich mir dies nicht als möglich vor, da gleich bei der ersten Nachfrage danach der Onkel ganz abgewiesen worden war, wie Du aus seinem komischen Billet ersehen wirst. Diese Antwort: „Es is nischt, Alterchen, und wenn Sie eene kleene Exzellenz wären", war nämlich von einer Frau im Schloß auf seine Frage erwidert worden, ob man nicht von da aus den Zug würde sehen können. Und als er sich höheren Orts für die Talleyrand verwandt hatte um einen Platz im

Dom für sie, hatte man auch solche Schwierigkeiten gemacht, daß ich gänzlich davon abstrahirte. Eigentlich ist es nachher gar nicht so exklusiv gewesen, und hätte ich wohl Recht, mich zu beklagen, daß man meine „kleene Exzellenz" gar nicht berücksichtigt hatte, bin aber natürlich weit entfernt, dies zu thun, besonders des Onkels wegen nicht, der sich so unendlich bemüht hatte, uns Plätze zu verschaffen. Da ihm dies endlich gelungen, gab ich um so mehr den Bitten der Kinder nach. Ich selbst, weißt Du, liebe es, solche großen Eindrücke aufzunehmen, und es ist mir doch sehr lieb, diesen gehabt zu haben. Er war so ernst wie großartig, wenn man auch in der Empfindung nicht ungestört bleiben kann, weil solch feierliches Begängniß doch immer etwas Schauspielartiges hat. Das Ganze war aber sehr ergreifend und der Anblick der ganzen Umgebung herrlich. Wir konnten sehr gut sehen, nämlich nicht in der Säulenhalle des Museums, sondern oben vor der Thüre zur Bildergalerie, wo Dr. Waagen uns sehr freundlicherweise eine Stellage hatte machen lassen, auf der wir Alle stehen konnten. Vom letzten Schloßportal bis in den Dom war der Weg in großer Breite ganz schwarz belegt. Diese Bezeichnung in dem sonst sehr weit leergelassenen, von Truppen umgebenen Raum war mit das Ergreifendste des ganzen Anblickes. Doch Du hast das Alles in den Zeitungen, und ich kann und will nichts weiter beschreiben. In mir aber habe ich ein großes, schönes Bild davon. Der Moment, wo die Kanonen und das Kleingewehrfeuer donnerten, während man wußte, was im Innern der Kirche vorging, durchbebte Einen wahrhaft, und da that es mir doch sehr leid, nicht in der Kirche zu sein. Sehr gern hätte ich auch abends den Zug vorübergehen sehen, das war aber nicht gut thunlich für uns, und wir kehrten gegen Abend hierher zurück, und uns wurde noch eine schöne Feier dieser Stunde in ganz eigener Art, wie es wohl in keiner anderen Familie möglich wäre. Wir hatten nämlich des seligen Vaters Briefe, an die selige Mutter nach Rom 1810 geschrieben, vor uns und fanden darin alle Details über die Krankheit und den Tod der Königin, über die Einholung ihrer Leiche, ihre Ausstellung im Schloß, gerade in demselben Zimmer, wo der König gestorben, die Beisetzung im Dom und die Mittheilung des ersten Planes des Königs, ihr ein Mausoleum zu errichten, worüber er zuerst mit dem Vater gesprochen, der auch die Zeichnung davon giebt, und zuletzt die Bestellung des Monuments

Dieses bestand aber zuerst nur darin, daß die Büste, die Rauch schon von der Königin gemacht hatte, hergeschickt werden sollte, wozu eben durch die Mutter des Königs Befehl an ihn erging. Das Alles ist mit des Vaters ganzer Eigenthümlichkeit geschrieben, es spricht sich ein solches Mitgefühl an des Königs Verlust darin aus und schildert dessen Schmerz so lebhaft, wir fühlten darin so die Ahnung der eigenen Zukunft, wie sie ihm bevorstand, daß es wirklich ein unbeschreibliches Gefühl war, das Alles in solcher bedeutungsvollen Stunde zu lesen. Die dreißig dazwischen liegenden Jahre erschienen wie ein Traum. Ach, fände man nur öfters die Zeit zu so abgeschlossener Stimmung, als es das Lesen solcher Briefe erfordert. Daß es so selten geschieht, ist traurig, und daß das schon so kurze Leben sich oft so zerstückelt. Die Gegenwart will immer ihr Recht behaupten. So ist es mit meiner gestrigen Vorbereitung zu diesem Brief auch nicht weit gediehen, die Müdigkeit übernahm mich, und ich brach um so mehr ab, als in den letzten Tagen meine Nerven sehr unbequem gewesen waren und mir öfters Zahnweh herbeigeführt hatten. Am Sonnabend war ich nach einer davon gestörten Nacht ganz abgespannt, so daß mir wieder wie vorgestern und übermorgen zu Muthe war. Das drückt wirklich solchen traumartigen Zustand, in welchen Nervenangegriffenheit Einen versetzen kann, so ganz aus, weil das Heute oft ganz verschwindet. Wir haben sehr zahlreichen Besuch gehabt. Sonntag kamen der Onkel und Rauch mit einem jungen Architekten. Rauch war unendlich liebenswürdig und der Onkel fast zu gesprächig. Die Dino hat erzählt, der König habe sie gefragt, ob sie nähere Bekannte in Berlin habe, worauf sie mich genannt und zur Antwort erhalten habe: „O, das ist eine ausgezeichnete Frau!" Was sagst Du dazu, Geliebter, kann ich mich nicht sehr brüsten? Ich bin aber statt dessen höchlich verwundert."

Bülows politische Thätigkeit erfuhr durch den Thronwechsel in Preußen keine Veränderung. Allein trotz ununterbrochener Bemühungen wollte der Vertrag der vier Mächte — Frankreich schloß sich aus — mit der Pforte nicht zum Abschluß kommen, und Bülows Urlaub mußte abermals von Woche zu Woche verschoben werden. Gabriele folgte inzwischen mit allen Kindern ihrer Schwester Hedemann nach Burg-Oerner. Es war ein sehr reicher und heiterer Kreis, der sich da zusammenfand, denn Hedemann, dessen gastliches Haus seinen eigenen Verwandten ebenso

wie denen seiner Frau jederzeit offen stand, hatte seine Schwester Frau v. Loën mit ihren Kindern eingeladen. Diese standen den Bülowschen an Fröhlichkeit und Begabung nicht nach, und sprudelnder Witz und unbegrenzte Phantasie trieben bald die wunderlichsten Blüthen. Der spätere Theaterintendant in Weimar, Freiherr August v. Loën, zeigte schon damals sein ungewöhnliches Talent nach dieser Richtung hin. Was später den Mann zu hohen Ehren brachte, zog ihm als Knabe manche Strafe zu; jetzt aber durfte er einmal seiner Neigung frei die Zügel schießen lassen, zum Ergötzen von Groß und Klein. Er schrieb selbst Theaterstücke, und nicht etwa Possen, sondern Dramen von der höchsten, gräßlichsten Tragik, und studirte sie den Geschwistern und Cousinen ein. Die Schicksale der Kaiserin Katharina und Menzikoffs waren ein bevorzugtes Thema. An Todesurtheilen und Ermordungen wurde nicht gespart, was aber sämmtliche Enthaupteten und Verbannten nicht hinderte, zum Schluß in ihrem Sibirien einen „pas de zéphyr" auszuführen, der mehr durch Grazie als historische Wahrscheinlichkeit glänzte. Die Kinder kamen aus den Verkleidungen gar nicht heraus, und das alte Haus hallte wieder von dem fröhlichen Lachen und all den tanzenden und springenden Füßen, so daß Gabriele selbst sich in die eigene frischeste Jugendzeit zurückversetzt glaubte.

Im munteren Spiel wurde bei den Kindern hier der Grund gelegt zu lebenslanger treuer Freundschaft, und zwischen den beiden Aeltesten der Familien Loën und Bülow woben sich die ersten zarten Fäden, die ein Jahr später zum festesten und beglückendsten Bande werden sollten.

Solchen Zeiten übersprudelnder Heiterkeit folgt auf Erden gar zu oft ein Rückschlag, und so kam es auch hier. Kaum war das Posthorn verklungen, das die letzten Grüße der Scheidenden nach Burg-Dorner herübersandte, so befiel die Zurückbleibenden eine schwere Sorge. Der kleine Bernhard erkrankte an einem hitzigen Fieber. Viele Tage schwebte er in Todesgefahr. Immer geringer wurden die Kräfte, immer schwächer die Hoffnung auf Genesung. Mit schweigendem Kopfschütteln hatten sich die Aerzte entfernt, ihre Kunst war zu Ende. Schon schien das Kind in tiefer Bewußtlosigkeit hinüberzuschlummern. Da rang die Mutter in himmelstürmendem Flehen um dies theure Leben, und wie eine Eingebung kam ihr mitten im Gebet der Gedanke, noch einen verzweifelten Versuch zu wagen. Sie ließ sein Bettchen in einen der oberen

Säle tragen und öffnete alle Thüren und Fenster, so daß trotz der gewitterschwülen drückenden Augusthitze ein fliegender Zug entstand. Da erwachte der Knabe aus seinem Todesschlaf mit dem Seufzer „my dear papa" und war dem Leben zurückgegeben. — —

Ahnungslos, welche Gefahr sein Theuerstes bedrohte, reiste Bülow unterdessen der Heimath zu. Als er in Burg-Oerner eintraf, fand er den wunderbar geretteten und wie neu geschenkten Sohn bereits völlig in der Genesung.

Für eine Badekur war die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten, und so suchte Bülow seine Erholung nicht anderswo als in dem stillen Landleben, wohin nichts vom Geräusch der Welt und der leidigen Politik dringen konnte. Erst der Oktober führte ihn wegen der Krönung Friedrich Wilhelms IV. wieder nach Berlin und Tegel, wo die Seinen noch für zwei Monate ihren Aufenthalt nahmen. Ehe noch sein Urlaub abgelaufen, veranlassen die Kriegsrüstungen Frankreichs den König, Bülow eilig nach London zurückzusenden, wo bei Palmerstons Schroffheit und Frankreichs Hartnäckigkeit hinsichtlich der ägyptisch-türkischen Verwickelung eine solche vermittelnde Persönlichkeit zur Erhaltung des Friedens von unschätzbarem Werthe war. Kurz vor seiner Abreise, am 24. Oktober, eröffnet sich ihm die Aussicht auf den Posten als Bundestagsgesandter in Frankfurt. Obgleich dieser seinem gegenwärtigen Rang nicht entsprach und ihm daher auch nicht wohl angeboten werden konnte, so gab er seinen Vorgesetzten zu verstehen, daß ihm diese Stellung sehr erwünscht wäre, um endlich dauernd in die Heimath zurückkehren zu können. Mit der Zusicherung baldmöglicher Erfüllung seines Wunsches kehrte er nun noch einmal allein nach London zurück und suchte mit unvergleichlicher geistiger und körperlicher Frische sein dortiges Wirken zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Von seinen Absichten auf Frankfurt war noch nichts bekannt geworden, und so erwartete man bei dem bevorstehenden Abschied des Ministers v. Werther in vielen Kreisen allgemein Bülows Berufung zum Minister des Auswärtigen.

Er selbst schreibt darüber in edler Bescheidenheit an seine Frau:

„London, den 9. November 1840.

. . . Die Nachricht, welche Du mir mittheilst, hat weder von der einen noch von der anderen Seite viel Ueberraschendes für mich gehabt, denn daß der Eine nicht fern vom Gehen und der Andere nahe am

Kommen war, wußte und fühlte ich. Inzwischen gestehe ich gern, daß ich nicht glaubte, daß dies Ereigniß jetzt gleich eintreten würde. Es kann sein, daß durch die scheidenden Worte des Königs an mich, im Hören mehrerer nahe stehender Personen, man irre geleitet worden sei. Ob dies in der Absicht gelegen, weiß ich natürlich nicht zu beurtheilen, vielleicht fühlte der König, daß er mir etwas Stärkendes zum Abschied sagen müsse, und sagte mir daher jene Worte, ohne eine Bedeutung hineinlegen zu wollen, welche unter den obwaltenden Umständen man vielleicht hineinlegen konnte. Jedenfalls muß ich aber erkennen, daß ich keinen Rechtsanspruch auf einen Posten habe, welcher mehr als jeder andere von dem persönlichen Vertrauen abhängt. Auch ich gestehe gern, daß bei den überaus hohen und wahrhaft brillanten Kenntnissen und Eigenschaften des Königs ich mir oft selbst so unbedeutend vorgekommen, daß ich mehr als Zweifel darüber empfunden, ob ich im Stande sein würde, den gerechten Ansprüchen eines solchen Herrn zu dessen Zufriedenheit zu entsprechen. Diese Betrachtung, deren Werth Du nicht verkennen wirst, läßt mich eine gewisse Beruhigung empfinden, ja gewährt mir selbst Freude darüber, daß ich nicht auf eine Klippe getrieben worden bin, von welcher mein Sturz vielleicht bald nachher erfolgt sein würde. Der tarpejische Felsen ist ja nahe dem Kapitol! Wenn nun aber dies meine Gedanken sind, so kann ich mich auch nur über die getroffene Wahl in jeder Hinsicht freuen. Ich halte Graf Maltzahn für den Besten, welcher gewählt werden konnte.

Ich werde stark in Anspruch genommen und bin gleich in die vollste Thätigkeit getreten und die Seele neuer Kombinationen geworden. Die orientalische Angelegenheit geht in ihrer Entwickelung rasch vorwärts, günstig in Syrien und günstig in Frankreich. Ich hoffe, daß wir zum Ziele gelangen werden, allein an Schwierigkeiten aller Art fehlt es nicht. Mir ist dies ganz recht, je mehr, je besser. Gott hat mir in seiner großen Gnade meine guten geistigen und körperlichen Kräfte wieder geschenkt, und ich freue mich wahrhaft, davon zum Besten unserer Interessen Gebrauch machen zu können. Ich würde eine fortgesetzte Unthätigkeit gegen mich selbst nicht zu rechtfertigen im Stande gewesen sein. Die Krisis ist zu groß, als daß nicht die besten Kräfte und Erfahrungen in Anwendung gebracht werden müßten, und Gott doch noch seinen vollen Segen geben muß, damit man den rechten

Fleck nicht verfehle und Alles zum Guten leite. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen meines Hierseins tröstet mich wunderbar über den Schmerz meiner Trennung von Dir, mein süßes Herz, und den lieben Kindern. Ich fühlte und fühle, daß ich nur in Ehre leben und bestehen kann, und daß ich nur in jener Beruhigung auch Glück und Freude in unserem Zusammenleben finden kann. Dein lieber Brief, welchen ich gestern Abend erhielt, sagt mir, daß Du gleiche Empfindungen mit mir theilst. Meine Ehre muß für Dich und die Kinder auch ein Heiligthum sein. . . ."

Am 25. November unterschrieb der König die Kabinetsordre, die Bülow zum Bundestags-Gesandten in Frankfurt bestimmte. Für Bülows nahm nun die Zukunft eine bestimmtere Gestalt an, wenn auch in der nächsten Zeit noch keine Veränderung eintreten konnte. Frau v. Bülow, die im Herbst schon Hedemanns das Opfer gebracht, ihnen die zweite Tochter auf mehrere Monate mit nach Erfurt zu geben, schickte sich an, mit den übrigen Kindern für den Winter wieder nach Berlin zu ziehen. Sie schreibt ihrer Schwester:

„Tegel, den 3. Dezember 1840.

Wenn auch nur wenige Worte, aber die muß ich Dir, geliebte Adelheid, noch sagen, ehe ich von dem geliebten Tegel scheide. — Ach, und das ist übermorgen, und morgen möchte es mir vollends an Zeit fehlen. Ich brauche Dir nicht zu schildern, wie mir ist bei diesem Scheiden. Jeder Aufbruch von hier ist so schmerzlich, aber dieser, wo ich mir mit Gewißheit sagen kann, daß es der letzte ist vor einem neuen Lebensabschnitt, daß vielleicht Jahre darüber hingehen, ehe ich so bleibend wieder hier sein werde, das bricht mir fast das Herz. Es ist zu himmlisch hier, und es ist doch unsere wahre Heimath, ja, wenn es nicht zu eigen klänge, möchte ich sagen, es ist der Uebergang von diesem Erdenleben zu jenem höheren, in das unsere hier ruhenden Lieben eingegangen sind. Du hast gewiß diese Empfindung schon oft hier gehabt und verstehst sie, so mangelhaft ich ihr auch nur Worte zu geben weiß. O, hättest Du doch und Ihr anderen Lieben diese letzten Morgen noch hier erlebt, diese Klarheit des Himmels, wie die Verheißung alles Guten und Schönen, und diese Sonnenuntergänge! Ich behaupte, es ist noch viel schöner hier im Winter als im Sommer, den Sonnenaufgang und die ihm folgenden Beleuchtungen sieht man — unsereins wenigstens —

dann nicht so beim Frühstückstisch. Es ist buchstäblich wahr, heute Morgen sah ich über meine Tasse hinweg auf den glänzenden See, auf dem sich helle Segel bewegten, und die entlaubten Bäume verbargen auch nicht das Monument, das die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten. Und das Alles verläßt man, um sich in der Wilhelmstraße einzukerkern! Heute hatte ich einen Brief von Bülow, wo er die besten Hoffnungen ausspricht für eine baldige Lösung der vielbesprochenen Frage. Seit dem Fall von St. Jean d'Acre*) scheint kein Zweifel zu sein, daß Mehemed Ali bald sagen muß, Allah sei groß, wenn er noch in Besitz von Aegypten bliebe, auch scheint eine respektable Majorität für Guizot zu erwarten. Die heutigen Nachrichten aus Paris sind nicht ganz so gut, indessen wird das wohl hoffentlich auch leeres Geschrei sein. Bülow hat durch König Leopold Guizot dringend rathen lassen, in seiner Rede die volle Wahrheit zu sagen und den Thiers nicht zu schonen. Ich schreibe dies Alles für Hedemann, obgleich nur mit einem Auge, denn ich bin müde. Ueber Frankfurt hat Bülow nun Gewißheit und sagt: „Gott Lob, daß wir so weit sind." So muß ich es auch mit ihm sagen und in Berlin ein glückliches Gesicht dazu machen, um uns nichts zu vergeben. Das erschwert mir vollends das Hineinziehen. Doch, was hilft's. „Durch, edler Aar, die Wolke muß Dir weichen!" und viel ist gewonnen, daß wir so lange hier waren. In häuslicher Hinsicht war es auch so bequem und unser Leben so einfach. Der Kinder Kummer, daß es nun aufhört, ist ordentlich komisch, wie ja überhaupt das Amüsement nie zwischen uns ausgeht. Wie hoch wir uns zwischendurch geschwungen haben, sagt Dir Gabrielens Brief. Als ich den Kindern die letzten Scenen des Don Carlos vorlas, strömten die Thränen. Nachdem Therese sich überzeugt hatte, daß Line wirklich weine, und sie nicht wegen ihrer einsamen Thränen ausgelacht werden konnte, holte sie ihr Taschentuch hervor und zerfloß ordentlich. Seitdem haben wir die Piccolomini, Wallensteins Tod und Maria Stuart gehabt.

Lebe herzlich wohl und schreibe mir nun wirklich bald, Geliebte. Was Du Alles zu thun hattest, begreife ich vollkommen, aber Rom ist ja auch nicht in einem Tage erbaut. Sei nur nicht zu sehr mère de

*) 3. November 1840.

famille, und wenn es Dir nicht danach ist, oder Du Anderes zu thun hast, opfere nicht Deine Zeit dem Familienelend, wie Du Dich ausdrückst, wenigstens nicht für Alla, die ist es ja gewöhnt, daß bei uns oft Jeder für sich in seiner Gedankenbude ist, und ich besonders gab ihr darin selten ein anderes Beispiel. Also zum letzten Mal Lebewohl aus Tegel! Gabriele, die immer das Heitere sieht, theilt Hedemanns Meinung, daß wir im nächsten Sommer noch hier sein würden, o, daß sie Recht hätten! Gott mit uns Allen. In innigster Liebe

Deine G."

Bülow an seine Frau:

„London, den 1. Januar 1841.

Da steht es geschrieben, geschlossen ist das Jahr 1840, und ein neuer Kreis der Tage hat sich aufgethan. Was die Vergangenheit brachte, ist jetzt zu übersehen, was die Zukunft in ihrem Schoße verschließt, sollen wir erst erfahren! Doch darin liegt ja nichts Schreckendes für uns. In Hoffnung und Liebe können wir vertrauensvoll das Kommende erwarten, denn wir waren glücklich und werden es auch ferner sein, nicht wahr, mein liebstes, theuerstes Herz? Ich trete muthig in das Jahr 1841, von Dank erfüllt für das viele Gute und Glückliche, welches wir im verflossenen Jahre erfahren haben. Vor allen Dingen rechne ich dahin die glückliche Wiedergenesung unseres lieben Bernhard, die Bewahrung Deiner Gesundheit, mein lieber Engel, und der der übrigen lieben Kinder. Auch darf ich nicht verkennen, daß meine Gesundheit wesentlich gewonnen hat, und daß ich der frohen Aussicht leben darf, bald bleibend mit Dir und den Kindern wieder vereinigt zu sein. Gewiß muß ich es auch dankbar anerkennen, daß ich hier Nützliches und Ehrenvolles zu leisten im Stande war, und daß die gefahrvollen Wolken, welche den politischen und meinen Horizont bedeckten, sich mehr und mehr verzogen haben. — Doch je dankbarer ich der Vergangenheit gedenke, desto lebhaftere Wünsche und Bitten richte ich zu Gott, damit Er uns sämmtlich in Gesundheit bewahre und uns schenke, was uns gut und gedeihlich ist. Vor allen Dingen sei Gottes vollster Segen mit Dir, mein theuerstes Herz!

Wie gern hätte ich heute Nachrichten von Dir gehabt! Es fehlen uns wieder zwei Hamburger Posten. Ich fürchte, Du bist zu Weihnachten schlecht weggekommen. Nun, wir können ja das Versäumte

nachholen. Deine nachträglichen Wünsche haben mich herzlich lachen machen — Handtücher und braunes Packpapier! Du bist die Bescheidenheit und Einfachheit selbst!

Ich soll morgen früh per railroad zu Palmerston nach Broadlands. Er hat mich sehr freundlich zum Besuch eingeladen auf mehrere Tage. Ich bin vielfach unterbrochen worden, daher mußt Du nun auch mit wenigen Worten vorlieb nehmen. Doch da sie vom Herzen kommen, so werden sie ja auch zum Herzen gehen.

Ich umarme die lieben Kinder und Dich, mein Alles, mit aller Liebe und Herzlichkeit. Bewahre mir Deine Liebe, auf daß ich reich bleibe!

Ewig Dein treuer H. B."

Bekanntlich kam die orientalische Angelegenheit erst am 13. Juli 1841 durch einen neuen Vertrag mit Frankreich zum Abschluß. Es bedurfte unsäglicher Mühe von Seiten aller Betheiligten, ehe man zu diesem Ziele gelangte, und die Konferenzen können sich an Länge und Schwierigkeit mit den holländisch-belgischen vergleichen. Bülow, der außer den hierfür erforderlichen Arbeiten noch mit Palmerston eine Handels- und Schifffahrts-Konvention zwischen dem Zollverein und England schließt, erkrankt mitten in dieser Thätigkeit an einem Karbunkel am Hinterkopf, der ihn während mehrerer Tage in Lebensgefahr bringt, aber dennoch kaum vom Arbeiten abhält. Eine Operation rettet ihn, und Gabriele, der er den Ernst seines Zustandes verheimlicht hatte, erfährt die erschreckenden Nachrichten durch die Zeitungen. Doppelt schwer war es ihr hiernach, immer noch keinen Zeitpunkt seiner Rückkehr bestimmt zu sehen. Die schöne Jahreszeit nahte wieder, wieder lockte das liebe Tegel, und mit dem Frühling zog man hinaus. Mit all dem Knospen und Blühen der Natur entfaltete sich auch die Liebe in zwei jungen Menschenherzen.

Der Mutter war es keine Ueberraschung, als der junge Leopold v. Loën, Lieutenant im Ersten Garderegiment, um die Hand ihrer ältesten Tochter Gabriele warb. Als Neffen Hedemanns kannte sie ihn von Kindheit auf, und die Vorliebe, die sie von je her für den wunderschönen Knaben gehegt, hatte sich dem nicht minder schönen, ritterlich liebenswürdigen Offizier gegenüber noch gesteigert. Hedemanns liebten ihn wie einen Sohn, ihnen konnte nichts erwünschter sein als seine

Verbindung mit der geistvollen Lella, die ihnen ebenfalls wie eine Tochter nahe stand. So ward einem regen Verkehr, den die verwandtschaftlichen Beziehungen rechtfertigten, kein Hinderniß in den Weg gelegt, und die Herzen, die sich schon seit sieben Jahren, wie die Braut später behauptete, so gut verstanden, hatten sich bald für immer gefunden.

Es war für Frau v. Bülow nicht leicht, gerade in dieser Zeit die Gegenwart ihres Mannes entbehren zu müssen, und sie war um so mehr auf eigene Entscheidung angewiesen, als sie nicht einmal brieflich seinen Rath einholen konnte, da sie es für besser gehalten, den schon über Gebühr in Anspruch genommenen Bülow nicht schriftlich mit diesem sich vorbereitenden Ereigniß zu beunruhigen. Hoffte sie doch, er würde selbst eintreffen, ehe noch das bindende Wort gesprochen, sah sie doch voraus, daß leichter als all ihre Briefe Loëns einnehmende Persönlichkeit und edler Charakter den Sieg davontragen würden über die Bedenken, die Bülow wegen der allerdings bescheidenen pekuniären Lage gegen eine Verbindung mit seiner Tochter geltend machen mochte.

Während so der einen geliebten Tochter bräutliches Glück nahte, erkrankte die liebliche Therese an einem rheumatisch-gastrischen Fieber, von dem sie noch kaum genesen schien, als die zweite Tochter Alla von Dessau abgeholt sein wollte, bis wohin Hedemanns sie zurückgeleitet hatten. Wohl mochte sich da Frau v. Bülow „weniger oder mehrere Herzen" wünschen, um all den verschiedenen Gefühlen gerecht werden zu können. Zurückgekehrt von Dessau, fand sie Therese durchaus nicht in der Besserung fortgeschritten, und besorgt sah sie die inzwischen vorgegangene Veränderung.

Wer doch das Bild dieses Kindes wiedergeben könnte, wie es denen vor Augen steht, die sie gekannt, körperlich und seelisch so schön, so vielversprechend! Die schlanke kräftige Gestalt, der Kopf mit dem goldbraunen Haar über der schönen Stirn, die strahlenden Rehaugen, in denen es immer von Scherz und Muthwillen blitzte, der rothe Mund, der von Lachen und Plaudern überfloß. Mit einem solchen Aeußern, das noch nie einen Tag des Krankseins gekannt, dazu einer herzgewinnenden Fröhlichkeit und einem hervorragend praktischen Sinn, schien sie so recht für das Leben geschaffen. Ihr lebhaftes Temperament hatte sich früh schon vom Zwang der Nursery, der die Kinder von

aller Berührung mit den Dienstboten abschließt, befreit. Ihr warmes Herz nahm Theil am Schicksal jedes einzelnen Hausgenossen, sie kannte jeden Gartenarbeiter mit Namen und wußte von seinen Leiden und Freuden, und manches alte müde Gartenweib ist freudiger an ihre Arbeit zurückgekehrt nach dem freundlichen Gruß und sonnigen Blick dieses Kindes, das man die Verkörperung der Freude hätte nennen können.

Und nun? Sie, die man nicht anders als laufend und springend kannte, sie durfte nur langsam gehen, nur leise und wenig sprechen vor quälender Athemnoth. Verstummt war das helle Lachen, und wenn es sich wieder einmal Bahn brechen wollte, verbot es das ängstlich klopfende Herz. So fand die Mutter ihr Kind wieder. Die treueste ärztliche Pflege, die sie von Anbeginn der Erkrankung gehabt, konnte nur vorübergehend lindernde Mittel geben, nicht das Uebel selbst beseitigen. Es hatte sich, wohl infolge des rheumatischen Fiebers, ein Herzleiden ausgebildet, dem sich noch ein schleichendes typhöses Fieber hinzugesellte. Der Zustand war aber sehr wechselnd, und die kleine Kranke meist außer Bett.

Während Frau v. Bülow durch die Pflege in Anspruch genommen war, fand für sie selbst unerwartet zwischen den zwei Liebenden eine Aussprache statt, und allzu viel stürmte auf sie ein.

Sie schreibt den Geschwistern:

„Tegel, den 13. Juli 1841.

Liebe, theure Adelheid, bester August!

Seit drei Tagen schreibe ich Euch schon in Gedanken und kann doch in Wirklichkeit nicht dazu kommen, aber nun sei es auch gleich hingeschrieben: mit Theresen geht es, Gott sei Lob und Dank, besser, — und die Sache zwischen Leopold und Gabriele ist ausgesprochen. Wenn Bülow es wüßte und zugäbe, könnte man sagen sind oder vielmehr wären sie verlobt. Ich staune das hingeschriebene Wort an, — es ist sonderbar, wie ein solches noch erst ein ganz anderes Leben gewinnt, aber, weiß Gott, die Sache hat schon Leben genug, und wenn ich denke, was ich doch eigentlich dabei zu verantworten habe, so liegt mir's oft wie Zentner auf dem Herzen. Und doch habe ich wieder solche Ruhe und Freudigkeit dabei in der Seele, daß ich zu Gott hoffe, es wird Alles zum Besten sein, und daß ich nicht mehr übernommen habe, als recht und gut war. Es ist eben etwas in meiner Seele, das mir

mehr Sicherheit als mir ſonſt eigen iſt, in dieſem ſchwierigſten Moment, den ich noch erlebt habe, giebt, und das ermuthigt mich. Bewegt bin ich aber in einem Grade von all dieſem, wie es Worte nicht ausſprechen, und das Herz iſt mir wirklich zum Zerſpringen voll. Mein eigenes ſicheres Handeln fällt wahrlich in eine Zeit, wo der Ernſt des Lebens mir wieder ſehr nahe getreten iſt, denn ſeit ich Dir ſchrieb, Geliebte, habe ich noch viel mehr Sorgen um Thereſe gehabt, als Du vielleicht ſchon aus meinem Briefe entnahmſt, obgleich ich ſie verbergen wollte. Das arme Kind war recht krank an der Wiederkehr des rheumatiſchen Fiebers und zwar beſonders dadurch, daß der rheumatiſche Stoff ſich mehr nach dem Innern geworfen hatte, beſonders auf das Zwerchfell, und es waren alle Anzeichen da, daß das Herz damit bedroht war, was Steinrück äußerſt beſorgt machte. Nicht, daß er unmittelbare Befürchtungen gehabt hätte, aber weil dergleichen Uebel ſo leicht ein bleibendes zurücklaſſen. Dem Himmel ſei es gedankt, iſt dieſe Beſorgniß nun ganz gehoben, die angewandten Mittel thaten das Ihrige, und ſo wie mit dem einundzwanzigſten Tage dieſe Verſchlimmerung des Zuſtandes eintrat, ſo hat es ſich nach Ablauf des achtundzwanzigſten Tages gebeſſert. Nur iſt ſie natürlich durch die Länge der Zeit ſehr angegriffen, ſeit Donnerstag ganz bettlägerig, aber die Natur hilft ſich, und Steinrück war heute ſehr zufrieden. Du kannſt denken, wie mir doch oft ſehr ſchwer ums Herz war, und daß ich mir die möglichſte Beruhigung verſchaffte durch wiederholte Anweſenheit des Arztes während der Nächte. Nämlich Steinrücks Sohn war dann hier, ein ſehr verſtändiger Menſch, der ſchon ſelbſt praktizirt, und was iſt das für ein Troſt, einen Sachverſtändigen nahe zu haben in der Nacht, wo ſie beſonders ſolche Anfälle von Beängſtigungen hatte, eine Art Bruſtkrampf.

Ich würde Dir, liebſte Adelheid, viel lieber gar nichts von dieſer gehabten Sorge ſchreiben, wenn ich nicht fürchtete, daß Euch Gerüchte darüber zukommen könnten, denn es hat ſich in Berlin doch ſehr herumgeſprochen, und mit ſolchen Nachrichten ſind die Leute immer ſo mittheilend. Daß eben der Arzt öfters nachts hier war, machte ſolches Aufſehen. Wie ſchrecklich mir das in Rückſicht auf Bülow iſt, kannſt Du denken. Ich ſchrieb ihm nur vor acht Tagen, daß Thereſe überhaupt krank geweſen, wie ich es doch wirklich am Dienstag glaubte. Morgen muß ich nun mehr ſchreiben, wenn ich überhaupt ſchreibe, ja

wirklich wenn, denn zu den übrigen Seelenmotionen dieser Zeit gehört auch, daß Bülows letzter Brief die Kunde enthielt, daß er den Befehl vom König erhalten habe, unverzüglich London zu verlassen und nach Berlin zu kommen, wenn die Unterzeichnung des Vertrages noch weiteren Schwierigkeiten unterliege. . . .

So schreibt Bülow wörtlich, und ihr fühlt mit mir, was jedes Wort an Möglichkeiten enthält. In Hinsicht auf Therese ist mir sein Kommen jetzt nicht lieb, es würde sie angreifen, und wie würde es ihn betrüben, sie gerade nicht bei Wege zu finden! Andererseits für Gabriele wünsche ich sein Kommen sehr, denn mündlich und persönlich stellen sich die Dinge so ganz anders, aber wenn es ihm nun nicht recht wäre, — es ist ein schrecklicher Gedanke und wirklich zu viel für mich, nachdem die Dinge so weit gediehen sind. Nach dem Wie verlangst Du gewiß, und das ist auch höchst wunderlich. Denke Dir, wo er mit ihr gesprochen, wo? in der Berliner Polterkammer! Ist das nicht ein Guignon, wenn man es so romantisch haben kann wie in Tegel? Aber eigentlich paßt es zu ihrem unsentimentalen Wesen und hat uns schrecklich lachen machen.

. . . Ich habe die bestimmte Ueberzeugung, daß sie sehr glücklich sein würden, und hoffe zu Gott auf Bülows Eingehen, bin nun höchst verlangend, ihm Alles zu sagen, wünsche aber das Sagen und weiß doch noch nicht, wann und wie. Denke doch nur, daß es möglich ist, daß Bülow noch in dieser Woche käme. Mir steht der Athem still, und ich sehe jetzt wirklich aus wie lauter Gedanken, und mein Körper schwindet dabei zu nichts zusammen. Doch bin ich, Gott Lob, wohl, wenn auch etwas angegriffen von den vielen unruhigen Nächten. Du weißt aber, ich kann viel vertragen, und wenn die Herzenstherese sich nur ein paar Tage fortschreitend so bessert und ihr Herz gesund bleibt und Gabrielchen ihres beglückt wird, dann sollen meine Kräfte sich bald wieder einfinden.

Den 14. Juli.

So weit schrieb ich gestern. Steinrück ist heute sehr zufrieden mit Therese. Gott gebe ferner Seinen Segen. Die Königin schickte eben einen eigenen Boten aus Sanssouci, um Nachrichten über Therese zu haben. Das liebe Kind ist ganz unbeschreiblich gut und verständig und weiß sich selbst so gut zu behandeln, daß man immer vergißt, es mit einem Kinde von kaum zwölf Jahren zu thun zu haben. Der Kopf ist nie auch nur einen Augenblick benommen gewesen, und in ihrem Wesen

iſt ſie ganz dieſelbe, ſo praktiſch auch in ihrem Beti und wirklich ein Muſter von Geduld und Gehorſam in Allem. Es iſt ein himmliſches Kind, und wie ſie geliebt wird vom ganzen Hauſe, zeigt ſich hierbei deutlich.

Ich bin ſehr eilig, weil der Brief nach London, den ich nun doch geſchrieben habe, fort muß. Der iſt mir nicht leicht geworden, denn ich habe Alles über Thereſe geſchrieben, Gott Lob, daß ich die beſten Nachrichten hinzufügen konnte. Ich hoffe aber wirklich, er bekommt den Brief nicht mehr in London, mir iſt ganz ſo zu Muthe. Könnte man nur ein bißchen weiter ſehen! Lebt wohl, Ihr Lieben, dankt mit mir dem lieben Gott für die glückliche Wendung. Die Kinder grüßen alle tauſendmal, Thereſe ganz beſonders. Gott mit Euch und uns!

Eure treue G."

Könnte man nur ein bißchen weiter ſehen! Das hat wohl Jeder ſchon einmal gewünſcht, und doch iſt es vielleicht die größte Gnade des Schöpfers, daß die Zukunft unſeren Blicken verborgen iſt. Wer hätte ſonſt die Kraft noch, ſich zu freuen, den Muth, dies Leben zu tragen mit ſeinen tauſend Schmerzen, ſeinen bitteren Enttäuſchungen!

Fünf Tage war es mit dem kranken Kinde leidlich gut gegangen. In der Morgenfrühe des 20. Juli aber kehrte plötzlich ein heftiger Herzkrampf wieder. Als die Beängſtigungen vorüber, lehnte ſie den Kopf erſchöpft an die Bruſt der treuen Nurſe mit den Worten: „I am weary to death!" und dann mit kindlich frohem Lächeln that ſie den letzten leiſen Athemzug. . . .

In der darauf folgenden Nacht kam Bülow an. —

In Spandau hatte er die folgenden, unmittelbar nach dem Tode geſchriebenen Worte ſeiner Frau vorgefunden.

„Tegel, Dienstag, den 20. Juli 1841.

Mein geliebtes Herz!

Ich kann Dich nur mit dem wehmüthigſten Herzen in meiner Nähe begrüßen, da ich Dich benachrichtigen muß, daß Du uns in großer Betrübniß findeſt um unſere liebe Thereſe. Sie iſt, ſeitdem ich Dir ſchrieb, immer krank geweſen, ſo daß ich Dich dadurch vorbereiten muß, ſo ſchmerzlich es mir auch iſt. Die anderen Kinder ſind, Gott Lob, vollkommen wohl, auch ich, und wir erwarten Dich mit ſehnſuchtsvollen Herzen. Gott geleite Dich! — Du fährſt doch gewiß gleich von Spandau

hierher und nicht über Berlin. Ich bitte Dich dringend darum. Gott mit uns Allen!

Deine Gabriele."

Die volle Schönheit eines Sommermorgens war über Tegel aufgegangen. Einer nur leuchtete all diese Pracht nicht mehr. Eine war so früh schon „todmüde" geworden und sollte nun zur Ruhe gehen. Es war die alte, liebe Stelle, wo man auch sie hinabsenkte, eine gebrochene Blume. Wer möchte sagen, zu früh gebrochen?

Ihr Leben war ein schöner Sommertag, Erdenleid ist ihr nicht genaht, Thränen haben ihre Augen nicht getrübt, und selbst der Tod hat sie nicht schrecken dürfen. Aus dem Himmel der Kindheit ist sie entrückt worden in den Himmel der Seligen. Die Hand des Alters hat sie nicht berührt, und als durch das Haar der Geschwister sich schon die Silberfäden zogen, leuchtete ihr Bild noch in ungebrochener Jugend und Schönheit hinüber in eine andere Zeit. —

Fast unbegreiflich erschien allen Trauernden die Ruhe und Klarheit der Mutter in so schweren Tagen. Sie hatte „die Kraft, die aus der Größe des Schmerzes selbst nur kommt", und sie erstarkte im Glauben und in der Liebe. Sie schreibt:

„Tegel, Sonntag, den 25. Juli 1841.

Meine liebe, liebe Adelheid!

Ich fühle das innigste, tiefste Bedürfniß, Dir zu schreiben, und vermag es doch kaum. Nur der Gedanke giebt mir Kraft dazu, daß Du sehr beruhigt sein wirst, wenn Du nur erst wieder einen Brief von mir hast. Deine und des lieben Augusts Entfernung von uns in dieser Zeit ist wirklich eine schwere Zugabe zu allem tiefen Weh, und doch hat es vielleicht der Himmel so gefügt, um meine Kraft zu mehren, um mir noch andere Gedanken zu geben neben dem einen! Ich fühle so, was Ihr leiden werdet, bei der Nachricht, die Euch nun bald erreicht haben wird, daß ich ganz die Empfindung habe, als müßte ich Euch trösten, ach, und Gott weiß es, wie ich des Trostes bedarf. Es ist zu schrecklich, was ich erlebt habe, — und wird es mir mit jeder Stunde mehr. Ich weiß es nicht, wie das Leben danach wieder ins Gleichgewicht kommen soll, und ich fühle es wieder tiefer als je, daß die ersten Tage nach solchem Verlust gar nicht die schwersten sind. Ach, besonders waren es nicht die, während das geliebte Kind noch bei uns war, ruhig und

freundlich wie ein Engel daliegend, und als in Bezug auf sie es immer noch viel zu thun gab. Nun aber ist die Oede entsetzlich und das Vermissen, und je mehr der Tageslauf seinen gewohnten Gang wieder nimmt und nehmen muß, je mehr scheint die Unmöglichkeit, daß sie ihn nicht mehr mit uns theilt, zu steigen, und ich sage oft so vor mich hin: „Therese todt", um es nur immer wieder zu fassen, was unfaßbar ist. Wie ich den Moment ertrug, fasse ich auch noch nicht, denn Du weißt aus Lellas Brief, wie unvorbereitet er mich traf. Ach, ich habe ja nicht einmal ihren letzten Blick empfangen! Während die Lacey sie in ihren Armen hielt, holte ich nur alles Nöthige herbei, was Steinrück verlangte, hatte eben ein Licht angesteckt im grünen Kabinet, da tritt er zu mir und sagt: „Sie stirbt!" — ich setze das Licht hin — das ging nicht aus,*) — aber ehe ich an das Bett getreten war, war es geschehen, — ich hörte keinen Athemzug mehr! Die Lacey sagt, es sei auch nur ein einziges Aufathmen gewesen, und der Mund schloß sich und die Augen, die freundlich auf sie gesehen.

Daß sie nicht mehr litt, so sanft einging in die Verklärung, das liebe Herzenskind, das erkenne ich mit tiefstem, demüthigstem Dank. Wie ein Engel lag sie da mit so hohem, verklärtem Ausdruck, aber gar nicht mehr wie ein Kind, der Tod hatte sie schnell erwachsen lassen!

O, meine Adelheid, bete recht für mich, Gott sei Dank, ich kann es auch und fühle es, daß er mich erhört und daß nur durch ihn mir bisher die Kraft gekommen ist und ferner kommen wird — aber es giebt doch dunkle Augenblicke. Im Thomas a Kempis fand ich eine köstliche Stelle: „Glaube an mich und vertraue auf meine Erbarmungen!" — und dankte es Dir von Neuem, daß Du mir das Buch gabst.

Der Gedanke an Bülow erlöste mich aus meiner Erstarrung, in der ich keine Thränen fand, ach, aber wie schrecklich war der Gedanke. Ich schrieb an ihn vorbereitend nach Spandau. Die Stunden sind nicht zu beschreiben, wo ich nach ihrem Hinscheiden bis zur Nacht zwei Uhr nicht wußte, ob Bülow nicht doch noch in London oder auf dem Meere durch den Sturm aufgehalten worden wäre, der Augenblick, wo

*) Wie das Lebenslicht an Theresens letztem Geburtstag, das plötzlich erlosch und dadurch Frau v. Bülow einen so schmerzlichen Eindruck machte, daß sie es aufbewahrte und, als sich die Vorbedeutung so traurig erfüllt hatte, niemals wieder einen Geburtstagskuchen mit Lichtern in der Familie litt.

mir gesagt wurde, der Wagen kommt den Mühlengang herauf, wo er vorfuhr, als ich eben die Glasthüre erreicht hatte, wo ich den Vergleich machen mußte mit unserem vorjährigen Wiedersehen in Burg-Oerner. Dort zitterte ich, ihm zu sagen, daß Bernhard so krank gewesen sei — den hatte ich stundenlang sterbend vor mir gesehen, und er war uns erhalten —, hier war das Unbegreifliche geschehen, ehe ich es nur gedacht. O, solche Augenblicke ertragen zu können, zeigt uns, daß Gott Kraft giebt, zu tragen, was er auferlegt, und dem Allmächtigen sei ewig Dank, daß er Bülow so beistand in dem entsetzlichen Moment, als ich sagen mußte: „Ja, es ist vorbei!" — und daß der arme Bülow überhaupt so bald Fassung und Ergebung fand bei diesem für ihn doppelt schrecklichen Schlag, denn Du weißt, wie er das süße Kind ganz besonders liebte, und so sie wieder zu finden, war zu hart. Ach, was wäre es auch für mich gewesen, wenn er sie nur noch ein paar Tage so gesehen hätte, wo sie geistig so ganz unverändert war, auch in ihren Zügen, obgleich sie so blaß und mager war, daß dem Unkundigen doch auch nicht die Spur von Besorgniß kommen konnte vor solchem Ausgang. Gott, ich darf über das Alles nicht so nachgrübeln, denn da fühle ich, daß ich es nicht ertrage. Nur mit den Worten: „Gott hat es so gewollt!" kommt Beruhigung über meine Seele und in dem Gedanken an die Lieben, die mir bleiben, und für die ich mich schonen muß. Aber es ist doch zu unnatürlich, daß ein Kind der Mutter vorausgeht, — und dieses Kind, das Bild des Lebens, der Frische, des schönsten Gleichgewichts! . . .

Die Beerdigung war so schön und freundlich wie das Leben des geliebten Kindes. Der gute Rauch hat uns mit wahrer Freundschaft dabei beigestanden, Du weißt, er war schon Dienstag Nachmittag hier (um die Maske zu nehmen) und that mir da schon sehr wohl, noch mehr aber in Rücksicht auf Bülow am Mittwoch Vormittag. Der Gärtner hat sich bei dem traurigen Geschäft so hübsch, so verständig und mit so viel Empfindung benommen, daß ich es ihm nicht genug danken kann. Er hatte die Wände des Grabes ganz mit Tannenreisern bekleidet und dann mit Blumen verziert, wahrhaft sinnreich, zu Häupten mit einer großen Sonnenblume, wirklich auf die Verklärung, zu der der Engel eingegangen, deutend. Das Ganze machte einen so freundlichen Eindruck, dazu nun der mit Blumen, Guirlanden reich geschmückte Sarg, die ganze

blumenreiche Umgebung der heiligen Stätte ſelbſt, o, liebe Adelheid, lieber Auguſt, hättet Ihr es nur mit uns erlebt! Zum Beſchreiben fehlt mir aber die Fähigkeit und noch die Kraft. Was mir aber in dieſer ganzen Schmerzenszeit Tegel in allen ſeinen Beziehungen geweſen, das wird Euch Euer eigenes Gefühl ſagen. Dir, geliebte Adelheid wird es gewiß ein lieber Gedanke ſein, daß das liebe Kind durch das Sein in Deiner Wohnſtube ſolche Ruhe, ſolche Wohlthat hatte, denn dadurch ergab ſich eine ſo günſtige Lokalität, wie ſie nicht wo anders denkbar iſt. Heute vor drei Wochen kam ſie zuerſt mit ihrem Bett in das Zimmer, mein Bett ſtand im grünen Kabinet, ſo daß ich ſie aus demſelben ſehen konnte, denn das Fußende war gegen den Saal zu. In welchen Seelenzuſtänden ich dieſen in den bangen Nächten und frühen Morgenbeleuchtungen oft durchwandert habe, das kannſt Du denken, — und wie die Kunſtgebilde ſo hinein ſehen in dieſe Leidenszuſtände, wirklich wie Troſt einſprechend. Und in dem Kabinet alle die Büſten! Wenn die des ſeligen Guſtav mich oft ſchmerzlich berührte, blickte ich auf Deine liebliche, lebensvolle Geſtalt, und die ſchien mir ihr ſo nahe zu ſtehen und ermuthigte mich. Gott, ich kann, das Alles gar nicht ſo in Worte faſſen, aber ich habe viel gedacht, viel empfunden in jenen Tagen und Gott ſo viel gedankt für dieſe köſtliche, ſo wohlthuende Umgebung, vollends dann, als ſie als Leiche dort lag in reicher Blumenumgebung. — Ach, in der Stunde ihres Todes fing das Dreſchen in der Scheune an, ſo daß ich noch zu dem Bedienten ſagte, — nein, das könne nicht ſein, der Lärm würde ſie zu ſehr angreifen, alles Andere, der des Pumpens am Brunnen, der Nachtwächter, Alles war ſchon abbeſtellt. Als ich nun wieder nach dem geſchehenen Schrecklichſten zur Beſinnung kam, hörte ich den trüben Ton beim Dreſchen wieder und ſo in all den Tagen, — und den werde ich nun nie wieder hören, wie ſchon ſeit des ſüßen Kleinen Beerdigung keine Georgine mehr ſehen, ohne alles dieſes wieder zu durchleben! Wie bei ihm waren die Guirlanden faſt nur aus Georginen gewunden — köſtlich reich und voll wie ihr Bild!

Ihr Sarg ſtand ganz auf derſelben Stelle wie ihr Bett ſeit dem Tode. Erſt Freitag um zwei Uhr hatte ich ſie hineinlegen laſſen. Leopold, der vormittags kam, ſah ſie noch im Bett. Er war ſehr tief ergriffen, und ganz wunderbar iſt es doch, wie ihre Krankheit und Tod

sich so verwebt haben in die Zeit, in der er ganz der Unserige geworden ist, denn, Gott Lob, das ist er ja nun ganz, doch davon nachher.

Ich hatte mich nicht entschließen können, sie früher in den Sarg legen zu lassen. Nachmittags kam Dein Brief an sie, ich las ihn an ihrem Sarge, legte ihn noch in ihre Hand! G. kam und brachte einen Myrthenkranz und legte ihn ihr aufs Haupt an die Stelle eines Rosenkranzes, ich kann es nicht aussprechen, was da durch meine Seele zog. Auch ein wunderschöner Kranz von Elisabeth Brühl kam und viele weiße Levkojen und Myrthenzweige. Bald kamen . . . Jonas war der Letzte. Bülow war viel angegriffener als ich, und ich mußte es sagen, daß die Leute kommen sollten, sie wegzutragen. Das erste Aufheben konnte ich nicht sehen, ich stellte mich in den Saal. Denke Dir durch diesen auf der Seite des Mars diesen Gang!

Unsere hiesigen Leute und James — wie wunderbar, daß es den noch traf, der sie als Kind so oft getragen — trugen sie. Unten im Flur, auf derselben Stelle wie bei der seligen Caroline wurde der Deckel aufgesetzt, ich stand dicht dabei. Es war gleich geschehen. Draußen stand die Bahre mit dem schwarzen Tuch, wovon ich geträumt, und bald setzten sich die Leute in Bewegung, und wir folgten die Lindenallee hinab. Die herunterhängenden Zweige der Linden streiften öfters über den Sarg. Dieser letzte Gruß hatte mir etwas ganz besonderes Rührendes. Dasselbe Lied wurde gesungen wie beim lieben Kleinen. Jonas' Rede war recht gut, sehr bezüglich und einfach. Meine Empfindung ging aber über jedes Wort hinaus. —

Die lieben Töchter kannst Du Dir denken in ihrer Betrübniß. Mir ist, als müßte ich Jeder ihren Schmerz noch mittragen, besonders jammert mich Line, die unaussprechlich viel an ihr verloren, doch Constance wohl nicht weniger, ach, wir Alle, es ist noch immer nicht auszudenken, wie viel!

Eine Stafette ist heute nach Frankfurt abgegangen, um den Bundestag zu benachrichtigen, daß Bülow am 29. nicht eintreffen könne. Heute ist er zum König nach Sanssouci. Wann und mit welchen Bestimmungen er wiederkommt, weiß ich gar nicht. Ich fürchte aber, es wird nur ein Aufschub von wenigen Tagen sein. Wie es später werden wird, steht Alles dahin. Meine ganze Sehnsucht ist nach Eurem Wiedersehen, Ihr Lieben, mein Schmerz bei dem Gedanken, mich von hier

loszureißen, namenlos, und an die Fremde, in die ich gehe mit ſolchem Schmerz im Herzen. Ach, aber trägt man ſolchen, wird wohl auch alles Andere getragen werden können. Lebe nun wohl, Geliebte, Gott ſtärke Euch und uns Alle, ich bedarf es doch am meiſten, daß ſeine Liebe und Gnade mit mir ſei.

Deine arme, ach ja, ſehr verarmte
Gabriele."

An dieſelbe:

„Tegel, den 12. Auguſt 1841.

Meine liebe, theure Adelheid!

Geſtern erhielt ich Deinen lieben Brief aus Erfurt, und obgleich ich heute in einer jener Stimmungen bin, in denen es ſchwer wird, zu ſchreiben, ſo muß ich Dir doch ſagen, daß es mir freilich ſehr wehmüthig geweſen iſt, die Hoffnung, die ich immer noch auf Dein Kommen zum Sonntag hatte, aufzugeben, daß andererſeits aber der Erſatz dafür durch der lieben Mathilde Begleitung mich ſehr freut. Ach, freilich giebt es jetzt keine Freude mehr für mich ohne Thränen, aber ein tiefer Schmerz erſchließt doch die Liebe für alles ſchon Geliebte nur noch inniger. Begrüße Mathilde und die kleine Tilly herzlich von mir. Am 8. dachte ich ſo viel des Geburtstages der kleinen Tilly, ach, an Thereſens Grab ſo beſonders mit den innigſten Segenswünſchen. Ich hatte mich wirklich ſchon geängſtigt, weil ſie geſchrieben hatte, ſie ſei krank geweſen, — geweſen hatte ich ja auch ſo lange geſagt! — Liebſte Adelheid, mir iſt heute das Herz wie von Neuem gebrochen, und doch liegt gerade in der Erinnerung dieſes Tages ſo unendlich viel, das meine Seele mit tiefſtem Dankgefühl erfüllen muß. Es war heute vor einem Jahre, wo ich den lieben Bernhard ja ſchon wie todt vor mir ſah, und wo ihn mir Gott alſo von Neuem ſchenkte. Vor drei Jahren war ſeine Taufe heute, vor zweien feierten wir heute Thereſens Geburtstag im Voraus wegen der Abreiſe nach Kiſſingen. Gott, und nun liegt ſie unter dem grünen Hügel! Und doch geht das Leben ohne ſie ſo fort, das faſſe ich oft noch nicht. Doch Gottes Beiſtand iſt mit mir, das fühle ich tief, und mein Schmerz iſt ſchon um Vieles milder. Mit dumpfem Schmerz darf auch nicht getrauert werden um ſolch ein liebes, holdes Weſen, das in die ewige Verklärung eingegangen iſt. Ach, liebe Adelheid, bete recht für mich, daß ich immer mehr erkennen lerne, wie

wohl ihr jetzt dort oben ist, denn die Sehnsucht ist so groß, daß mir doch oft ist, als müßte sie sie empfinden und erwidern.

Gottes Wege sind unerforschlich, aber ganz wunderbaren Zusammenhang haben doch die Dinge — und das ist nicht Zufall. Lies das Lied 647 im Berliner Gesangbuch. Dieses schlug ich auf in London, nach der Geburt des seligen Kleinen nach Dankesworten suchend, — und der letzte Vers schlug da schon eigen an mein Herz, so daß ich ihn dann oder vielleicht auch später, das weiß ich nicht mehr, angestrichen haben muß. Heute, wo ich mich tief gedrückt fühlte von dem neuen Kummer und doch voll so innigen Dankes bei jedem Blick auf den lieben blühenden Bernhard, ermannte ich mich aus vielen Thränen und wollte ein Danklied aufschlagen und komme gerade auf dieses. Ist das nicht sehr wunderbar? O, liebe Adelheid, wie freue ich mich auf Dein Kommen und hoffe also, daß es morgen über acht Tage sein wird. Wenn ich denke, wie Therese gejubelt haben würde über so vielen lieben Besuch, ach Gott, ich kann's nicht sagen, wie weh mir das Herz dann thut!

Bülows letzter Brief ist voll guter Nachrichten über das Frankfurter Haus, was wirklich sehr gut und prächtig in der Lage zu sein scheint. Er war, Gott Lob, wohl und sehr beschäftigt.

Leopold war drei Tage hier und das Paar so glücklich, daß ich es mit sein mußte. Sie nimmt den Brautstand in höchster Eigenthümlichkeit auf; Gott, es wäre wohl zu schön gewesen, wenn man sich ganz frohen Herzens daran freuen könnte!

Also auf Wiedersehen, geliebte Adelheid, Gott gebe uns Allen Kraft dazu und auch Kraft, zu sagen: „Dein Wille geschehe!"

Ich umarme Dich und Mathilden und bin

Deine G."

Gabriele v. Bülow an ihren Mann:

„Tegel, den 17. August 1841.

Mein theures, liebes Herz!

Heute fühle ich mich wieder so ganz besonders bewegt über unseren Verlust, so besonders sehnsuchtsvoll nach der lieben, lieben Therese, und konnte selbst durch langes Sein bei ihrem Grabe nicht zu der Ruhe kommen, die ich sonst dort am meisten finde. Es ist heute so wunderschönes Wetter, ein Sommertag, wie wir ihn lange nicht gehabt, und

Tegel wieder so besonders schön. Gott, warum mußte denn das liebe Kind diese schöne Welt so früh verlassen? Das ist ein Gedanke, dessen man sich nicht erwehren kann. Es ist so menschlich, zu denken: Hier war es ja doch auch so schön, so glücklich Alles für sie durch die Liebe, die sie gab und die sie hinnahm, daß auch der Gedanke kommt, als müßte sie sich selbst zu uns zurücksehnen. Viele möchten diesen Gedanken gewiß recht unchristlich finden, — mein Glaube an Gottes Liebe und Milde ist so groß, daß ich fühle, er verzeiht ihn der mütterlichen Liebe und Sehnsucht. Sei Du aber stärker als ich, Geliebter, und erhalte Dich in dem gottergebenen Gedanken, daß, weil wir viel besitzen, wir auch viel verlieren konnten, und laß uns immer wieder in Demuth beten um die Erhaltung dessen, was wir noch besitzen. Den lieben Bernhard betrachte ich jetzt mit mehr Dank und Rührung als je, jetzt, wo die schlimmsten Tage seiner Krankheit jährig waren. Gabriele ist unendlich glücklich in ihrem Brautstand, und dieser verbreitet in der lieben Loënschen Familie so viel Glück, daß es mich auch sehr freudig bewegt hat. . . .

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 14. und eile um so mehr, Dir zu schreiben, da ich sehe, wie verlangend Du auf Nachrichten von uns bist, und wie der geringste kleine Umstand schwer von Dir gedeutet wird. Wohl ist das auch eine traurige Folge jedes Unglücksfalles, daß er Einem auf lange Zeit die Sicherheit nimmt. Wie der selige Vater an Schiller schrieb bei dem Tode Wilhelms: „Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der anderen Seite habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten." — Mein bestes Herz, diese Worte thun Dir gewiß wohl, und ich wollte sie Dir schon in den Tagen hier in Erinnerung führen, sie drücken so ganz aus, was ich schon beim Tode der vielen vorangegangenen Lieben empfunden und nun vollends bei dem unserer Therese, in deren Verlust ich überhaupt so gefühlt, was die seligen Eltern durch ihres Wilhelms Tod erlitten.

Beide Fälle haben so viel Aehnlichkeit miteinander. Beide waren so blühende, prächtige Kinder an Leib und Seele, nach menschlichem Ermessen so ganz für das glücklichste, beglückendste Leben bestimmte Geschöpfe, und beide mußten so früh hinweg! In ihrem Verlust, wie in dem unseres kleinen Wilhelms und der kleinen Luise, die auch nur Monate lebte, wiederholt sich das Schicksal so wunderbar, doch kommt hier noch hinzu, daß Theresens Geburtstag auf Wilhelms Todestag fiel. Ach, Geliebter, der vorgestrige Tag war schwer, — und doch, wenn ich dachte, wie noch viel schwerer für Dich in Deiner Herzensöde und fremden Umgebung, so durfte ich nicht klagen. Wir begingen ihn in stiller, wehmüthiger Feier, die doch die einzige Linderung war für das tiefe Weh. Die Schwestern wanden alle selbst so schöne Kränze für ihr Grab, auch Bernhard brachte ihr einen kleinen und die Lacey und Constance auch noch den von Prinzeß Charlotte. Der Gärtner hatte einen hohen Baum von Georginen gemacht, damit fand ich schon vorher das Grab geschmückt. Das sah so heiter aus, zu sehr für mein Gefühl, es war doch aber auch so freundlich gemeint, und all der reiche Blumenschmuck hatte etwas so Lieblich-Festliches, wie ich es Dir nicht beschreiben kann. Ueberhaupt kann ich nicht in Worte fassen, wie in der tiefsten Erneuerung des Schmerzes doch auch die wohlthuendste Erhebung in meine Seele kam, und so lebhaft das Gefühl, daß um solch liebes, liebes Wesen, wie sie es war, nur mit mildem Schmerz getrauert werden darf, daß sie es selbst so von Gott für uns erbäte. Ach, das ist eben das Gefühl des Einheimischseins in jener Welt. Ich hatte einen sehr liebevollen Brief vom Onkel, er schreibt so rührend: „Meine alten Augen fanden ihre Thränen wieder." Gott behüte ihn!"

Bülow an seine Frau:

„Frankfurt, den 16. August 1841

. . . Ich würde Dir, mein lieber Engel, schon gestern geschrieben haben, an dem Jahrestage, welcher uns das liebe, gute Kind gab, welches Gott in seinem unerforschlichen Rathschluß so früh wieder zu sich genommen hat. Allein ich will es Dir freimüthig gestehen, ich war so weichherzig gestimmt, daß ich diese Stimmung weder in mir noch in Dir vermehren wollte. Ich fühle ganz, welche centnerschwere Last Gott auf uns gelegt hat, aber ich fühle auch, daß wir nicht zagen und murren dürfen. Ja, meine liebe, gute Frau, wie könnten, wie dürften

wir nur ewigen Sonnenschein, fortgesetzte Fülle des Lebens erwarten? Mit welchem vollen Segen hat uns Gott, ich darf es wohl sagen, überhäuft! In Liebe haben unsere Hände und Herzen sich gefunden, in Liebe, in nie getrübter Liebe und Eintracht haben wir seit mehr denn zwanzig Jahren gelebt. Wie Wenigen auf dieser Erde war die Fülle des Glückes und der Freude beschieden, welche uns zu Theil geworden ist? Gott segnete unseren Bund mit einer Reihe gesunder, blühender und guter Kinder. Wie Vielen wird dieser Segen ganz oder theilweise vorenthalten, und was anfangs als Segen erschien, bewährte sich nicht als solcher. Dem mit Freuden empfangenen Kinde fehlt ja oft die schönste Zierde der Seele und des Körpers, den betrübten Eltern ist alsdann das Hinscheiden eines solchen Kindes ein geringer Verlust! Um diesen Preis möchte ich keinen Trost finden! Ich danke Gott, daß er Therese so reich und herrlich ausgestattet hatte, daß sie ihm und uns Allen eine Zierde war, und daß deshalb ihr Gedächtniß immerdar in uns fortleben wird und muß. Sie ist aufgenommen in die Schaar lieblicher, reiner Engel, welche das ewige Leben haben. Um diesen, um einen solchen Preis konnte sie leicht die kurze Spanne irdischen Lebens dahingeben. Was ist diese in Vergleichung mit Raum und Zeit, die waren und noch kommen werden! Und vergessen wir es nie, meine innigst Geliebte, diese auf Erfahrung gebaute Wahrheit, — wie selten wird auf dieser Erde dem Edlen und Schönen Krone, Lohn und Glück, ja, wie viel häufiger geräth unbegrenztes Vertrauen, jugendliche Sicherheit und Fülle, hohe Schönheit insbesondere, auf Klippen und Abgründe, welche Schmerz und Unglück im Gefolge haben!

Vielleicht hat Gott unsere gute Therese so sehr geliebt, daß er in seiner allmächtigen Voraussicht sie hat vor Pein und Leid bewahren wollen, so daß wir wohl selbst dankbar erkennen würden, was er jetzt gethan, wenn wir, mit Blindheit geschlagen, den Schleier der Zukunft lüften könnten und das ganze Gewicht der leitenden Ursachen eines solchen Rathschlusses der Vorsehung zu beurtheilen im Stande wären. Darum also, meine liebe, gute Frau, sei getrost mit mir. Stärken wir unsere Seelen in dem uns auferlegten Verlust und erkennen wir mehr und mehr, was der liebe Gott an uns gethan, was er uns gegeben und was er uns so gnädig noch bewahrt hat. Das Leben ist eine Aufgabe, welche zu erfüllen wir berufen sind, und welche in Freude und Demuth wir erfüllen wollen,

so Gott uns ferner seinen Segen leihen will. Nur im Unglück werden die Seelen geläutert. Der Anfang der Prüfung ist schwer und erdrückend, doch wer die Last und Bürde einmal getragen, weiß allein, wie er sie tragen muß und was er seinen Kräften zutrauen darf. Preisen wir also Gott und vertrauen ihm. So sei es, mein lieber Engel; bald bin ich wieder bei Dir, und dann stützen und tragen wir uns gegenseitig. Die Last wird dann uns Beiden leichter werden. Hedemanns Brief hat mich auch sehr befriedigt. Ich vertraue ihm ganz in dem, was er über Leopolds Schicksal sagt. Du hast Alles wohlgethan, meine liebe, gute Frau."

Im November übersiedelte Bülows Familie nach Frankfurt a. M., nachdem unterwegs in Erfurt bei Hedemanns ein kurzer Aufenthalt gemacht worden war. Für Bülow hatte der Posten als Bundestagsgesandter durch die weit geringere Arbeitslast große Annehmlichkeit, und er begrüßte mit Freuden diesen Lebensabschnitt, in dem ihm endlich eine dauernde Vereinigung mit den Seinen zugesichert war. Schwerer war der Anfang in neuen Verhältnissen und Umgebungen für seine Frau, zu einer Zeit, wo sie sich am liebsten ganz in sich zurückgezogen hätte. Das letzte weiße Kleid, das Therese getragen, zwei lange, goldbraune Zöpfe, der Abguß der schönen Züge im Todesschlaf und im Herzen das nie verwundene Weh — das war Alles, was von dem verklärten Liebling mit der Mutter in das neue Leben überging. Auf dem Grabstein aber und auf dem Schrein, der das theure Antlitz barg, stehen die Worte:

Alle Herrlichkeit der Menschen ist wie des Grases Blume,
Das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen;
Aber des Herren Wort bleibet in Ewigkeit!

XI.

Bülows letzte Jahre im Staatsdienst 1841-1845, Krankheit und Tod 1846.

Bülow Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. 1841. — Minister des Auswärtigen 1842. — Hochzeit der Tochter. — Geburt des ersten Enkels. — Bülows Kur in Kissingen. — Schwere Erkrankung. — Abschied. — Fortschreitende Umnachtung. — Tod 6. Februar 1846.

Frau v. Bülow an ihre Schwester Adelheid:

„Frankfurt, den 15. November 1841.

Meine liebe, liebe Adelheid!

Der erste eigentliche Federzug, den ich hier thue — denn die bisherigen waren nur für Erinnerungszettel und dergleichen —, soll für Dich sein, und auch die erste Stunde dazu gewählt werden, in der ich mich ganz erwacht fühle. Du kennst solche Zustände selbst zu gut, als daß ich Dir den meinigen in diesen letzten acht Tagen erst zu erklären oder zu beschreiben brauchte, und so hoffe ich auch, bedarf es keiner Entschuldigungen, daß ich Dir nicht schon früher dankte für alle bei Dir genossene Liebe und Güte. Auch kann ich es Dir nicht beschreiben, wie wohl es mir bei Euch geworden ist, und wie schmerzlich es mir war, nicht länger diesen Genuß haben zu können, wie ich eigentlich in einer Art Traum von Euch fort fuhr. Dieser traumartige Zustand dauert aber noch fort, des Onkels hiesiger Aufenthalt trug vollends dazu bei und erhöhte doch andererseits so das Bewußtsein alles Erlebten!

Als ich am 19. Mai ihn in demselben Wagen abfahren sah, war ich eben ganz erfüllt von dem gerade erfahrenen Tod von Theresens Gespielin, der Mansuroffschen Pflegetochter, — o Gott und nun!! — Ich kann es nicht aussprechen, wie der Schmerz um sie mich hier wieder von Neuem ergreift, so unwandelbar er auch stets mit mir fortgeht, aber es ist wieder in so ganz eigener Art, daß ich das liebe, herrliche Kind hier entbehre, daß es mir ist, als könne dies neue Leben nicht ohne sie begonnen werden. Ach, und doch ist es begonnen, und es ist kein Traum, daß eben Alles so ist. Doch freue ich mich sehr, Dir, Geliebte, sagen zu können, daß mir ein recht freundlicher Eindruck von dem neuen Wohnort geworden ist. Das Haus ist wirklich äußerst hübsch und freundlich, und der ganze Zuschnitt der Häuslichkeit verspricht viel Gutes. Die Leute haben wirklich alle sehr was Jutes, würden sie in Dessau sagen, und etwas vollkommen Ungenirendes. Fast zu viel vielleicht für die künftig sein sollende Grandeur. Doch das führt zu weit. Von „in Ordnung sein" ist natürlich noch gar nicht die Rede. Des Onkels Besuch hat uns natürlich etwas aufgehalten, war aber ein unendlicher Genuß und, daß er uns das neue Haus einweihte, eine bleibende Freude. Er war liebenswürdiger als je. Ich war in beständiger Bewunderung dieser unverwüstlichen Frische und Lebendigkeit, dieser Geistesfülle; Gott behüte ihn — es ist eine wahre Herzstärkung, wenn man sich selbst auch ganz miserabel daneben vorkommt. Nie fühlte ich dies mehr als diesmal, wo ich so abgespannt war, daß ich abends selbst in seinem Gespräch kaum dem Schlaf wehren konnte. Gestern aber, als er fort war, und der Sonntag doch einige Unterbrechung des Auspackens und Einkramens gebot; verfiel ich ganz in die Abspannung. Mir ist oft, als wäre ich in London bei dem Wiedersehen so vieler englischer Gegenstände. Dort haben sie sich aber mit dem Einpacken nicht mit Ruhm bedeckt, denn viel Porzellan und Glas ist entzwei. Von Berlin ist Alles gut, auch alle Bilder und die Nymphe. Ach, wie mag es der in Tegel gehen! Wie oft denke ich an die verlassenen theuren Räume — ach und aus ihnen hinaus weiter!

Die schönen Gegenden auf der Herreise haben mich sehr erfreut, die Wartburg vorzüglich, es ist aber ein unnennbares Gefühl, nach solchem Verlust wie dem meinigen so weite Räume zu durchmessen und überall hin das Herzensweh zu bringen, nirgends, nirgends das Verlorene zu

finden und trotz solches Wehs sich doch so empfänglich zu fühlen für alles Schöne. Doch das, Gott Lob, ist ja ein großes Glück. — Liebste Adelheid, ich schreibe recht undeutlich hin, was ich freilich selbst nur fühlen und nicht klar denken kann, und Du mußt vorlieb nehmen mit diesem etwas wirren Brief. Doch hat er mir gut gethan, es ist mit etwas Schrift doch eine gewisse Grundlage gelegt. Eigentlich kann ich aber gar nicht mehr schreiben, so wenig that ich's die letzten Monate."

Das Leben in Frankfurt gestaltete sich zu einem außerordentlich angenehmen. Bülow sagte seine Stellung sehr zu, und es wäre wohl für ihn ein großes Glück gewesen, wenn er diesen Ruheposten hätte einige Jahre hindurch behalten können. Allein eine so bedeutende Persönlichkeit, die den Anforderungen der höchsten Stellung gewachsen war, konnte man nicht lange ruhen lassen, und als der Minister Graf Maltzahn, völlig erschöpft an geistigen Kräften, sein Amt niederlegen mußte, berief der König Bülow zum Minister des Auswärtigen. So mußten denn Bülows, die eben anfingen, in dem entzückenden Haus in der Mainzer Straße sich recht heimisch zu fühlen, und mit Freuden der schönen Jahreszeit, die noch alle Reize Frankfurts zu erhöhen versprach, entgegensahen, abermals an den Aufbruch, an eine neue und veränderte Existenz denken. Bülow selbst ging sofort, noch im März 1842, nach Berlin, wo ihm viele Beweise königlicher Gnade zu Theil wurden. Nicht ebenso rasch wie ihr Mann konnte Frau v. Bülow von Frankfurt aufbrechen; zunächst erhielt sie den Besuch ihrer Schwester, mit der sie dann eine Rheinreise machte, hauptsächlich um den Kindern auch diesen Genuß zu gewähren. Erst im Mai ging sie dann über Erfurt nach Berlin, bei welcher Reise von Halle aus die Eisenbahn benutzt wurde, nachdem durch persönliche Empfehlung und den Besuch des „Eisenbahnprotektors" eine relative Sicherheit bei diesem „Wagniß" geboten schien!

In Berlin begann nun wieder von Neuem das Einrichten in dem Ministerium des Auswärtigen, Wilhelmstraße Nr. 76, und die Vorbereitungen zur Hochzeit des jungen Paares, die, nun sich die Dinge so gestaltet, in Tegel anstatt in Burg-Oerner gefeiert werden sollte. Ueber das bräutliche Glück der Tochter schreibt Frau v. Bülow noch aus Frankfurt ihrer Schwester:

„. . . Du glaubst aber kaum, welch ein ganz wunderbares Gefühl das ist, solch ein ganz selbständiges Leben sich fortbilden zu sehen in

dem eigenen Kinde, sich selbst so daran freuen zu müssen, daß Herz und Sinn so ganz anders hingewendet sind. Diese Freude daran, dieser Wunsch, daß dem so sei, ist doch aber, Gott Lob, auch wahrer Bürge für den Bräutigam, und ich habe keinen Begriff davon, wie manche Mütter jetzt sagen, sie könnten nicht anders als eifersüchtig auf ihre Schwiegersöhne sein. Gabriele entwickelt sich übrigens immer bedeutender und liebenswürdiger und wird dabei auffallend hübscher, sie kann wirklich schöne Momente haben, so wenig schön sie doch eigentlich ist. . . .

Endlich, liebste Adelheid, komme ich zur Fortsetzung meines Briefes und zum wiederholten Dank für Deinen lieben Brief, der mir in jeder Hinsicht so wohl that. Ach, so besonders Alles, was Du in Bezug auf die liebe selige Therese schreibst. Das ist wohl wahr, physisch fühle ich den Schmerz um sie wie einen Stachel im Herzen, wirklich wie einen örtlichen Schmerz, aber jede auf sie führende Erinnerung, Alles, was mir ihr liebes süßes Bild vergegenwärtigt, thut mir nur wohl, und es ist nur eine Entbehrung mehr für mich, daß Bülow es so vermeidet, solche Erinnerungen ins Leben treten zu lassen, so sehr sie auch sein Herz erfüllen, das weiß ich. Er spricht aber nicht von ihr und läßt mich nicht dabei verweilen, wenn ich es thue, weil er eben denkt, es ist so für mich besser, aber ich weiß es nicht, ob es das ist. Daran, daß wir uns in der Zukunft vielleicht den Klang des lieben Namens wieder schaffen sollten, wenn Lellas Glück auch die Höhe erreicht, hatte ich wohl schon oft gedacht, und es rührte mich wahrhaft, daß sich unsere Gefühle und Gedanken wieder so ganz begegneten, meine liebe Adelheid. Wohl thun sie es auch darin, daß auch ich der Vereinigung von Leopold und Gabriele nie anders als mit tiefer Rührung denken kann. Er erscheint mir immer wie eine Himmelsgabe, wäre es wohl immer gewesen dadurch, daß er meine Lella so glücklich macht, aber daß er in solchem Moment der Unserige wurde, ist er es mir auf so ganz eigene Weise, für die ich keinen wörtlichen Ausdruck habe, die ich aber tief und wohlthuend und mit dem innigsten Dank gegen Gott empfinde. Zu diesem gesellt sich immer der Dank gegen Euch, Ihr Lieben, und Alles, was Dein letzter lieber Brief über dieses Liebesglück enthält und über Deine Liebe zu meinen Kindern und zu den Loënschen, hat mich ebenso sehr gefreut wie bewegt. Gott wolle die schönen Hoffnungen, mit denen wir Alle in dieser Beziehung in die Zukunft sehen,

in schöne Erfüllung gehen lassen. Ich kann selbst eine tiefe Sehnsucht danach haben, wie kaum das Brautpaar selbst. Das möchten sie mir wohl nicht glauben, aber ich habe das volle Bewußtsein davon, wie überhaupt das der uneigennützigsten Liebe für sie, und dieser folgend, möchte ich so gern die nächste Zukunft nach ihren Wünschen gestalten. . . ."

Es war eine eigene Fügung, die das junge Paar zur Erfüllung seiner Wünsche wieder an denselben Ort zurückführte, der vor einem Jahre inmitten so schmerzlicher Erlebnisse ihre Verlobung gesehen. Die Gestalt der lieblichen verklärten Therese war so unauflöslich mit der Geschichte ihrer Liebe und Verlobung verknüpft, sie gehörte so wenig der Vergessenheit an, daß die Befürchtung, Erinnerungen zu wecken, nicht aufkommen konnte. Das Leben trennt nicht Schmerz und Glück, sondern verbindet. Und so klang am 29. August Hochzeitsjubel durch das Tegeler Haus, und in stiller Größe blickten die Statuen herab auf das Bild des Lebens, wie sie auf das des Todes geblickt — unerreichbar für Menschenfreud und Leid und kühl erhaben über Menschenschicksal.

Unmittelbar nach diesem schönen Familienfest mußte Bülow die Seinen wieder verlassen und den König nach Köln begleiten, wo die Grundsteinlegung zur Wiederaufnahme des Dombaues stattfand. Auch Alexander v. Humboldt folgte dem König und ging dann weiter nach Paris. Dem jungvermählten Paare sandte er noch folgende Abschiedszeilen nach Potsdam:

„Berlin, den 30. August 1842.

Ich komme am späten Abend von dem einsamen Tegel zurück und kann meine morgende Reise nicht antreten, ohne mich noch einmal freundlichst dem jungen Paare zu nahen. Mögen die freudigen wie die ernsten Erinnerungen, welche das Haus der Künste, den lieblichen Landsitz, ja den dunklen Schatten naher Cypressen umwehen, wie durch einen geheimnißvollen Zauber ihren Einfluß auf das Band ausüben, das unter so glücklichen Vorbedeutungen unauflösbar geknüpft ward.

Der uralte Reisende vom Orinoco."

Es war auch äußerlich eine Zeit des Glanzes, dieser Höhepunkt in Bülows Laufbahn. Er fand es seiner Stellung schuldig, im großartigsten Stil ein Haus zu machen, und wieder war seine Frau genöthigt, mehr als es ihrer Neigung entsprach, sich dem gesellschaftlichen Leben zu widmen. Anfangs verging im Ministerium kein Abend ohne Gäste, bis

sie rundweg erklärte, das sei nicht zum Aushalten, und den Dienstag als Empfangstag ansetzte, wo dann die schönen Räume freilich fast überfüllt waren, sich aber auch mehr Abwechselung in der Unterhaltung bot, oder auch Tanz und Musik die Gesellschaft belebten. So vollkommen Frau v. Bülow aber auch ihre Stellung auszufüllen wußte, so ergriff sie doch, wo es irgend anging, mit Freuden die Gelegenheit, sich den Gesellschaften zu entziehen, und es ist charakteristisch, wenn sie schreibt: „Ich habe mich natürlich gleich auf den Fuß gesetzt, nicht ohne Bülow auszuessen, und somit ist wirklich ungeheuer viel gewonnen, denn es geht ja nichts über die Plage des Diners. Die unvermeidlichen bei Hofe und bei Einem selbst geben ihrer noch immer genug. Unvermeidlich darf ich jene zwar nicht nennen, denn ich habe neulich erst eines vermieden. Als wir nämlich am 7. gerade in den Wagen stiegen, um zur Eisenbahn zu fahren, ich mit einem großen Blumenstrauß in der Hand, sehe ich ein mir ganz bekanntes Gesicht neben dem Portier stehen. Ohne mich besinnen zu können, wer es sei, höre ich nur im Besteigen des Wagentrittes etwas von „König" und „Diner", und wie ich sitze, sagt man mir, der Hoffourier bringe eben eine Einladung zum Diner beim König. Ich faßte mich aber kurz und rief dem Manne zu: „Ach, bitte, verrathen Sie mich nicht, ich muß nach Potsdam, es ist meiner Tochter ihr Geburtstag!" — und damit zog Alla das Wagenfenster auf, und wir fuhren ab. Du kannst denken, wie froh! Bülow nahm auch die Sache gnädiger auf, als ich dachte."

Auch Tegel, wohin Frau v. Bülow so bald als möglich sich flüchtete, bot kein ruhiges Asyl mehr. Durch den tiefen Sand arbeiteten sich die Diplomaten zwar langsam, aber erfolgreich durch, und bald erschienen wieder zu allen Tages- und Abendzeiten überraschende Besuche, so daß auch für Tegel ein Tag festgesetzt werden mußte.

Die „Donnerstage" auf dem eigenartigen Landsitz boten so viel Abwechselung durch die freiere Bewegung, den ungezwungeneren Verkehr auf Spaziergängen und Wasserfahrten, daß sie sich bald einer gewissen Berühmtheit in der Gesellschaft erfreuten und es zum guten Ton gehörte, sich dazu einzufinden. Es war ein Kunststück, das Frau v. Bülows ganzes Zartgefühl erforderte, Hedemanns mit diesen Invasionen des zum größten Theil „ausländischen Volkes" zu versöhnen und, wenn sie anwesend waren, ihnen auch die nothwendigen Ehren als den Besitzern

des Hauses zukommen zu lassen, ein Verhältniß, das für Fremde immer unentwirrbar blieb. War auch der Hausstand der Bülowsche, und waltete auch der ministerielle Koch in den unteren Regionen, so gab doch die Generalin Hedemann keineswegs ihre Rechte als Besitzerin auf und regierte ihrerseits, was denn nicht ohne gelegentliche kleine Reibereien abging. Welche Quelle der Freuden lag aber dafür auch in dem Beisammensein, wie vergnügt waren Groß und Klein in dem heiteren Familienkreise!

Eine köstliche Geschichte wird aus dieser Zeit erzählt:

Einstmals kam zu den schon zahlreichen Bewohnern des Schlosses noch Einquartierung hinzu, und jeder irgend mögliche Raum sollte benutzt werden. Statuen dulden still, Menschen wollen sich bewegen können, also müssen Statuen den Menschen, die klassische Kunst dem modernen Leben weichen, dachte Frau v. Hedemann, und energisch, wie sie war, ließ sie die zwei berühmten griechischen Torsen, die sonst ihres Vaters Schreibtisch gegenüber standen, zwischen einer Doppelthür verschwinden. Die Nemesis blieb nicht aus und erschien dies Mal in der ehrwürdigen Gestalt Alexanders v. Humboldt, der zwar besonders bestellt hatte, er würde diesen Donnerstag nicht verherrlichen, nun aber doch in Begleitung eines fremden Herrn dem Wagen entsteigt. Selten ist wohl der geliebte, gütige Onkel so verlegen und erschrocken begrüßt worden, und die Verlegenheit steigt, als er sofort erklärt, er wolle sich gar nicht mit den anderen Gästen aufhalten, sondern sei nur gekommen, um dem berühmten Raoul Rochette die Torsen zu zeigen. Direkt geht er auf das Arbeitszimmer seines Bruders los. Den Einwand, daß es bewohnt sei, freundlich abwehrend, tritt er ein — die Torsen waren nicht zu Haus! Jetzt muß Frau v. Hedemann gestehen, wo sie sich aufhalten; sofort will Alexander v. Humboldt die Thür öffnen. Sie ist verschlossen. — „Wo ist der Schlüssel?“ „Ich habe ihn verlegt, verloren!“ stammelt Frau v. Hedemann. — „So suche ihn, liebes Kind“, sagte der Onkel sehr freundlich, aber bestimmt. „Ich werde mit Mr. Rochette hier warten“, — und damit setzten sich die beiden Herren vor die fragliche Thüre und sind sofort in ein wissenschaftliches Gespräch vertieft. Draußen, außer Hörweite, sinkt die sonst so unerschrockene Generalin vernichtet auf einen Stuhl, staunend umstehen sie Schwester und Nichten. Daß sie den Schlüssel hatte, war klar, und nun die Herren einmal diese Entweihung

der Grazien erfahren hatten, konnten sie sie in der Doppelthür doch auch sehen?

Ach, nun kam das Geständniß: Bei der Ueberfüllung aller Räume hatte sie in der letzten Noth Alles, was an Waschgeräth übrig gewesen, zwischen der Doppelthür verschwinden lassen, — und in solcher Gemeinschaft sollten die begeisterten Gelehrten die edlen Grazien finden — unmöglich! Sie war dem Weinen nahe. Unauslöschliches Lachen von Seiten der Bülows war zunächst die Folge dieser Beichte, dann aber beschlossen sie, mit vereinten Kräften die Ehre der Familie zu retten. Mit allen Zauberkünsten der Beredsamkeit, mit dem größten Aufwand geistreicher Einfälle gelang es endlich, die Herren von ihrem Posten fortzubewegen. Kaum hatten sie das Zimmer verlassen, als Frau v. Hedemann ans Werk ging. Wenige Augenblicke, und die schmachvolle Kameradschaft der Grazien war beseitigt. Die Herren erfuhren nie, mit wem diese Perlen griechischer Kunst ihr unwürdiges Gefängniß getheilt hatten, aber Frau v. Hedemann hat darüber noch manche Anspielung hören müssen und segnete nur immer die Torsen dafür, daß sie wenigstens stumm waren.

In einem echten Frauenleben sind meist die glücklichsten Perioden die, über welche sich am wenigsten sagen läßt. Zwei Jahre gingen für Frau v. Bülow äußerlich ereignißlos dahin, brachten aber in ihrem Laufe die schönsten Freuden im häuslichen Kreise, an denen auch die verheirathete Tochter nach wie vor den innigsten Antheil hatte. Ja, sie erhöhte noch in dem eigenen das allgemeine Glück, als sie am Jahrestage ihrer Hochzeit einem Sohn das Leben schenkte. Frau v. Bülow wollte es sich nicht nehmen lassen, die Tochter und den ersten Enkel bei seinem Eintritt in die Welt selbst zu pflegen, und so wuchs der ministerielle Hausstand mit dem kleinen Ankömmling und seinem Gefolge auf siebenunddreißig Personen an. Im großelterlichen Hause, wo er geboren, war der „himmlische neue Junge" mit seiner Mutter auch später noch öfter wochenlang ein immer enthusiastisch begrüßter Gast, der liebste Zeitvertreib der jungen Tanten und angebetete Spielkamerad des kleinen Onkels. Frau v. Bülow selbst konnte zwischen ihren Repräsentationspflichten immer noch an den Spielen der Kinder theilnehmen, und die kleinen Freuden in der Kinderstube liegen ihr mehr am Herzen als die Streitigkeiten im Staatsministerium. So kann sie z. B. ihrer Schwester unter allerlei anderen ernsten Dingen schreiben:

„. . . Die Tauben sind ein unerschöpfliches Amüsement für die Kinder, und die Kunststücke, die der Junge mit ihnen treibt, sind wirklich groß. Daß sie auf dem Seil tanzen, weiß Du doch? Von der großen Begebenheit, daß aus dem von den Tauben ausgebrüteten Hühnerei wirklich ein Hühnchen zum Vorschein kam, haben wir Dir geschrieben. Das war am Geburtstag selbst. Von da an mehrte sich die Freude an dem kleinen Huhn täglich, und es war wirklich ganz merkwürdig, wie das Thierchen zunahm und wie es gleich selbst für sich sorgte. Nur den ersten Tag hindurch fütterte es Karl der Große, den zweiten brauchten die Kinder kaum dafür zu sorgen, es half sich selbst, und die arme Taube war sehr rührend in ihren Bemühungen, wie sie die kleinsten Krümchen, die sie finden konnte, in ihrem Schnabel oder Hals — ich weiß es nicht — sammelte und das Huhn damit füttern wollte. Weil dies aber nicht darauf einging, verschluckte sie sich förmlich daran, fing aber immer von Neuem an damit. Das Huhn piepte aber so stark den ganzen Tag hindurch, daß es kaum auszuhalten war, und Bülow besonders wurde ganz nervös dabei, so daß es nicht mehr nach Tische hier erscheinen durfte. Dem Onkel wurde es aber am Montag gezeigt, und wie er sich dafür interessirte, zeigt das Billet, was ich Dir schicke, und das mag doch wohl das einzige Huhn auf der Welt sein, das sich rühmen kann, von ihm beneidet worden zu sein. So hat es ein kurzes, aber doch sehr bemerktes Leben gehabt, — denn es lebt ja nicht mehr! Am Mittwoch Abend, eigentlich Mitternacht, wo C. so sehr an Ohrenschmerzen litt, störte sie das Piepen so, daß ich selbst wollte, daß das Hühnchen entfernt würde, und es wurde in seinen Käfig an dem Gang transportirt, auch beim Ofen. Da schrie es aber so, daß die Lacey fürchtete, es würde Bülow stören, was wirklich zu besorglich war, und brachte es noch weiter, und wurde es trotz des Etablissements im Körbchen mit Federn und Watte u. s. w. verwahrt, doch ungeachtet aller Vorsicht muß es doch zu kalt gewesen sein, und am Freitag Morgen war es todt, als Karl der Große es fand. Du kannst denken, wie groß der Jammer war, der Junge weinte, die Lacey machte sich die größten Vorwürfe, das ganze Haus machte Kondolenzbesuche, und zum Trost wurde beschlossen, daß es ausgestopft werden sollte. Das ist nun geschehen, und es wird unter Glas kommen auf ein Postament, auf welches das Billet vom Onkel geklebt werden soll. Das ist doch Ehre für ein Huhn! Der Onkel schrieb

nämlich bei Gelegenheit, daß er wegen früherer Engagements nicht hier essen könnte: „Es ist ein großes Leben, das Berliner Leben, — wer doch das kleine Huhn wäre, das so taubenhäuslich lebt und sich nur selbst piepen hört!“

Nicht lange konnte Frau v. Bülow sich in so harmloser Weise ungetrübtem Glücke hingeben, leise Sorgen, daß ihres Mannes Gesundheit das ununterbrochene angestrengte Arbeiten nicht ohne Nachtheil ertragen könnte, drängten sich ihr auf. Ihre Befürchtungen waren nicht unbegründet; gegen Ende des Jahres 1844 machte sich in Bülows Wesen eine Veränderung fühlbar. Die Stunden, die er im Kreise der Seinen zu verbringen pflegte, wurden immer seltener, und mit der Last der Geschäfte wuchs seine Theilnahmlosigkeit an anderen Vorkommnissen, auch war seine Stimmung eine sehr wechselnde. Körperliches Uebelbefinden gab dafür eine Erklärung und gipfelte im Mai 1845 in einer heftigen Grippe mit Blutandrang nach Lunge und Kopf. Nachdem die Erkrankung überwunden, nahm er mit verdoppelter Energie seine Thätigkeit im Staatsministerium wieder auf, und auch die Donnerstagsgäste in Tegel, deren Zahl manchmal auf achtzig und mehr anwuchs, fanden nach wie vor in ihm den berühmt liebenswürdigen Gesellschafter, den redegewandten, feinen Diplomaten. Seine Frau aber sah mit wachsender Unruhe, wie sehr ihn Alles anstrengte, wie erschöpft er in Schweigen versank, wenn der Zwang, den er sich selbst auferlegte, nachließ, und so begrüßte sie erleichtert den Juli, in dem Bülow zur Kur nach Kissingen reisen sollte. Ihm zur Erheiterung und sich selbst zur Beruhigung nahm sie alle Kinder mit. Es schien, als ob dem Minister die Kur trotz der herrschenden erschlaffenden Hitze gut bekäme, und Frau v. Bülow wünschte nichts sehnlicher, als daß er sie recht gründlich und ruhig brauchen und auch nachher noch eine Zeit lang von aller Arbeit und dienstlichem Aerger verschont bleiben möchte.

Das war aber weder bei Bülows Temperament noch an sich durchzuführen. Der Besuch der Königin von England bei den Majestäten in Stolzenfels stand bevor. Der König hatte schon früher Bülow dazu eingeladen, Königin Viktoria die Erwartung ausgesprochen, ihn wiederzusehen, und er fand eine Absage unmöglich, um so mehr, als er die Gerüchte, die über seine Erkrankung im Umlauf waren, gerade durch sein Erscheinen widerlegen wollte. Es war umsonst, daß Frau v. Bülow

die Zeitungsartikel, die sich unablässig mit ihm beschäftigten, unterschlug, daß sie ihn flehentlich bat, seine Gesundheit zu berücksichtigen und die Kur zu vollenden, am 28. Juli brachen sie nach Koblenz auf.

Auf der ersten Station in Brückenau traf man zufällig mit dem König von Bayern zusammen, der Frau v. Bülow auf einem Spaziergang anredete, indem er sich auf die alte Bekanntschaft in Rom vor siebenundzwanzig Jahren berief. Mit der ihm eigenen seltsamen Lebhaftigkeit berührte er im Fluge alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft und beanspruchte den ganzen folgenden Tag die Gesellschaft der Reisenden. Mit Bülow, der ihm zum ersten Mal persönlich gegenübertrat, hielt er allein und in Gegenwart Anderer lange politische Gespräche, lud die ganze Familie zu sich zur Tafel und machte dann noch eine mehrstündige Spazierfahrt mit Bülow allein.

Am 30. wurde die Reise fortgesetzt, die Eltern fuhren im kleinen Wagen voraus, die Kinder folgten im großen. Diese Fahrt ward für Frau v. Bülow zur Marter, die Qual dieser Stunden ließ für immer ihre Spuren in ihrer Seele, da wurde für sie alle Sicherheit des Lebens vernichtet. Als ihr Mann ein langes bedrückendes Schweigen brach, — redete er irre. — Sie suchte ihn zu berichtigen, er verwirrte sich noch mehr, sie glaubte, er rede im Fieber, sie konnte es nicht fassen, ihr ganzes Inneres sträubte sich, das Entsetzliche zu begreifen. Wenn dieser klare Geist zerstört werden konnte, was blieb dann noch bestehen? Es war, als sänke alles Dasein in einen bodenlosen Abgrund.

So mit den Trümmern ihres höchsten Glückes fuhr sie in Frankfurt ein, fast an demselben Tage wie 1816, wo ihr zum ersten Mal der entgegengetreten war, in dem sich ihr die ganze Fülle des Lebens erschlossen. Damals, am sonnigen Morgen ihrer Jugend, hatte sie ihn lieben gelernt, neunundzwanzig Jahre mit Freud und Leid hatten ihr Leben mit dem seinen verflochten, und nun mußte sie hier Schritt für Schritt das Unfaßliche als eine Thatsache annehmen; sie konnte den Mann, mit dem sie eins war, nicht retten aus dem Dunkel, das ihn einzuhüllen drohte, und sie konnte ihm auch nicht folgen. Hätte sie Zeit gehabt, den ganzen Jammer auszudenken, sie wäre erlegen, aber Nothwendigkeit, zu handeln, gab ihr physisch und moralisch wunderbare Kräfte. Sie ließ sofort außer dem Frankfurter Arzt den Dr. Steinrück, der Bülow in Berlin behandelt, kommen, benachrichtigte den Onkel Alexander,

der schon in Stolzenfels ihr sogleich zu Hülfe eilte, sich aber verbergen mußte, um den Kranken nicht aufzuregen und zu beunruhigen. Nur allzu rasch verbreitete sich das Gerücht von Bülows Erkrankung in Frankfurt. Die Besuche und Erkundigungen der Bekannten und Neugierigen, denen man doch nicht die volle Wahrheit sagen durfte, waren keine geringe Plage, denn Bülow, immer auf, war zeitweise ganz klar, sah und sprach dann auch Menschen, verlangte aber beständig die Gegenwart seiner Frau, verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit jede ihrer Handlungen und schärfte ihr in Momenten, wo ihm sein Zustand bewußt ward, immer wieder ein: „Jeden Schritt zu bedenken, denn es wird gewiß Alles nach Berlin berichtet, und daraus dieses oder jenes gefolgert."

Die Aerzte stellten einen Schlaganfall fest, meinten aber, durch richtig angewandte Mittel und Ruhe könnte der Druck auf das Gehirn gehoben werden, und so begann man jeden neuen Morgen mit Hoffnung, um jeden Abend einzusehen, daß es nicht besser geworden. Täglich verlangte der König Nachricht; der Prinz von Preußen kam selbst, um sich zu erkundigen, Tag und Nacht hatte Frau v. Bülow keine Ruhe. Eine momentane Besserung hatte bei Bülow zur Folge, daß er sich seiner traurigen Lage bewußt ward und verlangte, dem König seine Verhinderung an der Weiterreise zu melden. Als ihm seine Frau den Entwurf zu einem Brief vorlegte, durchbrach sein Geist noch einmal die dunklen Bande. Mit der größten Klarheit nahm er mehrere Aenderungen in dem Schreiben vor und bemerkte dabei: „Ich darf den König nicht hinhalten, ich muß schon jetzt jede Beschlußnahme in seine Hand legen. Es kommt dabei nicht auf mein Interesse an. Verhindert mich meine Gesundheit an Verwaltung meines Amtes, so muß der König völlig freie Hand haben, der Dienst des Königs geht jeder anderen Rücksicht vor. In diesem Sinne muß ich das Schreiben schließen, allein nicht entfernt so, daß meine Dankbarkeit für des Königs Gnade dabei zurücktritt. Ich habe nur Gutes vom König erfahren und bleibe ihm lebenslang dankbar ergeben, was er auch beschließen möge."

Den Brief, der somit einem Entlassungsgesuch gleichkam, schrieb er dann eigenhändig bei voller Ruhe und Besonnenheit und übergab ihn zu schleuniger Beförderung mit den schmerzlichen, aber festen Worten: „Eine kurze Karriere!" — Dieser schöne Brief, der so ganz den Stempel seines edlen Wesens trug, schien eben dadurch den Gerüchten

von seiner Krankheit und traurigen Veränderung zu widersprechen. Der König wies den Gedanken, einen so treuen bewährten Diener verlieren zu sollen, von sich und schrieb ihm:

„Aachen, den 11. August.

Es ist mir ein Bedürfniß, außer dem offiziellen Brief, den ich eben gezeichnet habe, noch selbst an Sie zu schreiben, mein lieber Bülow. Ihr Schreiben hat mich tief gerührt. Es athmet die Pflichttreue und die größte Selbstlosigkeit. Je seltener solche Erscheinung bei so eminenten Eigenschaften ist wie die, welche Sie auszeichnen, um so mehr ist die herzlichste Anerkennung eine Pflicht. Ermüdet Sie also vielleicht das Lesen „eines Blattes mehr, als streng nöthig ist", so halten Sie das, bester Bülow, meiner Freundschaft zu gute.

Was Noth thut, werde ich vornehmen, indem ich nur die Sache, nicht die Person im Auge halte. Aber taxiren Sie mich nicht als schwach, wenn ich in diesem Augenblicke nicht auf Ihr Entlassungsgesuch eingehe. Ich muß erst sehen, wie die unternommene Kur bei Ihnen anschlägt. Erst wenn Sie nach ihrer Vollendung mir den Glauben aussprechen, daß Sie Ihre Kräfte dem vielfach bewegten Geschäftsleben nicht genügend finden, werde ich definitiv beschließen. Ich bitte Sie, nehmen Sie es nur recht ernst mit Ihrer Gesundheit, und macht Ihnen das Mühe, so denken Sie, Sie arbeiten für meinen Dienst.

Mit den lebhaftesten Wünschen für Ihre Wiederherstellung

Ihr wohlgeneigter treuer Freund

Friedrich Wilhelm."

Am 11. August konnten Bülows Frankfurt verlassen. In Begleitung des Dr. Steinrück ging es in kleinen Tagereisen nach Erfurt zu Hedemanns. Frau v. Hedemann schrieb damals über den wunderbaren Zustand:

„Bülow, obgleich im Aeußern verändert, blaß und gebeugt, war gleichwohl körperlich wohl. Sein geistiger Zustand war abwechselnd, in der Regel waren seine Gedanken klar. Man konnte ihm über alle Gegenstände sprechen, er selbst regte nichts an, ging aber auf Alles ein, dann mitten inne verwechselte er ganze Zeiten.

Er sprach durchaus zusammenhängend, selbst über die eigene Zukunft, wie seine Kräfte die ungeheuren geistigen Anstrengungen nicht mehr zu ertragen vermöchten. Auch über die öffentlichen Angelegenheiten sprach

er mit Ruhe und gewohnter Beurtheilung, auch ganz in seiner alten Gesinnung. Beschäftigen that er sich fast gar nicht, und eine gewisse Unruhe trieb ihn zu öfterem Wechsel des Orts. Sichtbar hielt die Unruhe oder Sorge um Gabriele seine Gedanken in Spannung. . . ."

Frau v. Bülows körperliche Kräfte schienen zusammenzubrechen; zwei Tage war sie gezwungen, bei den Geschwistern auszuruhen, dann ließ sie sich nicht länger halten, hoffte sie doch, daß der berühmte Kruckenberg in Halle noch eine Kur verordnen, noch einen Hoffnungsschimmer geben könnte. Dieser entschied, daß ein möglichst ruhiger Aufenthalt in Tegel das Günstigste sein würde, namentlich da es auch Bülows dringender Wunsch war. Wirklich schien auch dort eine kleine Besserung einzutreten, nur machte sich bei zunehmender Klarheit der Mangel an Thätigkeit und der Unterschied zwischen seinem früheren und jetzigen Leben peinlich fühlbar, doch er war gefaßt und oft sogar heiter, drängte aber dazu, seinen Abschied zu fordern, und bemühte sich noch, seine Geschäfte zu ordnen, sein Haus zu bestellen, solange er dessen fähig sei. Es waren schwere Rechenstunden für seine Frau, der er bisher Alles, ja in London sogar die Haushaltungsrechnungen abgenommen, und die von Allem, was Vermögensverwaltung oder derartige Geschäfte betraf, keine Ahnung hatte.

War es auch im Vergleich mit früheren Jahren still geworden in Tegel hinsichtlich der Empfangstage und Gesellschaften, so kamen doch immer noch häufig genug Besuche, die Bülow auch zum Theil nicht ungern sah, seine Frau aber immer in die peinlichste Spannung versetzten. Wahrhaft wohlthuend und erleichternd waren ihr dagegen die Besuche des treuen alten Hausfreundes Rauch, der in seinem ganz einzig liebenswürdigen, heiteren und taktvollen Wesen eine wahre Erfrischung war. Auch der Onkel Alexander scheute trotz seiner sechsundsiebzig Jahre keine Anstrengung und fuhr, so oft er es möglich machen konnte, hinaus. Manches Mal schieden Beide dann mit besseren Hoffnungen, wenn Bülow ganz wie in früherer Zeit, nur etwas stiller gewesen war. Die Prinzessin von Preußen, die ebenfalls öfter nach Tegel kam, glaubte sogar die Genesung stetig fortschreiten zu sehen, und immer wieder beschwor sie Frau v. Bülow mündlich und schriftlich, es nicht zum Abschiednehmen kommen zu lassen: „Sie wissen, daß ich in Bülow den einzigen Staatsmann Preußens in dieser ernsten Zeit, das treue Familienhaupt,

endlich den persönlichen Freund verehre, und dies sagt mehr, als ich sonst aussprechen könnte." Als Bülow eben sein Entlassungsgesuch entworfen hatte, kam noch folgender Brief von ihr, der eine abermalige Erwägung hervorrief:

„Babelsberg, den 20. September 1845.

Verzeihen Sie mir, liebe Frau v. Bülow, wenn ich Ihnen mit diesen Zeilen lästig falle. Es ist mir aber Bedürfniß, ja, ich möchte fast sagen, Pflicht, Ihnen offen (wie ich es immer bin) zu sagen, was in meinem Innern vorgeht, weil ich überzeugt sein kann, daß Sie meiner Gesinnung für Ihren Mann Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Humboldt hat mir seine Absicht mitgetheilt, sich aus dem Ministerium zurückzuziehen, und dieser Schritt, der mir in Bülows Interesse zu früh gethan zu werden scheint, in staatlicher Hinsicht ein wahres Unglück ist, veranlaßt mich, Sie zu bitten, erst den weiteren Verlauf der Genesung abzuwarten, die ja Gott sei Dank den erwünschten Gang verfolgt und später bei einiger Erleichterung im Geschäft, bei größerer Vorsicht in der Lebensweise und dem Vorbehalt eines letzten Entschlusses im Fall der Nothwendigkeit den verehrten Staatsmann noch lange dem Vaterlande erhalten wird. Ich fühle vollkommen, ja, ich kann sagen, schmerzlich, wie die Ansicht mit den Rücksichten auf das Wohl und das häusliche Glück einer Familie, die ich so hoch schätze, anscheinend im Widerspruch steht, und wie der Egoismus selbst in die höheren Verhältnisse sich einzudrängen sucht, aber ich kann nicht umhin, meine Bitte auszusprechen, jenen Schritt nicht zu übereilen, mit ihm zu warten und im festen Vertrauen auf die göttliche Vorsehung der Zukunft entgegen zu sehen!

Theilen Sie diese Zeilen Bülow mit, er wird in ihnen die Bestätigung dessen finden, was er viele Jahre hindurch bei mir gewohnt war, nämlich Wahrheit, hohe Achtung und Freundschaft, und es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß solche Gesinnungen zu denen gehören, welche keinem Wechsel unterworfen sind!

Nächstens hoffe ich Sie wieder zu besuchen.

Indem ich nochmals diese Sache Ihnen ans Herz lege, bitte ich Sie und die Ihrigen, meine freundlichen Grüße und besten Wünsche anzunehmen.

Prinzeß von Preußen."

Frau v. Bülow erwiderte darauf:

„Tegel, den 22. September 1845.

Eurer Königlichen Hoheit

meinen Dank für das so unendlich gnädige Schreiben so auszudrücken, wie ich ihn empfinde, vermag ich nicht. Dieses Bewußtsein erhöht noch die Wehmuth, mit welcher ich zu dessen Beantwortung schreite, da der Inhalt dieser Zeilen Höchstihren Erwartungen so wenig entsprechen wird. Hätte etwas den Entschluß meines Mannes, sein jetziges Amt niederzulegen, zu ändern vermocht, so wären es die ebenso einsichtsvollen als dringenden Worte Eurer Königlichen Hoheit gewesen, und ich kann betheuern, daß er nach deren Lesung noch einmal diesen Entschluß in die ernstlichste Erwägung nahm und dessen Ausführung verzögerte. Dennoch hat diese nun stattgefunden, und heute wahrscheinlich wird Seine Majestät der König das unterthänigste Entlassungsgesuch durch meinen Onkel erhalten.

Vermöchte ich es doch, Eure Königliche Hoheit zu überzeugen, daß meinerseits das Mögliche geschah, um diesen großen Schritt zu verhindern oder — was noch mehr meinen Wünschen entsprochen hätte — zu verzögern, und daß ich zuletzt ihm nicht mehr entgegen sein durfte, weil ich mich überzeugen mußte, daß ein längerer Aufschub dem Gesundheitszustande meines Mannes zu nachtheilig geworden wäre. Daß diese Rücksicht jede andere auch noch sehr und vielfach bedachte in mir überwiegen mußte, darin weiß ich mich von Eurer Königlichen Hoheit tieffühlendem Herzen ganz verstanden, und gewährt mir diese Ueberzeugung einen sehr wohlthuenden Trost in der jetzigen für mich recht schweren Zeit. Noch dankbarer bin ich Eurer Königlichen Hoheit für die Beweise unschätzbarer Freundschaft und wahrer Anerkennung, welche Hochdieselben meinem Manne geben, denn er fühlt sich durch diese tief beglückt und wird sich derselben lebenslang mit Stolz bewußt sein.

Mit wehmüthiger Freude erfüllt mich die Hoffnung, vielleicht bald das Glück haben zu können, Eurer Königlichen Hoheit gnädigen Besuch hier zu empfangen, und mit innigster Verehrung verbleibe ich Eurer Königlichen Hoheit dankbarste und unterthänigste

Gabriele v. Bülow."

Als der König das Entlassungsgesuch erhielt, war er tief erschüttert und sagte zu Humboldt: „Es ist für meine Regierungszeit ein wahres Unglück. Solche Klarheit der Ideen, solche Festigkeit, solcher Muth, wenn ein Entschluß gefaßt war, und, Humboldt, Sie müssen es wissen, der Einzige meiner Minister, von dem ich fühlte, daß er mich verstand, auch wenn er nicht meiner Meinung sein mochte."

In einer überaus gnädigen Kabinetsordre vom 29. September ertheilte der König Bülow den Abschied unter Verleihung von Sitz und Stimme im Staatsrath und Vorbehalt zur Berathung in außerordentlichen Fällen.

Beide Majestäten kamen dann wie in früheren Jahren auch noch selbst nach Tegel heraus.

„Ich freue mich vollkommen meiner gefaßten Entschlüsse", schrieb Bülow gleich darauf, „was will der Mensch mehr? Einig mit sich, mit seinem Schöpfer und seinen Mitmenschen!"

Kaum war somit die Zukunft entschieden, so begann Bülow sich und die Seinen mit der Unruhe zu quälen, das Ministerium sofort zu räumen und eine andere Wohnung in Berlin zu beziehen. Als eine solche endlich in der Burgstraße Nr. 27 Ecke der Neuen Friedrichstraße gefunden, wurde der Umzug in der größten Hast betrieben und Anfang November nach Berlin übersiedelt. Es war, als hätten sich mit dieser letzten Anstrengung Bülows Kräfte vollends erschöpft, sein Zustand verschlechterte sich sichtlich, völlige Theilnahmlosigkeit und dumpfes Schweigen wechselten mit größter Gereiztheit und Nervosität, und es war eine fast übermenschliche Anstrengung für seine Frau, bei so tiefer Seelenqual keinen Augenblick sich von ihm entfernen zu dürfen. Sie war die Einzige, der er vertraute, die es wenigstens manchmal vermochte, ihn zu leiten, der gegenüber ihn auch die alte Freundlichkeit nie verließ. Mochte auch der Geist sich umnachten, sein Herz irrte nie. Aber wenn er sie nicht immer um sich sah, stieg seine Unruhe aufs Höchste.

Unbeschreiblich gütig und unermüdlich in wahrhaft rührender Treue hielt die edle Prinzeß von Preußen auch während dieser schweren Monate die alten Beziehungen zu Bülows aufrecht. Keine Woche verging, in der sie sich nicht mindestens einen Abend unangesagt im Familienkreise zum Thee einfand. Die Stunden, die sie so in edler Menschenliebe geopfert, konnte Bülow ihr nicht mehr vergelten, aber tiefe Dankbarkeit,

innigste Verehrung und die wärmsten Segenswünsche sind aus seinem Hause der erhabenen Fürstin immerdar gefolgt. Wie sehr sie auch ihrerseits die Frauenseele zu schätzen wußte, die in all dem Leid so still und so tapfer zur Heldin ward, zeigen alle ihre Briefe an Frau v. Bülow seit ihres Mannes Erkrankung. Einer davon, an ihrem Geburtstag selbst geschrieben, lautet:

„Babelsberg, den 30. September 1845.

Sie hätten mir am heutigen Tage keine größere Freude machen können, liebe Frau v. Bülow, als durch die Versicherung, daß Ihnen meine herzliche Theilnahme wohlgethan hat. Das Mitempfinden der Schicksale Anderer, in Freude wie in Leid, ist mir immer ein Bedürfniß gewesen, dessen Befriedigung dann mir wahre Freude gewährte. Ihre treuen Wünsche für mich möge Gott gnädig in Erfüllung gehen lassen, denn sie kommen aus einem vielgeprüften Herzen, das die Prüfungen mit seltener Kraft bestanden hat und darin mit gutem Beispiel Anderen vorausgeht. So habe ich Sie erkannt und Ihre Wünsche doppelt zu schätzen gewußt.

Ihrem lieben Manne, Ihrer Schwester und Ihrem Schwager bitte ich Sie herzlichst zu danken und mich in Gedanken in Ihren häuslichen Kreis versetzt zu glauben, an welchem ich oft theilzunehmen hoffe als ein befreundetes Wesen.

Leben Sie wohl und entschuldigen Sie die Eile dieser zwar kurzen, aber tiefempfundenen Zeilen

Ihrer

Prinzeß von Preußen."

Still und traurig ging das Jahr 1845 zu Ende. Die Aerzte, die zuerst von einer Herstellung in Wochen, in Monaten geredet, standen machtlos, rathlos, — und von Genesung sprach Niemand mehr. Im Laufe des Januar 1846 wiederholten sich die Schlaganfälle, und am 6. Februar endete nach schwerem Kampf dieses vormals so reiche, hochbedeutende und beglückende Leben. Ein Händedruck war der einzige Abschiedsgruß, den die treue Lebensgefährtin empfing.

Abgestreift waren nun die Fesseln, der umnachtete Geist eingegangen zu ewiger Klarheit, zum Verständniß dieses schweren Geschickes, das wie eine dunkle, ungelöste Frage auf der Zurückbleibenden lastete. Für ein

Leid wie dieses giebt es keine Worte, aber auch kein Vergessen; unauslöschlich hatte der tiefe Ernst des Lebens diesem Frauenherzen seinen Stempel aufgedrückt, allein so tief sie gelitten und noch litt, Gottes Gnade ließ sie nicht versinken, und auch aus dieser schwersten aller Prüfungen ging sie mit dem festen Glauben an eine ewige Barmherzigkeit hervor.

XII.

Wittwenzeit 1846–1887.

Ueberſiedelung nach Potsdam. — Das Jahr 1848. — Winter 1853—1854 in Rom. — Eilige Rückreiſe wegen Erkrankung und Tod der älteſten Tochter Frau v. Loën in Berlin. — Leben in Berlin. — Tod der Frau v. Hedemann 1856. — Heirath der Tochter Conſtance 1857. — Tod Alexander v. Humboldts 1859. — Tod des Schwagers Hedemann 1859. — Frau v. Bülow am Hofe. — Heirath des Sohnes 1863. — Tod des Schwiegerſohnes Heinz 1867. — Hochzeiten in Tegel. — Burg-Oerner. — Enthüllung der Humboldtdenkmäler 1883. — Wolken am Lebensabend. — Letzte Krankheit. — Heimgang 16. April 1887.

Wittwe! — Welches Weh umſchließt dieſes Wort — wieviel Einſamkeit, wieviel Verantwortung, wieviel Pflichten! — „Ich fühle mich ſo müde", ſchreibt Frau v. Bülow, von dem neuen Grabe in Tegel zurückkehrend, ihrer Schweſter, — „nicht körperlich, aber geiſtig, ich möchte nur Ruhe haben, volle Ruhe, um mich ganz dem Schmerz hinzugeben, mir iſt es, als würde ich ihn dann leichter tragen, aber dieſe Ruhe wird mir nicht. Es kommt jetzt ſchon ſo viel Störendes, es muß wieder ſo gelebt werden, und das wird ſo ſchwer. Euer Hierſein kommt mir jetzt auch wie ein Traum vor, aber wie ein ſehr lieber, und es drängt mich, Euch noch ſo recht dafür zu danken. Es war doch ein großer Troſt. . . . Wie eigen es Dir bei der Rückkehr nach Erfurt und dem Wiederaufnehmen des Lebens dort ſein mußte, kann ich ganz begreifen. Dies wunderbar ſchöne Wetter verſetzt Einen auch in eine eigene Stimmung. Ach, das Wiederaufleben der Natur hat etwas ſo tief Bewegendes, gerade wenn der Tod in unſer

innerstes Leben getreten ist, es ist solcher Widerspruch, der unaussprechlich weh thut, und doch ist es wieder so die lebendige Versicherung von Gottes unwandelbarer Liebe und des ewigen Lebens über dieses arme, schwere Erdenleben hinaus."

Dieser Wunsch nach Ruhe war es hauptsächlich, der Frau v. Bülow bestimmte, Berlin zu verlassen. Hier wäre es bei den Beziehungen zum Hofe, dem großen Bekanntenkreis schwer gewesen, die alte Art des Verkehrs abzubrechen, auch widerstrebte es ihrem feinen Empfinden, das Geringste anzunehmen, das ihrer früheren Stellung gegolten; ging sie doch in diesem Gefühl sogar so weit, die Pension, die ihr als Wittwe des Staatsministers gebührte, zurückzuweisen. Sie beschloß, nach Potsdam überzusiedeln, wo die junge Loënsche Familie einen starken Anziehungspunkt bildete. Es ist eigenthümlich, wie in einem langen Leben dem Menschen fast alle auf das äußere Dasein bezüglichen Wünsche erfüllt werden, nur daß die Bedingungen, die den Wunsch erweckten, dann meist vorüber sind und eine solche späte Erfüllung oft wehmüthiger ist durch den Vergleich, den sie hervorruft, als wenn sie nie gekommen wäre. Wie hatte Frau v. Bülow manches Mal nach Stille geseufzt und gewünscht, nur ihrer Familie leben zu können, nun wurde ihr auch das, aber der, um dessenwillen sie hauptsächlich die Freiheit von allem offiziellen Zwang gewünscht, mit dem sie die ruhigen Tage hätte theilen wollen, er war ihr genommen.

Zunächst war freilich von der ersehnten Ruhe nichts zu spüren; die traurigen Geschäfte, die ein solcher Todesfall unausbleiblich nach sich zieht, verfolgten sie auch nach Tegel, wohin die ganze Familie Ende April geht, und stellten schwere Anforderungen an Gemüth und Verstand. Ein wahrer Sonnenstrahl inmitten der Trauer war die Geburt einer Enkelin in Potsdam am 28. August. Im Andenken an die verklärte Schwester nannten die Eltern das Kind Therese. Nicht lange hatte man sich dieses Glückes gefreut, als auch schon eine neue Sorge auftauchte. Loën erkrankte Anfang November an einem Nervenfieber, das bald einen sehr ernsten Charakter annahm. Natürlich war es wieder Frau v. Bülow, die helfend eintrat und sich mit der Tochter in die Pflege theilte, während sie zwischendurch den Umzug und die Einrichtung in Potsdam leitete. Als die eigene Wohnung am Kanal bereit war, blieb Frau v. Bülow dort mit ihren Kindern, brachte aber manche Nacht in

angstvoller Spannung bei Loëns zu. Es ging mit dem Kranken auf und nieder, aber in der Länge der Zeit sanken die Kräfte und damit die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Ein erneuter Rückfall schien das Ende herbeizuführen, und am Weihnachtstag hatten sogar die Aerzte den Kranken aufgegeben. Da trat unerwartet eine Krisis ein; von da an ging es langsam, aber stetig besser, und am 2. Februar konnte der Genesende zum ersten Mal wieder aufstehen, nach mehr als elfwöchentlichem Krankenlager. Die Dankbarkeit und Freude der Seinen kannten keine Grenzen und erreichten ihren Höhepunkt, als Alle sich zu Pfingsten in Burg-Oerner als Gäste der Hedemanns vereinigt finden. Den Sommer verleben Bülows wieder wie gewöhnlich in Tegel, häufig erfreut durch Besuche des Onkels Alexander, dessen achtundsiebzigster Geburtstag hier durch die Anwesenheit der Prinzessin von Preußen, die an dem Familiendiner theilnahm, besonders festlich begangen wurde. Im Herbst war eine kleine Reise nach Mecklenburg unternommen, um die Bülowschen Verwandten in Ludwigslust wiederzusehen und Düssin zu besuchen. Dieses Gut war nunmehr in den Besitz des kleinen Bernhard übergegangen und wurde für ihn von seinem Onkel Meerheimb formvoll, aber unzweckmäßig verwaltet, der es Frau v. Bülow nicht erließ, sie stundenlang in Wald und Feld herumzufahren, um ihr eine Uebersicht zu geben, obgleich sie ihm wiederholt versicherte, daß sie weniger als nichts von Landwirthschaft verstehe und ihm unbedingt vertraue. Uebrigens hielt sie aber sorgfältig darauf, daß ihr Sohn dabei nicht als wichtige Persönlichkeit gelte, und obgleich die mecklenburgischen Zeitungen die Ankunft des jungen Besitzers gemeldet und er in der Umgegend ein Hauptgegenstand des Interesses war, gelang es ihr, ihn in kindlicher Unwissenheit über seine eigene Bedeutung zu erhalten.

War der erste Potsdamer Winter durch die Trauer, das Gefühl des Fremdseins und die Sorge um Loën recht trübe und schmerzlich vergangen, so ließ sich der zweite anders an. Frau v. Bülow, deren Wesen von jeder Uebertreibung und falschen Sentimentalität fern war, erkannte in gesundem, richtigem Gefühl das Recht der Jugend auf heitere Geselligkeit an. Sie vermochte es ihren Kindern zu Liebe, ihren Schmerz tief in sich zu verschließen und an dem bunten Treiben der Gegenwart heiter Antheil zu nehmen. Potsdam bot eine äußerst anziehende Geselligkeit, in der man auch durch die jungen Loëns rasch be-

kannt wurde, und so bildete sich bald ein intimer Kreis. Warme Freundschaften, die sich lebenslang treu bewährt, waren die schönen Früchte eines täglichen zwanglosen Verkehrs, wie ihn die Berliner „Grandeur" nimmermehr gestattet haben würde. Die Ereignisse der Märztage 1848 machten diesem gemüthlichen Leben ein jähes Ende. An die Stelle fröhlicher Feste traten heimliche Zusammenkünfte; Empörung, Trauer und Besorgniß erfüllten die Gemüther. Noch in der ersten Erregung schreibt Frau v. Bülow ihrer Schwester:

„Potsdam, den 21. März 1848.

Liebe, beste Adelheid!

Ich weiß, Du fragst uns stündlich Nachrichten in Gedanken ab, und ich fühle, daß wir sie Dir geben müssen, — aber in solchen Zeiten ist das Schreiben schwer, eigentlich unmöglich. Vorgestern schrieb Dir Alla, — gestern war es unmöglich, zu schreiben, es war ein zu düsterer, schwerer Tag, — ach, überhaupt, welche Zeit ist diese! Es ist, als wenn Alles wahnsinnig geworden wäre. Man glaubt zu träumen — und doch muß man es sich sagen, es ist wahr, Preußens Nimbus ist hin, wir sind zu Komödianten geworden, wir haben den Franzosen Alles, Alles nachgeäfft, — die greulichsten Theaterscenen. Nicht allein der König, — auch die Königin (und daß der König das zugegeben hat für die Königin, ist mehr als unbegreiflich) — haben vom Balkon aus die Leichen ansehen müssen! Daß überhaupt so viel Blutvergießen hat sein müssen, ist ein dunkles, schweres Verhängniß. Uebrigens bin ich überzeugt, daß dies nicht durch die bewußten zwei Schüsse veranlaßt wurde, man hatte es darauf abgesehen und hätte es auf diese oder andere Weise dazu gebracht, und die Barrikaden waren gehörig vorbereitet, recht à la parisienne, und mußten gebraucht werden. Du kannst Dir denken, was wir die Nacht hindurch empfanden, wo wir wußten, was in Berlin vorging, — Leopold mit dabei! Gott Lob und Dank, er ist glücklich behütet worden, und das Loos, unter den Kämpfenden zu sein, hat ihn, Gott Lob, nicht persönlich betroffen. Dagegen war sein Ritt durch die Stadt als sogenannter parlementaire mit dem Stadtrath Duncker zu Fuß neben sich auch nicht ohne Gefahr, freut mich aber unbeschreiblich. Ein anderes Mal mehr die Details. Man kann aber jetzt nicht an das Einzelne denken, das Eine, Entsetzliche steht als unwiderruflich fest, daß in Berlin vaterländisches Blut (ich hoffe zwar auch, Gott verzeihe es

mir, auch viel von dem Blut des fremden Gesindels, das zu uns gekommen ist, all dies Unheil anzustiften, da die Berliner sich dadurch haben verführen lassen) geflossen ist, weil Berlin gegen alle Gesetze gehandelt hat. — Das steht auch als unwiderruflich fest, daß unser König alle die Faxen durchgemacht hat, nur in größerem Maßstabe, als alle die kleineren und größeren Fürsten jetziger Zeit, und daß er seinem Militär unglaubliche Kränkungen zugefügt hat. Auch die in Berlin garnisonirenden Truppen sind fortgeschickt worden! Die armen Leute kamen gestern und vorgestern hier an mit ganz entstellten Gesichtern vor innerem Zorn und Kränkung. Auch das Gute, was der König gegeben und verheißen hat, ist entwürdigt durch die Art des Gebens, da es erpreßt, erzwungen ist, während das Alles noch vor vierzehn Tagen — aber das war freilich auch der äußerste Termin — mit Würde hätte erreicht werden können! Die heutigen Beschlüsse verstehe ich übrigens noch gar nicht recht und will mir kein Urtheil darüber anmaßen, aber weh hat es mir gethan, als ich gestern vom königlichen Schloß aus die bunte Fahne habe wehen sehen. Warum man nicht wenigstens die schwarz und weiße gleichzeitig aufgesteckt hatte, das verstehe ich nicht. Ich verstehe überhaupt Vieles nicht, danke nur dem Himmel, daß Bülow diese entwürdigenden Tage nicht mit erlebt hat in seiner Amtsstellung, — aber vielleicht hätte er den König vor diesen Demüthigungen behüten können, und dann müssen ihn die Guten noch viel mehr beweinen. Doch genug hiervon und einigermaßen zur Ordnung zurück! Leider, liebste Adelheid, konnte ich diese Zeilen gestern, Dienstag, nicht abschicken, und da sie nur ganz flüchtige, rasche Mittheilung bezweckten, so sollte ich sie vielleicht nicht so abschicken, aber ich habe heute auch nicht viel Zeit, und Du mußt doch etwas erhalten. Ich sagte Dir noch gar nicht, daß vorgestern gegen Abend Werders*) plötzlich bei uns anlangten, auch als Flüchtlinge, wie denn Potsdam seit Sonntag deren in unglaublicher Zahl aufgenommen hat, alle Wirthshäuser, alle Privathäuser sind überfüllt. Besonders sind es die Familien von Militärs, die aus Berlin geflüchtet sind, aber auch viele vom Civil und viele Bürgerfamilien, die sich doch auch nicht sicher da gefühlt haben. Werders wollten eigentlich gleich weiter gehen, daneben hatten sie fabelhafte Ideen und hatten mich mit ihrer Furcht

*) Frau v. Werder war eine geborene v. Loën.

mit angesteckt. Uebrigens war die Aufregung hier überall sehr groß; man hörte von vielen Familien, die davoneilten, — die ganze Nacht hindurch hörte man auf der Straße fahren und sah Reisewagen, wenn man so lange aufblieb wie ich, — hier trieb sich auch schon so viel Gesindel auf der Straße herum, daß man unwillkürlich mit angst wurde und ich wirklich auch schon Reisegedanken gefaßt hatte.

Wie eigentlich Alles noch werden soll, das begreift man nicht, besonders nicht, wie es mit dem Prinzen von Preußen werden wird und kann. Wo er ist, weiß man nicht, Viele glauben, schon ganz weit, Viele glauben, ganz nahe! Die Prinzeß, behauptet man, wäre nicht mit ihm, was mir sehr leid thun sollte, denn das ist doch ihre Stelle. Sie hat sich doch nicht umsonst Kassandra so oft genannt! Prinz Karl war abwechselnd hier und in Berlin und soll plötzlich dort sehr beliebt sein, sowie Prinz Albrecht. Prinzeß Karl, die Tochter und die kleinen Albrechts waren seit Sonnabend Abend hierher gekommen, gestern Morgen aber plötzlich weiter gereist, man wußte auch nicht, wohin. Das vermehrte die Aufregung, überhaupt steigerte immer Einer die des Anderen, wie es in solchen Momenten geschieht. Am Sonntag Abend zirkulirte allgemein das Gerücht, das Schloß würde in Brand gesteckt werden, des Prinzen von Preußen Palais hatte man am Montag schon brennen sehen, kurz, Du kannst Dir denken, was man Alles sagte, aber an der Wahrheit war und ist genug.

Gabriele hielt sich sehr tapfer, aber die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag war schlimm, denn wenn auch der Graf Schulenburg Leopold zwischen neun und zehn Uhr noch auf der Schloßwache gesprochen hatte und ihr mit dem letzten Bahnzug diese Nachricht brachte, so konnte doch nach dem ihm eine andere Bestimmung geworden sein. Den Sonntag Morgen war ich bald nach sieben Uhr auf der Straße zu Gabrielen hin. Es wimmelte auf den Straßen, und fremde Leute fragten einander. Ueber Leopold ging allgemein das Gerücht, er sei massakrirt worden, mit diesem Ausdruck! Ueber Graf Schulenburg hatten wir bis gestern Abend keine Gewißheit erlangen können, aber es schien doch, als wenn er durchkommen würde. Gott gebe es! . . ."

Leider sind uns aus dieser Zeit keine weiteren schriftlichen Aeußerungen von Frau v. Bülow aufbehalten, was um so mehr zu bedauern, da sie gerade mit Alexander v. Humboldt in diesen Tagen in

regem Briefwechsel stand, aber ihre Handlungsweise charakterisirt sie zur Genüge. Persönlich litt sie mit der edlen Prinzeß von Preußen und um ihretwillen und stellte ihr ihr Haus zur Verfügung, wo die Prinzeß häufig geheime Zusammenkünfte hatte mit Persönlichkeiten, die öffentlich zu empfangen sie nicht wagen durfte. Als der Prinz von Preußen, am 8. Juni 1848 aus England zurückkehrend, Potsdam passirte, war es Frau v. Bülow, welche die Initiative ergriff, um ihm einen Empfang zu bereiten. Vermochte sie es auch nicht, ihn glänzend zu gestalten, so gelang es ihr doch, einzelne befreundete Familien anzufeuern, ihre Gesinnung auch nach außen hin zu bethätigen. Mit diesen und ihren Kindern stellte sie sich am Wege auf, überschüttete den geliebten Prinzen mit Blumen und verfehlte auch nicht, mit den Ihrigen später bei der Abfahrt nach Berlin auf dem Bahnhof ein Gleiches zu thun. Der schwergeprüfte Prinz hatte diese bescheidene Huldigung, als aus treuem Herzen kommend, zu schätzen gewußt und in tiefer Bewegung die Hand geküßt, die Rosen auf seinen dornenvollen Pfad zu streuen bemüht war. Hiernach braucht kaum erwähnt zu werden, daß Frau v. Bülow auch zu den Wenigen gehörte, die es wagten, an diesem Abend ihre Fenster zu illuminiren, um die Rückkehr des Prinzen zu feiern.

Auch im engen häuslichen Kreise brachte dieses unruhevolle Frühjahr Veränderungen. Zunächst die Einsegnung der jüngsten Tochter Constance und dann, besonders eingreifend für das tägliche Leben, den Eintritt des Sohnes in die Ritterakademie Brandenburg. Es war dies ein Entschluß, der Frau v. Bülow unbeschreiblich schwer ward, der ihr so trübe Stunden bereitete, daß es unserem heutigen Empfinden unverständlich und übertrieben erscheinen will, wenn wir uns nicht vergegenwärtigen, wie fremd ihr alle Einrichtungen eines Pensionslebens geblieben waren. Zum ersten Mal im Leben trat sie überhaupt mit einer Schule in Berührung, die strenge Ordnung schien ihr Zwang, die Unwandelbarkeit der Jahreseintheilung Tyrannei, sie selbst kam sich hartherzig und unnatürlich vor, während sie doch nur das Beste und Richtigste thun wollte, und gerieth in einen solchen Zweifel mit sich selbst, daß das bisherige Gleichmaß ihres Innern gestört zu sein schien und sie tiefschmerzlich die ganze Schwere der Aufgabe empfand, die ihr Mann ihr allein überlassen. Der Gedanke an die Trennung

machte sie förmlich krank, sie empfand es als eine Grausamkeit, ja fast als ein Unrecht, den Knaben so jung aus dem Hause zu geben, und doch sah sie klar die Nothwendigkeit einer strengeren Erziehung und eines ernsteren Studiums, als das bisher mit den Hauslehrern zu erreichen gewesen war. Nicht so reich begabt wie die Töchter, dazu gerade in den wichtigen Jahren seines ersten Unterrichts weniger energisch angefaßt, damit er nur, immer vergnügt, dem kranken, reizbaren Vater zur Aufheiterung diene, war er den Nachtheilen nicht entgangen, die schon gar zu leicht auftreten bei einem jüngsten Kinde, einem einzigen Sohn, die aber hier unter diesen ganz besonderen Verhältnissen unvermeidlich gewesen waren. Der Unstern, über den sich Wilhelm v. Humboldt hinsichtlich der Erziehung seiner Söhne beklagte, verfolgte auch Frau v. Bülow von früh an bei dem Studiengang des ihrigen. Kaum schien der Knabe in Brandenburg zu gedeihen, als im Frühjahr 1849 infolge der Revolution die Ritterakademie aufgehoben wurde. Die Privatpension bei einem Pastor auf dem Lande erwies sich als ein Mißgriff, und nach einem Jahre war abermals ein Wechsel geboten. Es wurde nun die Erziehungsanstalt in Freienwalde gewählt. Jede einzelne Entscheidung bereitete der Mutter geradezu Qualen. Der Grund dafür ist wohl in der Bescheidenheit zu suchen, die ihr gegen das eigene Urtheil Mißtrauen einflößte und sie veranlaßte, sich überall Rath zu holen. Hedemanns, die wirklich wie ein zweites Elternpaar die Bülowschen Kinder in allen Phasen ihrer Entwickelung begleiteten, hatten auch hier die wichtigste Stimme. Der Onkel Alexander, immer unerschöpflich in seiner Hülfsbereitschaft, zog unermüdlich Erkundigungen über alle möglichen Anstalten ein, Freunde und Bekannte ließen ihre Ansicht hören, und da Frau v. Bülow zu den seltenen Menschen zählte, die beim Einholen eines guten Rathes wirklich die ernste Absicht haben, ihn zu befolgen, so viele verschiedene Meinungen aber nimmermehr sich vereinigen ließen, fiel ihr doch allein die Entscheidung zu; durch dies Verfahren wurden die Zweifel eigentlich nur immer vermehrt, und es entfährt ihr sogar der Seufzer: „Wäre er doch auch eine Tochter!“ Je weniger sich übrigens Bernhard v. Bülow allen Familientraditionen zum Trotz zu den Wissenschaften hingezogen fühlte, desto geschickter war er in allen körperlichen Uebungen und praktischen Leistungen. Sein frisches und fröhliches Wesen, sein gutes Herz gewannen ihm das Wohlwollen der

Lehrer, und unter seinen Gefährten war er überall als zuverlässiger Kamerad und treuer Freund geliebt. Das Militär war seine Passion, und als er erst den Lieutenant erreicht hatte, da gab es keinen glücklicheren Menschen unter der Sonne. Da war er in seinem Element; ein schneidiger Reiter, ein pflichttreuer, gerechter und leutseliger Offizier. Seine Zieten-Husaren wären Alle für ihn durchs Feuer gegangen. Hätte er nie des Königs Rock ausgezogen, um Landwirth zu werden!

Wir kehren nach dieser Abschweifung zum Sommer 1848 zurück, der in beständiger Spannung in Potsdam verlebt ward. Im Herbst erst wagte Frau v. Bülow auf einige Wochen nach Tegel zu gehen, das zwar durch zahlreiche Arbeiter, die bei dem Chausseebau beschäftigt waren, bedroht gewesen, aber ganz unversehrt geblieben war. Als charakteristisch mag erwähnt sein, daß Frau v. Bülow zur Zeit der Gefahr als theuersten Besitz die Briefe ihrer Eltern aus dem Schloß entfernt hatte.

Während die großen Weltereignisse sich vollzogen und in ihrer Wichtigkeit ihren Eindruck nicht verfehlten, lebte man doch in den Jahren 1849, 1850 und 1851 ziemlich in der alten Weise fort. Die Jugend wollte sich vergnügen, Landpartien in der guten, Bälle und Schlittenfahrten in der schlechten Jahreszeit vereinigten immer wieder eine fröhliche Gesellschaft. Frau v. Bülow, die zwar nicht das hervorragende Talent zur Geselligkeit hatte, wie es z. B. ihre Mutter besessen, sah doch schnell ihr Haus zu einem der beliebtesten und gesuchtesten werden, führte sie doch nun ihre jüngste Tochter Constance und ihre nicht weniger reizende Nichte Mathilde v. Humboldt aus. Daß ihr da als Mutter und verantwortlicher Tante allerlei „Seelenmotionen" wurden, läßt sich denken. Daran fehlte es auch nicht durch Freud' und Leid im Loënschen Hause, wo im Oktober 1849 eine kleine Gabriele geboren ward, die aber schon nach fünf Monaten starb. Loën wurde im November 1849 zum Adjutanten beim Gardekorps und ein Jahr darauf zum Flügeladjutanten ernannt, und im Frühling 1850 zog auch seine Frau nach Berlin. Für Bülows schwand damit schon ein großer Reiz Potsdams. Alle entbehrten schmerzlich den täglichen Verkehr mit der geist- und witzsprühenden jungen Frau und den schönen „himmlischen Kindern", die der Großmutter mehr als je zur Erheiterung und Freude gedient, seit in ihrem eigenen Hause keine Kinderstimme mehr klang. Im Dezember 1851 wird der Kreis abermals durch die Geburt einer Enkeltochter — Agnes — bereichert.

Verschiedene kleine Reisen nach Burg-Oerner und Magdeburg, wo Hedemann kommandirender General war, unterbrachen das gleichmäßige häusliche Leben. 1850 und 1851 suchte man „die zwei Mathilden" auf ihrem alten hohen Schlosse auf. In Ottmachau und Friedrichseck wurden in diesen Jahren zwei neue Häuslichkeiten gegründet. Frau v. Bülows Bruder Hermann vermählte sich mit der verwittweten Frau von der Hagen, geborenen v. Reitzenstein, und ihr Neffe Wilhelm mit der Tochter des Generals v. Werder, deren liebliche Erscheinung der Bülowschen Familie schon aus Potsdam bekannt war.

Ein Ausflug nach der Schweiz fachte den Wunsch, mehr von der schönen Welt zu sehen, wieder besonders an, und 1853 kam endlich der Plan, auf einen Winter nach Rom zu gehen, in Ausführung. Ende September verließ Frau v. Bülow mit ihren drei Töchtern die Heimath. In München wurden einige Tage in Gesellschaft von Hedemanns zugebracht, die sich auf dem Rückwege von einer Schweizer Reise befanden. Der schöne Traum der Schwestern, gemeinsam die Stätte ihrer Kindheit und sonnigen Jugend wiederzusehen, sollte sich nicht erfüllen. Hedemann, der zwar dienstlich in keiner Weise mehr gebunden war, da er 1852 seinen Abschied genommen, war zu sehr von rheumatischen Leiden heimgesucht, um eine so weite Reise unternehmen zu können. So kehrte er mit seiner Frau nach dem Norden zurück, während Bülows südwärts zogen.

Ein ausgezeichneter italienischer Kurier sorgte von jetzt an auf das Beste für die Reisenden, tyrannisirte sie aber dafür auch bedeutend, doch wäre ohne eine solche Persönlichkeit das Reisen für Damen damals noch ganz unmöglich gewesen. Eisenbahnen gab es doch nur auf kurzen Strecken, Post und Vetturin waren nicht immer ohne Umstände zu erlangen, und im Kirchenstaat war der brigantaggio noch in voller Blüthe.

Mit welchen Gefühlen überschritt Frau v. Bülow den Brenner, betrat sie nach fünfunddreißig Jahren wieder das Land, das ihre erste Heimath gewesen, das die frühesten und glücklichsten Erinnerungen ihres Lebens umschloß! Sie sah sich im Geiste zurückversetzt in jene Zeit, wo ihr Leben, behütet von treuen Mutteraugen, getragen von der Liebe eines edlen Mannes, licht und verheißungsvoll vor ihr gelegen, wo sie noch keinen Schmerz kannte als die Trennung von ihrem Verlobten, keine Sorge als die um einen verspäteten Brief. Alle diese Er-

innerungen durchflutheten ihre Seele. Waren es diese, war es die italienische Luft, die den schlummernden Funken wieder anfachten? Die Sprache, die sie Jahre lang nicht geübt, stand ihr ungerufen wieder zu Gebot. Mühelos, wie von selbst klang das Italienisch von ihren Lippen, und sie sprach es echter, reiner, fließender als die Töchter, die sich Monate lang mit Unterricht geplagt hatten. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich auch später jedes Mal, wenn ihr Gelegenheit ward, mit Italienern zu verkehren, und noch als achtzigjährige Greisin sprach sie mit einem Feuer, einer Grazie, einer ausdrucksvollen Gestikulation, wie sie nur den echten Kindern dieses glücklichen Landes eigen ist. So tief, so nachhaltig sind die Eindrücke der Kindheit!

Die Reise ging langsam über all die bekannten und lieben Orte. In Venedig und Florenz wurde längerer Aufenthalt gemacht. Daß in alle Freude, den Töchtern so viel Schönes zeigen zu können, auch für Frau v. Bülow die Wehmuth sich einschlich, bedarf kaum der Erwähnung. In reichstem Maße war Beides natürlich in Rom selbst der Fall, von wo aus sie ihrer Schwester schreibt:

„Rom, den 12. November 1853.

So schreibe ich Dir denn wirklich aus Rom, theure, liebe Schwester, und Du wirst es Dir selbst besser denken können, als ich es beschreiben kann, wie wunderbar mir dabei zu Muthe ist. Alle Morgen ist es mir noch wie ein Traum, daß ich wirklich hier bin. Da trete ich ans Fenster und sehe die Porta del Popolo und die Piazza mit ihren Kirchen, den Obelisk und sehe die Fontänen und höre sie rauschen und werde es mir mit Freuden bewußt, daß ich wache. Mein zweiter Gedanke ist dann immer der der innigsten Betrübniß, daß Ihr nicht mit uns seid, und der verläßt mich nicht, wie denn das auch wirklich nicht zu verschmerzen ist! So Vieles habe ich nun schon wiedergesehen, was so zu unseren nächsten gemeinschaftlichen Erinnerungen gehört, daß es mir wie unmöglich vorkommt, daß ich es allein widersehe: Casa Buti, Palazzo Tomati, — also Strada Sistina und Gregoriana, — die Trinità del Monte, die Pyramide, — die theuren Gräber, — heute Villa Pamfili! . . . In der Via Gregoriana waren auch einige Häuser, die Wohnungen hatten, leider nicht mehr die im Palazzo Tomati, die im oberen Stock zuletzt vom hannoverschen Gesandten bewohnt gewesen. Es wäre also eine Möglichkeit gewesen, daß ich die

hätte haben können! Ich eilte wenigstens die Treppe hinauf und in den Cortile, wo die Fontäne noch ebenso sprudelt wie sonst, wo ich den Passetto wiedersah, den Portone nach Via Sistina, — Alles, Alles wie sonst! — aber von Allen, mit denen ich das Alles sonst zusammen bewohnt und gesehen, jetzt nur ich allein noch da, — Ihr Beiden so fern und die anderen Lieben ganz dahin! Du kannst Dir selbst am besten denken, wie tief bewegt und wunderbar mir dort ums Herz war, — wie es mir eigentlich hier überall so ist. Es that mir ordentlich wohl, Vittoria gleich oben in ihrer Wohnung aufzusuchen und zu finden, sowie Elena,*) das waren doch noch lebendige Wesen aus jener Zeit! In Casa Buti ist die Treppe ganz unverändert und mithin höchst greulich. . . . Auf Trinità ist auch Alles unverändert, sogar etwas zu sehr. Wir waren auf dem schönen Weg hinauf geeilt, unserem Cerberus von Bedienten entgehend, und ich befriedigte mit rechter Sammlung meine Sehnsucht, die Fontäne vor Villa Medici wieder zu sehen und sie den Kindern zu zeigen, als den Schauplatz unserer kindlichen Spiele, geliebte Adelheid! . . .

Ich schreibe jetzt schon längst am Sonntag Abend, da mich gestern Abend die Müdigkeit übernahm. Heute fuhren wir schon um halb zehn nach dem Palast Caffarelli, dem jetzigen, d. h. seit Bunsens Zeiten, preußischen Gesandtschaftshaus, wo wir mit großer Freude und Erbauung die deutsche Kirche besuchten und eine recht gute Predigt und recht guten Gesang hörten. Der ganze Gottesdienst ist eine wahre Stärkung, nachdem man wie wir den uns so leer erscheinenden katholischen Gottesdienst so oft mit angesehen. Dann gingen wir hinunter auf das Forum, das den Kindern einen gewaltigen Eindruck machte, wie neulich schon am Freitag, vom Testaccio kommend, das Kolosseum, für das wir gerade die wundervollste Beleuchtung hatten. Heute Nachmittag waren wir in St. Peter, um einer großen Feierlichkeit beizuwohnen. Der Papst kam in höchsteigener Person hin zur Seligsprechung eines neuen Heiligen, mit dem sich die Leute hier jetzt ganz beschäftigen, eines Spaniers von Geburt, der übrigens im 15. Jahrhundert gelebt hat. Die ganze Peterskirche war schon seit Tagen mit Arbeitern gefüllt, um Tribünen zu bauen und die Auf-

*) Töchter der Frau Buti, bei der Humboldts früher gewohnt hatten.

stellung vieler auf den frommen Mann bezüglichen Bilder vorzunehmen. Heute Morgen schon war eine große Feierlichkeit gewesen, aber ohne den Papst, der sich dann von drei bis vier Uhr erwarten ließ und, als er endlich erschienen war, nichts that als etwa zehn Minuten knieen und Segen spenden und stumm, wie er gekommen war, wieder abzog. Der Spanier war nun aber doch selig fabrizirt. Das war nicht gerade sehr begeisternd, aber es war doch immer hübsch, gleich am ersten Sonntag Pius IX. in der Peterskirche zu sehen. Wir hatten sehr gute Plätze auf der Tribüne und bekamen kleine Bücher mit der Lebensgeschichte des Giovanni el Peccador ausgetheilt und sahen nachher auch St. Peter in großer Gala. Für die Kinder waren das doch Alles sehr mitzunehmende Eindrücke. . . ."

Am 1. Dezember bezog Frau v. Bülow eine Wohnung in dem Hause ai Quattro Venti auf der Trinità del Monte. Es war die alte, bekannte Gegend, wo Humboldts gewohnt, und ihr darum besonders heimathlich anziehend, und was Lage und Aussicht betrifft, so kann man sich vielleicht in ganz Rom nichts Schöneres denken. Auf dem Platz mit dem Obelisken, dicht an der spanischen Treppe stehend, hatte das Haus damals noch nach allen vier Seiten freien Ausblick. Hier ließen sich die Reisenden nun gemüthlich nieder, lebten der Natur, Kunst und Geselligkeit. Diese wurde besonders lebhaft und anziehend durch die Ankunft des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, dem zu Ehren überall Feste gegeben wurden, und der mit den Herren seiner Begleitung, wie in Potsdam so auch in Rom, das Bülowsche Haus gern und häufig besuchte.

In ungetrübtem Genuß war der Dezember verstrichen, zu Weihnachten hatte ein Lorbeerbaum statt der Tegeler Tanne im Lichterglanz gestrahlt, der Abschied vom alten Jahre war auf dem Kapitol in heiterer Gesellschaft mit dem liebenswürdigen Prinzen gefeiert worden. Das mit so freudiger Zuversicht begrüßte neue Jahr 1854 brachte jedoch gleich Beunruhigung durch die Nachricht aus Berlin, daß bei dem ältesten Enkel Loën die Masern ausgebrochen. Die Sorge steigt, als am 11. Januar die Kunde kommt, daß auch die anderen Kinder und Frau v. Loën selbst erkrankt sind. Täglich kommen Berichte über den Fortgang der Krankheit, die bei den Kindern leicht vorübergeht, bei der Mutter aber zurückzutreten und innere Theile zu ergreifen scheint.

Bald hoffnungsvoll, bald wieder besorgter klingen die Berichte. Die Krankheit nahm einen ernsten, den Aerzten unbekannten Charakter an. Täglich erwartete man eine Wendung zum Besseren, aber Tag um Tag unverändert lag die Kranke auf ihrem Lager, regungslos, schlaflos, fiebernd, aber immer bei völlig klarem Bewußtsein, und durch stille Heiterkeit und lebhaftes Interesse an allem Vorgehenden sich und Andere über die Gefahr täuschend, in der sie schwebte. Briefe, deren Inhalt fast hoffnungslos klingt, werden durch telegraphische Depeschen überholt, die eine geringe Besserung melden, welche sich dann doch wieder als Täuschung erweist. Das waren Tage, Wochen folternder Angst in Rom. Vergingen doch auch im besten Falle dreimal vierundzwanzig Stunden, ehe man die Antwort auf eine telegraphische Anfrage in Händen hielt, da die Verbindung nur bis Siena ging. Wohl trug sich Frau v. Bülow mit dem Gedanken, sofort abzureisen, und hätte sie nur ihrem Herzen zu folgen gehabt, sie wäre augenblicklich zurückgeeilt, allein die Rücksicht auf die anderen Töchter, die Existenz in Berlin ohne Wohnung, Potsdam, wo sie die Brücken hinter sich abgebrochen hatte, die Gefahren einer eiligen Winterreise und vor Allem die peinigende Aussicht, unterwegs acht bis zehn Tage ohne Nachrichten sein zu müssen, jetzt, wo die Krankheit auf dem Höhepunkt zu sein schien, ließ sie noch zögern. Das Schwanken zwischen Furcht und Hoffen wird noch dadurch verstärkt, daß nicht alle gleichzeitigen Nachrichten aus Berlin sich decken. Während der Schwiegersohn seinem Schmerz offen Ausdruck giebt, suchen Hedemanns in dem wohlmeinenden Bestreben, dem armen Mutterherzen wenigstens etwas zu ersparen, den Krankheitszustand weniger unmittelbar besorglich darzustellen; Briefe von Fernerstehenden äußern dagegen wieder unverhüllt ihre Angst und ihr Mitleid. Hundertmal wurden die qualvollen Möglichkeiten erwogen: Bleiben, während alles Denken und Sehnen heimwärts gerichtet war, Reisen in dieser Todesangst ohne Nachrichten, um vielleicht mit dem grausamen „Zu spät" empfangen zu werden, im besten Falle: Ankommen und die Kranke nicht sehen dürfen, um sie nicht auf das Höchste zu erschrecken und aufzuregen. Wahrlich, es konnte keine schmerzlichere Lage geben!

Inzwischen blieben sich die krankhaften Erscheinungen immer gleich, aber die Kräfte sanken mehr und mehr. Am 3. Februar glaubte die

Kranke ihr Ende nahe und nahm Abschied von Mann und Kindern und ihrem „glücklichen Leben", das sie so schwer verließ. Der Brief, der die Mutter hiervon unterrichten sollte, traf sie nicht mehr in Rom, sie war bereits mit den Töchtern auf dem Heimweg. Unter heißen Thränen hatten sie die theilnehmenden Bekannten, das geliebte Rom am 10. Februar verlassen, nachdem einmal der Abschied überstanden, nun nur von dem einen Gedanken beseelt, so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Welch eine Reise! Trotz der Kälte geht es in der Nacht durch schneebedeckte öde Gegenden, bald von Karabinieri begleitet, bald allein einem Ueberfall von Briganten entgegensehend. Von Siena an sollte die Eisenbahn benutzt werden, kurz vor der Stadt stürzt ein Pferd, das verursacht Aufenthalt, und als man auf der Station anlangt, ist der Zug fort und bis zum anderen Morgen keine Möglichkeit, fortzukommen. In Florenz dann wieder peinliches Warten auf die Antwort der aus Siena gesandten telegraphischen Anfrage, endlich die dürftigen Worte: La malade va un peu mieux. Den Versuchen des Gesandten Herrn v. Reumont, der über Wien den Rath erhalten hatte, Frau v. Bülow jetzt wieder zur Umkehr zu bewegen, widersetzte sie sich und fuhr wieder zu Wagen in der Nacht über die Apenninen durch Bologna bis Ferrara, wo sie zum Aufenthalt gezwungen ward, weil die Flußübergänge bei Nacht nicht zu passiren waren. Weiter ging es am nächsten Morgen bis Padua, von wo ab es wieder eine Strecke Eisenbahn gab. So ungeordnet aber waren noch all diese Verhältnisse, daß die Abgangszeiten der Züge in den anderen Städten gar nicht in Erfahrung zu bringen waren, und so langen die Reisenden an, als der Zug nach Venedig vor einer halben Stunde abgefahren ist. Aehnliches Mißgeschick verfolgt sie auch in Venedig, wo der gute, schnelle Dampfer fort ist und sie sich erst am 15. früh auf schlechtem Fahrzeug einschiffen können. Ein Sturm verlängert die Ueberfahrt nach Triest fast um das Doppelte der Zeit. Hier erfüllt sie ein Telegramm von demselben Tage wieder mit neuem Muth. In dunkler Winternacht geht es mit der Post durch den hohen Karst, nach zwölf Stunden ist Laibach erreicht, wo die Eisenbahn wieder die Reisenden aufnimmt. Noch einmal muß sie mit dem Wagen vertauscht werden, um den Semmering zu überschreiten, und endlich am 17. abends langt man in Wien an. Ein Brief vom 10., der sie dort erwartet, belebt die Erschöpften durch die Kunde fortschreitender Besserung.

Ein freundlicher Gruß der Kranken ist hinzugefügt, die Bitte des Schwiegersohns, sich nicht zu übereilen mit der anstrengenden Reise, und der Rath, sich gleich telegraphisch die frischesten Nachrichten geben zu lassen. In der Nacht kommt die Antwort auf die Anfrage: „Gestern sanft gestorben." — —

So nahe am Ziel und nun doch zu spät, – umsonst all diese Eile, die Spannung, — umsonst das Hoffen und Sehnen, die innigsten Gebete!

Wohl dem, der es nie kennen lernt, dieses heiße Ringen der Seele mit der Verzweiflung, dieses Auflehnen gegen die Grausamkeit des Schicksals, den harten Kampf um den Glauben, um demüthige Ergebung in Gottes Rathschluß! In einer solchen Nacht altert der Mensch um Jahre, aber wer nicht vernichtet wird von solchem Schicksalsschlag, wer dennoch glaubend siegt, der altert nicht nur, — er reift. —

Das Morgengrauen des nächsten Tages fand die Reisenden schon wieder unterwegs nach Breslau. Hier empfing sie Frau v. Bülows Bruder Hermann, der ihr zuerst mündlich die traurigen Einzelheiten der Verschlimmerung, der Entkräftung und des sanften Endes mittheilte. Am 19. früh erfolgte die Ankunft in Berlin.

Im Sarge sah die Mutter ihre Tochter wieder und dankte noch Gott, wenigstens dafür nicht zu spät gekommen zu sein und sie auf dem Gange zur letzten Ruhe geleiten zu können. Mit wunderbarer Kraft und Fassung hielt sie sich aufrecht, stützte den ganz gebrochenen Schwiegersohn, die schmerzversunkenen Hedemanns und sorgte still für den greisen Onkel Alexander, dessen tiefe Erschütterung die größten Befürchtungen hervorrief, und der sich doch nicht abhalten ließ, der Beerdigung beizuwohnen.

Zu Füßen ihrer Schwester Therese grub man Gabriele v. Loën das Grab. Es war das dritte Kind, das Frau v. Bülow in Tegel bettete. Wurde bei den anderen beiden das Herz von dem Gedanken bewegt, daß ihr Leben so unerfüllt abgebrochen war, so verschärfte sich hier der Schmerz bei dem Hinblick auf das volle, reiche Glück, das diese auf der Höhe des Lebens Abgerufene besessen und bereitet hatte und das nun mit ihr vernichtet war.

Die drei jungen, mutterlosen Kinder erhoben nicht vergebens Anspruch auf doppelt zärtliche Fürsorge. Soweit es überhaupt möglich ist, eine Mutter zu ersetzen, soweit hat es hier die Großmutter an

diesen Enkeln gethan. Um ihretwillen zog sie auch von dem stillen, ihr so wohlthuenden Tegel wieder fort, sobald eine kleine Wohnung in der Karlstraße gefunden war, und lebte mit ihren Töchtern ausschließlich den Kindern, die fast den ganzen Tag bei ihr zubrachten. Daß der Vater sie nicht von sich lassen sollte, war eine der letzten Bitten der Sterbenden gewesen, sonst hätte Frau v. Bülow sie ganz zu sich genommen. Im Sommer fanden sie ihre Heimath stets in Tegel.

Im Herbst 1854 bezogen Bülows eine Wohnung in der Dorotheenstraße Nr. 50, die sie zwanzig Jahre lang inne hatten. Sie war so geräumig, daß Hedemanns darin ebenfalls ihr festes Winterquartier fanden, was von Allen als eine unendlich glückliche Fügung anerkannt wurde. Innig, wie im Elternhaus, lebten die Schwestern nun im Winter wieder zusammen, während die Sommer nach wie vor auf Tegel und Burg-Oerner vertheilt wurden, und Frau v. Bülow mit den Töchtern auch wohl weitere Ausflüge unternahm. So 1855 nach Ottmachau und 1856 nach Sagan zur Herzogin Dorothee und in die Salzburger Alpen. Auf dieser Reise wurde ihr die große Freude der Verlobung ihrer Tochter Constance mit dem Hauptmann v. Heinz, dessen hervorragende Talente und ausgezeichneter Charakter schon 1849 seine Ernennung zum Adjutanten und steten Begleiter des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm veranlaßt hatten. In dieser Eigenschaft war er schon lange in Potsdam, Rom, Tegel und Berlin ein gern und viel gesehener Gast im Bülowschen Hause. In romantischer Umgebung — im entzückenden Aigen — fand dieser Verkehr in der glücklichsten Weise seinen Abschluß, und es eröffnete sich zugleich der Ausblick auf ein neues Glück, das nach so vielem Schmerz mit tiefstem Dank gegen Gott von dem Mutterherzen empfunden wurde. Hochzeitlich gestimmt, kehrte man über Burg-Oerner nach Berlin zurück, das sich ebenfalls hochzeitlich schmückte zur Vermählungsfeier der jungen Prinzeß Luise mit dem Großherzog von Baden. Es war Frau v. Bülow eine besondere Freude, für diese Festlichkeit zur Oberhofmeisterin der hohen Braut ausersehen zu werden. Fühlte sie sich doch der jungen Fürstin, abgesehen von der Verehrung und Liebe, die sie schon von den hohen Eltern auf das Kind übertragen, noch persönlich näher gerückt dadurch, daß ihre Tochter Adelheid 1851 in Koblenz mehrere Wochen hindurch der jungen Prinzessin hatte Gesellschaft leisten und ihre Studien überwachen dürfen.

So wenig Frau v. Bülow auch sonst Gefallen oder gar Befriedigung an den Aeußerlichkeiten des Hoflebens fand, so schien Anderen gerade immer ihre Persönlichkeit vorzugsweise geeignet, eine hohe, verantwortliche Hofstellung auszufüllen, und so tritt denn auch jetzt wieder eine darauf bezügliche Anfrage an sie heran. Für den neuzubildenden Hofstaat der Prinzeß Royal war die Wahl auf Frau v. Bülow als Oberhofmeisterin gefallen. Die Königin von England, Prinz Friedrich Wilhelm selbst vereinigten ihre Bitten mit denen des Prinzen und der Prinzeß von Preußen, und auch Alexander v. Humboldt, dem das Hofleben zur zweiten Natur geworden, sucht seine Nichte zur Annahme dieser Stellung zu bewegen. Frau v. Bülow aber blieb fest bei ihrer Weigerung, obwohl es ihr sehr schwer ward, gerade der Prinzeß von Preußen einen Wunsch zu versagen. Nicht die Scheu vor dem Opfern eigener Bequemlichkeit und Freiheit war es, die sie hierzu bestimmte, sondern das Bewußtsein, nähere und ernstere Pflichten im Kreise der Ihrigen zu haben. Solche treten denn auch gerade jetzt mit besonderem Nachdruck an sie heran.

Frau v. Hedemann, die schon während des Sommers in Burg-Oerner weniger wohl als gewöhnlich gewesen, erregte bei ihrer Uebersiedelung nach Berlin im Oktober durch die mit ihr vorgegangene Veränderung ernste Besorgniß. So unbegreiflich es schien, daß diese frische, kernige Natur von innerer Krankheit heimgesucht werden könnte, so mußten doch bald Alle einsehen, daß es sich hier um ein unheilbares Uebel handelte. Die Kranke, meistens außer Bett, konnte jedoch auf Augenblicke die körperlichen Schmerzen und Gereiztheit der Nerven überwinden und, zu ihrem eigentlichen Naturell zurückkehrend, dann so lebhaft heiter und für Alles und Alle theilnehmend sich zeigen, daß der Gedanke an Genesung immer wieder auftauchen wollte. Kaum hatte sich Frau v. Bülow noch mit der Aussicht auf ein langes, hoffnungsloses Leiden vertraut gemacht, als ihr die Aerzte eröffneten, daß nichts so sehr zu wünschen sei wie eine baldige Erlösung, da sonst der leidensvolle Zustand sich zu unerträglichen Qualen steigern würde.

Schwere Wochen folgten, in denen Frau v. Bülow alle körperlichen und geistigen Kräfte anspannen mußte, um der Kranken Erheiterung, dem selbst leidenden, schmerzerfüllten Schwager Trost und Stütze zu sein und doch auch in den Brautstand der Tochter nicht zu tiefe Schatten fallen zu lassen. Frau v. Hedemann war keine leicht zu behandelnde

Kranke. Die Fürsorge, mit der man sie umgab, durfte ihr selbst nicht zum Bewußtsein kommen, und heimlich hat die treue Schwester manche Nacht im Nebenzimmer gewacht und auf das Klagen und Stöhnen der schwer Leidenden gelauscht. Treulich halfen ihr auch die Töchter in allen Außendingen; von dem, was sie seelisch litt, konnte ihr nichts abgenommen werden, im Gegentheil, es häufte sich Alles auf sie: die Befürchtungen, die die Aerzte nicht dem gebeugten General mittheilen wollten, vertrauten sie ihr als Mittelsperson an; Hedemann, der sich am Krankenbett wohl zu fassen wußte, ließ der Schwägerin gegenüber seinem Schmerz freien Lauf, und die Sterbende sprach mit ihr von den bevorstehenden letzten Dingen, die sie aus Schonung für ihren Mann nicht ihm gegenüber öfter berühren wollte. „Seht Ihr" — meint sie —, „das ist immer so bei uns gewesen, wenn was Schönes war, was Freudiges, dann mußte immer ein Opfer fallen — diesmal bin ich's." —

Innig und tief verstehend, blieben sich die Herzen der Schwestern nahe bis zum Ende. Nach vielen, ins Einzelne gehenden Bestimmungen sagte ihr Frau v. Hedemann an einem der letzten Tage: „Ich habe es ja so gut mit allen Menschen gemeint. — Daß ich keine eigenen Kinder gehabt habe, war traurig, aber ich habe ja Deine so lieb gehabt."

Wie eine Mutter ist sie auch geliebt worden von diesen Kindern, und war auch das erste Gefühl Dank für die endliche Erlösung, so empfanden es doch Alle tiefschmerzlich, wie Unersetzliches sie verloren, als nach hartem Kampf am 14. Dezember dies Herz voll Liebe und Güte zu schlagen aufhörte.

Aber auch weit über die Grenzen der Familie hinaus ist der Tod dieser edlen Frau beweint worden. Sie war eine treue Freundin ihrer Freunde, ein wahrer Schutzengel der Armen und Bedrängten. Namentlich Burg-Oerner war ein Feld ihrer Thätigkeit gewesen. Für Kirche und Schule war sie dort eine nie versiegende Hülfsquelle; die Energie, mit der sie an der Verbesserung dortiger Nothstände theilnahm, die Freudigkeit und Frische, mit der sie den Dorfkindern Feste veranstaltete, sucht ihres Gleichen. Heute noch wird alljährlich in Burg-Oerner ihres Namens dankbar gedacht bei der Weihnachtsbescheerung und Krankenunterstützung, wozu sie in ihrem Testament ein kleines Kapital gestiftet. Der Thurm und das goldene Kreuz der Kirche sind stumme Zeugen ihres christlichen, opferfreudigen Sinnes. Auch der Kirche in Tegel hatte sie noch auf dem

Sterbebette eine Orgel zugedacht. Sie ertönte zum ersten Mal am 18. Dezember 1856, während man ihre sterbliche Hülle hinabsenkte.

Dicht und weich breitete sich der Schnee über das neue Grab, in dem für Frau v. Bülow ihre Kindheit, ihre Jugend, ein Stück ihres eigenen Ich mit versenkt war. —

Wieder hatte es so kommen müssen, daß statt der Hochzeitsglocken Sterbegeläut erklungen war, daß wieder einem glücklichen Brautpaar der tiefste Ernst des Lebens vor die Seele gestellt ward. Es war Frau v. Bülow, die wieder in richtigem Gefühl das Recht der Gegenwart dem Schwager gegenüber hervorhob und die Hochzeit nicht um der Trauer willen ins Unbestimmte aufgeschoben wissen wollte. Wie ein Trauerflor lag es natürlich trotzdem über allen Vorbereitungen, und ganz still fand am Abend des 17. Januar die Trauung in der Wohnung statt. Dem engsten Familienkreise schlossen sich nur noch die Prinzeß von Preußen, Prinz Friedrich Wilhelm und die nächsten Freunde des Paares an. Unmittelbar darauf reisten die Neuvermählten nach Breslau ab, wo Prinz Friedrich Wilhelm das 11. Regiment kommandirte.

Mit dieser jüngsten Tochter ging der Schmuck, die Freude, das Kleinod aus dem Bülowschen Hause, und der Familienkreis verlor seinen Hauptanziehungspunkt. Es giebt wohl manchmal in der Familie eine Persönlichkeit, über welche die Fülle aller Gaben des Körpers und Geistes ausgegossen ist, die belebend, eingehend, ausgleichend Jedem in besonderer Weise unentbehrlich wird, auf deren Haupt von früh an die Angehörigen alle Liebe, alle Bewunderung konzentriren, und die dabei doch niemals durch Ueberhebung sich einer solchen Ausnahmestellung unwerth zeigt. Scheidet aber dann ein solches Familienglied, so ist die Lücke niemals auszufüllen. Das empfand Keiner tiefer als die Mutter, Niemand aber hatte auch solche selbstlose Freude an dem Glück der Tochter.

Zwei Töchter blieben Frau v. Bülow treu zur Seite: Adelheid, eine stille Mimosennatur, voll sanfter Güte, selbstlos und zurückhaltend, bescheiden bis zur Aengstlichkeit, keine Persönlichkeit, die in irgend welcher Lage die Initiative ergriffen hätte, aber immer eine wohlthuende Erscheinung mit ihrem feinen Takt und ihren hübschen Formen. Der Mutter, die Alles mit ihr besprach und erwog, war sie mit ihrem verständnißvollen Eingehen, ihrem zarten, richtigen Empfinden ganz unentbehrlich.

Caroline war eine höchst eigenthümliche Natur. Der Inhalt all ihres Thuns unendliche Herzensgüte, die Form oft sehr seltsam, die

Gesinnung immer engelsgut, die Aeußerungen manchmal ein Prüfstein für die Geduld der Anderen. Bei größter Unerfahrenheit in praktischen Dingen hatte sie ein Streben nach Selbständigkeit, das sie hin und wieder die Bevormundung von Mutter und Schwester durchbrechen ließ und die überraschendsten Ergebnisse hatte. Immer ging sie darauf aus, Andere zu erfreuen, und an hübschen und sinnigen Ideen fehlte es ihr nie, aber an der Materie, an den Außendingen litten nur zu oft die schönsten Pläne Schiffbruch. Dieses Mißverhältniß zwischen Inhalt und Form ging auch durch ihr eigenes Wesen. Sie besaß durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß eine Fülle von Kenntnissen und sehr lebhaftes Interesse für die Wissenschaft, studirte z. B. auf eigene Hand den gestirnten Himmel und konnte sich Stunden lang mit umständlichen Berechnungen abgeben, ihre Rede aber war weitläufig, verwickelt, schwer verständlich, als verhindere das Uebermaß der Vorstellungen eine klare Ausdrucksweise, auch fehlte es ihr an Urtheil und konnte ihr geschehen, die einfachsten nächstliegenden Dinge ganz zu übersehen.

Eins war beiden Schwestern gemein: die Liebe und Sorgfalt, mit der sie zeitlebens die Mutter umgaben, ohne doch auf deren eigene, sie in jeder Hinsicht weit überragende Natur eine merkliche Wirkung auszuüben.

Ernster, stiller, farbloser glitten nun die Tage dahin nach diesen zwei Ereignissen, die jedes auf seine Weise eine gerade in das häusliche Leben so eingreifende Veränderung hervorgebracht hatten.

Es hätte nicht der Bitte der Sterbenden bedurft, um auch nach ihrem Tode Hedemann seine Stelle im Familienkreise zu bewahren. Er war Frau v. Bülow mehr geworden als die eigenen Brüder, und es verstand sich von selbst, daß er fortan ganz zu ihrem Hausstand gehörte. Leicht aber war es trotzdem nicht, beständig tausend Rücksichten auf den tiefgebeugten, im zweiundsiebzigsten Jahre stehenden Mann zu nehmen, dessen Gemüth durch Harthörigkeit und Ischiasleiden doppelt niedergedrückt war.

So viel Ansprüche aber auch an sie gemacht wurden, sie hatte immer Kräfte und Liebe übrig, und ihre Sorgfalt wandte sich jetzt noch ganz besonders dem Onkel Alexander zu, der das Schicksal eines so wunderbar hohen Alters, ganze Generationen vor sich dahin gehen zu sehen, bei jedem neuen Todesfall schmerzlicher empfand und klagend aus-

rief: „Ich begrabe mein ganzes Geschlecht!“ Seine Nichte war ihm nun die einzige nahestehende Verwandte. Noch häufiger als sonst suchte er ihr Haus auf, in dem Alles aufgeboten wurde, ihn zu erfreuen. Für Frau v. Bülow hatte schon das „liebes Kind“ aus seinem Munde — dem einzigen, der sie noch so anredete — einen herzbewegenden Klang, und wer hätte sich nicht gern dem Zauber seiner Unterhaltung hingegeben, die hier im engsten Familienkreise, wo er vor jeder Indiskretion sicher war, noch glänzender, witziger, fortreißender war als gewöhnlich. Alexander v. Humboldts Liebenswürdigkeit ist weltbekannt, für die Seinen hatte er aber doch noch eine andere Schattirung, einen wärmeren Ton, da war er nicht allein „der gekrönte Monarch in der Welt der Wissenschaften“, sondern das herzlich liebende Familienhaupt, das seine Theilnahme keinem noch so kleinen Vorkommniß versagte und auch mit dem jüngsten „Infanten“ zu scherzen wußte.

Seine leichte Schlagberührung im Februar 1857 verursachte Frau v. Bülow nicht wenig Sorge, ging aber ohne nachtheilige Folgen vorüber, und im Sommer bringt der Onkel wieder nach wie vor viele seiner Sonntage in Tegel zu. Auch der 14. September wird, wie üblich, still dort gefeiert mit einigen Freunden, unter denen der nun auch schon sechsundachtzigjährige Rauch immer der Liebste und Gefeiertste war. Ein Familienfest ohne Rauch war gar nicht denkbar. Seine Persönlichkeit gehörte so ganz in den Kreis der theuren Gestalten, die nun zum Theil schon dahin gegangen waren, er war für Frau v. Bülow eine verkörperte Erinnerung an ihre Kindheit, hatte später überall in Freud' und Leid sein goldenes Gemüth bewährt und stand unter den deutschen Freunden Alexander v. Humboldts obenan. Sein Tod im Dezember 1857 war ein tiefer Schmerz und großer Verlust für Alle.

Dem Familienkreis brachte das Jahr 1857 in seinem Verlauf noch weitere Veränderungen: Loën wurde als interimistischer Vertreter des Militärbevollmächtigten nach St. Petersburg geschickt. Die zurückbleibenden Kinder in ihr Haus aufzunehmen, war sofort der Plan der Großmutter, die ohne Zögern willens war, ihr Leben allem Zwang des Schulunterrichts zu unterwerfen. Allein in Rücksicht auf ihr Gebundensein durch den Schwager Hedemann und wegen einer vortrefflichen Dame, die bisher selbständig sein Haus und die Erziehung der Kinder geleitet, entschied sich Loën dafür, in der äußeren Existenz der Kinder keine

Aenderung eintreten zu lassen. Immerhin war es keine geringe neue Verantwortung für Frau v. Bülow, aus der ihr indessen durch den täglichen Verkehr mit den schönen, klugen Kindern auch wieder viele Freude erwuchs.

Ein zweiter Lichtpunkt, ja wahrer Sonnenschein wurde ihr durch die Rückkehr der Tochter Constance, deren Mann, im Herbst zum Hofmarschall des Prinzen ernannt, nun dauernd seinen Aufenthalt in Berlin nahm. Neue Großmutter-Freuden und -Leiden verkürzten Frau v. Bülow den Winter. Im April führte die Vermählung der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern mit dem König von Portugal, die per Prokuration in Berlin vollzogen wurde, sie für kurze Zeit wieder an den Hof, indem sie abermals als Oberhofmeisterin der fürstlichen Braut fungirte. Der Sommer war wieder ganz den Kindern und Enkeln gewidmet. Nichts sah Frau v. Bülow lieber, als wenn sie in Tegel alle ihre Lieben umgaben, und sie verstand es, für die Behaglichkeit des „urältesten Kosmos" ebenso zu sorgen wie für das jüngste Kindchen, und Alles, was im Alter zwischen achtundachtzig und dreiviertel Jahren stand, fand ebenso gut in seinen besonderen Vergnügungen und Bedürfnissen Berücksichtigung. Auch seinen letzten, neunundachtzigsten, Geburtstag feierte Alexander v. Humboldt noch in wunderbarer Frische in Tegel, umgeben von den Seinen.

Lange jedoch durfte Frau v. Bülow sich eines so zahlreichen Familienkreises nicht ungetrübt erfreuen; gerade in das Haus, das ihr jetzt hauptsächlich eine Quelle der Freude war, fiel unvermuthet ein Schatten. Heinz erkrankte im Oktober plötzlich schwer in Potsdam, wo er Dienst that. Seine Frau eilte aus Tegel zu ihm. Nach vierzehn Tagen konnte er nach Berlin übersiedeln, blieb aber leidend, konnte sich bei der ungünstigen Jahreszeit nicht erholen und mußte, sobald er reisefähig war, ein besseres Klima aufsuchen. Schweren Herzens sah Frau v. Bülow nach bangen Wochen am 29. Dezember 1858 die Tochter mit Mann und Kind von Berlin nach Montreux aufbrechen. Selbstlos wie immer gab sie ihnen ihre Tochter Adelheid zur Hülfe und Gesellschaft mit, obwohl ihr dadurch eine doppelte Entbehrung auferlegt ward.

Sorgenvoll auch noch in anderer Hinsicht fing das Jahr 1859 an. Während allenthalben die Welt von Kriegsgeschrei widerhallte, sah Frau v. Bülow die Kräfte des theuren Onkels stetig abnehmen. Vom 21. April

ab war er bettlägerig. Viele stille Stunden hindurch saß sie an seinem Lager. Er litt nicht, sprach selten, aber immer klar, besonnen und liebevoll. Am 6. Mai um halb drei Uhr nachmittags trat das Ende ganz sanft ein. Es war Niemand in seiner Todesstunde bei ihm als Hedemann und Frau v. Bülow. Ihre liebende Hand schloß die Augen, die so tief forschend in die Geheimnisse der Natur geblickt.

Diesem in seiner Einfachheit und Stille wohlthuenden Moment folgten leider alsbald Eindrücke, die für jedes, namentlich aber für Frau v. Bülows pietätvolles Gemüth sehr verletzend sein mußten. Es ist nur zu bekannt, wie niedrige Gewinnsucht seitens seines Kammerdieners Seiffert Alexander v. Humboldt vermocht hatte, diesem all seine Habe testamentarisch zu vermachen, ja, sogar sie ihm schon bei Lebzeiten zu schenken, so daß er sich nur den Nießbrauch vorbehielt. Es läßt sich denken, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen die Hinterbliebenen ein Mann vorging, der sich nicht geschämt, die Schwäche seines greisen, gütigen Herrn so zu mißbrauchen. Frau v. Bülow, als die Nächstbetheiligte, traf die Kränkung am tiefsten. Ihren Kindern schreibt sie nach Montreux:

„Berlin, den 12. Mai 1859.

Liebe, liebe Kinder!

So schreibe ich Euch also wieder nach dem großen, schmerzlichen Ereigniß, das Eure Herzen wie das meinige so tief gerührt hat, und nachdem wir den lieben, lieben Onkel gestern zur stillen Ruhestätte gebracht haben. . . . Ach, wie habe ich Euch vermißt in diesen traurigen Tagen, — der Himmel legt mir wirklich viel auf so fern von Euch durchzumachen. Die gute Line hilft nach Kräften. So werdet Ihr gestern ihren Brief von Sonnabend erhalten haben. Die Gewißheit des erfolgten Todes aber doch gewiß früher? Ich sehne mich sehr nach Eurer Erwiderung, sehe aber aus Deinem vorgestern erhaltenen Brief, liebe Consti, daß ich doch gleich sehr besorgt geschrieben haben muß. Ich las den Brief erst ordentlich im lieben Tegel vorgestern Abend. L. und ich waren den Nachmittag Hedemann dahin gefolgt und brachten also die Nacht dort zu. Es war ein schöner Schluß des hochfeierlichen Tages, denn das Begräbniß hier war wahrhaft erhebend, so großartig und so rührend zugleich, des Verstorbenen ganz würdig. Ich kann heute nicht auf Näheres darüber eingehen, aber ich hoffe es noch thun zu können. . . .

Es war Alles, wie man es nur sich schön und würdig denken

kann, und Hoffmanns Rede war sehr schön. Ihr werdet sie bald erhalten und die gestrige auch. Die heutige Spenersche Zeitung giebt ihren Sinn sehr schön wieder, überhaupt ist dieser Artikel schön, und ich eile, ihn Euch zu schicken. Sonst hat gerade die Spenersche Zeitung viel Unbefriedigendes gegeben, oft sogar Verletzendes, was in den hier obwaltenden Verhältnissen sehr unangenehm war. Ueberhaupt die Störungen der Art waren in diesen Tagen zu peinlich. Da Ihr die verschiedenen Charaktere kennt, könnt Ihr sie Euch lebhaft denken, und daß ich wahrhaft dabei gelitten habe. Dabei Seifferts Unwürdigkeiten, die des armen guten Onkels so ganz unglaubliche Bestimmungen so ganz kränkend und schmerzlich machen. Wie habe ich Heinz hergewünscht mit seiner Einsicht, seiner Ruhe, seinem tiefen Gefühl für die Würde, für des theuren Onkels Andenken! . . . Dem guten Onkel August kann ich nicht dankbar genug sein, wie er mir zu Liebe sich zusammennahm, aber zuweilen ging es doch auch mit ihm durch bei seinem Selbstgefühl, und seine Taubheit nimmt in solcher Zeit der Erregung doppelt zu, — kurz, es war schrecklich, und es ist zu traurig, wenn solche Tage auf solche Weise gestört werden. Der Sonnabend Nachmittag war zu schrecklich, — in der Bibliothek die theure Leiche im offenen Sarge so ruhig und friedlich daliegend, umgeben von hohen Gewächsen aus dem Botanischen Garten, von denen eine wundervolle hohe Fächerpalme zu Häupten stand und sich überneigte über die heilige Stätte, und besucht von Freunden und auch Fremden, die nur still hinzutraten und sich ebenso schweigend wieder zurückzogen. In den beiden Wohnzimmern nur die Justiz, und wir dann mit ihr vor Seifferts Bett, der wirklich nach ärztlichem Ausspruch dieses nicht verlassen durfte, da er die Gicht in beiden Knieen hat. Da also mußten wir die Vorlesung der Schenkungsakte anhören, die der Onkel wirklich ihm gemacht hat, von sämmtlichem Besitzthum mit wenigen kleinen Ausnahmen (unter diesen das Krügersche Bild vom König) und, versteht sich, mit Ausnahme der Manuskripte, und zwar Schenkung bei Lebzeiten schon! . . . Das auf dem Stadtgericht deponirte Exemplar dieser Schenkungsurkunde haben wir noch nicht mitgetheilt bekommen, und überhaupt ist noch mancher Punkt dunkel, aber leider ist das doch klar genug, daß wir — ich und die Brüder — die Erben wohl sind, aber daß Seiffert durch diese Schenkung doch Alles bekommt, die Bibliothek,*) alle Kunstsachen,

*) Der Prinzregent hatte vergeblich versuchen lassen, Seiffert die Bibliothek abzukaufen, sie ging schließlich in England zum größten Theil durch Brandschaden unter.

selbst die kolossale Büste von David, alle kleinen Andenken, denn auch davon ist nichts ausgenommen. Das ist Alles sehr traurig und sehr unbegreiflich, und das Schmerzlichste dabei der Gedanke, daß der Onkel in so unwürdigen Händen gewesen ist, wie es sich immer mehr erweist, daß es Seiffert ist, und auch das ist so betrübend und kränkend, daß Alles schon so bekannt geworden ist, denn ich schreibe Euch ja schon nichts Neues hiermit; die Kreuz-Zeitung enthielt es ja schon vorgestern, und wird das auch Euch höchst unangenehm sein. . . . Mir ist es schon wie eine Entheiligung, daß ich so viel über diese traurigen Verhältnisse geschrieben habe. Doch nun genug davon. Ich bin überdem noch so angegriffen, obgleich, Gott Lob, wohl, — daß mir alles Schreiben schwer wird. Es war wieder zu viel zu durchleben, und ich halte nicht mehr so Stand wie sonst. In den letzten Tagen, wo ich morgens von Tagesanbruch an keine Ruhe hatte und die Nacht vom Mittwoch, dem 5., zu Donnerstag, dem 6., angezogen hier auf dem großen Sofa schlief, in dem Gedanken Beruhigung findend, daß ich gleich fertig sei, wenn ich gerufen würde, am Freitag aber schon vor fünf Uhr aufstand, wurde ich recht inne, wie viel der schönsten Zeit man doch verschläft. Vorgestern Nacht schlief ich in der braunen Stube und wartete erst die Ankunft des traurigen Wagens ab. . . . Endlich gegen zwei Uhr hörte ich auf dem Hofe sagen: nun kämen sie, und Ihr könnt denken, wie ganz schauerlich es war, als nun die vier großen Reitergestalten sichtbar wurden bei dem Licht aus dem Hause und der traurige vierspännige Wagen vorfuhr. Auf der Seite nach dem Brunnen hin, so daß ich's von den Fenstern des Eßzimmers aus sah, wurde der Sarg abgenommen und bei dem Fliederbaum vorbei hereingetragen, und in demselben Moment schlug eine Nachtigall ihr Lied hoch auf. Das war tief rührend, — ach, — überhaupt wie mir ums Herz war, könnt Ihr denken! Der Flur war ganz köstlich schön mit Grünem und blühenden Gewächsen geschmückt, die Sello aus Sanssouci am Nachmittag geschickt hatte oder vielmehr selbst begleitet. Auch aus Charlottenburg Vieles. So schön ist der Flur seit Lellas Hochzeit nicht geschmückt gewesen! Es kamen eigentlich nicht so viele Menschen hinaus, als wir geglaubt hatten, und ich hätte *ihrer* selbst willen mehr gewünscht, für uns war es so sehr schön und ruhig und behielt so ganz den Familiencharakter, was auch sein Schönes hatte. . . . Die Gruft war so grün und freundlich

und mit vielem Flieder ausgeschmückt, dem ersten gepflückten, den ich dies Jahr sah.

Wie muß Euch der Verlust noch als ganz unmöglich erscheinen, wenn er mir nach allem Miterlebten noch kaum wahr erscheint. Daß ich gegenwärtig war bei dem letzten Athemzug wird mir stets wohlthuend sein, und für die Stille und Heiligkeit der ersten halben Stunde gleich nach seinem Eingang danke ich noch täglich Gott. Ich war öfters ganz allein bei der Leiche, nachdem die Prinzeß dagewesen war und Hedemann fort, die Ottmachauer aber noch nicht da. Ach, es dauerte nicht lange, dann begannen die vielen schmerzlichen Störungen, alle Veranstaltungen von Seiffert und so Vieles! — Des Prinzregenten Hinkommen den Abend noch war schön, und er so tief ergriffen! . . ."

Nach all diesen Erlebnissen war Frau v. Bülow so angegriffen, daß ihr der Arzt dringend einen Luftwechsel anrieth. So ging sie mit der Tochter Mitte Juni nach Kreuth, wo Heinz zur Fortsetzung seiner Genesung die Kur brauchte und also wieder eine Familienvereinigung stattfand. Die neugesammelten Kräfte wurden bald wieder in Anspruch genommen. In Burg-Oerner, das sie auf dem Heimweg berührte, fand sie ihren Schwager Hedemann sehr leidend an rheumatischen Schmerzen und fast unfähig, sich zu rühren. Als es endlich Anfang November gelang, ihn nach Berlin zu bringen, sah sie eine traurige Wiederholung des vor drei Jahren Erlebten voraus. Ihre erste Sorge war nun, Heinz, dem abermals ein Winter in Montreux geboten war, zur schleunigen Abreise mit den Seinen zu veranlassen, obgleich gerade er ihr die einzige Stütze bei dem vorliegenden Schweren hätte sein können.

Allein mit den beiden Töchtern, hatte sie schmerzliche Wochen zu durchleben. Hedemann litt wie ein alter Krieger und Held, Beruhigung und Trost aber gab ihm nur die Gegenwart seiner Schwägerin, nach der er Tag und Nacht verlangte. Wie schnitt es ihr in die Seele, nicht helfen zu können, wenn sogar ihm die Qualen den Seufzer erpreßten: „Gabriele! das ist zu viel, — bete für mich um das, was mir gut ist." Endlich am 17. Dezember erlöste ihn der Tod. Er hatte seine Frau um drei Jahre und drei Tage überlebt.

Abermals lag Frau v. Bülow die schwere Pflicht ob, einen Nachlaß zu ordnen, und dieses Mal entbehrte sie dabei jeder männlichen Hülfe. Dazu waren die Angelegenheiten über die letztwilligen Ver-

fügungen des Onkels Alexander noch längst nicht abgewickelt — sie zogen sich bis 1868 hin —, der Kampf gegen Seifferts Unwürdigkeiten immer noch fruchtlos und unentschieden, und die taktlosen Veröffentlichungen Ludmilla Assings, durch die Frau v. Bülow das Andenken Alexander v. Humboldts entweiht sah, kränkten und empörten sie aufs Höchste.

Die erste Freude nach so traurig verlebtem Winter und Frühling war ihr die Heimkehr der Reisenden, die Heinz' Genesung zu bestätigen schien. Im Sommer wurden wieder Tegel und Burg-Lerner besucht, wie so oft, aber dennoch anders. Frau v. Bülow war mit dem Ableben ihres Schwagers Besitzerin beider Güter geworden, und die neuen Rechte forderten neue Pflichten.

Früher als gewöhnlich zog man im Herbst wieder zur Stadt, wo die großmütterliche Wohnung abermals einem Enkelkind zur ersten Heimath wurde. Es sollte nur eine kurze Freude sein; treueste Pflege konnte nicht eine Erkrankung verhindern, es folgten ängstliche Sorge um Mutter und Kind, Nothtaufe, und nach einem Monat sah Frau v. Bülow auch diese Tochter den ihr selbst wohlbekannten Schmerz erleben, ein liebes Kind aus der Wiege in den Sarg betten zu müssen.

Das Jahr 1861 zog Frau v. Bülow in einen ganz anderen Wirkungskreis. Der Tod des Königs, die Thronbesteigung des hochverehrten Regenten bewegen ihr Gemüth in jeder Weise, ohne daß sie ahnte, wie unmittelbar ihre eigene nächste Zukunft von dem Thronwechsel beeinflußt werden würde. Königin Augusta, früherer Dienste eingedenk, bat sie abermals, interimistisch die Stelle als Oberhofmeisterin einzunehmen, da die ihrige, Gräfin Perponcher, erkrankt und zu der beabsichtigten Huldigung im Juni eine würdige Vertretung durchaus nothwendig war. Das Bewußtsein, der hohen Frau wirklich von Nutzen sein zu können, der Wunsch, ihre Dankbarkeit für die Güte aus alten Zeiten durch persönliche Dienste zu beweisen, ließen Frau v. Bülow über alle Unbequemlichkeiten und Anstrengungen hinwegsehen. Die Huld, mit der die Königin sie überschüttete, erleichterte ihr das Opfer, und so sehen wir sie plötzlich mitten in das Treiben des Hofes versetzt. In seltsamem Gegensatz dazu steht das Stillleben in Tegel, wohin sie dann zurückkehrt, und mehr noch die Sorge, die dort eine abermalige Erkrankung und Pflege ihres Schwiegersohnes verursacht. Die Episode des Hoflebens war jedoch noch nicht abgeschlossen. Im September schreibt ihr die Königin:

„Baden, den 5. September 1861.

Liebe Frau v. Bülow!

Als ich Sie dieses Frühjahr bat, meine Oberhofmeisterin zu der bevorstehenden Huldigung zu vertreten, konnte ich nicht erwarten, daß Gräfin Perponcher auch diesen Herbst bei der Krönung verhindert sein würde, ihr Amt zu versehen. Da dies nun aber leider der Fall ist, muß ich nochmals Ihren gütigen Beistand in Anspruch nehmen, um bei der bevorstehenden Feierlichkeit in Königsberg und Berlin auf Ihre Dienstleistungen rechnen zu können, wofür ich Ihnen im voraus meinen aufrichtigen Dank ausspreche.

Ich gehe einer Zeit entgegen, die mir in keiner Hinsicht leicht ist; es wird daher für mich doppelt erfreulich sein, Sie in meiner Nähe zu sehen und bei Ihnen Hülfe zu finden.

Augusta."

Der Krönung beizuwohnen, war Frau v. Bülow eine große, wahre Freude, ebenso dem Einzug in Berlin am 22. Oktober. Im Wagen der Königin, umbraust von der jauchzenden Menge, ward sie sich des Stücks Weltgeschichte bewußt, das zwischen Vergangenheit und Gegenwart lag, und gedachte bewegten Herzens des Tages, wo sie fast allein den aus England wiederkehrenden Prinzen begrüßt hatte, damals das verblendete Volk verachtend, das, nun erst zur richtigen Erkenntniß gekommen, seinem König jubelnd entgegenzog.

Mit den Festlichkeiten in Breslau fanden dann Frau v. Bülows Dienste bei Hofe eigentlich ihren Abschluß, wenigstens insoweit sie mit dem Herzen dabei betheiligt war, denn bei der Vermählung der Prinzessin Alexandrine mit dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg, 1865, handelte es sich nur um eine dreitägige Repräsentation, die sie als Oberhofmeisterin zu übernehmen hatte.

Der häusliche Kreis, dem sie sich nun wieder ganz widmen konnte, erfuhr in den folgenden Jahren erfreuliche Bereicherung und Veränderung. Mit dem Eintritt ihrer beiden ältesten Enkelkinder in die Welt kam wieder ein anderes Leben ins Haus. Frau v. Bülow, welche die Enkelin ausführte, öffnete ihre Räume einer neuen tanzlustigen Generation, scheute nicht Mühe und Unruhe, bei sich Bälle zu geben, und sah mit Freuden außer der jungen, gefeierten Hauptperson auch den Sohn und Enkel, Beide als frische, glückliche Lieutenants, diese Vergnügungen in vollen Zügen genießen.

Neue Kinderaugen thaten sich im Heinzschen Hause auf, und noch in anderer Weise sollte unerwartet die Familie einen Zuwachs erhalten, während gerade Aller Gedanken mit Krieg beschäftigt waren. Als im Februar 1864 die Truppen nach Schleswig ausrückten, ward dem jungen Bülow der Befehl, bei der Depotschwadron seines Regiments, der Ziethen-Husaren, zurückzubleiben. Es läßt sich denken, wie unglücklich er darüber war, eigenthümlicher ist es, daß auch seine Mutter sich nicht darin ergeben konnte. Seinem Drängen und der eigenen patriotischen Begeisterung folgend, richtete sie an den König die glühende Bitte, ihren Sohn die Gefahren und Ehren seines Regiments theilen zu lassen. Der König bewilligte hierauf, daß er mit dem Regiment nach Schleswig mitgehen könne, und während Frau v. Bülow das Herz nun doch in banger Erwartung dieses Augenblicks schlägt, erhält sie plötzlich und ganz überraschend die Nachricht der Verlobung des Sohnes mit dem sechzehnjährigen Fräulein v. Byern. Wenige Tage später war er auf dem Wege nach Schleswig, erlebte am 18. April den Sturm der Düppeler Schanzen, dann auch die Einnahme Alsens und kehrte unversehrt zurück. Während des Waffenstillstandes konnte Frau v. Bülow die neue Freude ungestört genießen. Sie hatte die Braut zu verschiedenen Malen im Lauf des Sommers bei sich in Tegel, lernte auch durch einen Besuch in Parchen, dem alten, schönen Byernschen Familiengut, die Heimath und große Familie ihrer künftigen Schwiegertochter kennen und sah endlich voller Dank und Freude am 7. Dezember den glückstrahlenden Sohn mit den siegreichen Truppen jubelnd in Berlin einziehen.

Es war, als sollte sich fortan Alles besonders freundlich gestalten, sogar der langgehegte Wunsch, daß Loën nicht länger seinen Kindern und der Heimath entzogen bleiben möchte, wurde in der schönsten Weise erfüllt, indem er im Juni 1865 zum General befördert ward und in Berlin eine Brigade erhielt.

Am 28. September wurde in Parchen eine große lustige Hochzeit gefeiert, und dieses Mal fiel kein Schatten in die Feststimmung, die für Frau v. Bülows tiefes Gemüth eher des einem so wichtigen Augenblick angemessenen Ernstes entbehrte. Die vergnügten Havelländer ließen Scherz und Uebermuth nicht ausgehen und bereiteten der lebenslustigen kleinen Braut einen heiteren Abschied von ihrem kurzen, ungetrübten Mädchenleben.

Mußte sich Frau v. Bülow auch gestehen, daß die Braut, so niedlich und einnehmend auch Erscheinung und Wesen waren, doch ihrer ganzen Anlage und Richtung nach sich schwerlich harmonisch in die Familie einfügen würde, so schien der Mangel an Ernst und Tiefe durch die große Jugend entschuldigt und die beiderseitige Liebe eine Bürgschaft für dauerndes Glück des jungen Paares, und so nahm Frau v. Bülow die neue Tochter mit ganzer Innigkeit an ihr Herz. Niemals hat eine Schwiegertochter mehr Liebe, Güte und Nachsicht genossen als diese; da war kein Wunsch, der nicht erfüllt, keine Laune, die nicht befolgt worden wäre. Vielleicht ist der Grund zu dieser bis zur Schwäche gehenden Güte Frau v. Bülows in dem unausgesprochenen Bewußtsein der großen Verschiedenheit ihrer beiden Charaktere und in der Befürchtung zu suchen, eine Natur ungerecht zu beurtheilen, die ihr zu fern stand, um sie ganz zu verstehen. Bei solcher Milde einerseits und blendender Zuvorkommenheit andererseits blieb diesem Verhältniß lange Zeit jede ernstere Trübung fern, und die Mutter konnte sich dem freundlichen Eindrucke der glücklichen jungen Häuslichkeit in Rathenow ungetheilt hingeben. Nicht lange, und sie zitterte mit der jungen Frau um das theure Leben des Sohnes, den der Krieg 1866 Ende Mai den Seinen entführte.

Gleichzeitig tauchte eine neue Sorge für Frau v. Bülow auf: der älteste Sohn ihrer Tochter Constance hatte als ersten Erfolg des Schulbesuches die Masern davongetragen und erkrankte daran in Berlin. Um seine kleinen Geschwister zu schützen, rettete man diese nach Tegel, wo die allezeit hülfreiche Großmutter sie aufnahm. Es war ein Danaergeschenk. Nach vierzehn Tagen erkrankten die Kleinen, deren Mutter in Berlin, Frau v. Bülows beide Töchter in Tegel und endlich zuletzt, nachdem sie alle Anderen gepflegt, sie selbst. War schon in ihrem Alter und bei dem ziemlich ernsten Charakter der Krankheit die Gefahr nicht unbedeutend, so trugen alle Nebenumstände noch dazu bei, die Lage zu verschlimmern. Der Arzt mußte mitten in der Epidemie die Kranken verlassen, um mit ins Feld auszurücken, die Beunruhigung um die anderen Kranken, vor Allem die stete Spannung wegen der Kriegsnachrichten von Sohn, Schwiegersohn und Enkel, die Sorge um die Schwiegertochter, das Alles läßt es fast wie ein Wunder erscheinen, daß Frau v. Bülow diese Krankheit glücklich überstand. Eben in der Genesung,

hatte sie sechs Tage der peinlichsten Ungewißheit zu durchleben, in denen jede Nachricht von ihrem Sohne ausblieb. Es folgte die Kunde der Schlacht bei Königgrätz, des glorreichen Sieges, der schweren Verluste, und endlich die Gewißheit, daß er lebe, aber durch einen Säbelhieb am Arme verwundet sei und zurückkehre. Die Verwundung war nicht schwer und als eine gnädige Fügung anzusehen, denn wenige Tage nach seiner Heimkehr ward ihm der erste Sohn geboren. Diese freudige Botschaft, die am 11. Juli ein Postillon auf weißem Pferd, vor das Tegeler Schloß sprengend, brachte, war die beste Stärkung für Frau v. Bülow. Ihre neu zurückkehrenden Kräfte wußte sie nicht besser anzuwenden als durch thätiges Wirken für die Verwundeten. Obwohl aus keiner Soldatenfamilie, hatte sie zeitlebens eine besondere Vorliebe für das Militär, und nun sie so liebe Angehörige dazu zählte, stieg noch ihre Begeisterung für die Vaterlandsvertheidiger. Was Tegel hergeben konnte an Leinen, das wurde zu Verbandzeug verarbeitet, ganze Ladungen mit Fruchtsaft gingen nach Berlin, um die Fieberkranken zu erquicken, und wer im Schloß einquartiert wurde, der konnte allezeit von Glück sagen. Wie überreich fand sie sich aber für alle Anstrengung belohnt, als sie am 20. September den Einzug aus den Zimmern der Königin mit ansehen durfte, und unvergeßlich blieb es ihr stets, wie der König ihr in tiefer Bewegung die Hand drückte und sagte: „Es ist kaum zu glauben, — solch ein Glück, — wenn man die Truppen so im Feuer gesehen!“ und ihm dabei die Thränen aus den Augen stürzten.

Sie hatte selbst so viel Grund zum Danken. Von den ihr Nahestehenden hat der Krieg kein Opfer gefordert. Unversehrt war der Enkel heimgekehrt und bei ihr in Tegel, ebenso auch der nun ganz hergestellte Sohn mit Frau und Kind, und der Anblick dieses jungen Glücks war ihr eine Quelle der Freude.

Freilich bedurfte sie auch einer solchen Sonne am Horizont, denn von anderer Seite zogen von Neuem dunkle Wolken herauf. Heinz' Gesundheit gab wieder zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Er legte sein Amt als Hofmarschall des Kronprinzen nieder und ging im Oktober mit Frau und Kindern für den Winter nach der Schweiz.

An und für sich schon empfand Frau v. Bülow diese Trennung als eine große Entbehrung, vor Allem aber lastete die Sorge um die Zukunft schwer auf ihr, namentlich, als der Winter verstrich, ohne daß von Besserung oder Rückkehr die Rede war.

Das Frühjahr 1867 brachte neue Schicksalsschläge: Verschlimmerung in Montreux und ganz überraschend aus Ottmachau die Todesnachricht ihres Neffen Wilhelm v. Humboldt, den ein Herzleiden in der Blüthe des Mannesalters am 16. April plötzlich dahingerafft hatte.

Im Mai sprachen die Nachrichten aus Montreux von naher großer Gefahr. An demselben Tage, wo sie sie erhalten, brach Frau v. Bülow mit den Töchtern nach der Schweiz auf.

Wieder eine Reise in der Todesangst, diesmal aber nicht länger als zwei Tage ununterbrochener Fahrt, und bei der Ankunft die erlösende Nachricht einiger Besserung und der Trost, von Nutzen sein zu können.

Tage, in denen jeden Augenblick das Schmerzlichste zu befürchten stand, folgten; endlich, Mitte Juni, war es möglich, das heiße Montreux zu verlassen und einen Monat später mit dem Kranken Davos in Graubünden zu erreichen. Damals kaum bekannt und noch sehr spärlich besucht, war dieser nun so berühmte Kurort das denkbar einfachste Alpendorf und das tägliche Leben mit Entbehrungen und Unbequemlichkeiten aller Art verknüpft. Wir kennen Frau v. Bülows Art, sich über dergleichen Ungemach hinwegzusetzen, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß sie gern auch die Unbilden des Winters ertragen hätte, um die Sorge der Tochter in nächster Nähe zu theilen. Allein andere Pflichten, der Wunsch ihrer Tochter und des Kranken selbst, dem die eigene Mutter hülfreich zur Seite stand, bestimmten sie nach zwei Monaten zur Heimkehr. Sie nahm den ältesten Enkel mit zurück, der die Schule nicht länger versäumen durfte und nun auch wieder bei ihr den Ersatz für das Elternhaus fand.

Wie viele bange, sehnsüchtige Gedanken schweiften nach dem verschneiten Alpenthale, bis am 15. Dezember die Nachricht des sanften Todes eintraf.

Es folgten Tage voller Unruhe und Sorge. Der hohe Schnee machte es der Tochter mit den kleinen Kindern fast unmöglich, Davos zu verlassen. Ueberall gab es unvorhergesehene Hindernisse und Aufenthalte, endlich, am 22., erfolgte die Ankunft, das herzbrechende Wiedersehen und am nächsten Tage die Beerdigung. In dem richtigen Gefühl, die Grabstätte in Tegel nicht ihres Charakters zu berauben, indem man

sie zu einem Friedhofe erweiterte, hatte man davon abgesehen, Heinz dort zu bestatten, und den Invalidenkirchhof gewählt, wo auch schon die beiden kleinen Mädchen Gabriele v. Loën und Viktoria v. Heinz nebeneinander ruhten. Ein Opfer, das beide Elternpaare dem Wohle des Ganzen gebracht.

Wenngleich lange vorausgesehen, traf Frau v. Bülow dieser Schlag sehr hart. Auch dieses reiche Glück der geliebten Tochter vernichtet zu sehen, empfand sie als eine schwere Schickung, und für sich selbst fühlte sie den Verlust unersetzlich. Heinz stand ihrem Herzen sehr nahe. Wie sie seine edle, bedeutende Persönlichkeit früh erkannt, so wußte sie sich auch von ihm verstanden bis in die Seiten ihrer echt weiblichen Natur, für welche Männer selten die rechte Würdigung haben. Oft hat sie in späteren Jahren seinen frühen Tod beklagt, und vielleicht wäre ihr manches Schwere erspart, manche bittere Kränkung abgewendet worden, wenn ihr ein Mann zur Seite gestanden hätte, der, wie er, der Familie angehörend, Umsicht und Geschäftskenntniß mit der größten Zartheit und Schonung verband, und dem sie rückhaltloses Vertrauen entgegenbrachte.

Das Leben hat sie auch in dieser Hinsicht in eine harte Schule genommen, indem es gerade ihr, deren Natur ursprünglich Anlehnung und Hingabe Bedürfniß war, eine menschliche Stütze nach der anderen entzog und ihr dagegen immer von Neuem die Pflicht auferlegte, Andere aufzurichten, ihnen Trost und Halt zu werden. Und Gott weiß es, wie sie dieser Aufgabe auch hier wieder nachgekommen ist, wie der Strom ihrer Liebe sich doppelt reich dahin ergoß, wo eine Lücke entstanden war, wie sie nicht nur mittrauerte, sondern sich auch mit verantwortlich fühlte und bis in die Einzelheiten der verwaisten Kinder Wohl und Wehe auf dem Herzen trug. Haus bei Haus mit der Tochter wohnend, war ihr der Verkehr im Winter auch räumlich sehr erleichtert, und die Sommer gaben ja immer das innigste Zusammenleben.

Eine große Einbuße erlitt der Familienkreis in dem folgenden Jahre durch die Versetzung Loëns als Kommandant nach Frankfurt a. M. und die Uebersiedelung seiner Töchter dorthin. Doch sollte gerade infolge dieses Wechsels der Familie ein neues Mitglied zugeführt werden, denn hier lernte Frau v. Bülows älteste Enkelin Therese den Grafen Brock-

dorff, Lieutenant im 5. Dragoner-Regiment, kennen und verlobte sich mit ihm.

Kurze Zeit nur konnten der Großmutter Gedanken sich mit so freundlichen Bildern beschäftigen, da zuckt die französische Kriegserklärung wie ein Blitz aus heiterem Himmel und lenkt die Gedanken auf andere Bahnen.

Frau v. Bülow befand sich gerade in Burg-Oerner und wurde hier tags darauf durch die Ankunft der Enkelinnen Loën überrascht, die bei ihr Schutz suchten, da ihr Vater zum Kommandeur der Garde-Landwehr-Division ernannt wurde, und der Aufenthalt in Frankfurt damit für sie allein unmöglich war. Fast ein Jahr brachten sie von hier an bei der Großmutter zu.

Wie schnell verwandelte sich nun das friedlich stille Landleben, wohl flammte die Begeisterung hoch auf, aber man erlebte auch die herzzerreißenden Abschiedsscenen unter der treuen Landbevölkerung. Da wurde Frau v. Bülow nicht müde, mit Gaben und Unterstützungen zu helfen, und manches Hoch ist ihr gebracht, manches Lied ihr zum Abschied gesungen worden aus dankbaren jungen Soldatenherzen.

Unterdessen zogen ihre Lieben ohne Scheidegruß ins Feld, und das peinliche Warten auf Nachrichten begann. Um wenigstens nicht so abgeschnitten davon zu sein, drängten natürlich Alle nach Berlin. Es war jedoch zunächst völlig unmöglich, die Reise zu unternehmen, da die Bahnen ganz durch die Militärzüge in Anspruch genommen waren. Als aber am 5. August die Nachricht des Sieges bei Weißenburg eintraf, war kein Halten mehr; Frau v. Bülow machte sich mit dem ganzen Hausstand — eine wahre Karawane — auf die Reise. Ueberall traf man Militärzüge, blieb liegen, und wo es die Gelegenheit gab, bewies Frau v. Bülow eine offene Hand, so daß sie immer von Soldaten umringt war. Endlich, nach achtunddreißigstündiger Reise, langt sie glücklich in Berlin an. Bald in Tegel, bald wieder in der Stadt, vergehen die Tage. Am 18. August kommt die Siegeskunde von Mars-la-Tour und gleich darauf ein Telegramm, das viele Namen von Gebliebenen und Verwundeten des Zieten-Husaren-Regiments nennt, darunter Bülow als verwundet bezeichnet. Welcher Art seine Verwundung, wo er sich befindet, ist Tage lang nicht zu erfahren. Am 19. war Frau v. Bülow gerade bei der Königin, als ein Telegramm

des Königs den neuen großen Sieg vor Metz meldete, und so durfte sie, selbst noch schweren Herzens, der hohen Frau Freude und Ergriffenheit theilen.

Blickt man auf solche Zeiten zurück, in denen die Seele fortwährend in angstvoller Spannung ist und die stärksten Gefühle, eine überschwengliche Siegesfreude und der tiefe Schmerz um die Opfer, durch die jede solche Nachricht erkauft ist, gleichzeitig das Herz erfüllen, so faßt man es kaum, daß man es ertragen konnte. Auch in diesem Falle ist gemeinsame Arbeit die einzige Linderung. Das haben auch die Berliner Frauen 1870 erprobt und der Samariterin auf dem Throne Dank gewußt für das Feld geordneter zweckmäßiger Thätigkeit, das sie ihnen eröffnete. Sie hat dadurch den Gebenden nicht weniger wohl gethan als den Empfangenden.

Endlich erfuhr Frau v. Bülow Näheres über das Schicksal ihres Sohnes. Er war wunderbar behütet worden. Ein Schuß vor die Brust, der an seiner Brieftasche abprallte, warf ihn vom Pferde, das unmittelbar darauf erschossen über ihm zusammenbrach. Vom Feinde umringt, suchte er sich durchzuhauen, wäre aber unfehlbar der Uebermacht erlegen, wenn nicht ein braver Unteroffizier seines Regiments ihm zur Hülfe gekommen, ihn auf sein Pferd gerissen und ihn so gerettet hätte. Erhebliche Quetschungen machten ihn dienstuntauglich, und er kehrte fürs Erste in die Heimath zurück. Kaum war Frau v. Bülow über den Sohn beruhigt, so verbreitete sich das Gerücht: „General v. Loëns einziger Sohn ist bei St. Privat gefallen.“ Wieder Tage lang dieses angstvolle Durchfliegen der Todtenlisten, die bei den furchtbaren Verlusten, die gerade das Erste Garde-Regiment gehabt, so viele bekannte Namen aufwiesen, dann endlich am 26. die sichere Kunde, daß der Enkel ganz unversehrt geblieben. Er sowohl wie Bülow erhielten das Eiserne Kreuz, und dieser, zum Rittmeister befördert, ging, sobald er hergestellt, wieder nach dem Kriegsschauplatz zurück.

Große Sorge verursachte im Oktober das gänzliche Ausbleiben jeder Nachricht von Brockdorff, der erst an den Masern, dann an den Pocken erkrankt, im Lazareth gefangen genommen und tief nach Frankreich hineingeschleppt worden war, das schmerzlichste Loos für ihn und die patriotisch begeisterte Braut, das die Großmutter zu allen erdenklichen Schritten veranlaßte, um eine Auswechselung zu Wege zu bringen.

Ihre Bemühungen blieben jedoch fruchtlos. Wenigstens gelang es aber, wieder in schriftlichen Verkehr mit ihm zu treten, und da nun auch von den Anderen ziemlich regelmäßig Nachrichten eintrafen, so konnten die Frauen der Familie das Weihnachtsfest fröhlicher feiern, als man hatte hoffen dürfen. Dennoch sollte dieses ernste Jahr nicht ohne eine Trauerbotschaft ausklingen. Wo man ihn am wenigsten erwartete, trat der Tod ein. Frau v. Bülows jüngster Bruder Hermann starb am 29. Dezember in Friedrichseck an einem Gehirnschlag. Ihr ward der schwere Auftrag, seiner Tochter, Frau v. Rundstedt, die sich zur Zeit in Berlin aufhielt, die erschütternde Nachricht mitzutheilen.

Als nach Jahresfrist auch die Mutter des Friedrichsecker Hauses ihrem Gatten in den Tod folgte und der schöne Familienkreis ganz zerstört war, fanden die drei verlassenen jungen Töchter in der Tante den liebevollsten Halt und jede auf ihrem Lebenswege stets einen wahrhaft mütterlichen Antheil.

Persönliche Ereignisse dieser Art hinderten jedoch Frau v. Bülow nicht, sich der geschichtlich bedeutungsvollen Tage, die das Jahr 1871 brachte, in ihrer ganzen Tragweite bewußt zu werden. Die Kaiserproklamation, das Wiedererstehen des Deutschen Reiches war für sie, deren Kindheit noch Preußens tiefste Erniedrigung gesehen, eines der herrlichsten und erhabensten Erlebnisse. Mitten unter der Volksmasse hörte sie am 3. März die Verkündigung der Friedensbotschaft vom Palais aus mit an und stimmte aus tiefster Seele mit ein in die Antwort des Volkes: „Nun danket Alle Gott.“ Und so klang es unaufhörlich in ihrem Herzen, als am 17. März der geliebte König als Kaiser in seine Hauptstadt zurückkehrte und drei Monate später die siegreichen Truppen einzogen, unter denen Keiner ihrer Lieben fehlte.

Nun galt es, sich in Tegel zur Hochzeit der Enkelin zu rüsten. Im Juli war das Brautpaar zum Besuch gekommen, als abermals ganz unerwartet ein Todesfall eintrat. Frau v. Bülows Bruder Theodor starb in Berlin, wo er in freiwilliger Trennung von den Seinen während der letzten zwanzig Jahre gelebt. Seinem Wunsche gemäß wurde er in Tegel bestattet, eine Feierlichkeit, die um so schmerzlicher war, weil Niemand den Verlust beweinen, den Unglücklichen vermissen konnte, der in seinem verfehlten Leben Keinem je zum Segen geworden war.

Durch den Tod ihres Bruders Theodor wurde nunmehr Frau v. Bülow, da Hermann nur vier Töchter hinterlassen, freie Eigenthümerin Tegels, als die letzte Ueberlebende der von Wilhelm v. Humboldt im Testament genannten Personen. In ihrem Leben brachte das weiter keine Veränderung hervor. Eine freundliche Fügung aber war es, daß gerade ihr geliebtes Tegel in den folgenden Jahren der Schauplatz schöner Familienfeste ward.

Am 16. Oktober fand die Trauung ihrer Enkelin Therese mit Graf Brockdorff statt. Im Juni des folgenden Jahres schmückte man wieder an derselben Stelle einen Altar zur Taufe einer kleinen Gabriele v. Bülow. Im Sommer 1875 richtete Frau v. Bülow ihrer Nichte Priscilla v. Humboldt mit Herrn v. Posern die Hochzeit aus; 1876 die von deren jüngster Schwester Victoria mit ihrem Enkel August v. Loën und 1877 die der Enkelin Agnes v. Loën mit dem Freiherrn v. Diergardt.

Es war nun wieder ein reicher Kreis von Lieben, der sie umgab, nachdem sie fast die ganze ältere Generation, der sie selbst angehörte, ins Grab hatte sinken sehen. Durch die Lebhaftigkeit, mit der sie an der Gegenwart, der Lebensführung eines Jeden theilnahm, blieb ihr jedoch das Gefühl der Vereinsamung, das so häufig hohes Alter begleitet, fern. Dankbar erntete sie auch die reiche Liebessaat, die sie von je her und noch immer so unermüdlich gestreut. In echter Herzensdemuth fiel es ihr nicht ein, herrschen zu wollen, aber wie gern unterwarfen sich alle Familienmitglieder ihrem milden Szepter. So verschieden auch in Charakter, Lebensstellung, Ausbildung, — in dem Einen, in dem Verhältniß zu ihr, waren sie Alle gleich. Wohl liebte sie Jeder auf seine besondere Weise, Allen aber war sie des Hauses Krone, und das ergrauende Haupt beugte sich ebenso ehrfürchtig zum Kuß auf die liebe Hand wie die lockigen Kinderköpfchen der Enkel und Urenkel. Es lag ein ganz unwiderstehlicher Zauber in diesem milden Antlitz, den noch immer schönen, so gütig blickenden Augen, den beweglichen Zügen, die so rasch im Ausdruck wechselten und doch nie Anderes als Freundlichkeit, Lauterkeit und echte Vornehmheit bekundeten.

So allgemein war der Eindruck, den ihre Persönlichkeit hervorbrachte, daß man es bei den Hochzeitsfesten immer wieder von Hoch und Niedrig hören konnte: „So schön wie unsere Excellenz ist doch Keine“, und es war doch ein ausnahmsweise schönes Geschlecht vom

Humboldtschen Stamm, das da freite und sich freien ließ. So in ungeschwächter Körper- und Geisteskraft sah sie die Zahl der Enkel und Urenkel sich mehren. Freilich fehlte auch hier der Schatten nicht. Sie mußte 1878 den Schmerz erleben, die Enkelin Brockdorff verwittwet und kinderlos in das Haus ihres Vaters zurückkehren zu sehen, und aus Düssin, wo ihr Sohn, seit er 1873 seinen Abschied genommen, mit den Seinen lebte, wurde ihrem Alter keine aufregende Nachricht über jede, auch die unbedeutendste Kinderkrankheit erspart. Von dort her kamen auch Sorgen anderer Art. Der Bau eines Schlosses an Stelle des alten Landhauses, der unglücklicherweise in die Kriegsjahre fiel und daher ziemlich unbeaufsichtigt fortschritt, ein immer gastfreies, dem Vergnügen gewidmetes Leben, kostspielige Badereisen u. s. w. überstiegen alljährlich die Einnahmen, Mißernten und Unordnung thaten das Ihre, und Frau v. Bülows Hülfe mußte verschiedentlich in Anspruch genommen werden. Sie konnte sie leisten, sie versuchte auch zu ermahnen, sie drang auf Klarheit, — umsonst, die zarte Gesundheit und Nervosität der Schwiegertochter war ein willkommener, geschickt benutzter Schild vor jeder Erregung und ein immer wirksames Mittel, unverständige Wünsche durchzusetzen.

Den Druck dieser Verhältnisse empfand Frau v. Bülow weit mehr als die Last der Jahre, dennoch vermochte sie es mit wahrhaft jugendlicher Elastizität, für freundlichere Eindrücke empfänglich zu bleiben. Alljährlich suchte und fand sie in ihrem schönen Tegel Erfrischung, und fast ein Jahr um das andere wurde auch Burg-Oerner besucht. 1879 reiste sie mit den Bülowschen Enkeln und dem ganzen Hausstand — vierzehn Personen — von Tegel aus hin. Morgens um halb fünf mußte abgefahren werden, und da sie es sich nicht nehmen ließ, überall selbst nach dem Rechten zu sehen, so blieb sie die Nacht vorher auf, und sie, die Siebenundsiebzigjährige, sorgte für das zeitige Erwachen und Fertigwerden der Anderen. Ebenso unermüdlich war sie auf einem kleinen Ausflug, der von Burg-Oerner aus in demselben Sommer unternommen wurde, um den Enkeln den Harz zu zeigen. Eine Nacht auf dem Brocken brachte sie ebenfalls angekleidet, im Stuhl sitzend, zu, um nur den Sonnenaufgang nicht zu versäumen, der dann wie gewöhnlich von Nebeln verhüllt war.

Der diesjährige Aufenthalt in Burg-Oerner war besonders hübsch durch zahlreiche liebe Gäste; fast alle Enkel kamen da zusammen. Für

dieſe, groß und klein, hatte Burg-Derner von je her einen ganz eigenen Zauber. Erſtens erhöhte die Seltenheit eines Beſuchs den Werth ungemein, und dann war es auch ſo verſchieden von anderen Orten. Ueberall redete die Vergangenheit ſo viel eindringlicher, weil bei dieſen flüchtigen Beſuchen das Leben der Gegenwart keine merklichen Spuren hinterlaſſen konnte. In Burg-Derner war Alles intereſſant, Alles merkwürdig. Schon die Ankunft in dem großen gelben Poſtwagen, das helle Blaſen des Poſtillons, das im ganzen Thale das Echo wachrief und in jedes Häuschen hineinſchmetterte: „Sie kommen, ſie kommen!“, und dieſes Grüßen und Nicken nach allen Seiten, dieſes Wiedererkennen und ſich Erinnern! Und dann der Eintritt in das liebe Haus! Gleich der Hausflur hatte ſeine beſondere Atmoſphäre, es roch — nicht etwa modrig oder dumpf, aber es roch nach Vergangenheit, nach Einſamkeit. Geheimnißvoll erſchienen die Steinplatten des Fußbodens als die zuverläſſigſten Wetterpropheten, weil ſie bevorſtehenden Regen dadurch anzeigten, daß ſie eine dunkle Färbung annahmen. Die mächtige weiße Doppeltreppe führte in die großen, gemüthlichen Räume, wo jedes Möbel ſozuſagen ſein Einzeldaſein führte, ſeine Geſchichte hatte, wo die ſchönen Bilder wohl vertraut herabblickten, aber doch immer einen gewiſſen Reiz der Neuheit behielten. Und im zweiten Stock, neben den guten Zimmern, die kleinen Manſardenſtübchen, wo ſelbſt Kinderhände die ſchräge Decke erreichen konnten, die Fenſter, aus denen in nächſter Nähe die Dachrinne zu erblicken war, in der immer und immer Tauben ihre Neſter bauten, wo dann deren Familienleben beobachtet wurde, und der untröſtliche Kummer, wenn ein Regenguß das ganze Glück zerſtörte und Neſt und junge Brut rettungslos fortgeſchwemmt wurden! Und dieſe Tapetenthüren, die unerwarteten Niſchen und Kämmerchen zwiſchen den dicken Wänden, die unwahrſcheinlichen Schlupfwinkel zum Verſteckenſpielen, und in den alten Schränken das ehrwürdige Spielzeug früherer Generationen, die Bruchſtücke ganz unmöglicher ſteifbeiniger Holzthiere, die altmodiſche Puppe, die faſt ſo rückſichtsvoll behandelt wurde, als ſei ſie die Ahne in Perſon, — und für die leſende Jugend, welcher Schatz war da im Bücherſchrank zu finden! Da gab es Bücher, denen man ſonſt nie begegnete, die man auch nicht mitnehmen durfte, und die ſich daher mit der Erinnerung an Burg-Derner unauflöslich verwebten. Vor Allem gehören hierzu die ſchönen Romane der Paalzow (auch einer treuen

Freundin des Humboldtschen Hauses), die heute nur zu sehr der Vergessenheit anheim gefallen sind. Eins nach dem anderen wuchsen die Kinder in diese Periode hinein, Jedes erschuf sich neu seine ideale Welt und belebte Haus und Thal mit den reizenden Gestalten. Wie heimlich war auch die Gartenstube mit ihrem großen Ecksopha, das so hart war, aber so viel Platz bot, mit der offenen Thüre nach den drei breiten Stufen, die zum rosenumblühten Springbrunnen führten. Welch unerschöpfliches Vergnügen war es, mit einem Druck der Hand das Wasser seine Kunststücke machen zu lassen, daß es bald leise murmelnd dahinsprudelte, bald in hohem, schlankem Strahl emporschoß, als wollte es die Höhe des alten Thurmes erreichen, der einige Schritt entfernt vom Hause trotzig und einsam und ein wenig schief aufragte. Ueber der Thür trug er das verwitterte Wappen der Posadowsky (die Mutter des alten Präsidenten von Dacheröden, die das Gut zugebracht, war eine Gräfin Posadowsky gewesen), zur Wohnung aber diente er jetzt nur noch den Tauben, die zu Hunderten ihn umschwärmten und sich am Springbrunnen ihren Früh- und Abendtrunk holten. Ferner der große Gutshof, das stattliche Vieh, die üppigen Felder und unabsehbaren Obstplantagen mit ihrem Kirschensegen, die zutrauliche Landbevölkerung, der die Zugehörigkeit zur Herrschaft Stolz und Freude war, die Besuche in der Schule zum Examen der Kinder, der Gottesdienst in der nahen stets gefüllten Dorfkirche, wo noch die Gemeinde ein Gebet auf den Lippen und im Herzen hatte für die Gutsherrschaft und ihren Stuhl allsonntäglich mit Blumenkränzen festlich schmückte, endlich die hohe Mauer, die Park und Garten umzog und ein behagliches Gefühl des Abgeschlossenseins gab, das Alles waren Vorzüge, die Tegel abgingen und erst die wahren Reize echten Landlebens lehrten.

Wie viel Interessantes bot aber auch die weitere sagenreiche Umgebung. Da war vor Allem dem Haus gegenüber der Kirchberg, dessen Scheitel die malerische Ruine der ersten Kirche schmückte, in deren unterirdischem Gewölbe noch einige Särge zu erblicken waren. Droben lag auch der Gottesacker, und es hatte etwas wunderbar Ergreifendes, wenn die Bergleute in feierlichem Zuge einen ihrer Kameraden dort hinauf trugen, damit er nun ruhe auf der friedlichen Höhe, gegrüßt vom ersten und letzten Sonnenstrahl; er, der sein Leben lang im finsteren Schacht gearbeitet. Denn das war das Loos der Mehrzahl der männlichen

Bevölkerung; der „Segen des Mansfelder Bergbaues“ hatte auch seine trüben Schattenseiten, und das Hüttenwerk mit dem schönen Namen „Gottesbelohnung“ drückte der ganzen Gegend nach und nach einen anderen und nicht besseren Stempel auf. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Berge von schwarzer Schlacke, erschreckend nahm die Zahl der Schornsteine zu, und dichter Qualm wälzte sich zeitweise durch das Thal, legte sich auf die blühenden Felder, vernichtete mit seinem giftigen Hauch junge Pflanzungen und drohte Menschen und Vieh gefährlich zu werden. Stand jedoch der Wind günstig, so war von all dem Ungemach nichts zu spüren, und die Kinder kümmerte diese Schattenseite nicht. Sie kannten nichts Unterhaltenderes als einen Besuch bei den Hochöfen, wo in der rothen, furchtbaren Gluth Kupfer und Silber geschmolzen, die Metalle von der Schlacke geschieden wurden, oder in der Schwefelsäurefabrik, wo die goldenen Kessel einen ganz märchenhaften Reiz hatten. Und erst das Einfahren in den Schacht, das geheime Grauen davor, und doch die unwiderstehliche Anziehungskraft der Unterwelt, und diese wunderbaren Schieferstücke, die dann der glücklich Wiederkehrende mitbrachte, auf denen oft der metallisch glänzende Umriß eines Fisches abgedrückt war, — eine Art vorsündfluthlicher Photographie, die um so fabelhafter erschien, je weniger man die Ursache begriff. Hin und wieder auch ein kleiner Erdrutsch, durch die allgemeine Unterhöhlung des Erdreichs veranlaßt, oder im Garten die Entdeckung eines unterirdischen Ganges, der zwar des vielen Schuttes wegen nur geringes Vordringen erlaubte und der Sicherheit halber vermauert ward, der aber doch, Gott weiß, wohin führen konnte, wahrscheinlich sogar (ganz überflüssigerweise) in geheimnißvoller Verbindung mit der Ruine auf dem Berge stand oder am Ende gar kostbare Schätze barg! Und draußen auf dem Felde die seltsamen Steine, die von eisernen Nägeln durchbohrt waren, oder gar der Fels gleicher Art, in dem noch deutlich der Abdruck von Graf Mansfelds Faust zu sehen war, als er zur Bekräftigung seines Eides in den Stein gegriffen. Ja, Burg-Oerner war der Kinderphantasie ein Märchenland voller Wunder und Geheimnisse, Frau v. Bülow eine Stätte süßer, heiliger Erinnerungen, — und dennoch, dennoch mußte es geopfert werden!

Einmal noch, zum letzten Mal, kam Frau v. Bülow nach Burg-Oerner und zwar als Gast bei ihrem Enkel Loën, der mit den Seinen

den Sommer 1883 dort zubrachte. Mit welcher Freude sah sie da ein neues Geschlecht herumspielen, dessen Zukunft sie mit dem geliebten Ort auch verknüpft glaubte. Eitle Träume! Der böse Einfluß der giftigen Dämpfe ward von Jahr zu Jahr bemerkbarer und drohte das Gut völlig zu entwerthen. Wiederholte Klagen gegen die Gewerkschaft um Abstellung des Uebels oder Schadenersatz hatten schließlich ein Kaufgebot von jener Seite zur Folge. Der gebotene Preis war sehr bedeutend und übertraf wohl weit den realen Werth, — den ideellen wiegt kein Gold auf, dieser Preis ward von Frau v. Bülow gefordert. Wieder ruhte eine wichtige Entscheidung allein in ihrer Hand und kostete sie einen langen Kampf. Es stritten Pflichten gegen Pflichten. Der Verkauf war eine Verletzung der Pietät, ein Verrath an den treuen Leuten, ein direktes Zuwiderhandeln gegen die Hedemannschen letztwilligen Verfügungen. Diese hatten Burg-Oerner, das sie in Liebe übernommen, mit besonderer Sorgfalt gepflegt und verbessert, recht lange der Familie zu erhalten gehofft, indem sie ihren beiderseitigen Großneffen August v. Loën als Frau v. Bülows Nachfolger im Besitz bestimmt hatten. Seine Heirath mit einer Humboldt schlang später noch ein neues Band um die alten Traditionen, und Alles schien sich nach Wunsch zu gestalten, und nun so bald schon, so bald sollte Alles anders werden.

Andererseits war das Zurückweisen eines Angebots, das sich gewiß niemals wiederholen würde, von so eingreifender Bedeutung für die Zukunft, daß Frau v. Bülow in ihrem Alter die Verantwortung nicht übernehmen konnte. So gab sie dem Drängen des Enkels nach, opferte die Vergangenheit der Zukunft, die Vorfahren den Nachkommen, und 1885 ward Burg-Oerner verkauft.

Doch wir sind der Zeit vorausgeeilt und wenden uns zurück, um Frau v. Bülow bei dem Eintritt in das letzte Jahrzehnt zu begleiten. Mannigfach wie die Lebensführung derer, die ihr durch Bande des Bluts und der Freundschaft nahe standen, war auch für sie der Wechsel von Freud' und Leid. Bei ihrer wunderbaren Rüstigkeit waren ihr kleine Reisen noch immer mehr Erfrischung als Strapaze; so fuhr sie auch 1880 noch einmal auf acht Tage nach Ottmachau, um die sehr geliebte Schwägerin Mathilde zu besuchen, die, zwei Jahre älter als sie, doch schon seit zehn Jahren das Leben einer Greisin führte, aber geistig sich noch immer die angeborene Heiterkeit bewahrte, die selbst ihr un-

Gabriele von Bülow
geb. von Humboldt

gewöhnlich schweres Geschick nicht ganz vernichten konnte. Es waren schöne Herbsttage auf dem alten, hohen Schloß, die die beiden Großmütter dort verlebten, gemeinsam zurückschauend auf einen langen Lebensweg, in dem friedevollen Bewußtsein, daß es nun Abend geworden und der Tag sich neige. Wie verschieden aber waren auch jetzt noch beide Naturen! Für Frau v. Humboldt war lange schon der Feierabend angebrochen, sie ruhte und sah nur noch von fern dem Treiben der Gegenwart zu, — das Jahr darauf um dieselbe Zeit ging sie zur ewigen Ruhe ein. Frau v. Bülow stand immer noch mitten im Leben, thätig und wirkend, sie war noch so nöthig, so unentbehrlich. Oft nannte sie sich im Scherz die „Lokomotive", und in der That war sie meistens diejenige, die zu allerhand Unternehmungen drängte. Ihre Lebhaftigkeit hatte mit den Jahren eher zugenommen, sie hatte wie Wenige das Talent, sich in andere Menschen und Lagen hineinzudenken, und die Freundlichkeit ihres Herzens veranlaßte sie immer, den Wünschen oder Bedürfnissen Anderer zuvorzukommen, selbst wenn es ihr vielleicht einmal Unbequemlichkeiten bereitete. So war z. B. der Wagen, den sie sich in Tegel hielt, gar nicht für sie selbst zum Spazierenfahren da, sondern nur, um Verwandte und Bekannte hin und her zu schaffen. Sie wollte Allen so gern etwas Liebes anthun, und so genügte es ihr nicht, Einladungen zu schicken, sie begegnete im voraus jeder Schwierigkeit und machte ihren Schlachtplan, wie sie es zu nennen pflegte. In Berlin versammelte sich nach wie vor die Familie des Sonntags bei ihr, und stets mußte Ostern großes Kinder-Eiersuchen bei ihr sein, selbst wenn die kleinen Enkel und Urenkel einmal nicht anwesend waren. Gleichgültig war ihr eigentlich kein Mensch, schon allein weil er ein Mensch war, und so war ihre Menschenfreundlichkeit unerschöpflich, ihre Theilnahme immer lebhaft und warm, gab es doch auch kaum eine Freude, kaum einen Schmerz des Lebens, die sie nicht aus eigener Erfahrung kannte. Nur wo ihr Engherzigkeit und Beschränktheit entgegentraten, konnte sie ungeduldig werden, und es ist gar nicht möglich, den Ausdruck ohnmächtiger Verzweiflung zu schildern, mit dem sie dann ausrufen konnte: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" Sentimentalität war ihr ebenfalls ein Greuel und rief manch derbe, gesunde Zurückweisung hervor, völlig verhaßt war ihr aber jede Empfindlichkeit und Uebelnehmerei, und sie pflegte zu schleuniger Ver-

söhnung zu mahnen mit der Versicherung: „Dazu ist das Leben zu kurz."

Ihr eigenes Wesen zu bereichern und auszubilden, erstrebte sie immer noch. Mit welchem Interesse sah die Achtzigjährige die Pergamenischen Ausgrabungen an, sie, die einstmals die Auffindung der Aegineten erlebt! Wie erfreute sie sich an der schönen Aufführung von Wallensteins Tod durch die Meininger, und wie hingerissen war sie von Rossis leidenschaftlicher, so ganz italienischer Darstellung des Romeo.

Daß die Beschwerden des Alters ihr bei all dem physisch keine wesentlichen Hindernisse boten, lag zunächst wohl an der Kraft und Gesundheit ihrer Natur, dann aber auch, und nicht zum kleinsten Theil, an der Energie, mit der sie von früh an ihren Körper sozusagen sich unterthan gemacht hatte. Sie war nie Sklave ihrer Nerven oder Stimmungen, sie ließ sich nie gehen und war auch bis auf die letzten Lebenstage ganz unabhängig von Bedienung, kleidete sich z. B. stets ohne Hülfe an. Ja, als sie einmal infolge einer Krankheit mehr Hülfeleistungen hatte in Anspruch nehmen müssen und auch am Stock ging, hofften die Töchter, sie werde nun ganz sich an diese Bequemlichkeiten gewöhnen und sich mehr pflegen lassen, staunten aber nicht wenig, als mit den zurückkehrenden Kräften die neuen Sitten sofort abgeschafft wurden, der Stock verschwand und der Jungfer untersagt ward, ihre Herrin abends zu erwarten. Frau v. Bülow nämlich war auch in diesem Punkt eine echte Humboldt und ein Beweis für Alexander v. Humboldts Behauptung, daß „der periodische Schlaf in der Humboldtschen Familie für ein verjährtes Vorurtheil gilt". Es war immer tief in der Nacht, ehe sie die Ruhe suchte, da war ihr natürlich Jemand, den sie auf sich warten wußte, eine Beunruhigung.

Des Morgens war sie immer gleichmäßig pünktlich und nie spät. Am Tage zog sie sich meist nach Tisch etwas zurück und schlief, doch höchstens zehn Minuten, und auch hierbei war sie völlig unabhängig von gewohnten Bequemlichkeiten. Ob das Zimmer hell oder dunkel, ob es still oder laut um sie war, die Stunde früh oder spät, ganz gleich, aufrecht im Lehnstuhl sitzend, schlief sie augenblicklich tief und sanft ein, hatte die lieblichsten Träume und kehrte dann unbegreiflich schnell völlig neugestärkt und erquickt, wie nach der schönsten Nachtruhe, zur Gegenwart zurück. Diesem guten Schlaf, der ihr auch in den kurzen Nächten

nicht fehlte, ist wohl ein großer Theil der Elastizität ihrer Natur zuzuschreiben, und er mochte Ersatz gewähren für die Nahrung, die sie namentlich in den letzten Jahren nur in äußerst geringer Menge zu sich nahm.

Mit Ausnahme leichter Gichtschmerzen in der Hand und beginnender Harthörigkeit blieb sie bis zu ihrem Ende von den Leiden hohen Alters verschont. Sie las und schrieb bis zuletzt ohne Brille — übrigens abends immer bei Kerzenlicht —, ging zwar gebückt, aber ungestützt und auch die Treppen immer allein und fühlte sich selbst so wenig alt, daß sie in höchstes Erstaunen gerieth, als sie 1883 einmal in der Zeitung eine „Greisin" genannt wurde, und ordentlich entrüstet über diese Bezeichnung war.

Die Führung des Haushalts ließ sie sich nicht abnehmen, obgleich Rechnungen und Schreibereien, zu denen sie immer Konzepte machte und aufhob, ihr viel Zeit nahmen. Auch über Tisch- und Wischtücher, die ihr früher so viel Noth gemacht, führte sie selbst das Regiment und wußte in ihrem Hause bis aufs Kleinste überall genau Bescheid. So hatte ein langes Leben sie sogar zu einer guten Hausfrau erzogen, was ursprünglich gar nicht in ihrer Natur und Neigung lag. Hinsichtlich Letzterer übte sie eine Selbstzucht, die in ihrer Strenge oft die jüngeren Generationen beschämte. So erlaubte sie sich z. B. niemals, vor dem abendlichen Thee einen Roman zu lesen, obgleich es kaum einen größeren Genuß für sie gab und sie so darin versinken konnte, so voller Spannung war, daß man sie eher für achtzehn- als achtzigjährig hätte halten können. Aber eben weil sie fühlte, daß es sie so gefangen nahm, so unbrauchbar für die Gegenwart machte, versagte sie sich den Genuß, bis die Pflichten des Tages erledigt waren.

In Tegel endete der Tag immer mit dem Fertigmachen und Zuschließen des Kobers, der von Alters her die Verbindung mit der Stadt vermittelte. Es war das eine etwas umständliche, vorsündfluthliche Einrichtung, die aber treulich beibehalten ward, als längst die Kultur in Gestalt der Post bis Tegel gedrungen war und somit eigentlich dem schwarzen Kober sein Hauptreiz — die Briefe und Zeitungen — geraubt war. Frau v. Bülow vertraute seinem verschwiegenen Schlund aber doch noch gern Briefe und schrieb auch nächtlicherweile die Bestellungen für die Wirthschaft in das dazu gehörige Buch. Sie

schloß den Kober nie vor Mitternacht und oft nach ein Uhr. Früh um vier fing dieser dann seine abenteuerliche Reise an, indem er vom Milchmädchen abgeholt, nach dem Dorf gebracht ward und von da mit dem Milchwagen zur Stadt fuhr. Hier langte er gegen elf Uhr an und wurde bei einem Kaufmann abgegeben, der den Schlüssel besaß und sein Inneres erforschen konnte. Nun trat ein alter, uralter Bote auf, von dem Keiner wußte, wo er eigentlich herkam, wo er wohnte, oder was er sonst noch trieb. Er hatte einen Knotenstock und einen großen blauen Mantel, außerdem zeichnete er sich durch Ohrringe aus, mit denen er seine Augen zu verbessern hoffte, die auch noch mit Brillen versehen waren. Sehen konnte er trotzdem wenig und lesen überhaupt nicht, weil er es nicht gelernt hatte. Dafür hatte er aber ein unfehlbares Gedächtniß. Mochten es zehn verschiedene Aufträge sein, einmal vorgelesen, vergaß er nichts, verwechselte nichts und besorgte Alles mit musterhafter Genauigkeit, ging in unwandelbarer Pünktlichkeit nach dem Stadtquartier, dort etwa Abgegebenes zu holen, und kehrte zu dem Kaufmann zurück, der wieder Alles in den Kober versenkte, worauf dieser mit dem zurückkehrenden Milchmann seine Heimreise antrat und, wie man sieht, nicht schnell, aber sicher nach zwölf Stunden wieder im Schloß eintraf, früher der interessanteste Moment des Tages, aber auch jetzt noch immer mit gewisser, wenn auch nie befriedigter Spannung erwartet.

Nun hat auch diese ehrwürdige Einrichtung der Neuheit weichen müssen, und „der alte Weiland" ist längst zur mythischen Figur geworden. —

Eine große Freude, die größte ihres Alters, ward Frau v. Bülow am einundachtzigsten Geburtstag zu Theil: die Enthüllung der Humboldtdenkmäler vor der Universität. Es war eine späte Anerkennung, ein später Dank, aber schön, würdig und wohlthuend und besonders sinnig, daß gerade dieser Tag dafür gewählt ward. Eine köstliche Maisonne bestrahlte den festlich geschmückten Platz, den Pavillon, in dem die Familie, die Künstler Begas und Otto und Minister v. Goßler Platz genommen hatten. Als die Hüllen sanken, eröffnete Letzterer die Feier mit einer Rede auf Wilhelm v. Humboldt, dann sprach Professor Virchow über Alexander, und Professor Dubois-Reymond brachte das Hoch auf den Kaiser aus. Kaum war die Volkshymne verklungen, als

der Kaiser zu Fuß aus seinem Palais herüber kam. Es war ein unvergeßlich schöner erhebender Moment für Frau v. Bülow, angesichts dieser Statuen von dem großen Heldenkaiser begrüßt und beglückwünscht zu werden zu diesem Tage, zu diesen Vorfahren.

Sie brachte einen Lorbeerkranz an das Denkmal ihres großen Vaters und ging dann, geführt vom Kronprinzen, zu dem des Onkels unter brausenden Hochrufen der Volksmenge.

Es war eine schöne Gerechtigkeit des Schicksals, daß die greise Tochter und Nichte diesen Ehrentag der beiden großen Männer noch erleben konnte, und menschlicher Auffassung nach wäre es eine Gnade gewesen, wenn sie danach hätte heimgehen dürfen.

Was ihr für die letzten vier Jahre ihres Lebens aufbehalten war, ist eine so schwere, bittere Erfahrung, daß man lieber dichte Schleier darüber breiten möchte, als sie in Worte zu fassen. Und doch, da es ihrem Leben nicht erspart worden ist, darf es auch uns nicht erlassen sein. Die Düssiner Verhältnisse hatten sich immer mehr verwirrt. Was aber waren diese äußeren Sorgen selbst gegen die Folgen, die sie nach sich zogen, gegen die Vernichtung des Familienglückes ihres Sohnes! Jäh gelöst ward das Band zwanzigjähriger Ehe, auseinander gerissen der Kinderkreis, verödet die Heimath, vergiftet die heiligsten Empfindungen.

Wie die Kinder der Welt klüger sind als die Kinder des Lichtes, so trugen sie auch hier in allen äußeren Uebereinkommen den Sieg davon, und es macht Frau v. Bülow und ihres Sohnes Gemüth mehr Ehre, als es den Geschäften zuträglich war, daß sie immer noch auf das Gute und Edle der menschlichen Natur bauten. Und doch in allen Stücken, in jedem Hin und Her dieses langen Kampfes unterlag die gute Sache, und Kränkung reihte sich an Kränkung. Das brach ihr das Herz.

Die Summe alles Leides, das ihr das Leben gebracht, wiegt nicht den Schmerz dieser Erfahrung auf. Was half es, daß die Anderen ihre Liebesbeweise verdoppelten, nutzlos war ihre Entrüstung, machtlos ihre Theilnahme. Der Kummer war ihr stets gegenwärtig, sie empfand ihn mit der Lebhaftigkeit der Jugend, aber die frühere Elastizität war dahin, der Blick in die Zukunft war ohne Hoffnung, und die Gegenwart legte ihr neue Sorgen, neue Verantwortung für die zerstörte Familie auf.

Gott, der es zugelassen, weiß das Warum. Er kennt auch die Thränen, die in langen dunklen Nächten geweint worden sind. Er wird einst richten, — möge Er allen Irrenden gnädig sein!

Ein Gefühl ist dennoch nie in Frau v. Bülows Herz gekommen: der Haß.

In diesem Sinne hat sie auch diesen Sieg errungen, auch diese Prüfung bestanden, aber eine ungetrübte Freude gab es fortan nach keiner Richtung mehr für sie.

Wie sie dennoch Anderem zugänglich war, mögen zwei Briefe an eine Enkelin zeigen, die ihr mit warmer Begeisterung über einen ersten Besuch in Italien geschrieben hatte:

„Tegel, den 20. September 1885.

Ich erfuhr erst spät von Tante L., daß sie heute an Deine Mama schriebe, da will ich gern diese Zeilen einlegen, um Dir, liebes Annchen, zu danken für Deinen so lieben, so köstlichen Brief, der mich neulich so sehr erfreute. Ja, wirklich köstlich ist der Ausdruck für den Brief, wegen der Frische, die sich darin ausspricht, und der Freude, mit der Du alle in Bellagio Dich umgebende Schönheit empfandest, — ich möchte sagen, wegen der Höhe und Tiefe, mit der Du die Eindrücke auffaßt. Dein Brief war mir wirklich wohlthuend, und es kamen Freudenthränen dabei in meine Augen, die doppelt wohl thun im Gegensatz zu denen, mit welchen sie sich jetzt leider öfters füllen. — —

Ich freue mich auch sehr, daß Ihr nicht in dieser Zeit die fortdauernden Zweifel und die Quälerei*) mit durchlebt, die durch Unverstand und Charakterschwäche veranlaßt und unglückliche Verhältnisse herbeigeführt wurden. Ich entbehre Eure Theilnahme und Deiner lieben Mama öftere Thatkraft, — aber es erhob und erhebt mich, Euch im Genuß solcher Schönheit von Gottes Natur zu denken, die Ihr so ganz empfindet. Das so empfinden zu können, ist ein Gewinn für das Leben, und den gönne ich Dir, geliebtes Kind, so besonders, — es ist eine Gottesgabe, für die Du dankbar sein mußt, wie Du es gewiß auch bist. Gott geleite Euch ferner auf der schönen Reise und führe Euch seiner Zeit beglückt und bereichert wieder heim, ja wirklich bereichert im besten Sinne. —

*) Bezieht sich auf die Entscheidung der Zukunft eines Düsseldorfer Enkels.

Dies erhältst Du also, so Gott will, in dem fabelhaften Venedig. Möchte da auch Alles Euch mit Wind und Wetter günstig sein, und dann in Florenz, dem reizenden! Daß Ihr dort das Rendezvous mit T. haben werdet, finde ich viel besser als in Genua. . . .

Doch nun schließe ich, will nur noch hinzufügen, daß mein Befinden, Gott Lob, gut ist, und A. auch recht gut ist. Lebt wohl, Ihr Lieben, und laßt Euch die Reise nicht trüben, wenn Ihr auch Alles mit uns in Gedanken theilt. Gott mit Euch!

Deine treue alte Großmutter."

„Berlin, Ostersonntag, den 25. April 1886.

Mein liebes Annchen!

Das war wirklich ein überraschender Ostergruß, als ich heute Morgen meine Schlafstubenthür öffnete und Deine Rosensendung vor mir lag. Mein Blick fiel gleich auf den hübschen Inhalt des Päckchens, das von Postwegen geöffnet worden, was aber mit Vorsicht geschehen war, und dann erst auf die Worte fiori freschi, und so war Alles hübsch und erfreulich. Ich danke Dir herzlichst für dieses sichtliche Zeichen Deines liebevollen und sinnigen Andenkens von so ernster Stelle,*) die aber für mich aus glücklicher Kinderzeit so viel Erinnerungen hat, denn wie sprang ich da herum mit meiner Schwester Adelheid! — Habt Ihr da ein Denkmal bemerkt, gelesen von einer Lady Tempel mit dem Basrelief, auf dem der Todesengel sie fortführt und Mann und Kinder tief trauern und er sie zurückhalten will? — Auch danke ich für die begleitende Karte, die gleichzeitig eintraf, und für Deinen vorgestern erhaltenen Brief, der mich auch so sehr erfreute, daß ich Dir gleich gestern darauf antworten wollte. Daß ich daran verhindert wurde, war nur gut, da sich nun der Dank vereinigt für Alles. Es freut mich unbeschreiblich, aus Deinen Worten zu entnehmen, wie Du es empfindest und genießt, in dem unbeschreibbaren Rom zu sein, und ich gönne Dir und Deiner Mama dies Glück und danke Gott, daß Ihr wohl seid, möchte nur immer warnen, thut nicht zu viel, begreife aber auch, daß es nicht gut zu beschränken ist. Die geselligen Vorgänge sind doch auch ganz hübsch, kurz, es ist ja Alles erfreulich und interessant, und daß das Wetter sich wieder hergestellt hat, sehr glücklich, Deiner

*) Der Cestius-Pyramide.

heutigen Karte nach. Möchte es nur so bleiben und für Neapel nicht zu warm werden. Es ängstigt mich förmlich für Euch, wie schnell die Zeit vergeht, — und da möchte ich auch sagen, verlängert es möglichst, und mein alter 28. Mai müßte gar nicht mitzählen, wenn es fürs Uebrige ginge. Die Vernunft übt oft ihre Rechte im Leben, so hielt sie mich neulich auch ab, bei Hermis Einsegnung in der Kirche zu sein. Es that mir sehr leid, aber ich muthete es mir nicht zu, weil das Ganze stundenlang dauerte, und dann scheute ich auch die frische Bauluft in der Kirche, wo der Ausbau ja nur kaum fertig geworden war. . . . Von unserer schönen Abendmahlsfeier am Charfreitag schrieb gewiß L. Heute waren wir in der Matthäikirche, die Fahrt offen hin und zurück war ein Genuß. Es ist nun sehr grün geworden, da es endlich Frühling wird. Doch ist es heute wieder ganz frisch, aber blauer Himmel und Sonnenschein, und das thut wohl. Wir sind heute fünfzehn Personen (ohne Euch und gar keine Bernhards) zu Tisch, heute auch die Kinder mitessend, die nachher Eier suchen sollen. . . . Von den ferneren Reisenden gab L. die letzten Nachrichten, möchten sie in diesen Tagen wirklich in Jerusalem sein. Unsere Ferienreisenden kehren nun in dieser Woche allmählich zurück.

. . . Liebstes Annchen, — ich muß schließen, die Mittagsgäste werden bald kommen, — W. wird Deinen Brief zurückbringen, nochmals Dank dafür und für die heutige Sendung. Die Rosen haben sich meistens sehr erholt, an das warme Wasser dachte ich auch gleich. In Tegel blühen weder Rosen noch Anderes, aber ich wäre doch gern dort. Gleich nach dem Fest fängt die Dachdeckung an, aber ich fürchte doch viel Verzögerungen. — Eben kommt W. und grüßt sehr, so auch die Tanten. An Euch selbst bestellt meine innigsten Grüße und an T. auch von uns Allen.

In innigster Liebe

Deine alte Großmama."

Besonders freundlich gestaltete sich der Sommer 1886, wo ihre Enkelin Diergardt mit fünf Kindern auch zum Besuch nach Tegel kam. Frau v. Bülow gehörte nicht zu den traditionellen Großmüttern, die Märchen erzählen und Strümpfe stricken, aber sie setzte sich oft dazu, wenn das Spiel der Kinder in vollem Gange war, und blickte mit den klaren Augen still forschend von Einem zum Anderen. Nur das

Kleinste nahm sie wohl mal auf den Schoß, und dann klang noch ein alter italienischer Kinderreim von ihren Lippen. Und sie dachte daran, wie sich Alles wiederholt im Leben, wie hier vor mehr als fünfzig Jahren im Antikensaal vor des geliebten Vaters Augen ihre Kinder getanzt, deren Enkel sie nun wieder so fröhlich springen sah, und zwar nach der Musik eines Leierkastens, den sie sich eigens dazu an ihrem vierundachtzigsten Geburtstage hatte schenken lassen. Wie alt, wie unbegreiflich alt kam sie sich dann vor! Aber immer noch war sie rüstig genug, um mit der fröhlichen Schaar in den nahen Wald zu wandern, und es war sehr lieblich, wenn die wilden Knaben ihr Spiel unterbrachen, um die „Urmutter" sanft und ritterlich über eine Unebenheit des Weges fort zu geleiten oder ihr nach dem Niedersetzen wieder aufzuhelfen.

Unter vielem Besuch verstrichen Sommer und Herbst, und am 27. Oktober schied Frau v. Bülow von ihrem geliebten Tegel. Als sie an jenem Tage die Gräber ihrer Lieben besuchte, ging ihr die Ahnung durch die Seele, daß sie zum letzten Mal hier stehe, daß bald auf der Stelle, die jetzt nur grüner Rasen deckte, ein anderer schlichter Hügel sich erheben würde, und: „— Ob ich wohl noch ein Mal wiederkomme?" hörten die Töchter sie leise vor sich hin sagen. Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht, zwar überstand sie den Winter noch wunderbar gut, versammelte wieder zu Weihnachten einen großen Kreis um sich und erfreute sich an einer kleinen Aufführung lebender Bilder, die ihr eigenes Leben zum Gegenstand hatten und von ihren Enkel- und Urenkelkindern dargestellt wurden. Die geliebten Tegelschen Statuen, die Nymphe und die Hoffnung, grüßten sie noch einmal, und all die schönen Bildnisse von sich, ihrer Schwester, ihren Kindern und Enkeln sah sie an sich vorüber ziehen, und es gab wohl selten Jemand, der die kleinste Aufmerksamkeit, sobald sie sinnig und beziehungsvoll war, so zu würdigen und dankbar anzuerkennen wußte. So schreibt sie denn auch gleich am folgenden Morgen:

„Guten Morgen Euch Lieben, wie geht es Euch nach dem schönen, aber für Dich, liebe Consty, gesundheitlich sehr angreifenden Abend? Hoffentlich schadet er Dir nicht zu sehr, und das Bewußtsein, solche Freude gemacht zu haben, ist ja wohlthuend. Dir, liebes Annchen, weiß ich nicht genug zu danken für alle Deine Leistungen, — das

Buch habe ich hier gleich mit seinem Anfang mit tiefer Herzensrührung gelesen, überhaupt war ich bei Allem ebenso erfreut als bewegt, — Gott lohne es Euch! Adieu, auf Wiedersehen!" —

Eine Freude anderer Art wurde ihr auch durch öfter wiederholte Besuche der Prinzessin Wilhelm, die ihr einmal sogar die drei Prinzen mitbrachte. Das war für die Greisin wie ein Blick in eine Zukunft, die sie nicht mehr erleben würde, die ihr aber licht und hell erschien, weil ihr in der edlen Prinzessin vor Allem das rein Menschliche, das sie von je her höher geschätzt als den Glanz hoher Stellung, so schön, so groß und wohlthuend entgegentrat. Noch am 5. April 1887 erfreute sie sich eines solchen lieben Besuches, obwohl ihr leidender Zustand die Ihrigen bereits mit Besorgniß erfüllte. Schon Mitte Februar hatte Frau v. Bülow eine Art Ohnmacht gehabt, die ihre Kräfte schwächte. Indessen hatte sie sich davon im März doch wieder so erholt, daß sie, aller Bitten der Ihrigen ungeachtet, noch allein spazieren ging und Besuche machte. Eine beängstigende Kurzathmigkeit stellte sich aber von da an häufiger und quälender ein. Am Ostersonntag — 10. April — konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Am 14. gab ein Herzkrampf ihr selbst die Ueberzeugung, daß es nun zum Sterben ginge, was sie auch dem Arzt gegenüber gleich aussprach. Man fragte sie, ob sie nicht das heilige Abendmahl nehmen wolle, da aber jede seelische und körperliche Bewegung einen neuen Anfall hervorrief, so traute sie sich wohl nicht die Kraft zu, noch die Beichte in würdiger Weise abzulegen, und wies das heilige Abendmahl mit den kindlich gläubigen Worten zurück: „Wenn es der Herr verfügt, wird Er mich auch annehmen, weil ich Ihm vertraue!"

Wohl aus demselben Grunde sprach sie nicht weiter vom Sterben, nahm auch nicht Abschied von ihren Lieben, wenigstens nicht mit Worten, aber ihr Händedruck, ihr ernster, bewußter Blick sagten genug. Von nun an blieben die Ihrigen um sie versammelt, sie litt viel, sprach selten, aber dann klar und immer in liebevoller Sorge, daß die Pflegenden sich nicht überanstrengen möchten, und überwand mit wunderbarer Willenskraft immer wieder auf Augenblicke die tödtliche Schwäche. Trotz des hohen Alters ward ihr ein langer, schwerer Kampf nicht erspart, bis am 16. April um zwei Uhr mittags dies liebevolle, große Herz seine Ruhe fand, ihr selbst lang ersehnt, den Ihrigen viel zu früh, aber nach Gottes Zeit zur rechten Zeit. —

Am 19. April fand in der Berliner Wohnung eine Trauerfeier statt, dann wurde die Leiche nach Tegel übergeführt. So zahlreich und prunkvoll anfänglich das Gefolge des Leichenwagens war, so einfach war der Trauerzug, als er abends Tegel erreichte. Hier aber wurde der Entschlafenen noch eine vom Herzen eingegebene unvorhergesehene Huldigung dargebracht. An der Grenze des Dorfes empfing der Prediger den Trauerzug und schritt voraus, die Schule, der Kriegerverein und die Tegeler Einwohner folgten, und man konnte es ihnen ansehen, daß es ihnen Herzenssache war, „unsere gute Exzellenz" auf dem letzten Gange zu geleiten. Unter Glockengeläut zog sie wieder in ihrem geliebten Tegel ein — zur letzten Nacht.

Am folgenden Tage trug man sie aus dem festlich geschmückten Atrium hinaus. Unter den Klängen von „Jesus, meine Zuversicht" ging es die lange Lindenallee hinab nach der theuren, heiligen Stätte, wo sie ihren Platz zwischen ihrem Manne und Alexander v. Humboldt einnahm. —

Drei ihrer Kinder, die beiden unverheiratheten Töchter und der Sohn, folgten ihr innerhalb dreier Jahre in die Ewigkeit.

Alle aber, die sie näher gekannt haben, und vor Allem die verwaisten Familienmitglieder, denen das Haupt nun fehlte, empfanden es trotz des unaussprechlichen Schmerzes dankerfüllt, daß eine solche Persönlichkeit mit dem Tode nicht aufhört zu sein, daß ihr Andenken fortlebt und wirkt zum bleibenden Gewinn derer, die den Sinn auf das wahrhaft Gute und Edle gerichtet haben, und es erfüllt sich an ihr die göttliche Verheißung:

„Ich will Dich segnen,
Und Du sollst ein Segen sein."

Namen- und Sachregiſter.

A.

Adelheid, Königin von Großbritannien, als Herzogin von Clarence, Eindruck ihrer Perſönlichkeit S. 200, 260, 267.

— über ihren Verkehr mit Kindern S. 254.

—, ihr Aeußeres, ihre Herzenshöflichkeit S. 276.

—. Umgang mit ihr in Brighton S. 277.

—. Frau v. Bülow bei ihr in Bushy S. 260.

—, ihr Brief an Frau v. Bülow nach der Thronbeſteigung S. 266.

—, ihr Brief an Frau v. Bülow 1833 S. 330—332.

Antike, tiefes Verſtändniß der Frau v. Humboldt für die. Ankauf antiker Kunſtwerke S. 67.

—, das Tegeler Haus, durchweht vom Geiſte der. S. 184.

—, Wirkung der, auf Thorwaldſen. Beſchreibung der Spes, zu der ihn die äginetiſchen Kunſtwerke begeiſtert hatten S. 147.

—, Kunſtwerke in Ildefonſo S. 11.

Aſſiſi, die drei Kirchen von. S. 157.

Auguſta, deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen, über Bülow als Staatsmann S. 502.

—, ihre Bemühungen, ihn vom Einreichen ſeines Abſchiedsgeſuches abzuhalten S. 503.

— erhellt durch treue Theilnahme Bülows letzte Lebenszeit S. 505.

— an Frau v. Bülow. Ihre Werthſchätzung derſelben S. 506.

— nennt ſich Kaſſandra S. 513.

— nimmt Frau v. Bülows Dienſte als Oberhofmeiſterin bei der Krönung in Anſpruch. Ihr Brief S. 536.

Auguſte Viktoria, Kaiſerin und Königin, als Prinzeß Wilhelm 1887 bei Frau v. Bülow S. 560.

B.

Barèges, Beſchreibung des Thales von. S. 5.

Belgien, Verſuch der Belgier 1839, die Territorialbeſtimmungen noch abzuändern S. 433.

Belgien, immer neue Bestrebungen, den Abschluß des holländisch-belgischen Vertrages hinzuziehen S. 435, 436, 444.
—, letztes Sträuben S. 445.
—, endliche Unterzeichnung des Vertrages 1839 S. 445.
Berlin, angenehmer Eindruck von dem „freudigen Geist" 1814 S. 86.
— in den Märztagen 1848 S. 511, 512.
—, Einzug in, nach der Krönung S. 536.
—, Verkündigung der Friedensbotschaft 1871 vom Palais des Kaisers aus S. 544.
Blücher ins Karlsbad 1816 mit einer Ovation empfangen S. 100.
Bonaparte, Lucian, Umgang mit ihm 1806 in Frascati S. 58.
Bordeaux, Beschreibung von. S. 3.
Burg-Oerner, heiteres Zusammenleben in großem Familienkreis S. 466.
—, Beschreibung von. S. 547.
—, Verkauf von, 1885 S. 550.

C.

Cadix, Beschreibung von. S. 19.
Canning, Premierminister in England, seine Erfolge, sein Tod 1827 S. 186
Canovas Entzücken über die Schönheit der kleinen Gabriele S. 65.
Castilien öde und traurig S. 11.
Catalonien, der Kunstfleiß in. S. 18.
Cornelius, Urtheil über ihn S. 147.
— nach Düsseldorf berufen S. 150.
Cumberland, Herzogin von, ihre Freundschaft für Gabriele S. 252.

D.

Deutsche Sprache, ihre Innigkeit S. 242.
Deutschlands Erniedrigung und Unglück S. 54.
Düssin kommt in den Besitz von Heinrich v. Bülow 1827 S. 193. Erster Eindruck S. 321.
— Bernhard v. Bülow Besitzer von, 1846. Reise dorthin S. 510.

E.

Eggers gerühmt S. 150.
England, Ankunft des preußischen Gesandten in, 1827 S. 189.
—, kritische Zeit in der Politik 1827 S. 186.
—, Besuch auf einem englischen Landsitz S. 222.
—, Sitten und Lebensweise S. 256, 269.
—, die festen Basen des Reichs bewähren sich auch bei dem Thronwechsel 1837 S. 384.
Eisenbahn, erste Fahrt damit 1842 S. 491.
Escorial, Gemäldegalerie im. S. 8, 9.
—, Beschreibung der Kirche S. 8.
Esterhazy, Wilhelm v. Humboldts Ansicht über. S. 249.

F.

Florenz, Kunstgenuß in. Charakter der Stadt mit dem Roms verglichen S. 167.
Fohr, Philipp, aus Heidelberg, sehr talentvoll S. 150. Sein Tod S. 155.
Frankfurt a. M., angenehmer Eindruck von der Stadt S. 490.
Frankreich, seine Lage 1799 nach Wilhelm v. Humboldts Urtheil S. 17.
—, Veränderung in, seit der neuen Konstitution 1799 S. 17.
—, Vertrag mit, in der orientalischen Frage 1841 S. 472.
Friedrich der Große, Grundsteinlegung zu seinem Denkmal 1840 S. 460.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Seine schwere letzte Erkrankung S. 461.
—, eine Stimme der Liebe und des Schmerzes um ihn S. 463.
—, seine letzte Unterschrift S. 463.
—, die Beisetzungsfeier S. 464.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, Bülow über des Königs hohe Kenntnisse und Eigenschaften S. 468.
— betrachtet Bülows Rücktritt als ein Unglück für seine Regierungszeit S. 505.
—, seine Erwiderung auf Bülows Entlassungsgesuch 1845 S. 501.
Friedrich III., deutscher Kaiser und König von Preußen, als Kind 1837 in Tegel S. 378.
— in Rom 1853 im Hause der Frau v. Bülow S. 520.
Fry, Mrs., Eindruck ihrer Persönlichkeit S. 226.

G.

Gastein, Wilhelm v. Humboldts Vorliebe für. S. 273.
Georg IV., König von Großbritannien, schwach und schwankend zwischen Whig- und Torypartei S. 184.
—, seine Erkrankung S. 262, 263.
— sein Tod 1830 S. 266.
—, geringe Trauer um ihn im Volk S. 267.
—, seine Beisetzung S. 274.
Georg, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz als Prinz 1803 in Rom und Albano. Umgang mit ihm S. 39.
—, seine Aeußerung über Frau v. Humboldt S. 62.
Goethe über Frau v. Humboldts Beschreibung der spanischen Bilder S. 63.
— in Heidelberg mit Frau v. Humboldt zusammen S. 85.
Granada, entzückender Anblick von. S. 20.
Gregorovius, Ferdinand, über Wilhelm v. Humboldt S. 349.

H.

Handelsvertrag und Schifffahrtskonvention zwischen dem Zollverein und England S. 472.
Hatfield, eins der schönsten Landgüter Englands, Beschreibung von. S. 264.

Holländisch-belgische Konferenzen S. 297.
—, Bülow über diese Angelegenheit S. 389, 413.
—, sein Tagebuch hierüber S. 425.
Holland-House, die Gesellschaft in. S. 454.
Humboldt, Alexander v., 1805 bei seinem Bruder in Rom S. 54.
— — begleitet Bülow nach London S. 189.
— —, ein Hauptanziehungspunkt in Tegel S. 192.
— —, Vorlesungen in Berlin S. 195.
— —, seine Rückkehr aus Paris 1839 S. 431.
— — bringt die Todesnachricht des Königs Friedrich Wilhelm III. nach Tegel S. 463.
— — in Frankfurt zum Besuch bei Bülows S. 490
— —, seine Frische und Geistesfülle S. 490.
— —, sein Briefchen an das neuvermählte Paar 1842 S. 493.
— — mit Raoul Rochette in Tegel, um die Torsen zu zeigen S. 495.
— — eilt seiner Nichte nach Frankfurt a. M. zu Hülfe S. 500.
— — bringt dem kranken Bülow Erheiterung und Zerstreuung S. 502.
— — im Familienkreise S. 529.
— —, seine Erkrankung 1857 S. 529.
— —, sein letzter Geburtstag in Tegel S. 530.
— —, sein Tod S. 531.
— —, seine Bestattung S. 531.
— —, über den Ruf Berlins im Ausland S. 211.
— —, über den Umgang mit Kindern S. 211.
— —, die Liebenswürdigkeit seines Charakters S. 342.
— —, ein Brief von ihm S. 342.
— — über seinen Bruder Wilhelm S. 350.
— —, seine Theilnahme an den Leiden und Freuden der Kinder S. 498.
— —, sein Schmerz über die vielen Todesfälle in seiner Familie S. 528.
—, Caroline v., ihre Persönlichkeit S. 32, 33 bis 61.
— —, Aeußerungen Wilhelm v. Humboldts über sie. S. 62, 282.
— —, ihre Wirkung auf Wilhelm v. Humboldt S. 299.
— — über das Weltgericht, das 1814 gehalten wird S. 83.
— —, ihr Tod S. 231.
—, Wilhelm v., seine Heirath S. 1.
— — in Frankreich und Spanien 1797 bis 1801 S. 2 bis 25.
— — über die Möglichkeit seines Wiedereintritts in den Staatsdienst S. 17.
— — studirt die baskische Sprache in den Pyrenäen S. 25.
— — zum Gesandten in Rom ernannt S. 27.
— — in Rom seiner Selbstbildung lebend S. 33.
— —, seine finanzielle Lage 1806 S. 60.
— — verläßt Rom unter französischer Herrschaft 1808 S. 61.
— —, schwankende dienstliche Verhältnisse 1809 und 1810 S. 69.
— —, Ernennung zum Minister und Gesandten in Wien 1810 S. 70.
— —, seine diplomatische Aufgabe in Wien S. 73.
— — in den Jahren 1812, 1813 S. 80.
— —, aus Wien abberufen, auf dem Kongreß in Paris S. 84.

Humboldt, Wilhelm v., zum Gesandten in London ernannt 1816 S. 111.
— — verläßt den Londoner Gesandtenposten 1818 S. 157.
— —, durch Hardenberg von Berlin ferngehalten S. 167.
— — erhält seinen Abschied 1819 S. 171.
— —, seine liebenswürdige Heiterkeit noch gesteigert S. 174.
— — versenkt sich mit Ampère in die Grammatik der Südseesprachen S. 206.
— —, Entschluß, ganz in Tegel zu bleiben S. 238.
— —, seine zunehmende körperliche Schwäche S. 300.
— —, seine Erkrankung S. 346.
— —, seine letzten Tage S. 347 bis 349.
— —, sein Tod S. 349.
— —, letztwillige Verfügungen S. 352.
—, Aufstellung seiner Büste im Museum S. 370.
—, seine Demuth und Bescheidenheit S. 113.
— —, die belebende Art seines Gesprächs S. 210.
— — fern von Ehrgeiz S. 283.
— —, seine Abneigung gegen Gesellschaft S. 244, 246.
— — über die Selbsttäuschung der Menschen in Glück und Freude S. 215.
— —, seine Auffassung des ehelichen Glückes S. 248.
— — über das Antlitz seiner Frau S. 251.
— — über die Briefe seiner Frau S. 282.
— — über den Tod seiner Frau S. 233, 234.
— — über den Tod seines Sohnes an Schiller S. 485.
— —, Gedanken über den Tod und das Wiedersehen S. 298.
— — über die Empfindungen an den Gräbern der Geliebten S. 241, 245, 249, 302, 308.
— —, die Wehmuth ihm ein süßes, stillbeglückendes Gefühl S. 240, 263.
— —, seine Neigung, Erinnerungen nachzuhängen S. 245, 281.
— —, das Alter auch wohlthätig und beglückend S. 306, 344.
— —, Lebensansicht S. 307, 308.
— — über das innere Leben der Frauen S. 299.
— — über den Genuß des Landlebens S. 333.
— — über deutsches Wesen und fremde Erziehung S. 227.
— — über die Wirkung des Wahren und Schönen auf gleichgestimmte Seelen S. 290.
— — über seine Rezension von Goethes italienischer Reise S. 283.
— —, seine Vorliebe für Töchter S. 280.
— —, Verkehr mit den Enkeln S. 327.
— —, Urtheil über das geistige Leben in Spanien 1799 S. 14.
— — über die Umwälzung in Paris am 9. und 10. November 1799 S. 15.
— — über die bewegte Zeit 1830 S. 280.
— — über Georg IV. S. 281.
— — über Bülows dienstliche Verhältnisse 1834 S. 338, 339.
— — über seine Geschäfte im Staatsrath 1830 S. 282.
— — über die Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens S. 283.
Humboldt-Denkmäler. Die Enthüllung am 28. Mai 1883 S. 554.

J.

Ischia-Insel, Beschreibung S. 138.
— Leben dort in Einsamkeit S. 139.

K.

Karlsbad, großer Bekanntenkreis in. S. 100.
Körner, Theodor, sein Verkehr im Humboldtschen Hause in Wien S. 74.
— —, sein erster dramatischer Versuch S. 75.
— —, sein Sonett über das Schicksche Bild S. 66.
— —, sein Heldentod S. 82.
Kriegsnachrichten 1870 S. 543.
Kunst, Frau v. Humboldts Verständniß für die. S. 150.
—, Frau v. Humboldt über. S. 207, 210.
—, die Annäherung an das Höchste S. 149.

L.

Lawrence, sein Portrait Wilhelm v. Humboldts S. 223, 225.
Leopold, Prinz von Sachsen-Koburg, verzichtet auf den griechischen Thron S. 263.
— zum König der Belgier erwählt S. 296.
Liebe, ihr göttlicher Ursprung, ihr ewiges Gesetz S. 221, 226, 230.
London, häusliche Einrichtung in. S. 190.
—, Nebel in. S. 162.
—, erster Eindruck der Gesellschaft von. S. 200.
—, Humboldts dort gefeiert S. 200.
—, Theater in. S. 218.
—, seine Umgebung ein Bild der Wohlhabenheit S. 261, 264.
—, die Drawingrooms in. S. 293.
—, Etikettestreitigkeiten in, 1840 S. 454.
Ludwig I., König von Bayern, als Kronprinz in Rom bei Frau v. Humboldt S. 152.
— trifft Bülows in Brückenau 1845 S. 499.
Luise, Prinzeß von Preußen, ihre Vermählung mit dem Großherzog von Baden S. 525.
Lund, Urtheil über. S. 146
—, Zusammentreffen mit, in Köln 1819 S. 169.

M.

Madrid, häusliche Einrichtung in. S. 10.
—, Eindruck der Stadt S. 10, 11.
Meer, sein Einfluß auf das Gemüth S. 216.

N.

Napoleon I. über einen mecklenburgischen Edelmann S. 101.
—, sein Wiedererscheinen 1815 S. 87.
Neapel, Schönheit von. Vergleich mit Rom S. 68.

O.

Oranien, Prinz von, Urtheil über sein Vorgehen im Anfang der belgischen Revolution S. 434.
Ottmachau, Ankauf von. S. 125.
—, zwei neue Häuslichkeiten gegründet in, 1851 S. 517.
—, die beiden Großmütter in, 1880 S. 551.
Overbeck, Urtheil über seine Kunstwerke S. 147, 150.

P.

Palmerston abermals Minister des Auswärtigen 1835 S. 352.
—, wegen Einmischung in die spanische Angelegenheit angegriffen S. 371.
—, seine politische Stellung 1837 nach Bülows Ansicht S. 372.
—, seine Anmaßung S. 413.
— in den holländisch-belgischen Konferenzen S. 423, 424.
Papst Pius VII., Begegnung der Kinder und Unterhaltung mit. S. 51, 52.
—, ein Gefangener in Rom S. 61.
—, nach Frankreich fortgeführt S. 66.
Paris 1797 S. 2.
—, die italienischen Kunstschätze in. S. 2, 23.
—, das Humboldtsche Haus Mittelpunkt der Gesellschaft in. S. 2, 25.
—, Humboldts 1828 noch einmal in. S. 197.
Parlament, Krisis im englischen, 1835 S. 352.
—, englisches, abermalige Krisis 1837, bevorstehende Auflösung S. 372.
—, seine Prorogation durch König Wilhelm IV. S. 276.
—, feierlicher Schluß der Sitzungen des, durch die junge Königin Viktoria 1837 S. 385.
Pedro, Dom, Kaiser von Brasilien, als gefallene Größe in London 1831 S. 295.
Peel, Haupt der Torypartei, scheidet aus dem Kabinet aus S. 184.
Perugia, Eindruck, den die Stadt macht S. 156.
Portugal, Donna Maria da Gloria, Königin von, giebt Audienzen S. 218. Ihre Erscheinung S. 219.
Potsdam, angenehme Geselligkeit in. S. 510, 516.
Preußen, des größten Opfers werth S. 81.
Pyrenäen, Reisen in den, 1799 S. 4, 6.

R.

Raffaels Violinspieler im Palast Sciarra S. 148.
— Grablegung, Frau v. Humboldts Begeisterung für dies Bild S. 151.
Rauch, seine Geburtstagsfeier bei Frau v. Humboldt, ihr Urtheil über ihr seine Dankbarkeit S. 67.
—, seine Psyche S. 67. Seine Freude daran im Alter S. 68.
— reist mit Frau v. H. nach Neapel S. 68.
—, seine immer fortschreitende innere Entwickelung S. 87.
— wieder in Rom S. 153.

Rauch zur Taufe in Tegel 1838 S. 405.
— auch in Tagen des Schmerzes ein treuer Freund S. 480, 502.
— zu Alexander v. Humboldts achtundachtzigstem Geburtstag in Tegel S. 529.
—, sein Tod 1857 S. 529.
Rom, erste Reise nach, 1802 S. 27, 28.
—, Charakter der Umgegend von. S. 29.
—, erster feierlicher Eindruck von. S. 29.
—, Ankunft der Familie Humboldt in, 1802 S. 30 bis 32.
—, häusliche Einrichtung 1802 in. S. 34, 36.
—, abschreckender Eindruck der schmutzigen Straßen, der zahllosen elenden Bettler S. 35.
—, Theuerung in. S. 35.
—, Geselligkeit in. S. 37, 56.
—, die politische Lage von, zur Zeit von Wilh. v. Humboldts Ankunft 1802 S. 33.
— unter französischer Herrschaft 1808 S. 61.
—, verändertes Leben in, seit der Aufhebung des Kirchenstaats S. 66.
—, Frau v. Humboldt verläßt, 1810 S. 72.
—, Rückkehr nach. S. 132.
—, die wiedergekehrten Kunstschätze neu aufgestellt und geordnet S. 132.
—, Kunstgenuß im Vatikan S. 136.
—, äußere Veränderungen in der Stadt 1817 S. 131.
—, neue Ausgrabungen 1817 S. 145.
—, Urtheil Caroline v. Humboldts über den Zauber der Stadt S. 149.
—, Karneval in. S. 160.
—, letzter schmerzlicher Abschied von. S. 165.
– 1852 S. 521.

S.

Schadow, Wilhelm, Maler, portraitirt Gabriele S. 137.
—, Urtheil über ihn S. 147.
Schick, Gottlieb, Maler, malt die beiden Töchter Humboldts S. 65.
Schnorr, Maler, zeichnet sich in Rom aus S. 150.
Segovia, Aquädukt in. S. 11.
Spanischer Reisewagen S. 7.
Spanische Wirthshäuser S. 7.
Spanische Sprache, ihre Erlernung S. 19.
Spanische Hofetikette S. 9, 13, 158.
Staël, Frau v., Urtheil über. S. 56.
— Besuch bei. S. 85.
Straßburg, Poesie in der Architektur des Münsters S. 207.

T.

Talleyrand, eine abstoßende Erscheinung S. 301.
Tegel, ländliche Einsamkeit dort S. 170.
—, Bau des Schlosses S. 184.

Tegel, hoher Besuch in. S. 193.
—, das Monument in. S. 239, 249, 257.
—, eine Zeit des Glanzes für, 1843 S. 494.
— auch in Zeiten tiefen Leids eine Erquickung S. 481.
— in Frau v. Bülows Besitz S. 535.
—, Hochzeiten in. S. 545.
— Frau v. Bülows freies Eigenthum 1871 S. 545.
—, letzter Sommer in, 1886 S. 559.
—, Beerdigung der Frau v. Bülow in, 19. April 1887 S. 561.
Thorwaldsen verglichen mit Canova S. 137.
— auf lichter Höhe S. 147.
—, seine Spes S. 147, 149.
—, seine Spes zum Grabdenkmal für Frau v. Humboldt vollendet 1829 S. 239
—, sein Merkur S. 149.
—, sein Fries: die Geschichte der christlichen Religion S. 149.
— erhält den Auftrag, seinen Alexanderzug in Marmor auszuführen S. 149.
—, Zusammentreffen mit, in Köln 1819 S. 169.

V.

Veit, Philipp, seine Fortschritte in Rom S. 147.
Vesuv, Besteigung des. S. 69, 141 bis 143.
Viktoria, Königin von Großbritannien, ihre Erscheinung als Kind S. 243.
— erhält die Nachricht vom Tode des Königs und ihrer Berufung zum Thron S. 380.
—, ihre Erscheinung im Parlament S. 385.
—, ihre Rede S. 386.
—, ihr Benehmen Bülow gegenüber S. 387.
—, ihre Lektüre S. 412.
—, ihre jugendliche Heiterkeit S. 412.
—, das erste Lever S. 381.
—, noch ein Lever S. 387.
— wünscht Bülows Anwesenheit bei ihrem Besuch in Stolzenfels 1845 S. 498.

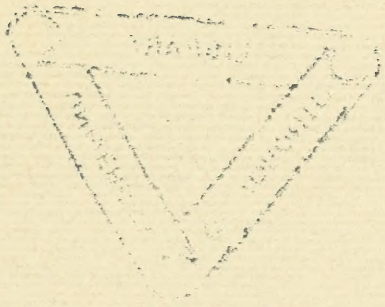
W.

Wach in Rom malt das Leben der heiligen Elisabeth S. 148.
—, seine Zeichnung von Frau v. Humboldt S. 250.
Wellington scheidet aus dem Kabinet aus, als Canning Premierminister wird, nach dessen Tode er selbst an die Spitze eines torystischen Ministeriums tritt 1827 S. 184.
—, sein Aussehen und Wesen S. 222.
Wien, seine politische Lage zur Zeit von W. v. Humboldts Ankunft 1810 S. 73.
— Unterschied des Lebens dort mit dem römischen S. 73.
— das dortige heitere Treiben im Gegensatz zu der großen, ernsten Zeit 1813 und 1814 S. 83.

Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, sein Palais Unter den Linden S. 366.
—, die Ungewißheit über seinen Aufenthalt 1848 S. 513.
—, seine Rückkehr aus England, Empfang in Potsdam S. 514.
—, seine Thronbesteigung S. 535.
— beim Einzug der Truppen 1866 S. 539.
— bei der Enthüllung der Humboldt-Denkmäler S. 555.
Wilhelm IV., König von Großbritannien, als Herzog von Clarence, ein Fest bei ihm S. 199.
—, Pünktlichkeit in seinem Hause S. 259.
—, seine Thronbesteigung S. 266.
—, sein erstes Auftreten als König S. 277.
—, seine Krönung S. 295.
—, seine Zufriedenheit S. 377.
—, seine Güte Bülow gegenüber S. 383.
—, sein Tod 1837 S. 375.
Windsor, Besuch bei den Majestäten. Eindruck, den das Schloß macht S. 311.
—, Bülow bei der jungen Königin in. S. 411.
Wolzogen, Caroline v., Wilhelm v. Humboldts Vergleich zwischen ihr und Caroline v. Humboldt S. 62, 289.
— — in Rudolstadt S. 86.
— —, eine Freundin aus Kinderzeiten S. 146.
— —, Wilhelm v. Humboldts Urtheil über ihr „Leben Schillers" S. 289.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

LIBRARY
29
SEP
1976
UNIVERSITY
OF TORONTO



PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
422
B8
1911

Bulow, Gabriele
Gabriele von Bulow